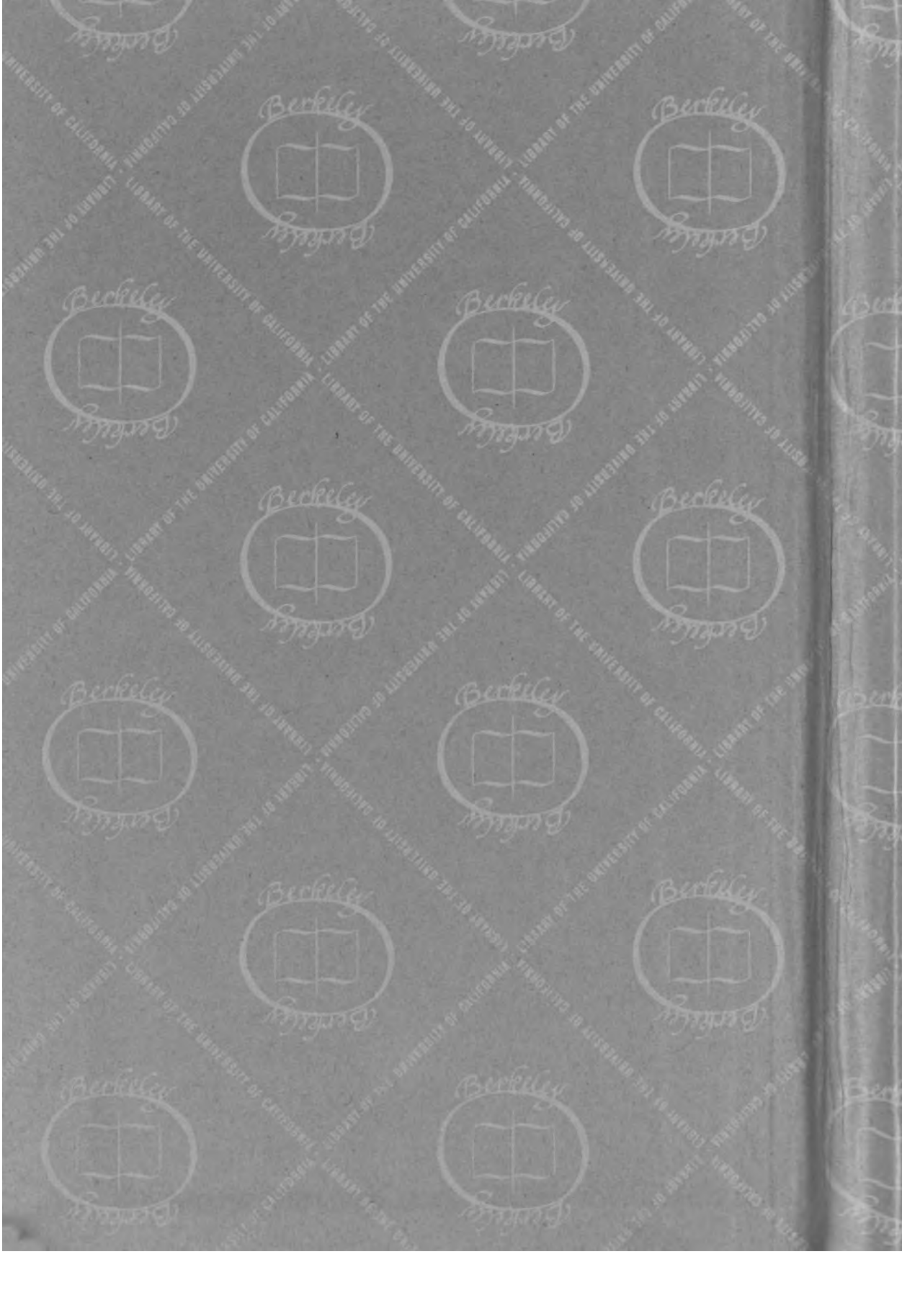
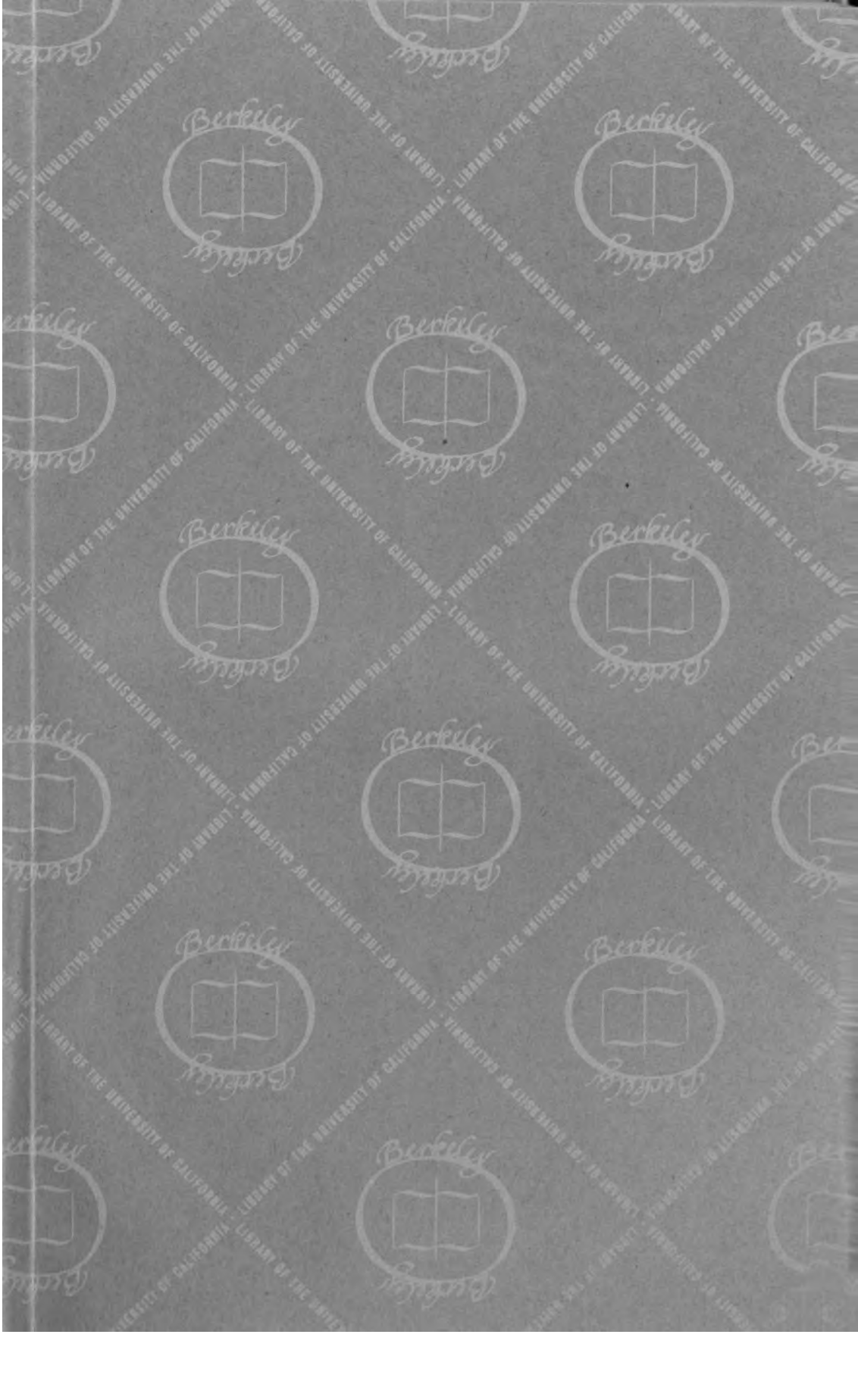

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Deutſches Volkstum

Monatsſchrift für das deutſche Geiſtesleben

Herausgeber:
Dr. Wilhelm Stapel
und
Albrecht Erich Günther

1926

Erſter Band

Hanſeatiſche Verlagsanſtalt, Hamburg

Inhaltsverzeichnis

Große Aufsätze

	Seite
*** Die innere Entwicklung des Deutschtums in Westpolen	169
*** Briefe aus Berlin nach Oesterreich. 3. In partibus infidelium	14
— 4. Konservative Lebensführung	174
Bieder, Theobald, Neuere Werke über Friedrich Hebbel	357
Brock, Erich, Neuwerk	180
Boeck, Christian, Timm Kröger	447
Bry, Dr. Karl Christian, Scherzezadde oder Courths-Mahler? Schlechte und gute Filme	27
Cordes, Dr. J. G., Rückläufige Mission	254
Dittrich, Dr. Heinrich, Tschechische Kulturpropaganda	348
Golz, Dr. Bruno, Sankt Grobian	124
Grunewald, Dr. Maria, Konrad Witz	32
Günther, Albrecht Erich, Freiheit der Kunst und des Geistes	8
— Christian Morgensterns philosophischer Humor	91
— Unfreiwilliger Humor	130
— Feuer, Blut und Geist	335
— Ressentiment	416
Günther, Prof. Dr. Rudolf, Auguste Supper	40
Haarmann, Paul, Karl Barth	263
Harnack, Prof. D. Dr., Unsere Stellung zur Republik (Aussprache)	249
Heyden, Franz, Schöpfung und Gestaltung in deutscher Lyrik. 14. Theodor Storms „Gesegnete Mahlzeit"	107
— Volksmärchendichtung und Raabedichtung	186
Heymann, Egon, Stinnes	20
Kalkschmidt, Eugen, Um Deutschlands Ehre	329
Kapp, Prof. Dr. Wilhelm, Die Volkstumbewegung im Elsaß und die Kirchen	425
Kayser, Dr. Walther, Berufsstand und Staat	420
Kolbenheyer, Dr. Erwin Guido, Literarische Kolportage	267
Kuntze, Dr. Friedrich, „Weiberlogik"	115
Meißner, Karl, Wilhelm Kreis	197
Paulsen, Elsa, Neue Schule	271
Paulsen, Rudolf, Novalis	282
Rohden, Dr. Peter Richard, Die sprachlose Kunst	432
Schreyer, Dr. Lothar, Die Wundermittel des Paul Scheerbart	104
— Franz Marc und der Expressionismus	277
Schwarz, Hans, Moeller van den Bruck	205
Stapel, Dr. Wilhelm, Wider den Primat der Arbeit	1
— Vom humoristischen Herrn Wolfram von Eschenbach	98
— Unsere Stellung zur Republik (Aussprache)	249
— Vom Sinn und Unsinn des Wählens	340
— Riehls Pentekontateuch	365
— Die beiden Perversionen des gegenwärtigen Zeitalters	409
Unger, Dr. Hermann, Max Reger	37
— Heitere Musik	101
— Die deutsche Musik als Kulturmacht	195
— August von Othegraven und sein Werk	289
— Das Führerproblem in der Musik	353
— Karl Maria von Weber, ein deutscher Musiker	444

Erlesenes

	Seite
Aus der Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg	463
Gutmann, D. Bruno, Aus seinen Schriften	299
Kröger, Timm, Vom lieben Gott	452
Moeller van den Bruck, Aus seinen Werken	211
Morgenstern, Christian, Aus seinen Gedichten	141
Novalis, Aus seinen Werken	294
Riehl, W. H., Aus den „Geschichten und Novellen"	371
Scheerbart, Paul, Aus dem Nilpferdroman „Immer mutig!"	142
Seelig, Carl, Aus den „Nachtgeschichten"	146
Sohnrey, Heinrich, Aus den „Düwels"	380
Supper, Auguste, Aus dem „hölzernen Schifflein"	51
Unfreiwilliger Humor: Aus Friederike Kempners „Gedichten" und aus Franzisci Burmanni „Auslegung und heylsamer Betrachtung"	136
Wolff, Johanna, Aus ihren Gedichten und Erzählungen	458

Kleine Beiträge

	Seite
*** Der Zauberspiegel	149
Braun, Dr. Harald, Literarische Revuesion	152
— Der Ameisen-Vampir	227
Braungart, Richard, Maina Heyck-Jensen	395
Claudius, Hermann, Hans Grimm	70
Dähnhardt, Dr. Heinz, Panzerkreuzer Potemkin	473
Günther, Albrecht Erich, Gesinnungsliteratur	67
— Karl Arnold	158
— Kritik an der Führung im Weltkriege	221
— Waffen	469
— Meuterer	474

AP30
M57
1926:1-6

Seite

Haugartner, Werner, Deutsche Kulturautonomie in Estland 63
Kleibömer, Georg, Heinrich Sohnreys Volksstücke 391
Krüger, Hubert, Die bäuerliche Kultur und die Landjugend 390
Kuntze, Dr. Friedrich, Einfühlungs- und Expressionswissenschaft 154
Kutzleb, Hjalmar, Rassenreform 306
Lehmann, Reinhard, Gegen Shaw? . . 73
Papesch, Dr. Joseph, Ein abgekommener Brauch 229
Paulsen, Rudolf, Von der tragischen Dialektik des Lebens 62
— Die dünne Wand 303
Petsch, Prof. Dr. Robert, Jean Pauls Briefe 71
Plachte, Dr. Kurt, Tiefe Worte und flache Auffassungen 220
Ritter, Dr. Karl Bernhard, Gelassenheit 218
— Von der Versuchung 383
— Der Blick der Erwartung 468

Seite

Sack, Friedrich, Friedrich Wilhelm Zachariä 393
Schacht, Dr. Roland, Die Ueberwindung des Uebermenschen 303
Schäffner, Kurt, Zur Wohnungspolitik . 74
Schwaner, Wilhelm, Die Volkserzieherbewegung 313
Stapel, Dr. Wilhelm, Schillings und die Kunstorganisatoren 65
— Von den „barbarischen" Germanen . 224
— Kinderzeitschriften 231
— Zur „Theologie der Krisis" 304
— Zur völkischen Bewegung 387
— Die Jomswikinger 471
— Josua Leander Gampps Landschaften . 476
Strünckmann, Dr. Karl, Die Methode Coué in deutscher Beleuchtung 311
Uhde, Jürgen, Frankreich und Rußland — Frankreich oder Rußland 385
Ullmann, Dr. Hermann, Berliner Kostümfest 151
Unger, Dr. Hermann, Richard Strauß: Intermezzo 332

Der Beobachter

Seite

Katzelmacher als gran signore. Das Staatskino (G.) Kerr als Kunstfaschist. Was für Pflichten die deutsche Republik hat. Fritzi Massary, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und Nelly Neppach. Die Wörter „Seele" und „Geist" 76
Literarische Völkerversöhnungskonjunktur. Alkoholische Christenpflicht. Annemie Lehmanns Brief an den lieben Onkel Kästner. Ein Brief Wilhelm Raabes an seinen Denkmals-Ausschuß. Edelquatsch 5. Wo bleibt Wolfgang Heine? Anträge der Fraktion Eulenspiegel . 159
Vom Monte Pincio und Gaurisankar. Franzosen in Berlin (Johannes Quabe). Anstandslehre für Stockholmgänger. Der Beste wurde nicht geopfert. Wer macht Kunstgeschichte? (K.). Zwischenrufe 2. 3. Aufruhr im Schriftstellereibetrieb 235

Seite

Arbeitslosigkeit. Treulose Wirtschaft (T.). „Karfreitags-Skandal". Kerr grimmt Grimm. Eine irrtümliche Todesanzeige. Literarisches Eigentum ist literarischer Diebstahl. Deutsche Diplom-Politiker. Parlamentum locutum — causa finita? 235
Wilhelm Raabe über den Parlamentarismus. Fürstenabfindung — Fürstenenteignung. Zwischenrufe 4. (G.). Volkssittenschutz. Edelquatsch 6. Aus der Praxis höherer Welten. Fest steht und treu die Wacht um das Theater. „Zusammenschluß". 397
Reifende Frucht. Muttermilch auf kaufmännischer Grundlage. Reklamesprache (G.). Aufrufsprache. „Ein Ehrenmal dem Judentum auf der Gesolei." Auch etwas für die Gesolei. Wie sie hassen. Eine neue Deimlingiade. Goethe und Rembrandt als Schanddeckel. Nachdenkliche Fragen 482

Neue Bücher

Seite

Arndt, E. M., Sein Vermächtnis an uns (Gerstenberg) 79
Bärenreiter-Jahrbuch 1925 84
Brandt, Otto, Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein 81
— Geschichte Schleswig-Holsteins . . . 483
Brauweiler, Heinz, Berufsstand und Staat 240
Brinckman, John, Vagel Grip 82
Brunnen, Der 84
Claudius, Hermann, Stummel 403
Deutsche Vergangenheit (Joh. Bühler) . . . 241
Deutsche Volkheit (Gumbel, Bauernschwänke. Wortelmann, Landsknechtschwänke) . . . 164
Eucken, Rudolf, Ethik als Grundlage des staatsbürgerlichen Lebens 326
Ev.-soz. Kongreß. Verhandlungen 1924. 1925 322
Fränkischer Heimatkalender 1926 326
Gutmann, Bruno, Das Recht der Dschagga 320
Hartmann, Julius, Was alte Leute vom Alter sagen 483
Hartung, Ernst, Jean Paul 484
Hebel, Joh. Peter, Schelmen-, Scherz- und Judengeschichten 163
Herold, Dr. Eduard, Jean Paul im Spiegel seiner Heimat 484

Seite

Hoffmann, Paul Th., Das Göttliche . . 486
Houben, H. H., Verbotene Literatur . . 325
Jansen, Albr. u. Joh. Schräpel, Niederdeutsches Balladenbuch 243
Köhler, Rudolf, Kritik der Theologie der Krisis 321
Krüger, Felix, Zur Entwicklungspsychologie des Rechts 320
Kück, Eduard, u. Heinrich Sohnrey, Feste u. Spiele des deutschen Landvolkes . . . 242
Lambach, Walther, Die Herrschaft der Fünfhundert 240
Lettland, Jahrbuch des Deutschtums in, 1926 323
Lienhard, Friedrich, Unter dem Rosenkreuz 324
Lorentzen, Theodor, Schleswig-Holstein im Mittelalter 80
Marx, Heinz, Klasse und Partei in der modernen Demokratie 402
Meißner, Carl, Wilhelm Kreis 240
Michel, Ein Zeitweiser 84
Müller-Partenkirchen, Fritz, Kramer u. Friemann 164
Müller, Josef, Jean Paul, Auswahl . . 484
Niedersachsenbuch 1926 323
Panzer, Friedrich, Italienische Normannen in deutscher Heldensage 323

	Seite
v. d. Pfordten, Th., Die Tragik des Idealismus	326
Reinecke, Wilhelm, und Arthur Illies, Das Rathaus zu Lüneburg	82
Ritter, Karl Bernhard, Der Psalter	323
v. Rochow, Friedrich Eberhard, Der Kinderfreund	485
Schäfer, Heinrich, und Walter Andrä, Die Kunst des alten Orients	79
Schaubuch berühmter Zeitgenossen	324
Schellberg, Wilhelm, Joseph von Görres	242
Schmidt-Kugelbach, Heinrich, Der Sonntag	404
Schneebeli, William, Denkzeichnen	325
Schwarz, Hans, Heroisches Vorspiel	239
Seelig, Carl, Nachtgeschichten	163
Seidenfaden, Theodor, Das rheinische Narrenschiff	164
Skandinavien (Wasmuth)	322
Stolzenburg, A. T., Anthroposophie u. Christentum	405
Strauch, Max, Die Theologie Karl Barths	321
Truhe, Die vierte	323
Ulfers, S., Ostloorn. Harro Walter	404
Volk unter Völkern	408
Walter, Otto, Pommerscher Humor	164
Weigert, Joseph, Religiöse Volkskunde	404
Wolff, Johanna, Der liebe Gott auf Urlaub	482

Zwiesprache

Seite 85, 165, 243, 326, 405, 486.

Stimmen der Meister

	Seite
Kröger, Timm, Häuser und Landschaften	488
Moeller van den Bruck, Arthur, Konservatismus	248
Novalis, Das Volk. Die Unschuld	328
Raabe, Wilhelm, Aus „Pfisters Mühle“	167
Reger, Max, Aussprüche	88
Riehl, Wilhelm Heinrich, Sprüche	408

Bilderbeilagen

	Heft
Arnold, Karl, Karikaturen: Weh dir, daß du ein Mensch bist. Vorstand der Narrhalla. Parlamentarier. Stabilisierung der Seele. Literatur. Kommunalpolitik. Parlamentsreden durch Radio	2
Gampp, Josua Leander, Drei Schwarzwaldlandschaften: Morgen überm Rheintal (farbig). Nach dem Regen. Schwarzwaldberge	6
Heyd-Jensen, Maina, Der Säemann. Am Morgen. Hirt und Herde. Edith	5
Kreis, Wilhelm, Architekturen: Bismarckturm in Zehdenick. Kohlenkoksturm der Zeche Hannibal. Das Deutsche Museum in Halle. Das Marx-Hochhaus in Düsseldorf	3
Marc, Franz, Der Turm der blauen Pferde. Der Mandrill. Zwei Handzeichnungen	4
Witz, Konrad, Der Verkündigungsengel. Christophorus. Maria mit dem Kinde, dem Stifter und Petrus. Die Befreiung Petri	1

Notenbeilagen

	Heft
Bach, Philipp Emanuel, Minuetto I. II. (Klavier)	3
v. Bartels, Wolfgang, Auf der Linde obenauf. (Singst. u. Kl.)	3
Gofferje, Karl, Musette, Sarabande, Menuett. (Laute.)	5
Haas, Joseph, Gespenster (Klavier)	1
v. Othegraven, August, Heidenröslein (Chor)	4
Ramrath, Konrad, Tanzlied (Singst. u. Klavier)	2
Reger, Max, Gottes Segen (Singst. u. Klavier)	1
v. Weber, Carl Maria, Guitarrelieder	6

Aus dem Deutſchen Volkstum

Konrad Witz, Verkündigungsengel

Deutsches Volkstum

1. Heft **Eine Monatsschrift** 1926

Wider den Primat der Arbeit.

1.

Die treibende Kraft im Getriebe der Wirtschaft ist zweifellos die menschliche Arbeit, sie schafft die wirtschaftlichen Werte. Für einen historischen Materialisten, der die ganze Weltgeschichte nur als einen gigantischen Produktionsprozeß ansieht, welchem der Geist entdünstet wie der Rauch dem Schornstein, ist folgerichtig die Arbeit schlechthin *die* Aufgabe des Menschenlebens. Der Mensch wird von der Natur lediglich zu dem Zwecke produziert, daß er arbeitet (und sich für die Arbeit erholt). Darum: wer nicht arbeitet, fällt aus dem Sinn der Weltgeschichte heraus als Schmarotzer, Drohne und Ausbeuter. Er sollte eigentlich auch nicht essen dürfen.

Ist die Arbeit der Sinn der Weltgeschichte, so darf der Arbeiter sich als die Quelle aller Weltgeschichte fühlen und mit Stolz und Nachdruck sagen: Wir! Was aber bleibt vor diesem ausschließenden Stolz jenen Menschen übrig, die *nicht* arbeiten? Kinder, Kranke und Greise können ihre Würde immerhin durch plausible Gründe behaupten (wenn es auch den letzteren nicht ganz leicht wird, die Ueberflüssigkeit und Sinnlosigkeit ihrer Existenz zu beschönigen). Wie aber soll man es mit den ausgewachsenen und gesunden Exemplaren der Gattung halten, die nicht arbeiten? Zum Beispiel mit Leuten, die bloß an Königshöfen herumbummeln und gelegentlich Verse machen wie weiland Homer? Wie Herr Wolfram von Eschenbach, wie Torquato Tasso? Oder mit Leuten, die auf der Agora von Athen den Bürger Sandalenmacher mit allerlei wirtschaftlich unwesentlichen Fragen aufhalten oder bei Gastmählern mit vornehmen Jünglingen überflüssige Gespräche führen wie weiland Sokrates? Ausgebeutet haben diese Menschen ja schließlich niemanden, da sie keine Schätze auf Erden gesammelt haben. Obgleich sie aber bei weitem nicht so viel gearbeitet haben wie die Dienstmagd, die den Fußboden im Megaron Seiner Majestät des Basileus Agamemnon fegte, oder wie der Allantopoles, der auf der besagten Agora täglich acht Stunden lang mit heiserer Stimme seine Würstchen feilbot, so haben sie doch unleugbar in der Weltgeschichte mehr bedeutet als diese beiden nützlichen und arbeitsamen Glieder der menschlichen Gesellschaft. Wie sollen sie bestehen, wenn die Würde des Menschen nach der *Arbeit* zu bemessen ist?

Oh, die Leute, die sich um die Arbeit drücken, sind nie um eine Ausrede verlegen. Sie sagen einfach: sie seien *auch* Arbeiter, aber: *geistige*. Das „Geistige" kann man nicht sehen und messen, da sind sie schön heraus. Aber was soll man machen? Die sozialdemokratischen Gewerkschafts-

sekretäre können schließlich doch nicht die Professoren und Künstler aus der Welt schaffen, auch wenn diese Menschen nicht acht Stunden arbeiten. Da ist es immerhin eine bequeme und praktische Auskunft, dem Volke zu sagen: das seien keine Schmarotzer, sondern „geistige Arbeiter". Sie arbeiten zwar nicht sonderlich viel mit den Händen, aber mit dem Kopfe schuften sie doch auch mindestens ihre acht Stunden täglich ab. Was hat Homer geistig mauern und betoniern müssen, als er seine Ilias arbeitete! Und wieviel Stunden geistiger Schusterarbeit hat Goethe gebraucht, um die „Iphigenie" zu produzieren, von der das Volk nun den Vorteil hat, daß sie von der Freien Volksbühne zu kleinen Preisen aufgeführt werden kann.

Es gibt keinen Begriff, der für den Geist unsres Zeitalters charakteristischer wäre als der des „geistigen Arbeiters". Er ist so charakteristisch, daß man ihn, welchem deutschen Stamm man auch angehören mag, nur in einer einzigen Mundart aussprechen kann: in der Berliner: „Jeistijer Abeeter". Würde man ihn schwäbisch aussprechen: „Er ischt e gheiischtiger Arbeidr", so hätte das eine ganz andre Bedeutung, es wäre ein humoristischer, ironischer Ausdruck. Und vollends: ins Plattdeutsche kann man das Wort überhaupt nicht übersetzen. Der „geistige Arbeiter" ist eine Berliner Pflanze, die nicht verpflanzbar ist. Höchstens ins Rotsächsische.

Wir haben es uns nun zur Aufgabe gemacht, darzulegen, warum die Bezeichnung „geistiger Arbeiter" nicht anders ausgesprochen werden kann, darf und soll als „jeistijer Abeeter". Haben wir das begriffen, so haben wir den Geist der Zeit begriffen.

2.

Immanuel Kant pflegte täglich seinen Spaziergang auf dem Philosophendamm zu machen, bis zur Feste Friedrichsburg und zurück. Auf diesen Spaziergängen hat er die Hauptgedanken der „Kritik der reinen Vernunft" konzipiert. Frage: Waren die Spaziergänge Immanuel Kants eine Arbeit oder eine Faullenzerei? Wäre Kant noch fleißiger gewesen, als er war, hätte er sich die Spaziergänge nicht gegönnt, sondern immerfort Vorlesungen gehalten, Privatunterricht gegeben und ähnliche nach Stunden meßbare Arbeit getan, so hätte er den Kopf nicht so frei gehabt, daß ihm die Gedanken der Kritik der reinen Vernunft eingefallen wären. (Womit wir nicht sagen wollen, daß jedem, der sich spazierengehend den Kopf frei hält, Gedanken einfallen.)

Stinnes ist gewiß ein Mann gewesen, der viel „gearbeitet" hat. Aber hat er durch dieses bloße „Arbeiten" seine Unternehmungen aufgebaut? War der Grund nicht vielmehr der, daß er, sei es morgens beim Aufstehen, sei es abends beim Einschlafen oder wann sonst, Einfälle hatte, die andre Leute nicht hatten? Ohne solche „Einfälle" hätte er mit all seiner „Arbeit" nicht mehr geschafft, als andre Leute mit ihrer Arbeit auch zu schaffen pflegen. Ohne eigene Einfälle macht der Mensch nur immer dasselbe, was andre vor und neben ihm auch machen; er tut, was eben getan zu werden pflegt. Erst mit dem „Einfall" springt er aus der Reihe, sondert er sich aus der Masse der Nur-arbeitenden und setzt einen neuen Anfang.

Also: die Arbeit allein schafft nichts als die ewige Wiederholung des Dagewesenen. Erst der Einfall führt zu neuen Werken, Unternehmungen, Fortschritten aller Art. Auch im Wirtschaftsleben ist das erste nicht die Arbeit, sondern der Einfall. Erst muß jemandem etwas eingefallen sein, was gemacht werden kann oder soll, dann geht man „arbeitend" an die Verwirklichung des Einfalls. Durch den Einfall erhält die Arbeit überhaupt erst ihren Sinn und Zweck.

Wie bekommt man Einfälle? Manche Leute haben sie, manche nicht. Man kann es nicht lernen, Einfälle zu haben. Auch die tägliche kleine Dosis „Nährsalz", die laut Zeitungsannonce neuerdings Wunder tut, macht es nicht. Kein Fleiß, kein Kursus, keine Kur hilft. Der „Einfall" ist das schlechthin Inkommensurable des Geistes. Auch mit Hilfe der Autosuggestion à la Coué zwingt man ihn nicht herbei. Wie der Kairos in der Geschichte, so ist der Einfall in der Psyche plötzlich da: Saat des Schicksals. Mag einer zehn Jahre lang die „Hochschule für Politik" mit ausdauerndem Fleiße besuchen, so braucht er deshalb noch keinen einzigen politischen Einfall zu haben. Er lernt nur, was andre politisch gedacht, gewollt und getan haben, und er kann das, genügende Geschicklichkeit vorausgesetzt, alsbald nachmachen. Aber etwas Neues vormachen, diese Kunst erwirbt er auf der Schule nicht. Ebenso „lernt" man nicht bedeutsame Erfindungen zu machen, erfolgreiche Unternehmungen einzuleiten usw. Das „erarbeitet" man nicht, das ist — Begabung.

Menschen, die zwar tüchtig arbeiten können, aber nie einen eigenen Einfall haben, nennt man „nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft". Ein solches Glied zu sein, ist viel, aber keineswegs das Höchste. Erst wenn ein Mensch außerdem auch begabt ist, d. h. wenn er Einfälle hat, ragt er aus der Masse hervor. Seine Leistung ist nun nicht mehr nur reproduktiv, sondern im strengen Sinn des Wortes pro-duktiv (d. i. vorwärts führend). Sein Einfall gibt der Arbeit, unter Umständen der Arbeit von Tausenden und Millionen, Sinn und Zweck.

Wir müssen also unterscheiden zwischen Arbeit und Begabung. Arbeit ist etwas sehr Notwendiges und Ehrsames. Jeder Mensch, der arbeitet, hat in seiner Arbeit seine Würde. Mag es das dümmste Zeug sein, was er arbeitet, sofern er „fleißig" ist, wird man ihm ein gewisses Wohlwollen nicht versagen. Aber die Begabung gibt eine höhere Würde. Denn sie kann von Menschen nicht gemacht werden, sie ist ein Naturwunder, oder, wenn man will, ein Geschenk der Götter. Es ist freilich sehr ungerecht, daß nicht alle Menschen gleichmäßig begabt sind, ja, daß zuweilen sogar Menschen von zweifelhafter Bravheit viel begabter sind als Menschen von unzweifelhafter Bravheit, obwohl diese doch „gerechterweise" in der Lotterie der Einfälle viel eher einen Treffer „verdient" hätten, aber — die Situation ist nun einmal so und kann weder durch Sozialisierung noch durch Demokratisierung abgeändert werden. Man versucht freilich aus demokratischem Trotz gegen das Schicksal den Primat der Begabung vor der Arbeit abzuschaffen, indem man den Wert des Menschen „grundsätzlich" (d. h. gegen die Natur der Dinge) nur nach seiner „Arbeit", also schließlich nach den abgesessenen, abgestandenen und abgelaufenen Stunden mißt; aber die Folge ist immer, daß der ganze

Apparat verödet. Eine solche konsequente Gleichheits-Demokratie würde sehr bald bürokratisch, tyrannisch, muffig und salzlos. Die Natur rächt sich, sobald man ihre heilige „Ungerechtigkeit“ antastet. Sie will es nun einmal, daß Fleiß und Begabung, Arbeit und Einfall zweierlei ist.

3.

Naturvölker „arbeiten“ nicht. Ihr Hüttenbau, ihre Töpferei, ihre Jagd ist nicht Arbeit im Sinne moderner Berufsarbeit. Man bringt die Naturvölker erst auf eine künstliche Weise zum Arbeiten, indem man ihnen entweder *Kulturbedürfnisse* angewöhnt, die sie nur durch Arbeitslohn befriedigen können, oder indem man ihnen auf dem Wege über die *religiösen* Verpflichtungen die Arbeit zur Pflicht macht. Auch kann man immer beobachten, daß gerade naturfrische Menschen sich gegen den Zwang zur regelmäßigen Arbeit auflehnen. Erst dann hört der Mensch auf, die Arbeit als Zwang zu empfinden, wenn die naturhafte Wildheit seines Blutes durch eine Reihe von Generationen gebändigt worden ist, also wenn der Mensch „kultiviert“ ist. Aber auch wenn ihm die Arbeitsamkeit längst „in Fleisch und Blut übergegangen“ ist, wird ihm die Arbeit als solche immer eine Mühsal sein. Auch die „Idealisten der Arbeit“ pflegen befriedigt einen tieferen Atemzug zu tun, wenn es Feierabend schlägt und sie das Fabriktor oder die Kontortür hinter sich lassen können, um in die „Freiheit“ und ins „Leben“ „zurückzukehren“, und sei es auch nur das Leben des Schlafes.

Aber: immer finden sich, sowohl unter den Naturvölkern wie unter den Kulturvölkern, einzelne Menschen, die, ohne daß sie es nötig hätten, mit wildem Eifer arbeiten. Rastlos setzen sie Zeit und Gesundheit an ein Werk. Warum? Weil es *ihr* Werk ist, oder weil sie es als das ihrige empfinden. Wann empfinde ich ein Werk als „meines“? Wenn es aus meinem eigenen Einfall entstanden (oder fortgesetzt), wenn es aus meinem Gedanken und Willen erzeugt ist. Ein solches Werk ist Erfüllung meiner Wünsche und eben darum ist es meine Leidenschaft. Zu diesem Werke glaube ich „um der Sache willen“ andre zwingen zu dürfen. Die Triebfeder dieser „leidenschaftlichen“ Arbeit ist also nicht eigentlich *Arbeitslust*, sondern *Schaffenslust*. Nicht die Arbeit als solche, sondern das schaffende Verwirklichen meiner Idee treibt mich zum Eifer. *Schaffenslust* aber ist nicht etwas, auf das man gleichsam einen moralischen Anspruch erheben kann. Sie stellt sich nicht auf Wunsch oder Befehl ein, sondern sie ist nur da, wo eine Arbeit einem eigenen Einfall entspringt. Wie der Einfall nicht gewollt werden kann, so kann die Schaffenslust nicht moralisch gefordert werden. Sie stellt sich nicht ein, wo ich eine mir innerlich gleichgültige, nur um des Entgeltes willen übernommene Arbeit — *ausführe*.

Damit haben wir den Unterschied zwischen „schaffender“ und „ausführender“ Arbeit gefaßt. Wenn der „Wilde“ seine Hütte baut, so *schafft* er. Wenn er, um seiner Frau das ersehnte Kattunkleid kaufen zu können, sich zum Gummischneiden bequemt oder den Reisekoffer für Massa schleppt, so *arbeitet* er. Wenn ein Gelehrter durch Tage und Nächte eine Idee, die ihm „eingefallen“ ist, in unendlicher Mühe „ver-

folgt", so *schafft* er. Wenn er die mit seiner Professur verbundenen Berufsaufgaben erledigt, so *arbeitet* er. Schaffende Arbeit ist Durchführung eigener Einfälle, ausführende Arbeit ist Durchführung fremder Einfälle. (Man muß die Dinge zunächst auf einfache Formeln bringen, um die Unterschiede, die durch den fälschenden Sprachgebrauch eines agitatorischen Zeitgeistes verwischt sind, wieder sichtbar zu machen. Ich weiß: das Leben ist bunt, und alle Farbe ist Mischung von Licht und Finsternis.)

Aber auch in der schaffenden Arbeit selbst ist bereits ein Doppeltes enthalten: ein schöpferischer Akt sowie eine aus- und durchführende Tätigkeit. Das eigentlich und ursprünglich Schöpferische ist allein der „Einfall". Aber der Einfall allein hat etwas Leeres, Unerfülltes. Es liegt in ihm ein Drängen zur „Verwirklichung". Der Einfall will „wirken". Er ist wie ein Kristallisationspunkt, der eben darum Kristallisationspunkt ist, weil er eine bestimmte Schichtung der Materie „bewirkt". Sobald ich aber einen Einfall, und sei es mein eigenster und geliebtester Einfall, „verwirkliche" und „durchführe", werde ich — sein Sklave. Ich muß die zur Verwirklichung nötigen „Arbeiten" „ausführen". Aus dem schöpferischen Akt trete ich in die Welt der Arbeit über, und alsbald ist Mühsal mein Los. Immer fremd und fremder wird mir der Einfall, je mehr er Wirklichkeit annimmt, denn alle Mühsal kältet und entfremdet. Wie lange und wie weit, das hängt von der Kraft und der Liebe des Schaffenden ab. Zuweilen wird das Werk seinem Urheber eine Last und ein Haß.

Ein eigentümlicher Unterschied zwischen der schöpferischen Tätigkeit (gegen die Wortverbindung „schöpferische Arbeit" wehrt sich das Feingefühl der Sprache) und der ausführenden Arbeit ist dieser: Die Ausführung kann man nach der Zeit, die sie in Anspruch nimmt, messen, den schöpferischen Akt nicht. Der Einfall kann lange im Geiste „gären", er bedarf langer unterbewußter Vorbereitung, aber er ist „plötzlich" im Bewußtsein da. Niemand kann mit der Stoppuhr messen, wie lange Zeit ein Einfall „braucht", um zu entstehen und bewußt zu werden. Wohl aber kann man die Ausführung und Verwirklichung mit der Uhr in der Hand messen. Die innere *Konzeption* des „Faust" läßt sich nicht zeitlich bestimmen, ebensowenig wie das Aufblitzen einer Erfindung oder die Idee zu einem guten Geschäft. Solche Dinge können sich im Traum, in der Halbwachheit vorm Aufstehen, während der Mahlzeit, bei einem Gespräch, auf einem Spaziergang oder wann immer „ereignen". Aber sobald Goethe sich hinsetzt, Feder und Papier nimmt, um die Verse niederzuschreiben, oder sobald Stinnes seinem Sekretär diktiert oder ein Telephongespräch beginnt, beginnt die „Arbeit", deren Dauer man zeitlich abgrenzen kann. Also: die ausführende Arbeit ist meßbar, die schöpferische Tätigkeit ist nicht meßbar. Darum ist auch der Wert des Einfalls unmeßbar, der Wert der Arbeit aber meßbar.

Weil Arbeit nach Stunden meßbar ist, kann sie nach Stunden „bezahlt" (beziffert) werden. Zeitziffer und Geldziffer können in ein Verhältnis gebracht werden. Aber Einfälle, d. i. schöpferische Akte, kann man *nicht* nach Stunden messen, man kann sie also auch nicht in Ziffern fassen und nach Stunden „bezahlen". Arbeit ist bezahlbar. Einfälle sind unbezahlbar. Der Wert des Schöpferischen bestimmt sich nicht nach der

aufgewendeten Zeit, sondern nach — dem Erfolg. Der Einfall bringt etwas ein oder bringt nichts ein. Auf die Bezahlung meiner stundenmäßigen Arbeit habe ich einen moralischen Anspruch, auf den Erfolg meiner Einfälle habe ich keinen moralischen Anspruch. Arbeitslohn ist etwas „Sicheres", die Einträglichkeit eines Einfalls aber ist — ein Risiko. Ausführende Arbeit kann nach einem Tarif bezahlt werden, für schöpferische Tätigkeit gibt es keine Tarife, sie — muß sich selbst bezahlt machen. Das bedeutet: Ausführende Arbeit wird durch Lohn und Gehalt entgolten, schöpferische Tätigkeit aber durch — Gewinn und Verlust. Es wäre höchst unsachlich, einen echten, d. h. schöpferischen Unternehmer auf Lohn und Gehalt setzen zu wollen. Weil er schöpferisch ist, kann er nicht „entlohnt" werden, sondern er kann nur — siegen oder unterliegen. Der schöpferische Geist kämpft für sein Werk, der ausführende Geist arbeitet für ein Werk. An diesem naturhaften Grundunterschied des Schöpferischen und Arbeiterischen müssen alle ausgedachten Theorien scheitern, welche die Tätigkeit des Kämpfenden und die des Arbeitenden mit Hilfe des Begriffes „geistige Arbeit" auf den einen Generalnenner „Arbeit" bringen wollen.

4.

Von jeher war die Sehnsucht nach persönlicher Freiheit eine Sehnsucht nach Freiheit vom Arbeitszwang (nicht von freiwilliger Arbeit). Es war immer ein Kennzeichen des „Herrn", daß er nicht arbeiten mußte, sondern daß die Teilnahme an der ausführenden Arbeit in sein Ermessen gestellt war. Sein Lebenskreis war die Muße, in der man Einfälle haben kann, und der Kampf, den man für seine Ideen zu führen hat. So schieden sich von Urzeit her die Herrensphäre und die Arbeitssphäre. Wer Begabung und Einfälle hatte, suchte zum Herrentum zu kommen, wo es Muße, Freiheit und Kampf gab. Diese Scheidung war naturhaft. Aber es kam eine Zeit, da sich das Verhältnis umzukehren begann. Heut erscheint die Muße als Faulheit und der Kampf als unsittlich; aber die Arbeit, die Arbeit — die ist das Große, Breite und Gewichtige, mit dem man prahlt. Gebt Raum, ihr Herrn, ich bin der „Arbeiter", ich bin das Idol der Zeit!

Man sagt, die „Arbeitsheiligung" stamme von Luther, er habe den Wert der alltäglichen treuen Arbeit als solcher zur Geltung gebracht. Das ist falsch. Für Luther war die Arbeit nur heilig, „sofern man sie tut im Glauben", genau so wie Muße und Kampf für ihn heilig sind, sofern sie „im Glauben stehn". Der Ton liegt nicht auf der Arbeit, sondern auf dem Glauben. Die Anschauung, daß der Wert des Menschen durch seinen Fleiß und seine Arbeit bestimmt werde, ist erst durch den Rationalismus ausgebreitet worden, der wie für alles so auch für die Wertung des Menschenlebens einen Generalnenner suchte. Wie er die Natur lediglich auf Maß und Zahl hin behandelte, und alles Unmeßbare und Unzählbare, also alles, was die Logik nicht fassen und begreifen kann, aus seinem Naturbegriff entfernte, so behandelte er auch das Menschenleben mit Maß und Zahl. Welchen längeren und platteren Maßstab hätte er wählen können als die „Arbeit" (die obendrein sogar „Nutzen stiftete" und zur

„Glückſäligkeit des Menſchengeſchlechtes“ beitrug)! Wahrhaftig, die Arbeit kann man meſſen und zählen, bis zu Taylor und Ford hin. Von dieſer Grundanſchauung aus ſetzte ganz konſequent die Mathematiſierung und Techniſierung des Lebens ein. Nun verſchwand der Unterſchied zwiſchen ſchöpferiſcher Tätigkeit und ausführender Arbeit, und damit ging der Sinn für echtes Herrentum und echtes Arbeitertum verloren. Dabei gab die hiſtoriſche Verhärtung und Ueberſpitzung der naturentſtandenen Unterſchiede, die nicht mehr zur Ergänzung, ſondern zur Gegenſätzlichkeit wurden, den rationaliſtiſchen Denkern einen gewiſſen leidenſchaftlichen und heroiſchen Schwung: für die Gerechtigkeit gegen die Tyrannen! Jetzt adelte nicht mehr die Begabung, ſondern durch alle aufgeklärten Schulleſebücher triefte der Satz ins Volk: Arbeit adelt. Aber: Arbeit adelt nicht, Arbeit verbürgert.

Der Schlachtruf „In tyrannos!“, in den einſt Schiller und Fichte einſtimmten, iſt längſt verklungen. Der Volksherrenzeit der Gotik, der fürſtlichen Herrenzeit des Barock iſt unter der Macht des Rationalismus das bürgerliche Zeitalter der Arbeit gefolgt. Wenn man heute den Wert eines Dinges rühmen will, ſo ſpricht man nicht von Heiligkeit oder Ruhm und Herrlichkeit, ſondern man hebt hervor, wieviel „Arbeit“ darin ſtecke. Bis zur Groteske hat ſich die Arbeitsvergötzung ausgewachſen: als man im Weltkrieg das Wort „Kriegsarbeit“ prägte. Das Gefühl dafür, daß ein Krieg um die Freiheit und das Herrentum einer Nation geführt wird, verloſch, der Krieg wurde zur — Erledigung eines Arbeitspenſums.

In unſerm Zeitalter hat die Arbeit durch ihre Maſſenwucht faſt überall die Begabung unter ſich gedrückt. Der „Sieg der Organiſation und der Technik“ bezeugen es. Die Menſchen mit „Einfällen“ ſind nur dazu da, daß ſie den Maſchinen „Arbeit liefern“ und daß ſie den Organiſationen, Geſchäften, Parteien uſw. die zum Betrieb nun einmal *auch* nötigen „Ideen“, beſſer ausgedrückt: „Tips“ geben. Irgendwie muß man die Lieferanten von Einfällen, Ideen und Tips rubrizieren, denn die dritte Spalte im Formular („Beruf“) kann nicht wohl leer bleiben; alſo hat man den ſchönen Namen „geiſtige Arbeiter“ für ſie erfunden. Sie tragen ihn *verdientermaßen*, denn die „geiſtigen Proletarier“ der laufenden Generationen, die der guten Einfälle, der Kampfkraft und der Luſt des Riſikos ermangeln, haben dieſen Titel mit Reſpekt in Empfang genommen. (Sie ſind ſich ſogar bedeutend und zeitgemäß vorgekommen, als ſie „Gewerkſchaften geiſtiger Arbeiter“ auftaten!) Politik iſt zur braven bürgerlichen Arbeit geworden, Dichten iſt Arbeit, Komponieren iſt Arbeit, ſchauſpieleriſche Darſtellung iſt Arbeit, Erziehung iſt Arbeit, Seelſorge iſt Arbeit, Verkündigung des Reiches Gottes iſt Arbeit, Prophetie und Reformatorentum iſt Arbeit. Das Ganze iſt nichts weiter als „Abeet“. Piefke, die Setzmaſchine iſt gerade frei, ſchreiben Sie doch mal 'n Buch, aber eins, das geht, und 'n biſſel fix! Donnerwetter, jetzt brauchen wir aber wirklich ein Kaſſenſtück — Mirandaccio, knobeln Sie mal raſch ein wirkungsvolles Luſtſpiel aus! Für den nächſten Wahlkampf brauchen wir eine zugkräftige Plattform — Iſidor, ſehn Sie mal zu, daß Sie raſch ein wirkungsvolles Schlagwort erfinden! Die deutſche Kultur iſt in Gefahr — da müſſen wir eine Organiſation gründen, um ſie „durch gemeinſame Arbeit wieder zur Blüte zu bringen“!

Die Arbeit in Ehren, den Fleiß in Ehren! Aber es gibt Höheres als Arbeit und Arbeitsamkeit. Die Arbeit hat ihre unantastbare Würde *an ihrer Stelle*. Aber wenn sie *herrschen* will, wo sie zu *dienen* bestimmt ist, wenn sie sich an die Stelle der Begabung setzen will, so maßt sie sich etwas an, was nicht im Bereich ihrer Möglichkeiten liegt. Sie — überschreitet die Grenzen ihres Standes; und während sie in ihrem Stande ehrenwert war, wird sie außerhalb ihres Standes plebejisch.

Man muß die Arbeit von ihrer falschen Würde befreien, damit sie ihre wahre Würde erhalte. Der Primat der Arbeit, den uns der Nationalismus beschert hat, muß gebrochen werden. Das ist lediglich eine Frage des *Blickes* und der *Wertung*. Einst hieß es: In tyrannos! Heut heißt es: Gegen das Plebejertum! St.

Freiheit der Kunst und des Geistes.

1.

Wenn man, gar in öffentlicher Auseinandersetzung, die „Freiheit der Kunst“ in Zweifel zu ziehen wagt, so hat man sicherlich ein übles Teil erwählt. Nicht nur, daß man die Macher der öffentlichen Meinung und damit diese selbst gegen sich hat, sondern man wird zugleich von einer Bundesgenossenschaft heimgesucht, deren Anblick beklemmend wirken kann. Man muß deswegen seiner Sache schon sehr sicher und einiger Eitelkeiten Herr geworden sein, ehe man den Mut gewinnt, einer so beliebten These auf den Leib zu rücken. Zwar braucht, bei Licht und mit kaltem Blute betrachtet, einem vorurteilsfreien Denken die Zustimmung von Muckern, Sittenschnüfflern und Reaktionären — die leider nicht nur eine Erfindung der linksgerichteten Zeitungen sind — nicht peinlicher zu sein als die Zustimmung der liberalen „Geistigen“, der man sich aussetzt, wenn man für die unbedingte Freiheit der Kunst eintritt. Aber auf der Gegenseite stehen neben den Bläsern der blechernen Literaturtrompete auch Posaunisten von kanonischer Geltung, vor deren mächtiger Musik die Mauern selbst einer wohlgegründeten Auffassung erzittern, während dem Zweifler an den Privilegien der Kunst nur wenige ansehnliche Eideshelfer (Goethe) zur Seite stehen. So bemerkt er, nicht ohne Verwunderung, daß er mit seiner „banalen und spießbürgerlichen“ Ansicht mindestens so unverstanden und verfehmt dasteht, wie es sich ein liberaler „Kämpfer für Wahrheit und Freiheit“ im verkünderischen Mannesstolze nur einbilden mag.

Wie geht das zu? Woher kommt es, daß, wie die konservativen Zeitungen ein liberales Feuilleton unterm Strich, die konservativen Menschen ein liberales Feuilleton im Busen haben? Woher kommt es, daß bis weit in die Vergangenheit zurück der Geist Sturm lief gegen alle Beschränkungen seiner Freiheit, daß auch die Großen der Literatur eine Erhöhung des Geisteslebens durch die Befreiung der Kunst erhofften, und daß wir uns doch heute, wo dieses Ziel nahezu erreicht ist, eingestandenermaßen recht miserabel fühlen und kaum noch glauben können, daß die Beseitigung jeder Zensur eine Kunst hervorrufen würde, die eines Kampfes wert wäre?

Wenn wir uns nicht trost- und fruchtloserweise in einen Prinzipien-

ſtreit verbiſſen hätten, ſondern als beſonnene Leute die Tatſachen betrachteten und dem Augenſcheine mehr als rationaliſtiſchen Axiomen trauten, würde ſich zeigen, daß das Problem der „freien Kunſt“ allen Ernſtes diskutabel und nicht nur Hinterwäldlern fragwürdig iſt. Damit wäre viel gewonnen. Denn die Angſt, für einen Hinterwäldler gehalten zu werden und den Verdacht zu erwecken, daß man nicht — wenigſtens geiſtig — aus Berlin ſtamme, macht die Leute kopfſcheu und hält ſie von einer aufrichtigen Kritik der öffentlichen Meinung ab. Wie es in Rom nach dem Siege des Chriſtentums peinlich war, als paganus den Bauern vom platten Lande zugezählt zu werden, welche noch abergläubiſcherweiſe den heimiſchen Quellgöttern opferten und die moderne, geſellſchaftlich und ſtaatlich ſanktionierte chriſtliche Religion noch nicht begriffen hatten, ſo hat jede erfolgreiche Bewegung Mitläufer, die um alles in der Welt nicht „rückſtändig“ ſein möchten. Und Vorurteile ſind langlebig. Noch immer gilt es als waghalſig modern und verwegen fortſchrittlich, ſich trotz Inquiſition, Scheiterhaufen und Baſtille mit heroiſchem Wahrheitsfanatismus offen zu den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts zu bekennen. Die Franzoſen haben Europa den Aufſtand der autonomen Vernunft in ſo glänzendem Stile vorgeführt, daß die „ſchlechten engliſchen Ideen“, wie Nietzſche ſie nennt, in ihrer ſchwungvollen Drapierung unſterblich geworden ſind; unſere weſtleriſchen Literaten können ſich von dieſem Koſtüme nicht trennen und wollen nicht einſehen, daß es allmählich hiſtoriſch geworden iſt: wie die langen Hoſen, ſo ſcheinen auch die Menſchenrechte der Sansculotten ein Endzuſtand geworden zu ſein.

Viel mag zur Märtyrergloriole der aufkläreriſchen Ideen ein typiſcher Vorgang der perſönlichen Entwicklung beitragen. Wenn wir uns erinnern, wie wir mit achtzehn Jahren *unſern* Aufſtand der autonomen Vernunft in den Umgangsformen der Flegeljahre gegen das Elternhaus durchführten, als der Kampf um die Freiheit und Würde der Perſönlichkeit in Hausſchlüſſel und Taſchengeld greifbare Ziele hatte, ſo erkennen wir in der väterlichen Autorität unſchwer Inquiſition, Scheiterhaufen und Baſtille wieder. Hier iſt das Vorbild für die ſpätere Geiſteshaltung des Aufklärers zu ſuchen; hieraus ſchöpft er die Ueberzeugung, daß die Vertretung der Menſchenrechte mit gefährlichen Wagniſſen verbunden ſei und eine herausfordernde Kühnheit bedeute. Wem dieſe Behauptung befremdend erſcheint, wer nicht glauben mag, daß ſo halbwüchſige Geiſtestaten in reifen Menſchen fortwirken ſollten, der möge bedenken, daß die Wenigſten nach dem zwanzigſten Lebensjahr noch bewußt an ihrem Weltbilde arbeiten, — oder noch beſſer, er *beobachte*: obwohl es in einem Salon, in dem nur ein bißchen auf „Geiſtigkeit“ gehalten wird, ungleich gefährlicher iſt, *gegen* den „Reigen“ als *für* ihn zu ſprechen, wird man ſtets bemerken, daß die Fürſprecher ſolcher Freiheit der Kunſt ihr Feuilleton, das doch alle auswendig können, mit einem herausforderndem Tone aufſagen und ſich ſehr mutig und neu fühlen. Iſt das nicht dieſelbe Tonart, mit der man als Jüngling die originalen Naſeweisheiten aller Achtzehnjährigen am Familientiſche vorbrachte, halb voll Trotz, halb voll wonnevollen Schauders bei dem Gedanken: jetzt platzt die Bombe? — Nachdem das ſchwärmeriſche Ich-Intereſſe der Entwicklungsjahre von der rauhen

Erziehung durch die Wirklichkeit des praktischen Lebens abgelöst ist, bleiben dann die Kulissen der aufklärerischen Jugendkrise stehen; man hat weder Zeit noch Neigung, sie wegzuräumen, um so mehr als man, nach der Ueberflügelung der geistigen Interessen durch die praktischen, keinen stilvollen Ersatz zu schaffen wüßte. So kommt es, daß bei Menschen von sonst konservativer Prägung das liberale Feuilleton aus der Jünglingszeit überdauert — eben deshalb, weil das Verhältnis zu geistigen Dingen nur feuilletonistisch ist. Das Feuilleton ist aber seinem Wesen nach eine liberale Geistesform.

Machen wir uns von ihr frei, so haben wir erst den Ausgangspunkt für eine unbefangene Betrachtung unseres Problems erreicht; so viel war aufzuräumen. Wir haben die Widerstände geprüft, welche sich uns entgegenstellen, und haben gefunden, daß sie sich, durchaus idealer Natur, auf Lebensverhältnisse beziehen, die vor hundert Jahren eben im Absterben waren. Wir haben diese erstaunliche Langsamkeit des geflügelten Geistes, statt schlechthin mit der menschlichen Dummheit und Trägheit, mit dem Umstande zu erklären versucht, daß jeder Mensch in seinen Entwicklungsjahren gewissermaßen noch einmal das achtzehnte Jahrhundert durchläuft und darin leicht steckenbleibt, weil die Gedanken dieser Jahre, oft die einzigen eigenwüchsigen (originalen), wenn auch nicht eigenartigen (originellen) eines Menschen, mit besonderer Inbrunst erlebt und dauernder Verehrung würdig gehalten werden. Und wir sind zu dem Schlusse gekommen, daß diese Hemmungen uns von einer, nicht auf Prinzipien, sondern auf Anschauung gegründeten Meinung über die Freiheit der Kunst abgehalten haben, um die wir uns jetzt mühen wollen.

2.

War die Kunst jemals frei? Nach der überlieferten Auffassung des Feuilletons lag sie im Abendlande in den Banden der Kirche, dann in denen der Fürsten, bis der bürgerliche Geist im Kampfe mit Pfaffen und Junkern ihre Fesseln zerbrach. Das war um 1880 etwa die rechtgläubige Meinung, die in meiner Jugend bis zu den Pädagogen, in der Gegenwart bis in die Massen vorgedrungen ist. Die Künstler des Mittelalters verzehrten sich also in revolutionärem Drange unter der schnüfflerischen Aufsicht klerikaler Dunkelmänner? Die kühnen Neuerer, welche die Gotik heraufführten, wurden vom Bannstrahl pfäffischer Unduldsamkeit getroffen? Auf den Scheiterhaufen der Inquisition schmorten die Schöpfer der Formenwelt des Barock? Die Fürsten des Absolutismus warfen die Darsteller unbefangener Sinnenfreude in die Bastille? Zwischen der Furcht vor dem Kerker und dem Abscheu gegen Heuchelei hin- und hergerissen, frohndete lustlos und vergrämt Rubens in der widernatürlichen Stickluft erzwungener Askese? Shakespeare mußte unter höfischem Zwange seine Könige in eklem Byzantinismus zu Gestalten der dynastischen Prunklegende umfälschen?

Oder, wenn alle diese Dinge sich nicht so verhielten, wenn noch zur Zeit Luthers, als das erwachende Einzelbewußtsein sich in einem Freiheitssturme gegen den Weltbau der mittelalterlichen Glaubensgemeinschaft erhob, Matthias Grünewald in den Dogmen und Liturgien der katholischen

Kirche den Inhalt seines Schaffens fand — dann hat vielleicht jenes Patronat nicht der Religion, sondern der Kirche, nicht des Staates, sondern der Fürsten auf der Kunst gar nicht als Albdruck der Unfreiheit gelastet?

Hätte aber nicht dem kühnen Lionardo da Vinci das Schicksal Giordano Brunos widerfahren können? In der Tat; bereits von dem Augenblicke an, da die Perspektive in die abendländische Malerei eindringt, gibt es unser Problem, das nur darum so verwirrend ist, weil es nicht nur falsch gestellt, sondern sogar falsch benannt ist; nicht als Künstler, sondern als Denker gerät Lionardo in Konflikt mit den Anschauungen seiner Zeit: nicht um die Freiheit der Kunst, sondern um die Freiheit des Geistes ist ein fortschreitender und erfolgreicher Kampf geführt worden. Die anatomischen Studien, die mathematische Perspektive, die wir heute als Mittel bestimmter Kunstformen, nicht als Voraussetzungen der künstlerischen Höhe erkennen, geben dem Schaffen der Renaissance jene Durchdringung der Kunst mit bewußter Geistigkeit, die sie dem neunzehnten Jahrhundert so teuer, den Künstler der Renaissance zum Ur- und Hochbilde des Künstlertums überhaupt machte. Hier, in der Betrachtungsweise des neunzehnten Jahrhunderts, das aus der Saat der Aufklärung die Freiheit seines Geistes, des bürgerlichen Geistes, erntete, liegt der Schlüssel zum Problem der freien Kunst.

Eben die Gestalt Lionardos da Vinci ist für uns dabei aufschlußreich. Der Geschütz- und Maschinenkonstrukteur, der Naturforscher und rationalistische Philosoph, dem Gott il primo motore, der erste Beweger ist, der uneheliche Sohn des Dorfmädchens, mit der Prunkfreude des Fürsten, den der adelsstolze Buonarotti mit schmerzhaftem Grimme haßte, — Lionardo hat den dämonischen Glanz eines Menschen, der am Anfange einer zerstörenden Entwicklung steht: zum letztenmal sind Geist und Kunst in solcher Bindung vereint, ihre gemeinsame Hülle verdankt, wie die Seifenblase, ihren Farbenschimmer der äußersten Spannung vor dem Zerreißen: das ist das Lächeln der Mona Lisa.

Die Entwicklung, welche die Anwendung der mathematischen Perspektive eröffnete und die wir bei Lionardo in ihrer Blüte sehen, ist die gleiche, die als Humanismus mit dem Luthertum in einen Wettstreit tritt, der in der Aufklärung ihren Sieg bringt.

Ihr Stichwort ist der „Geist", der frei sein soll. Frei wovon? Nicht allein von kirchlicher und staatlicher Bevormundung. Sein Wesen ist Radikalismus, er strebt die völlige Autonomie an. Und muß es, nach der unheimlichen, hemmungslosen Konsequenz, die seine einzige Gesetzmäßigkeit ist, — und nur die seinige: sein Gegenpol, das Schicksal, kennt wie Geburt und Tod neben der Ananke, der Nötigung, auch die Tyche, die Fügung. Der Geist muß, um seiner Gesetzmäßigkeit folgen zu können, sich von allen andern Gesetzen und Bindungen befreien: von den religiösen, den sittlichen, den staatlichen. Das ist sein Wesen, dem die Wissenschaft als Ausdruck dient, die sich voraussetzungslos nennt, weil sie nur selbstgeschaffene Voraussetzungen anerkennen kann.

Das wissenschaftliche Begreifen der Welt und die künstlerische Weltschau sind aber die tiefsten Gegensätze; auch von den Bindungen der Kunst mußte sich der Geist befreien.

Er allein schreitet fort, eben in jener Auflösung seiner Verknüpfungen, und kann damit nicht aufhören, ehe er sich von seiner letzten gelöst hat: er allein, der „freie", ist den „Naturgesetzen" unterworfen, die ja nichts anderes als die Spiegelung seiner eigenen Gesetzmäßigkeit bedeuten.

Anders das Leben der Seele, in dem keine „Naturgesetze", in dem das Schicksal waltet. Sie „schreitet" nicht „fort", sie wird nicht freier, als sie seit ihrer Geburt in diese Welt war. Ihre Sprache ist die Kunst. *Darum ist auch die Kunst nicht frei, wie sie nicht fortschreitet.* Jene bewußte Geistigkeit, die in Lionardo aufleuchtet, hat sich in Bacon von Verulam gesteigert, aber in der Kunst Shakespeares finden wir von ihr keine Spur. Der Einfall, nicht den ungebildeten Schauspieler, sondern den Schöpfer der experimentellen Naturwissenschaft für den Dichter der Dramen zu halten, verdankt seine erregende Wirkung nicht zuletzt dem Drange, Geist und Kunst in der Verkoppelung festzuhalten, in welcher sie zuletzt die Renaissance gesehen hat. Aber auch in Rembrandt lebt nicht der fortschreitende Geist, sondern die ewige Seele, die in den Banden der Welt, nicht in den Schlingen der Gesetze gefangen liegt.

3.

Welcher Abstand von der Tiefe des Problems bis zu seiner Oberfläche, der wir uns im Eingange unsrer Betrachtung genähert haben! Welcher Mangel an künstlerischer Würde offenbart sich in dem Polizei- und Zensurstreite! Es ist eine erbärmliche Freiheit, um die hier mit erhabenem Pathos gekämpft wird.

Und wo ist die Kunst, um deren Freiheit gekämpft werden muß? Wenn es nicht nur um ein Prinzip, sondern um eine Sache geht, so laßt sie sehen! Ein paar Nacktheiten, ein paar Lesefrüchte aus den Lehrbüchern der Sexualpathologie, und einige „revolutionäre" Intellektualismen — das repräsentiert die Würde der Kunst, die nicht angetastet werden darf? Und wie soll sie gewahrt werden? Freiheit auf dem Verordnungswege? Freiheit als Frucht behördlicher Duldsamkeit?

Da ist Wedekind, dessen Künstlerschaft zum Kampf mit der Zensurbehörde herabgesunken ist. Ist das nicht *sein* Mangel? Wenn er nicht Blutzeuge in einem Prinzipienkampf wäre — was wäre seine Kunst dann? Er hat *einen* echten Ton, der in jedem Stücke einmal anklingt, den schmerzlichen Hohn über sich selbst, über die eigene Schwäche. Wenn er spielte, schwer und ungeschickt, spürte man an solchen Stellen eindrucksvoll sein Wesen: ein dumpfer Troglodyte von trüber Dämonie, — wenn man das Dämonische ohne jenen pathetischen Glanz begreift, den ihm erst die mondaine Mystik des Salons verliehen hat. Aber wie Körner der Kugel von Gadebusch, so hat Wedekind der Zensur die Aufnahme in die Literaturgeschichte zu verdanken. Wie unbekümmert schmutzig ist François Villon und wie ängstlich ist Wedekind auf seine Reinlichkeit bedacht! Er renommiert schrecklich, daß sich die Tante über ihn aufrege, aber er gönnt sich gewiß kein Vergnügen, ehe er sich überredet hat, daß es rein und wild-erhaben sei: er ist ein Sünder mit sittlichen Vorbehalten, eine gar nicht ungewöhnliche Abart des Moralphilisters mit Schlagseite.

Die Kunst, die der „Freiheit" bedarf, ist der eindeutige Beweis da-

für, daß nicht nur die Aufhebung jeder Zensur, sondern selbst der völlige Zerfall der Sitte keine dämonische Raserei entfesselter Sinnlichkeit aus der deutschen Kultur hervorbrechen ließe: das liegt im Temperament unsrer Rasse, die nun einmal unter dem straffenden Einfluß des nordischen Himmels entstanden ist. Andere Rassen mögen anders *empfinden*; wir wissen es nicht, da sie es dann auf jeden Fall nicht *gestalten* können. Man lese den „Reigen", die „Garçonne", die „Exzesse" — überall wird man nachgiebige Haltlosigkeit, nicht gewaltig hervorbrechende Triebe finden: Kleists „Penthesilea" wird in ihrem lebenverzehrenden sinnlichen Feuer von keinem der Werke erreicht, für dessen Freiheit die Literaten kämpfen müßten.

Was bedeutet dann der Lärm? Der Geist will die Kunst auf der abschüssigen Bahn seines logischen Radikalismus mitreißen. Da es ihm dabei um ein Dogma, nicht um eine Sache geht, bemerkt er nicht, daß ihm die Kunst mangelt, für die er eintreten will. Und die öffentliche Meinung, vollgesogen mit den Ideen der Aufklärung, welche heute als die Phrasen des Westens wie die politische so auch die geistige Welt beherrschen, ergreift mit Leidenschaft die Partei des Geistes, der ihr immer noch näher steht als die Erlebnisweise der Kunst.

So kommt, trotz des Mangels eines Gegenstandes, der Kampf um die Freiheit der Kunst zustande. Aber seine Heftigkeit verdankt er, außer seiner Ideologie, noch einem andern Umstande, der uns aus einem früheren Kampfe des Geistes um seine Freiheit bekannt ist, dem um die Freiheit der Presse. Ein Vergleich wird die praktische Seite der Dinge zutage treten lassen.

Wer hätte nicht in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für die Freiheit der Presse mitgekämpft? Wären wir nicht allesamt mit glutvoller Begeisterung, mit zukunftsvollem Glauben und reiner Gesinnung für das freie Manneswort eingetreten? Hätten wir nicht, wenn ein kluger und einsichtiger Freund den Finsterlingen der Zensur, den Folterknechten des freien Geistes nur *Weisheit*, nicht Tod und Verderben gewünscht hätte, diese Stellungnahme als einen entfremdenden Makel betrachtet? Aber heute kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die Freiheit der Presse noch weniger die Freiheit des Geistes im Gefolge hat als der Besitz des Hausschlüssels. Vielmehr stellt sich heute die „Freiheit der Presse" als unwürdige Zwingherrschaft über die Unmündigen des Geistes dar, deren dürftige Veranlagung und kärgliche Ausbildung sie eben dem Einfluß der Zeitung erschließt, ohne ihnen gleichzeitig die Mittel zu kritischer Selbständigkeit zu gewähren. Die Herrschaft der Presse ist darum drückender als irgendeine dogmatische Erstarrung und um so zerrüttender, als *ihre* Dogmen nach ihrer propagandistischen Natur immer *aggressiv* sein und die Volksteile im Widerstreite erhalten müssen, während die Dogmatik des Mittelalters wenigstens das Volk in seiner gewordenen gesellschaftlichen Schichtung zusammenzuhalten suchte. Worin lag nun der Irrtum in dem Streben nach der Freiheit der Presse? Offensichtlich darin, daß während der Geist aus der staatlichen Beschränkung befreit werden sollte, er in Wirklichkeit der Knechtschaft wirtschaftlicher Machtgruppen ausgeliefert wurde: als man um die Freiheit der

Presse kämpfte, kannte man die kapitalistischen Hochformen noch nicht, welche den Feudalismus durch einen fast physikalischen Automatismus der Geldherrschaft ablösten.

Die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Wie die Vorkämpfer für die Freiheit der Presse, so dienen auch die Vorkämpfer für die Freiheit der Kunst den wirtschaftlichen Interessen, die weniger prinzipiell als praktisch an unserm Problem interessiert sind. *Künstlerisch* ist die Aufhebung jeder Zensur ohne Bedeutung, *wirtschaftlich* nicht. Sonst dürften die Ideologen des Geistes ihren Prinzipienstreit in Vereinsblättchen oder im Selbstverlage, nicht in der großen Tagespresse verfechten. Aber die Zahl der Unmündigen des Geistes, denen sie im Interesse der wirtschaftlichen Unternehmungen auf dem „Kunst"gebiete die Freiheit des *Vergnügens* erstreiten sollen, ist groß: um sie lohnt es sich. Und die „Geistigen" sind auch hier Zutreiber für ersprießliche Geschäfte: teils weil sie ewige Jünglinge — teils weil sie Teilhaber sind.

Albrecht Erich Günther.

Briefe aus Berlin nach Oesterreich.

3. *In partibus infidelium.*

Lieber Freund! Du fragst mit Recht, ob bei meinen Vorwürfen gegen „Berlin" nicht jene gekränkte und getäuschte Liebe mitspricht, die wir Deutschösterreicher so oft erleben, wenn wir eine Weile im Reich gewesen sind, und die besonders scharfsichtig macht. Lieber Freund, diesen Posten habe ich in meiner Rechnung schon abgezogen. Ich würde nicht so scharf kritisieren, wenn ich nicht schärfste Selbstkritik damit verbände. Ich will Dir die Grundwahrheit mitteilen, um derentwillen alle diese scheinbar so negativen Ueberlegungen angestellt werden: nicht „Berlin" ist das Uebel, sondern die *Schwäche des Widerstandes gegen „Berlin"*.

Dieser Widerstand könnte nur geleistet werden von wahrhaft konservativen Menschen. Diese aber sind viel seltener, als es nach dem Umfang jener rein *politischen* Bestrebungen scheinen mag, die sich konservativ nennen.

Wir Deutschösterreicher stammen fast alle aus einer *politisch liberalen* Luft, aber aus einer konservativen geistigen und kulturellen Atmosphäre, aus einer national-konservativen Lebensführung. Im Hintergrunde eines jeden österreichischen Lebens der bodenständigen Art steht die Sehnsucht nach jener Stifterschen kunstvollen Lebensbegrenzung, die Tiefe erzeugt und eine der besten und letzten Prägungen konservativen Wesens bedeutet. Es ist kein Zufall, daß kaum irgendein literarisches Erzeugnis Deutschösterreichs ohne einen Hauch der Stifterschen Lebensluft ist. Und da konservatives Wesen von jener echten Art, das allein als Widerstand gegen das Chaos und die zynische Zersetzung dieser Jahrzehnte wirksam ist, nicht einfach eine politische Gesinnung bedeutet, sondern eine *Lebensform*, die den *ganzen Menschen* angeht, so kann man — trotz der liberalen Gesinnung, die das deutschösterreichische

Bürgertum bis weit in die sogenannten deutschnationalen Kreise hinein beherrschte und beherrscht, als Gegenwirkung gegen den Klerikalismus und Habsburg — von einem stark konservativen Unterbau des österreichischen Lebens bis heute sprechen: begreiflich bei der geringeren Industrialisierung und dem Mangel an Großstädten.

Dieser südostdeutsche Konservativismus, der ja überhaupt im Grenz- und Minderheitendeutschtum stark ist, ist freilich mehr instinktiv als gedanklich durchgearbeitet und bewußt. Ja, er ist durch den politischen Liberalismus geradezu ins rein Instinktive zurückgedrängt und stark eingeengt. Das ist eine Schwäche des Oesterreichers, wie des Südostdeutschen überhaupt, die sich namentlich zeigt, wenn er ins Reich kommt.

Hier glaubt der nationalgesinnte Deutschösterreicher zunächst in einer sehr nahe verwandten großen und tätigen Gesinnungsgemeinschaft zu stehen, von der er oft geradezu warm und herzlich aufgenommen wird. Bald aber gewinnt er den Eindruck, mißverstanden zu sein. Er begegnet festgeprägten Anschauungen über rein politische Fragen, die ihm in zweiter Reihe zu stehen scheinen, er, der einer Dynastie wie der habsburgischen als Deutscher niemals dynastische Zuneigungen entgegenbringen konnte, soll hier monarchische Gesinnungen als konservativ und national anerkennen oder bestimmte soziale und Klassenziele in einen Rang setzen mit seinen volkspolitischen und nationalen Zielen, die er aus der Abwehr gegen äußere Feinde gewonnen hat. Die Folge ist bei schwächeren und beweglicheren Naturen sehr oft eine enttäuschte Abkehr von den nationalen und konservativen Kreisen im Reich, eine Hinneigung zu liberalen oder gar „demokratischen" Gesinnungen — die ohnehin durch den rein politischen Liberalismus österreichischer Herkunft begünstigt wird — und eine vollkommene Verkennung der wirklichen Lage im Reich.

Diese aber ist im Vergleich zum Südostdeutschtum, schematisch ausgedrückt etwa folgende:

Während im Südostdeutschtum politischer Liberalismus mit konservativer Lebensform und Lebensgestaltung sehr wohl vereinbar war und zum Teil noch ist, ist im Reich liberale Lebensführung und -gesinnung nicht nur dort die Regel, wo liberale oder gar „demokratisch" politische Gesinnung herrscht, sondern auch weit in Kreise hinein, die sich politisch zu den konservativen rechnen.

Daraus ergibt sich eine gefährliche Verwirrung der konservativen Begriffe und der wirklich konservativen Front, soweit diese vorhanden oder in Bildung begriffen ist. Hierin besteht die Hauptschwäche des Konservativismus im Reich.

Denn eine rein politische Gesinnung, die sich nur auf politische Formen und auf den Kampf um die Macht im Staate bezieht, geht nur den politischen, nicht den ganzen Menschen an; sie verpflichtet deshalb auch nicht den ganzen Menschen. Wer nur politisch konservativ ist, braucht nur Verpflichtungen anzuerkennen, die zum politischen Erfolg nötig sind. Weiter greifende sittliche Forderungen haben in der Politik bekanntlich wenig Aussicht auf Anerkennung. In allen Parteien und auf allen Seiten besteht eine stillschweigende Uebereinkunft, in dieser Frage weitgehende Duldung zu üben, so daß also Ankläger wie Richter fehlt. Die sogenannte

„Oeffentlichkeit", die in andern Ländern korrigierend eingreifen mag, ist ja bei uns verhältnismäßig schwach, und die Bürokratie, der einzige politische Faktor von Bedeutung neben den Parteien, ist bereits von ähnlichen duldsamen, liberalistischen Grundsätzen beherrscht. Es gibt dann von Zeit zu Zeit politische „Bewegungen", die die Parteien und die Bürokratie zwingen wollen, „Ernst zu machen", d. h. zu den Grundsätzen praktisch zu stehen, durch deren Verkündung und theoretische Vertretung sie sich an der Macht halten. Aber diese Bewegungen entarten, wenn sie eine Weile vor der Pforte zur Macht gestanden haben, zum Sektentum und Dilettantismus (wie die völkische Bewegung) oder zum Spezialistentum (wie all die unzähligen „Reformer") oder sie gehn durch die Pforte zur Macht ein und gehören fortan zu den Beteiligten.

So gibt es denn unter den politisch Konservativen zahlreiche, die tatsächlich nicht lebengestaltend konservativ wirken, weder als politische noch als private Menschen. Und es könnte anderseits unter den politisch liberal sich nennenden Deutschen eine ganze Anzahl geben, die lebengestaltend konservativ wirken könnten, wenn sie nicht politisch sehr ernsthaft nach der andern Seite gebunden wären und wenn sie überhaupt wüßten, wo sie konservativ und wo sie liberal wirken.

Lieber Freund, wenn doch die volle Verpflichtung des wahrhaft konservativen Menschen (man sollte nicht von Konservativismus, sondern nur von konservativen Menschen im Gegensatz zum Liberalismus sprechen) einmal in ihrer Einfachheit und Fülle und damit der Vorrang dieser Menschen so erkannt würde, wie „draußen", jenseits der Grenzen, beides oft unbewußt gelebt wird! Denn angesichts des ungeheuren Ansturms des Chaos und der zynischen Zersetzung tut Bewußtsein des konservativen Menschen not. *Bewußtsein und Unduldsamkeit.*

Dieses Bewahren echter alter Lebensformen, dieses Suchen nach neuen und Anknüpfen an die alten, das wir konservativ nennen, hat natürlich auch politische Konsequenzen, aber nicht *nur* politische.

Wenig scheint mir z. B. gewonnen, wenn gegen das Chaos und die Zersetzung mit Mitteln gekämpft wird, die den Nutznießern des Chaos *nachgemacht* werden. Man treibt nun einmal nicht den Teufel durch Beelzebub aus, und es bleibt (um ein recht skurriles aber handgreifliches Bild zu gebrauchen) eine Schönfärberei, wenn Ullsteinsche Magazine durch ähnlichen Schund für Halb- und Viertelgebildete „bekämpft" werden.

Mit diesem Vergleich komme ich auf ein Gebiet, das unendlich kennzeichnend für die ganze Lage ist: auf den Zustand von *Literatur, Kunst, Theater.*

Der konservative Schriftsteller, Dichter, Künstler ist heimatlos. Die politisch Konservativen kennen und verstehen ihn zumeist nicht; jenes Mäzenatentum aber, das schon Fontane so resigniert-entschlossen charakterisierte mit dem Gedichtschluß: „Kommen Sie, Cohn!" ist, je mehr sich der Kampf zwischen Chaos und Volkheit, Zersetzung und Gemeinschaft, Liberalismus und Fürsorge für das kommende Geschlecht der Entscheidung nähert, völlig unerträglich und unannehmbar. Es gibt ganz wenige Stützpunkte in Deutschland für den wahrhaft konservativen, geistig arbeitenden Menschen — auf einen recht wichtigen, der aber natür-

Aus dem Deutſchen Volkstum

Konrad Witz, Der heilige Chriſtophorus

lich nicht allen an ihn gestellten Anforderungen gewachsen sein kann, weist Existenz und Wirksamkeit dieser Zeitschrift*. Die kapitalistischen Stützen, die sich den konservativen Menschen darzubieten scheinen, erweisen sich bei näherer Erprobung fast alle als Hemmungen, die zum Kompromiß mit liberalen Tendenzen zwingen. Und die zudem dem geschäftlichen und vertriebstechnischen Apparat der Gegenseite nicht gewachsen sind. Wo links Ullstein ist, ist rechts ein — Loch. Trotz oder wegen der Vielheit nationaler Verlagsunternehmungen.

Im Theater-, Film-, Kunst-, Musikwesen steht's ähnlich. Der Schaffende, der nicht seinen Frieden mit „links" macht, kommt unter die Räder oder setzt sich erst durch, wenn er jubiläumsreif wird. „Tut nichts", sagt der Starke. „Ich kann auch anders" — sagt der Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen". Und Gerhart Hauptmann macht aus der Not eine Tugend — schafft sich einen Eckermann namens Chapiro an und wird Eberts Hofdichter.

Wer überhaupt nicht seinen Frieden macht... In der Politik und im Geldwesen herrscht zur Zeit ein Zustand, der jedes Festhalten an wahrhaft konservativen Ideen und Verpflichtungen zu einem heroischen Entschluß gestaltet. Wer sich ohne Kompromisse auf diese Seite stellt, muß sich klar machen, daß er Gefahr läuft, in entscheidender Stunde, wenn er nicht demagogisch aufgeregten und irregehenden Massen sich zugesellen will, alleinstehn kann. Er muß sich unter Umständen damit abfinden, für Jahre auf Einfluß, Wirksamkeit und gehobene Lebensführung zu verzichten. Denn, auf das Politische übertragen, heißt konservative Arbeit und Lebensführung nicht Bekenntnis zu dieser oder jener Partei und innerpolitischen Machtgruppe, sondern Bekenntnis zur Selbsthilfe der geknechteten Volkheit auf allen Gebieten, auf wirtschaftlichem, kulturellen und politischen. Das aber bedeutet in einer Zeit, in der fast nur noch die Propheten, Vermittler und ersten Nutznießer fremder Hilfe Einfluß und materielle Unabhängigkeit genießen: opfern.

Die sich konservativ Nennenden, die mit liberalistischen Mitteln kämpfen und dadurch die Frucht ihres Kampfes vom Keime aus verderben, zucken die Achseln über unpraktische Strenge und erklären: anders sei eben nicht Einfluß zu gewinnen, und ob es denn wünschenswerter wäre, wenn nur die Gegenseite, das Chaos und die Zersetzung, Macht genieße und ausübe. So wird die internationalistisch verknüpfte, national sich nennende Industrie gerechtfertigt, so Methoden im Geschäftsleben, die alles andre als „national" genannt werden müssen, wenn anders nicht die Nation sich schämen soll, so jene Lässigkeit im rein Geistigen und Kulturellen, die den von

* Wir möchten mit aller Deutlichkeit hinzufügen, daß hier der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband gemeint ist, der — einzig in Deutschland — die Aufgabe einer vom politischen Parteigetriebe unbeirrten, im besten Sinne des Wortes konservativen Kulturpflege begriffen hat. Ihm verdanken wir wesentliche Hilfe, die niemals durch Bedingungen beengt oder durch Zumutungen beschmutzt worden ist. Unsere Zeitschrift ist nicht nur kontraktlich, sie ist auch tatsächlich frei von den allerlei „Interessen", die sonst in Deutschland so wichtig für die Kulturpflege sind. Es verdient die Beachtung der gebildeten deutschen Welt, daß eine moderne Gewerkschaft einer solchen Erkenntnis und Leistung fähig war. St.

der Gegenseite gebotenen Schund duldet und bezahlt, wenn er nur amüsiert, dagegen die konservative Leistung verkümmern läßt, weil sie Mitarbeit fordert.

Die Arrivierten des politischen Nationalismus und Konservativismus, die so sprechen, zeigen damit, daß sie längst eine Kaste für sich, ohne Fühlung mit dem Leben der Nation, mit dem Volke selbst, bilden. Innerhalb jener Kaste und ihrer Lebenssphäre sind freilich andre Methoden als die „Berliner", die des „M. W." („machen wir"), die der rein technischen Beherrschung des Zentralapparats und seiner Vorteile nicht mehr möglich. Und über diesen Zentralapparat und seine Vorteile schweift auch der Blick vieler Industrieller, trotzdem sie auf ihrem Werk im Westen sitzen, ja, sogar manches Agrariers, trotzdem er noch weiter abseits sitzt, nicht hinaus. Wie fasziniert starrt alles auf den Zentralapparat und auf jene Lebenssphäre der „Bevorzugten", in der die Macht reihum geht. Und in die jeder durch Geld oder Demagogentum, nur ausnahmsweise auch durch Leistung kommen kann. Was man bekanntlich „Demokratie" nennt.

Versteh mich nicht falsch: ich wiederhole, daß ich kein Utopist bin, daß ich zugebe: jeder große Staat, jedes große Volk muß diesen Apparat und die ihm fasziniert Dienenden haben. Aber daneben muß (und das ist eben *das, unser* Problem) noch eine andre *korrigierende* Macht sein, eine wahrhaft *konservative* und das heißt zugleich: *volksmäßige*.

Der Apparat darf nicht *nur* in den Händen jener kalten Techniker sich befinden, denen er Selbstzweck ist, er muß auch mitkontrolliert werden von ständig zuströmenden neuen Kräften, denen der Apparat höchstens Mittel und die Volkheit, das lebendige Volk Vorbild ist. Das wäre Demokratie.

Alle wahrhaft konservativen Menschen waren von jeher mit den Kräften des Volkes selbst aufs engste verbunden. Der Reichsfreiherr vom Stein war ein Mann des Volkes. Und jede Gruppe und Partei, die sich konservativ nennt und eine nicht nur soziologisch, sondern auch gefühlsmäßig abgesonderte Kaste vertritt, trägt einen falschen Namen. Heute vor allem, da sich aus dem Bedürfnis nach Mimikry die liberalistischen Elemente um so mehr an „soziale" und sozialdemokratische Machtgruppen anlehnen, je freibeuterischer sie die Macht und das Geld monopolisieren, heute muß desto deutlicher betont werden: der konservative Mensch, der Mensch der Gemeinschaft und der nationalen Selbsthilfe, ist sozial verpflichtet.

Hier ist aber auch seine Stärke. Und daß diese seine Stärke nicht von ihm erkannt und nicht fruchtbar gemacht wird, ist das eigentliche Verhängnis unsrer deutschen Geschichte seit dem Aufkommen der rein kapitalistischen Wirtschaftsweise und ihrer liberalistischen, ungehemmten Blüte.

Hier liegen die eigentlichen praktischen Aufgaben des konservativen Menschen, hier liegen aber auch die Schwächen der *politisch-konservativen* Gruppen, die den konservativen Menschen meist in seinem Kampf gegen das Chaos allein lassen. Wer nicht, mitten im Strom des heutigen chaotischen Lebens stehend, unablässig nach Möglichkeiten späht, über jene liberalistischen Wirtschafts- und Lebensformen hinweg den Einklang mit

den konservativen Grundbedürfnissen und -forderungen des Volkes herzustellen, die nicht mit Lohnforderungen zu verwechseln sind und nichts mit dem möglichst großen Glück möglichst vieler und dem erbärmlichen Behagen des gegenwärtigen Geschlechts zu tun haben, der verdient nicht den Ehrennamen „national“ und konservativ.

Der beraubt sich aber auch jenes Macht- und Wirkungsmittels, das der wahrhaft Konservative vor dem Liberalen voraus hat, das nicht nachgeahmt werden kann, das wesenseigen konservativ ist. Nämlich der völkischen Gemeinschaft.

Diese ist heute gestört durch soziale und politische Klüfte, die quer den organischen Aufbau des Volkes zerreißen und den konservativen Gebildeten von dem in seinen Grundtrieben (trotz revolutionärer Allüren und Reizerscheinungen) konservativen Volke trennen. „Der Mann mit dem Stimmzettel wütet immer gegen sich selbst“ und von dieser Selbstzerstörung des Volkes im Massenwahn lebt der Liberalismus und die ihm dienende Oberschicht, die wiederum nach Kräften die Reizerscheinungen im Volke verstärkt. Ein verhängnisvoller Kreislauf, aus dem der konservative Gebildete ausgeschaltet ist.

Hier aber setzt eben die Aufgabe ein (die zugleich der Vorzug und Vorsprung der Konservativen ist). Die Aufgabe der Abwehr und des Bewahrens, wie die des Neuschaffens und Bauens. Mancher wird längst ungeduldig, wenn er von „Aufgaben“ hört. Soll man denn sein ganzes Leben gegen den Strom schwimmen? Nie getragen werden? Ist nicht etwas verkehrt an diesen konservativen Dingen, wenn sie immer gegen die „Entwicklung“, gegen die Zeitläufte, gegen die Neigung der Mehrheit durchgesetzt werden sollen?

Lebenswürdig war in allen Zeiten nur das Leben, das gestaltet wurde. Nie (das ist ein — nicht einmal besonders frommes — Märchen) gestaltete sich das Leben „von selbst“. Oder anders: nie gab's ein goldenes Zeitalter, in dem der Mensch ohne Mühe und Selbstüberwindung den Befehl Gottes erlauschte.

Nur freilich, daß in andern Zeiten der sich selbst Ueberwindende herrschte, auch wenn er „Minderheit“ war, während er heute nicht nur sich selbst, sondern auch noch das plumpe Fatum Mehrheit überwinden soll. Auch dieses Zeitübel ist kein ewiges Schicksal, es wird erst dazu durch die Entsagung und Müdigkeit der zum Führen berufenen Einzelnen.

Dies aber: Sammlung und Führung von lebendigem, ursprünglichem Volk, sind die eigentlichen Machtmittel und Aufgaben des konservativen Menschen, nicht der Wettbewerb mit dem liberalen Menschen in den liberalen Methoden ist seine Sache. Ganz eigne Wege muß der konservative Mensch gehn und nicht die des Liberalismus mit umgekehrtem Vorzeichen.

Heißt das nun: wir sollen nicht Zeitung, Parlamentarismus, Geldhandel mitmachen? Wir sollen abseits stehn in unwirksamem Sektenwesen? Nichts wäre den Nutznießern des wohlgeordneten Chaos, in dem wir leben, lieber. —

Wenn Du nach allen meinen Einwendungen Deinen Entschluß aufrecht erhältst, nach Berlin zu kommen (daß ich persönlich dabei unendlich viel gewinnen würde, kann ich ja jetzt bekennen), so würde ich noch nach

all dem vielen Verneinen positiv sagen müssen, auf welche Art von innerer Lebensführung rein praktisch Du Dich hier einrichten müßtest, um Deinem Wesen treu zu bleiben. Nach all dem Kritischen dieser drei Briefe bin ich Dir das schuldig — obwohl Du vielleicht schon selbst die nötigen positiven Schlußfolgerungen ziehen kannst. Und daß ich's gestehe: Du hast in mir durch Deinen beharrlichen Widerspruch und durch die damit geweckte Selbstbesinnung doch auch viel neue Bejahung und neuen Willen geschaffen. Es ist immer wertvoll, zu sich selbst und zu seiner Lebensführung Abstand zu gewinnen. Davon, von dieser klärenden Kunst, würdest Du ja genug mitbringen. Aber ich will nicht aus selbstsüchtigen Gründen nun ins andere Extrem verfallen und für Berlin werben. Ich habe gewarnt. Nun sprich Du. In alter Treue Dein Hinterwäldler.

Stinnes.

1.

Die Philosophie ist heute von der Nationalökonomie abgelöst worden. Wie man mit den Namen Plato und Perikles, Dante und Macchiavell, Shakespeare und Elisabeth, Goethe und Stein, Nietzsche und Bismarck Epochen menschlicher Geschichte bezeichnen kann, so findet unser Zeitalter der Maschinen und Zahlen seine treffendste Charakteristik in dem Namen des ungekrönten Herrschers der Welt, J. P. Morgan. Die Politik als Staatskunst ist entwertet zu parlamentarischem Geschwätz, die Führung liegt bei den Männern der Wirtschaft. Die Namen der vielen Reichskanzler der Nachkriegszeit sind bereits heute fast vergessen — der Name des Wirtschaftsführers aber bleibt: Hugo Stinnes.

Das Geschlecht der Stinnes sitzt seit Jahrhunderten am Niederrhein, und mit der Geschichte der Großwirtschaft an der Ruhr, dem stärksten Kraftfeld in der deutschen Wirtschaft, wird der Name Stinnes für immer verbunden bleiben. 1808 erwarb Mathias Stinnes, der Großvater von Hugo Stinnes, in Mülheim-Ruhr einen Kohlenberg und einen Kahn zur Gewinnung und zum Vertrieb von Steinkohlen und begründete damit das Wirtschaftsreich der Familie. Der eigentliche Erbe dieses weitausblickenden Mannes, der als erster in Deutschland auf dem Rhein Schleppdampfer fahren ließ, ist Hugo Stinnes. Nachdem er das Realgymnasium verlassen hatte, arbeitete er ein halbes Jahr unter Tag auf der Zeche Wiethe. Dreiundzwanzigjährig gründete er 1893 mit 50 000 Mk. in Mülheim die Firma Hugo Stinnes G. m. b. H.

2.

Der Liberalismus zerbrach die alten Formen organischer Gebundenheit der mittelalterlichen Wirtschaft. Recht bald jedoch erwies sich das Ideal des freien Kräftespiels als ein Phantom. Wir erleben heute das Suchen der Wirtschaft nach einer neuen Form der „frei-gebundenen Wirtschaft". Ihre Ansätze sind deutlich erkennbar in der Konzentration, deren zwei Arten mit den plastischen Ausdrücken „vertikal" und „horizontal" gekennzeichnet sind. Die Zusammenfassung der „auf einer Ebene lie-

genden" Industrie durch Vertrag oder Besitznahme ermöglicht produktionstechnisch eine weitgehende Spezialisierung der Fabrikate auf die einzelnen Betriebe; denn „keine Fabrik ist groß genug, um mehr als ein Fabrikat herzustellen". (Ford.) Wirtschaftlich wird hier am leichtesten die Möglichkeit monopolistischer Marktbeeinflussung gewonnen. Die Verbindung aufeinander folgender Produktionsstufen von Grube und Hütte bis zur Maschinenfabrik, vom Waldbesitz zur Zeitungsdruckerei, macht das ganze Werk unabhängig von der jeweiligen Gestaltung des Marktes. Rohstoffgewinnung und Weiterverarbeitung sind aufeinander abgestimmt und schließen den Zwischenhandel aus. Gegen alle rationalistischen Versuche des Sozialismus und der „Planwirtschaft" ist hier aus der Wirtschaft selbst bewußte Leitung und Beherrschung der Produktion lebendig geworden. In Kartellen und Gewerkschaften, in Konzernen und Genossenschaften formen sich kraftvolle Gebilde, welche die Anarchie der Wirtschaft zu planvoller Leitung umgestalten.

Von der Montanindustrie ausgehend hat Hugo Stinnes an dieser Entwicklung mitgearbeitet.

3.

Stinnes war persönlich in Kleidung, Gewöhnung und Gehaben ein einfacher Mann. Was ihn als Menschen der wilhelminischen Aera besonders auszeichnet, ist sein völliger Mangel an Pose. Orden und Titel lehnte der Kaufmann Hugo Stinnes schroff ab.

„In der Zeit, in der im Ruhrgebiet um das Schicksal Deutschlands gerungen wurde, hat dieser eiserne Mann, dessen Blick auch im schlimmsten Wetter klar blieb und dessen zäher Wille von keiner Schwierigkeit sich beugen ließ, dem deutschen Volke Dienste geleistet, für die uns heute im Strom des Geschehens noch der Maßstab fehlt. Seine ganze Persönlichkeit war Wille und Kraft, sein Lebensinhalt war Arbeit." (Geschäftsbericht des Aufsichtsrates des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates.) Der Stinnessche Cäsarentyp stellt vielleicht die gewaltige Vollendung des kapitalistischen Unternehmers dar. Hier diente ein Führer am Werk. In seinem Drange, ja, geradezu in einer Besessenheit zur schöpferischen Arbeit war Stinnes ein Wegbereiter der kommenden Wirtschaftsform, in der aus dem Gegeneinander der tausend Kleinen das Miteinander der wenigen Großen geboren wird. Die Frage nach dem „Warum" dieses rastlosen Schaffens verkennt dessen Sinn, der ein schicksalhaftes Müssen war. In genialer Sachlichkeit, gleichsam mit einem sachlichen Instinkt, und mit unbeugsamem Willen errichtete Hugo Stinnes im Herzen der deutschen Wirtschaft sein Wirtschaftsreich.

Es wäre widernatürlich, wäre Hugo Stinnes ein Politiker gewesen. Seine Tätigkeit in Spa, sein Abkommen mit Herrn de Lubersac, sind Versuche, die Wirtschaft an die Stelle des Staates zu setzen. Auch in der Arbeiterfrage dachte Stinnes rein wirtschaftlich. Wenn er die Beteiligung der Arbeitnehmer am Werk durch Kleinaktien vorschlägt, so leitet ihn dabei der Gedanke, daß hier eine Anspannung bisher ungenützter Kräfte möglich sei. Die Zentrale Arbeitsgemeinschaft, die er mit Carl Legien im November 1918 begründete, entsprang dem Plan,

die Arbeiter für den Gedanken der Produktion zu gewinnen, der ihn selbst ganz beherrschte. — Für Hugo Stinnes gilt, was über dem Tor des Dortmunder Eisenwerkes Union steht: „Es ehrt den Mann die Arbeit und die Tat."

4.

Hugo Stinnes, der König der Ruhr, ist tot. Ist der Zusammenbruch des Werkes auch zugleich das Urteil über den Mann Hugo Stinnes? Das Problem der Wirtschaft ist ein Problem der Führung: Erwiesen hat sich im Zusammenbruch nur, daß die Last, die der gewaltige Mann auf so junge Schultern legte, für diese zu schwer war. Sein Riesenwerk sei im folgenden kurz dargestellt.

Nur kurze Zeit hat Hugo Stinnes die Familienbesitzungen mitverwaltet. Mit der Gründung der Hugo Stinnes G. m. b. H. machte er sich selbständig. Um die Jahrhundertwende begann die große Ausbreitung des Stinnesschen Einflusses. Zuerst unterwarf er sich die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft, deren Kohlengrundlage er erheblich erweiterte. Unter seiner Führung erwarb Deutsch-Lux das Dortmunder Eisenwerk Union, ein technisch hochentwickeltes Werk für Bergbau, Eisen- und Stahlgewinnung, so daß jetzt auf eigener Kohlen- und Erzgrundlage Halb- und Fertigfabrikate mancher Art erzeugt werden konnten. Ein Zweig dieses Unternehmens umfaßt die Emdener Nordseewerke und ergänzt durch Beteiligung an Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaften die Stinnessche Reederei, die schon vor dem Kriege auf dreizehn Dampfern Kohle und Eisen, Holz und Getreide verfrachtete. Eine zweite Großtat ist der Aufbau des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes, dessen Aktienmajorität Stinnes 1902 zusammen mit August Thyssen erwarb. Als Rohstoffe beschaffte Stinnes Braunkohle durch den Ankauf der Rodder-Grube und anderer Werke, da Braunkohle hier wirtschaftlicher ist als Steinkohle. Interessant ist, daß Stinnes damit einen Typ des gemischt-wirtschaftlichen Betriebes schuf: Er zog die interessierten Gemeinden zur Finanzierung heran, behielt aber selbst die wirtschaftliche Leitung des Unternehmens. Heute erstreckt sich das Versorgungsgebiet der R. W. E. von der Ahr zu beiden Seiten des Rheins bis zur holländischen Grenze und bis nach Remscheid und Gelsenkirchen. Geplant war aber ein ganzes Netz von Elektrizitätswerken, das einheitlich das ganze Gebiet von den Alpen bis zur Nordsee mit der weißen Kohle beliefern sollte. Die Stromabgabe des R. W. E. stieg von 2,7 Millionen Kilowatt auf 762,4 Millionen im Jahre 1918/19.

So stand Stinnes 1913 an vierter Stelle hinter Krupp, Thyssen und Haniel. Die Grundlage seiner Macht war gelegt; was weiter kam, war nur eine gigantische Erweiterung des in der Zeit von 1893 bis 1914 geschmiedeten Blockes.

Bei Ausbruch des Krieges kehrte Stinnes nach Mülheim zurück, setzte sich in seine Fernsprechkabine und rührte sich vierzehn Stunden nicht vom Fleck. Während des Krieges hat Stinnes zusammen mit den anderen Wirtschaftsführern des Westens alles getan, um die eroberten Schätze Belgiens dem deutschen Verteidigungskampf nutzbar zu machen. Gegen

Ende des Krieges wurde die Hugo Stinnes A.-G. für Seeschiffahrt und Ueberseehandel in Hamburg gegründet. Aus den Namen ihrer Dampfer: Ludendorff, Tirpitz und Legien spricht ein Programm.

Daß die Stürme der Revolutionszeit nicht auch die rheinisch-westfälische Industrie in Verfolg der Sozialisierungspläne zu einem Chaos machte, ist zum nicht geringen Teil der kraftvollen Mitarbeit von Hugo Stinnes in der Zentralen Arbeitsgemeinschaft und in der Sozialisierungskommission zu danken. Als durch das Versailler Diktat Deutschlands Stellung als Eisen- und Kohlenausfuhrland vernichtet war, stellte auch Stinnes sich mit aller Kraft auf die Verfeinerungsindustrie um. Aus zwei durch den Friedensvertrag verstümmelten Unternehmungen, Deutsch-Lux und der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., schweißte er 1920 die Rhein-Elbe-Union zusammen, die später auch den „Bochumer Verein" ausländischem Zugriff entzog. Durch ihre Interessengemeinschaft mit dem Siemens-Schuckert-Konzern entstand dann jener Riesen-Elektro-Montankonzern Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union, das größte wirtschaftliche Unternehmen Europas. Der Elektroindustrie wurde die fehlende Kohle geboten, die Montanindustrie erhielt sichere Abnehmer. Der Vertrag ist auf achtzig Jahre abgeschlossen.

Seinen Privatkonzern erweiterte Stinnes in der Folgezeit durch den Erwerb der Oesterreichischen Alpinen Montangesellschaft aus den Händen der Fiat-Gruppe. Durch Verbindung mit dem Kattowitzer Bergwerksverein verwirklichte Stinnes auf seine Weise den Anschlußgedanken und führte die Kohle Ostoberschlesiens wieder der deutschen Wirtschaft zu. Aus der Hugo-Stinnes-Riebeck Montan- und Oelwerke A.-G. in Verbindung mit der Api und Olea baute Stinnes einen vertikalen Oelkonzern auf, der von der Gewinnung des Rohstoffes bis zum Absatz an den Konsumenten alle Produktionsstufen vereinte. Der Koholyt-Konzern umfaßte Wälder, Zellstoffabriken und die Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, welche die D. A. Z. herausgab. Die Hamburger Reederei war schon genannt; auch Banken hatte Hugo Stinnes sich angegliedert, so den Barmer Bankverein und zu einem Drittel die Berliner Handels-Gesellschaft. Endlich kommen dazu eine große Reihe von Maschinen- und anderen Fabriken, Automobilunternehmungen, Versicherungsgesellschaften, Hotelbetrieben und Ländereien — man hat die Zahl der selbständigen Unternehmungen mit 1664, davon 572 ausländischen, angegeben.

5.

Ende April 1925 schied Dr. med. Edmund Stinnes aus dem Konzern aus; er wurde abgefunden mit einer Mehrheitsbeteiligung an der Aga A.-G. für Automobilbau, der Majorität der Nordstern Versicherungs-A.-G., Anteilen an der Deutschen Eisenbahnreklame-Gesellschaft, einem Paket Aktien der Diskont- und Effektenbank Amsterdam und einem Zahlungsversprechen der Hugo Stinnes G. m. b. H.; Werte von insgesamt 16 Millionen Mark. Kurz nach dieser Auseinandersetzung erschien die erste Erklärung von Hugo Stinnes jun., in der gesagt wurde, daß eine straffe Zusammenfassung der Geschäfte in Mülheim stattfinden werde unter gleichzeitigem, entsprechendem Abbau der übrigen Niederlassungen und

Interessen, die eine einheitliche Leitung der Firma gefährden könnten. In einer zweiten Veröffentlichung wurden diese Abstoßungen als nicht weiter nennenswerte Objekte bezeichnet. Das war der Anfang der Krise.

Nur langsam wurden die bestehenden Verbindlichkeiten in der Oeffentlichkeit bekannt; sie beliefen sich auf rund 180 Millionen Mark.

Da mit dem Stinnes-Konzern wichtigste Interessen der gesamten deutschen Wirtschaft verknüpft waren, da vor allem auch der Name „Stinnes" im Ausland einen Symptomcharakter angenommen hatte, wurde die Stützungsaktion von 22 Großbanken unter Beteiligung des Reichsbankpräsidenten und mit Kreditgewährung der Seehandlung unternommen. Rasch wurden die besten Beteiligungen abgestoßen und daraus rund 53 Millionen Mark erlöst. Hamburg sicherte sich den auf preußischem Gebiet belegenen Grundbesitz an Hafengelände, ein Teilstück in der so wenig hanseatischen Fehde mit Preußen. Auch der preußische Fiskus trat als Käufer auf und erwarb das Aktienpaket der R. W. E. sowie große Waldbestände. Das Hamburger Export- und Importgeschäft ging an Arnold Meyer-Hamburg über. Ein ausländisches Konsortium kaufte, wie berichtet wird für eine deutsche Gruppe, die Deutsch-Lux-Aktien. Später wurden noch etwa 20 Millionen Mark flüssig gemacht durch Verkauf der Riebeck-Montan-Aktien, der Aktien des Baroper Walzwerkes und der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt. Dabei ist von volkswirtschaftlichem Interesse der Uebergang der Stinnesschen Braunkohlen- und Oelinteressen an den Anilinkonzern unter Führung der Badischen Anilin- und Sodafabrik. Es soll sich hierbei um die Ausbeutung der Bergin-Patente zur Gewinnung flüssiger Brennstoffe aus Braunkohle handeln. Die Chemie hat der Kohle wieder ein Stück Macht entrissen. Anfang September wurde das Garantie-Konsortium aufgelöst und die von der Seehandlung gewährten Kredite zurückgezahlt; die weitere Abwicklung liegt in den Händen der vier D-Banken. Das einzige, was aus der großen Masse übrigblieb, ist die neue Kohlen-Handlungs-A.-G. mit einem Kapital von 25 Millionen Mark, in der die alten Stinnesschen Kohlenhandelsinteressen, die Aktien des Mülheimer Bergwerksvereines und das Vorkaufsrecht der Kuxen der Zeche Mathias Stinnes vereinigt sind. Wie weit die Familie Stinnes daran beteiligt bleiben wird, ist noch ungewiß. Die Banken haben sich beeilt, immer wieder darauf hinzuweisen, daß sie keinerlei geschäftliche Vorteile aus dieser Liquidation gezogen hätten oder zu ziehen gedächten; auch auf die vereinbarten 4 v. H. (!) Provision wollen sie vorläufig verzichten.

Die Banken versuchten durch eine Anfechtung des Vertrages der Familie mit Dr. Edmund Stinnes diesen in die Liquidation hineinzuziehen, ohne jedoch rechtlich eine Aufhebung der Abmachungen erzwingen zu können. Bis auf die Telos Verkehrsgesellschaft und die Aga hat Dr. Stinnes alles veräußert, um Betriebskapital zur Fortführung und Modernisierung der Automobilfabrikation zu erhalten, da, wie er behauptet, die Hugo Stinnes G. m. b. H. und die Großbanken Kreditverpflichtungen nicht nachgekommen seien; die Banken ihrerseits lehnten Kredite wegen ihrer Beteiligung an der Stinnes-Liquidation ab. Die sich ergebenden finanziellen Schwierigkeiten wurden verschärft durch die Formulierung, die

Dr. Stinnes seinen Sanierungsversuchen gab: „Kampf zwischen Industrie und Banken". So kam es, daß auch die Presse diesen Vorgängen besondere Beachtung schenkte. Als ein Kennzeichen der allgemeinen Teilnahme sei eine kleine Geschichte erwähnt, die das Prager Tageblatt (19. 8.) berichtete: Als Dr. Stinnes und Direktor Böttcher eine Zusammenkunft im Hotel Esplanade hatten, wurde ihm von einem Unbekannten ein Brief mit einem Bündel Hundert-Dollar-Noten übergeben. „Es drängt mich", so stand in dem Brief, „als kleiner rheinischer Fabrikant Ihnen meine Hilfe anzubieten ... Warum ich das tue? Weil ich Sie für einen Teil unserer leider so geschwächten Wirtschaftskraft ansehe, die unter allen Umständen erhalten bleiben muß. Der Name Stinnes gilt im Ausland nicht nur als Titel einer überragenden Firma, sondern vertritt einen Wirtschaftsgedanken..."

Bis zu den letzten Ereignissen galt Dr. Edmund Stinnes als der ruhigere und verständigere der beiden Brüder; heute sprechen manche Kreise gern von „einem völligen Mangel an kaufmännischer Erfahrung." Warum? Ein Angriff auf die Banken ruft sofort eine verteidigungsbereite Presse auf; vielleicht spielte auch sein Bestreben, die von ihm geleiteten Automobilwerke im Sinne Henry Fords umzustellen — Henry Ford ist in amerikanischen Bankkreisen der bestgehaßte Mann — eine Rolle hierbei. Die Aga belieferte zumeist kleine Autodroschkenbesitzer, die ihre Wagen mit Prolongationswechseln bezahlen und die schwer geschädigt sind, wenn diese Wechsel nicht untergebracht werden können. Am meisten Aufsehen hat das „Aktiengeschenk" erregt. Am 14. August bot Dr. Stinnes dem Betriebsrat der Aga-Werke rund zwei Millionen Mark Aktien zur Uebereignung an, um, wie er erklärte, die Kreditsperre der Banken, die er persönlich auf sich bezog, zu durchbrechen, da „es in diesem Fall nicht um Handelsunternehmungen, Aktienbeteiligungen und derartiges geht, sondern um Gedeih und Verderb eines produktiven Betriebes mit Tausenden von Menschen." Der Betriebsrat stellte sich darauf in einer Erklärung auf die Seite von Dr. Edmund Stinnes. War das wirklich nur „eine Anwerbung von Statisten für eine dramatische Aufführung", wie die Frankfurter Zeitung so schön sagt? Es mag für uns vorläufig genügen festzustellen, daß auch der Vorwärts dieses Anerbieten verleumdete, und daß Der Deutsche, die Zeitung der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung, das Aufnehmen des Gedankens der Werkgemeinschaft mit Dank begrüßte. Dem Einfluß der Freien Gewerkschaften gelang es, die Arbeiterschaft zur Ablehnung zu bewegen.

Ueber die Aga A.-G. für Automobilbau ist das Konkursverfahren eröffnet worden. Edmund Stinnes hat sich nach Amerika begeben, nachdem er vorher seinen gesamten Aktienbesitz in Höhe von 4,4 Mill. Reichsmark kostenlos zur Verfügung gestellt hat. Da die Aga große Aufträge zu verzeichnen hatte, sind mehrfach Vorschläge zur Vermeidung des Konkurses gemacht worden; das Bankenkonsortium ließ sie jedoch unbeachtet, — „ein Totschlag ohne Ueberlegung", wie es der Leiter der Geschäftsaufsicht nannte.

Der Kampf zwischen Industrie und Bank ist zu Gunsten der Bank entschieden.

6.

Wenn wir an dieser Stelle die Geschichte eines großen Industrieunternehmens so ausführlich behandelten, so geschah es, weil hier die Probleme lebendig werden, die für die Zukunft unseres völkischen Wirtschaftslebens von besonderer Bedeutung sind.

Dr. Edmund Stinnes hat sich als Erbe seines Vaters bewiesen. Als nach der Revolution der Bergbau sozialisiert werden sollte, um damit von neuem den Gedanken des „Werkes" zu verwischen und eine Summe mechanisch zusammengeraffter Betriebe einer rein zahlenmäßig begriffenen Gesellschaft ausgeliefert werden sollte, hat Hugo Stinnes diesen Plänen den Gedanken der Schicksalsgemeinschaft zwischen Werk und Belegschaft entgegengestellt und sich erboten, die Hälfte seines Bergwerkbesitzes an die Arbeiterschaft abzutreten. Wenn auch, äußerlich gesehen, die Produktionssteigerung durch Heranziehung neuer Kapitalkräfte für ihn das Ziel war, so war doch letztlich dieses Angebot lebendiger Ausdruck einer Idee, die den Klassenkampf durch eine ständische Gemeinschaft aufheben will. Der Plan scheiterte, da die Arbeiterschaft die Uebernahme großer Verantwortlichkeit ablehnte. Aber gerade darauf kommt es an, daß die Arbeiterschaft, deren geschlossene Kraft das Heer der Wirtschaft stellt, zu verantwortlichen Gliedern der Wirtschaft werde. Nur in einem lebendigen Verantwortungsbewußtsein, das Unternehmer und Arbeiter zu der Einheit nationaler Wirtschaft verbindet, lassen sich die nationalpolitischen Pflichten der Wirtschaft erfüllen. So verdient auch das Angebot von Dr. Edmund Stinnes unseren Dank.

In der modernen Großwirtschaft hat die Bank als reinste Unternehmungsform des Effektenkapitalismus sich aus einem Geldvermittler zum eigentlichen Herrn der Wirtschaft aufgeschwungen, da hier der Gedanke einheitlicher Führung großer Wirtschaftskomplexe am besten verwirklicht ist. Kreditgewährung oder -verweigerung ist das Band, an dem die Banken die Industrie leiten. Die Aushöhlung des Geldwertes durch die Inflation bedrohte diese Macht; und vor allem Hugo Stinnes versuchte, durch höchste Anspannung der Papiermarkkredite in den Sachwerten der Industrie eine neue Machtposition zu schaffen. Große Industriekonzerne gingen dazu über, für ihre Geldgeschäfte eigene Banken zu begründen. Diese Entwicklung wurde nach dem hier wohl unparteiischen Urteil der Frankfurter Zeitung gefördert durch das größere Format der Industrieführer gegenüber den Bankführern. Kein Mensch wird so töricht sein, die Notwendigkeit von Bankinstituten zu bestreiten, aber es ist wichtig, daß der geschlossenen Macht der Geldhändler eine ebenso feste Macht der schaffenden Industrie entgegengestellt werde. Henry Ford ist dieser Versuch gelungen; was ihm glückte, hätte unter anderen Umständen Hugo Stinnes auch erreichen können. Die Verknappung des baren Geldes im Verlauf der Stabilisierungskrise gab den Banken die fast verlorene Macht ganz zurück. Wir haben allen Anlaß, diese Entwicklung zu bedauern, denn für den Bankmann, der nur in Geldformeln denkt, ist das Werk allein eine Geldhecke. Privatwirtschaftliche Rentabilität stimmt aber durchaus nicht immer mit der volkswirtschaftlichen überein. Dem Industrieführer ist sein Werk ein Mittel um Waren zu erzeugen, er ist Diener am Werk,

Edmund Stinnes hat es gewagt, den Kampf seines Vaters unter viel schwierigeren Verhältnissen fortzuführen, und so behält sein Versuch, gleichgültig, ob er gelingt oder nicht, die Bedeutung eines Weckrufes zur Befreiung der deutschen Wirtschaft aus der Abhängigkeit der internationalen Großfinanz.

Der Zusammenbruch des großen Konzerns ist im ganzen auf die gleichen Gründe zurückzuführen, die wir oben gekennzeichnet haben. Das Gleichgewicht zwischen Substanzwerten und Betriebskapital war gestört. Auch muß festgestellt werden, daß die Fortsetzung der Aufkaufpolitik Hugo Stinnes' zur Zeit der Stabilisierung ein schwerer Fehler war. Die Söhne haben versäumt, was der Vater getan hätte: die Führung den veränderten Umständen anzupassen.

Das Wirtschaftsleben der Nationen drängt zu neuen Formen. Durch die Welt geht ein Streben nach möglichster Unabhängigkeit der einzelnen Volkswirtschaften, ein Streben nach Autarkie. Voraussetzung dafür ist die straffe Zusammenfassung der bisher zersplitterten Kräfte in Industrie, Landwirtschaft und Handel zu großen „Wirtschaftskreisen", die als ein starker Binnenmarkt den abbröckelnden Weltmarkt zum Teil ersetzen können, die befähigt sind, als starke Pfeiler den Staat zu tragen. Die Tragik Hugo Stinnes' liegt darin, daß gerade sein Werk als Lehrgeld zum Opfer gebracht werden mußte in dem großen Umgestaltungsprozeß der Wirtschaft im Sinne verstärkter Konzentration, daß der Zusammenbruch seines Werkes den Satz voll erhärten muß: Wirtschaft ist ein Problem der Führung.

Egon Heymann.

Scheherezahde oder Courths-Mahler?

Schlechte und gute Filme.

Mit der größer werdenden Macht der Filmindustrie in Deutschland sind die grundsätzlichen, etwas gehässigen Angriffe auf Film und Filmwesen fast ganz verstummt. Den Film „an sich" hält heute kaum noch der strengste Volkserzieher für Teufelswerk. Die neue Ueberzeugung ist vielmehr, daß der Film „an sich" neutral sei, ein technisches Produkt, von Hause aus weder gut noch böse. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit diese neue Ueberzeugung wirklich aus einer neuen Einsicht kommt; oder ob der Wandel der Meinung nur auf die etwas bedrückende Erkenntnis zurückzuführen ist, daß dem Film und dem Kino mit Zurückdrängungsmaßnahmen, Zensurschikane, hohen Lustbarkeitssteuern, kurz durch einen Erwürgungsversuch, nicht mehr beizukommen ist.

Man könnte die neue Haltung, die williger zum Bejahen und zur Arbeit ist, mit Freude gelten lassen. Haß, der in Ewigkeit unwillig ist, zu lernen, bleibt ja fruchtlos. Die ältere, bedingungslose Art der Anklage gegen den Film schlechthin hat nicht nur den Aufschwung der Industrie, die Vermehrung der Bildtheater nicht gehindert; sie hat sogar durch Erzeugung von Gegenstimmung Reklame für den Film gemacht. Eine positivere Art der Mitarbeit am Filmwesen war dringend nötig. Sportplatz und Kino werden ja nicht so bald aufhören, die hervorragendsten

Bildungsstätten der „Heranwachsenden", wie eines nicht unbeträchtlichen Teiles der sogenannten Erwachsenen zu sein. Man muß sich ums Kino kümmern, ohne billige Anklagen und mit Lust zur Arbeit.

Leider ist jedoch der Weg, auf dem die Arbeitswilligen heute an den Film heranzukommen versuchen, ein falscher Weg. Er biegt nicht nur von der Sache ab, nein er führt geradezu in entgegengesetzte Richtung. Könnten die Filmfürsorger ihre Absichten durchführen, wir würden vielleicht, so unglaublich es klingt, noch schlimmere Films erleben. Die verfälschende, versandende, verkitschende Wirkung auf die Kinobesucher würde noch größer sein.

Denn es ist ja schon die Grundbehauptung nicht wahr, daß der Film „an sich" eine Technik sei, von Hause aus weder gut noch böse. Man kann, wie der Verfasser dieser Zeilen, die lebhafteste Neigung haben, sich selbst und seine Mitmenschen aus dem wolkigen Reich der Theorie zurück- und zur Einzelarbeit aufzurufen. Aber man wird dennoch zunächst einmal ganz scharf und ohne Selbsttäuschung sagen müssen, daß Film und Kino gerade „an sich" und auf jeden Fall böse sind. Auch der schönste Film, solange es sich um ein Filmdrama handelt, beansprucht nur das Auge. Vom Auge aus, dem bequemsten Eingangstor, das auch der Dümmste noch weit aufmachen kann, wird im Film eine Welt von Vorstellung und Gefühl erregt, die notwendigerweise ganz roh bleiben muß, da alle Geisteskräfte, Verstand und Vernunft, ausgeschaltet sind.

Es ist vielleicht nicht ganz richtig, wenn Volkserzieher älteren Stiles manchmal den einzelnen Film der Verführung zur Unzucht, zum Einbruch und zum Mord anklagen. Wo der Film dazu wirklich Anregung bietet, war wohl schon vorher nicht allzuviel Festigkeit vorhanden.

Wir haben der Tatsache ins Gesicht zu sehen, trotz allem Arbeitseifer, daß der wirkliche Erfolg des Films viel schlimmer ist, als die kleine Vermehrung der Statistik über uneheliche Geburten, Abtreibungen, „Liebestragödien", Einbrüche und Totschläge, die wir allenfalls mit einiger Sicherheit dem Rollbild aufs Schuldkonto schreiben können.

Das Kino von heute macht seine Augen aufsperrenden Besucher nicht tätiger. Es macht sie nur sehnsüchtig nach Millionen und Klubsesseln — und es macht sie träge. Da die Sehnsucht in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden kann — denn nicht alle Kinobesucher haben den Mut, die obengenannten Statistiken zu erhöhen — befriedigt sie sich im weiteren Kinobesuch und in immer größerer seelischer Abstumpfung und Versandung. (Wer wissen will, wie wenig tief sozialistische Gefühle und Gedanken in die Menschen eingedrungen sind, der sehe sich einmal in einem Arbeiterkino einen beliebigen, hochnoblen Gesellschaftsfilm mit einem erfolgreichen Milliardär und mit weiblichen Luxusgeschöpfen an. Anstatt den Bildschirm einzuwerfen und die Operationskajüte zu stürmen, wie sie ihrer sozialistischen Ueberzeugung nach tun müßten, sitzen stramm sozialistische Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern regungslos vor dem Bild, viel zu stumpf geworden, um im Kino noch ein anderes Organ in Tätigkeit zu setzen als das Auge und ein anderes Gefühl als das kraftlose Begehren.)

Einfach weil es mit d e m Organ arbeitet, dessen Hunger am bequemsten zu stillen ist, dem Auge, ist das Kino und sein Besuch an sich böse.

Es setzt Kräfte matt. Begeisterte Aestheten preisen diesen Zustand als „das Kommen des Augenmenschen", der nun endlich mit dem elenden Intellektualismus einmal Schluß macht. Aber es könnte, wie ich schon neulich einmal gesagt habe, immerhin sein, daß der neue „Augenmensch", wie ihn das Kino züchtet, eines Tages nicht mehr Grütze genug hat, um auch nur die Anwendung der neuen Abseitsregel zwischen den Toren oder die Nachforschung des Herrn Stuart Webbs zu kapieren.

Gegen diesen genuin bösen Charakter des Films, einseitig das Auge zu beanspruchen (ohne daß der Mensch etwa deshalb „sehen" lernte) ist kein Kraut gewachsen. Mit dieser vom Kino untrennbaren Verdummung gibt es, solange wir nicht etwas Besseres bieten können als das Kino, nur Kompromisse.

2.

Richtig ist, daß der Film nur von der Technik her begriffen und gebessert werden kann. Unklar sind trotz tausender von Artikeln über Filmtheorie die Vorstellungen über die Art, wie ein Film wirklich zustande kommt. Das Bezeichnende der Filmarbeit beruht nicht in irgendwelcher grundsätzlichen ästhetischen Verschiedenheit der Gesetze des Films zu denen des Theaters, in der Farbwirkung schwarz gegen weiß, in den Grundgesetzen der Pantomime, im sogenannten Tempo oder in tausend anderen wolkigen Gebilden, mit denen allen man schon versucht hat, dem Film zu Leibe zu gehen. Der wirkliche Film entsteht in einer Zerrissenheit der Arbeit, die jede seelische Beteiligung ausschaltet und die nicht nur den Photographen, sondern auch den Regisseur, den Schauspieler, ja, den Verfasser des nach den technischen Notwendigkeiten immer wieder geänderten Manuskripts zu bloßen Technikern herabdrückt, die virtuos und des Anschauens wert sein können, bei denen aber eine dauernde seelische Beteiligung und ein Sprechen zur Seele des Zuschauers schlechterdings nicht zustande kommen kann. Die wirkliche Filmarbeit besteht ja aus der Aufnahme von Einzelszenen. Nach Räumen geordnet, also die sogenannte „Handlung" lustig kreuz und quer zerreißend, dabei jeden Tag, nein jede Viertelstunde unter dem Zwange neuer Dispositionen (weil der Architekt nicht fertig geworden ist, weil das Schaf von Requisiteur ein Gabeltelephon statt eines Hängetelephons besorgt hat, weil die Riesenschlange oder das Känguruh nicht rechtzeitig eingetroffen sind) in einer Zerrissenheit, die dem Nichtfachmann eine wüste Vorstellung gibt und die doch technisch ganz unvermeidlich ist (wenngleich die Herren Filmregisseure zwecks Spesenerhöhung die Tendenz haben, sie noch zu übertreiben): in einem geradezu wüsten Hin und Her gegenüber der Handlung und dem Inhalt des Films geht die Filmaufnahme vor sich. Die Folge für alle Beteiligten ist Nervosität und unsicheres Warten, das selbst baumstarke Männer allmählich unterpflügt und die Ansprüche der Stars mit einem gewissen Recht zu einer Höhe treibt, die doch nicht nur Verwöhntheit und Luxus ist, sondern bei dieser Art von durchaus unzuverlässiger „Arbeit" eine gewisse Notwendigkeit darstellt. Jedenfalls macht diese beispiellose Zerfahrenheit der Technik jede seelische Beteiligung unmöglich. (Ganz abgesehen noch von dem anderen Umstande, daß die Vorzüge der Leute,

die sich der neuen technischen Möglichkeiten bemächtigten und aus ihnen eine gewaltige Industrie schufen, nur mit einem nicht ganz richtigen Ausdruck als „seelische Vorzüge“ bezeichnet werden könnten. Das mag sich einmal, wenn der Arbeitsidealist in die Filmindustrie einbricht, ändern; unveränderlich dagegen ist die Aufnahmetechnik und ihre Folgen, die jede innere Beteiligung am Verlaufe des Dargestellten für immer ausschließen.)

3.

Der Film ist ein photographisches, industrielles Massenprodukt, das mit kunstgewerblichen Mitteln arbeitet. Die älteren Filmästhetiker, die vom Vergleich des Films mit der Bühne ausgingen, wiesen bis zur Ermüdung auf die „Unbegrenztheit“ des Rollbildes hin: im Film könne man „alles“ bequem darstellen. In Wahrheit kann jedoch der Film nur erfassen, was sich gut und wirksam photographieren läßt. Nun läßt sich zwar gewiß auch „Seelisches“ so nach außen wenden, daß man es photographieren kann, daß noch der Dümmste versteht: aha, dieser Mann ist zornig und der Bubikopf dort ist übermütig. Aber dieses Nach-Außen-Projizieren heißt eben nichts anderes, als das Seelische gründlich verkitschen.

Deshalb muß allen Versuchen auf „Hebung“ des Films aufs Kräftigste widersprochen werden. Verfilmt den Werwolf von Löns und heraus kommt ein Film der Courths-Mahler: nicht so sehr, weil die Spielleiter und Schauspieler bewußt auf das Publikum Rücksicht nehmen, sondern weil es die Aufnahmetechnik und der Zwang zur dauernden Umstülpung nach außen nicht anders zulassen. (Die Schweden, die „seelische Films“ machen, umgehen die Schwierigkeit, indem sie ohne Handlung arbeiten und das Rollband wirklich nur aus einzelnen Bildern voll schöner Dekoration und sehenswerter Schauspielerleistung zusammensetzen. Sie spielen mit ganz losen Szenen; genau wie ihr Gegenteil, der Chaplin-Film. Sie geben keine Handlung, sondern zum Teil wundervoll mimische Studien, bei denen aber wieder die wirklichen Möglichkeiten des Films so wenig ausgenützt werden, daß das große Publikum nicht allzusehr zu tadeln ist, wenn es nicht mitgeht.) Der Versuch, durch „ernste Stoffe“ oder dergleichen den Film zu heben, schlägt in jedem Fall fehl. Das letzte, vielleicht abschreckendste Beispiel (gegen das sich aber trotzdem fast keine Opposition gerührt hat, weil der „ernste Stoff“ genügte, um jeden zum Schweigen zu bringen, der den Film „gehoben“ wissen will) ist der deutsche Quo-vadis-Film, das ekelhafteste Machwerk, das seit langem erschienen ist.

Der Film muß eben die ganze Welt des Gemüts naturnotwendig verkitschen. Jede ernsthafte Filmreform hätte damit zu beginnen, daß wir alle Films bekämpfen, die als Filmstoff verwenden, was uns lieb und teuer ist. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob es sich um „nationale“ oder um „sozialdemokratische“ oder um „katholische“ Films handelt. Kitschig sind sie alle und die Propagandawirkung wird von den Parteien und Organisationen in naiver Weise überschätzt. So tief gehen Kinoeindrücke nicht; es ist ja gerade ihre Eigenart, jedem Eindruck sofort einen ganz anders gearteten folgen zu lassen, alles zu vermischen und zu vermanschen.

Allgemeiner gesprochen müssen wir jeden Film bekämpfen, der vor-

gibt, ein Bild des wirklichen Lebens zu sein und der dadurch im Zuschauer Lebensvorstellungen von einer furchtbaren Falschheit hervorruft. Hier, nicht in den Detektivfilms, die im Vergleich harmlos sind, liegt vielleicht die verführerischste Macht des Kinos.

Wollen wir den Film heben, so müssen wir darauf verzichten ihn zu heben. Das Gebiet des Films ist nicht das Bild unseres Lebens, und unserer Seele, sondern das Märchen im weitesten Sinn. Aufgabe des guten Films ist es, das Unerhörte, Ferne, Niedagewesene, noch nie Gesehene uns vor die erstaunten Augen zu rücken. Als Scheherezahde arbeitet er ohne Verfälschung und Verdrehung. Wo keine Ansprüche an die Seele gemacht werden, wird auch seelisch nichts verfälscht.

Der gute Film als Märchenerzähler, der vom Unerhörten, Fernen, Niedagewesenen berichtet? Ja, ist das denn nicht ganz der Standpunkt des größten Teils der Filmindustrie, nur daß diese statt der Worte „Märchen", „fern", „niedagewesen", kurzerhand das Wort „Sensation" setzt?

Ja. Und hier eben heißt es aufpassen und arbeiten und scheiden. Mir ist ein Nic-Carter-Film lieber und erscheint mir weniger gefährlich, als einer der hundert anscheinend lebensnahen Gesellschaftsfilms mit ihren reichen Männern, Tänzerinnen, Bühnengarderoben und ähnlicher Ausrüstung. Aber natürlich gebe ich zu, daß es auch auf dem Gebiet, das ich als das des verhältnismäßig „guten" Films ansprechen möchte — Abenteurerfilms, Filmgrotesken, Trickfilms, planetarische Films, exotische Films usw. — eine Unmasse Schund gibt. Das Gute ist aber längst nicht so selten, wie vielleicht die Leute glauben, die den Film heben möchten. So etwa sind die Tierhumoresken von Fox etwas wirklich ganz Unerhörtes. Wer Nerven hat für das Fluidum, das eine Zuschauerschaft zusammenhält, merkt vor einer solchen Tierhumoreske mit Ueberraschung, daß das Publikum plötzlich zusammenhält und wirklich gebannt ist. Kein Wunder, denn das Märchen von den Tieren, die vernünftig und klug handeln, im Bild zu sehen, ist wirklich ein überraschendes und beglückendes Erlebnis. In seiner Anspruchslosigkeit spricht es zum ganz Unverdorbenen in unserer Natur, ebenso wie manche rücksichtslos tollen Filmgrotesken.

4.

Nicht zu verwechseln sind diese amerikanischen Tierhumoresken mit unseren deutschen wissenschaftlichen Tierfilms. Diese letzteren sind, ebenso wie viele Expeditionsfilms, das Aufregendste, Sensationellste, Mitreißendste, was man überhaupt finden kann. Hier, wo es sich um Leben handelt, in dem Gemüt und Seele keine Rolle oder nur eine geringe Rolle spielen, entfaltet sich der Film zu einem Lebensbild von grandioser Mächtigkeit und Dramatik. Es gibt kaum etwas, das damit zu vergleichen wäre. Es gehört viel dazu, bevor z. B. irgendeine dramatische Spannung mich vor der Bühne aufregt. Aber ich entsinne mich genau, daß ich einen Film, in dem zwei Spinnen kämpften, nicht zu Ende sehen konnte; es war zu aufregend. Es gibt nicht allzu viele fünfte Akte, bei denen das Herz einem wirklich Wasser in die Augen schickt; aber bei Scotts Südpol-Film muß ich schlucken — trotzdem mein Kopf die Sentimentalisierung durch die

Filmfirma ohne Zögern feststellt. Nur daß der Lebenseindruck unendlich viel mächtiger ist.

Wahrscheinlich weil sie diese aufregende Macht des Naturfilms (vor dem der sensationellste Abenteurerfilm zur langweiligen Jämmerlichkeit verblaßt) nicht ohne weiteres ertragen konnten, haben unsere Filmpädagogen auf diesem Gebiet ein tatsächliches Verbrechen begangen. Dieses Verbrechen bestand in dem furchtbaren und abschreckenden Worte „Lehrfilm". Das bloße graue Wort „Lehrfilm" hob die aufregenden Qualitäten des Courths-Mahlerischen Tänzerinnenfilms lockend, aber zu Unrecht hervor — gerade gegenüber jugendlichen Kinobesuchern. Aber sie sind zu Unrecht abgeschreckt worden. Was die wissenschaftlichen Abteilungen der Ufa und anderer Fabriken herstellen, was vom Südpol und vom Everest oder aus Innerafrika an Rollbild mitgebracht wird, das sind wahrhaftig keine „Lehrfilms". Es sind Filmdramen von ungeheurer Wucht — die einzigen wirklichen Filmdramen, die es gibt, beängstigend voll von Sensationen. Es wäre gut, *diesen* Zug zu betonen, anstatt die sogenannte Unschädlichkeit des sogenannten Lehrfilms. Es wäre auch gut, langweilige Films gerade dieser Art bloßzustellen. Tatsächlich ist im Film das Langweilige am wenigsten erlaubt. (Darin hat die Industrie recht; Unrecht nicht selten nur darin, daß ihr auf der Flucht vor der Langeweile keine frischeren, besseren, lustigeren Einfälle kommen.)

5.

Film und Filmindustrie widerstehen heute allen Maßnahmen der Zurückdrängung. Da sie nicht mehr *leicht* genommen werden können, müssen sie *ernster* genommen werden. Ob sich in den *Tageszeitungen* die Filmkritik zu gleicher Ernsthaftigkeit und Beachtung erheben wird wie die Theaterkritik? Gerade die großen Tageszeitungen haben auch große Filmanzeigen. Aber die *Zeitschriften* sind ungehindert. Sie sollten einen wirklich guten Film mit demselben Nachdruck und Eifer besprechen wie ein gutes Buch. Sie sollten auserwählt gute Sammelberichte über Films in jedem Heft bringen. Denn in der Tat ist der Film heute bedeutsamer in seiner Wirkung als das Buch. Soll er nicht nur ein Verführer und Versander bleiben, so muß sein Wesen als das eines sehr umfassenden Märchenerzählers erkannt und danach ernsthafte Kritik geübt werden.

Carl Christian Bry.

Konrad Witz.

Es pflegt öfter die Frage aufgeworfen zu werden, ob die Kunst in ihrem geschichtlichen Verlauf eine Entwicklung durchgemacht habe oder nicht. Ob man z. B. das Werk Rembrandts höher stellen müßte als ägyptische Schöpfungen des dritten Jahrtausends vor Christus. Darauf lautet ziemlich allgemein und sicher mit Recht die Antwort: vor rein künstlerischem Urteil stehen beide gleich; ein hervorragendes Stück des alten Reiches ist in sich genau so vollkommen wie die Staelmeesters oder die Judenbraut. Dennoch beruht der Unterschied zwischen den genannten Werken nicht nur

auf der Persönlichkeit der Erzeugenden, sondern sehr stark auch auf einer der Kunst selber innewohnenden Entwicklung. Aegypten spricht sich, ebenso wie Asien, in der Fläche aus; selbst freistehende Bildsäulen erscheinen der Auffassung nach flächenhaft (worin in diesem Fall das Flächensehen besteht, kann hier nicht erörtert werden). Der Grieche als erster schaut den Körper, das Vorstoßen der festen Masse nach allen Richtungen. Germanische Kunst endlich faßt in sich den Raum und das Licht. Spengler spricht in seinem „Untergang des Abendlandes" den Gedanken aus, die Griechen hätten überhaupt noch keine Raumanschauung gehabt; ihre Schöpfungen geben ihm Recht. Der griechische Tempel ist ein aus deutlich begrenzten Körpern zusammengesetzter Bau, während der gotische Dom versinnlicht Unendlichkeit des Raumes (soweit das möglich ist). In der bildenden Kunst müssen Körper und Raum, obwohl beide dreidimensional, unterschieden werden; der Raum gehört einer späteren Stufe der Entwicklung an.

In der Malerei läßt sich die Bewegung von der Fläche zum Raum besonders deutlich aufzeigen. Das Morgenland kennt nur Fläche; der Grieche beginnt mit der Fläche und geht bis zum Körper fort; der Germane beginnt mit der Fläche, erfaßt den Körper und endet bei Licht und Raum.

Mit jeder neu sich bildenden Kulturgemeinschaft beginnt die Entwicklung von vorn; im Weiterschreiten aber geht die spätere über die frühere hinaus. Das letzte, was wir bisher in dieser Folge erlebt haben, waren Raum und Licht in Rembrandts Gestaltung. Doch hat, wie gesagt, auch die germanische Malerei mit der Fläche begonnen und ist über den Körper zum Raum gelangt. Und auf jeder Stufe des Weges sind vollkommene Werke geschaffen worden. Denn künstlerische Vollendung hängt, wie bereits betont wurde, nicht ab von der Stufe der geschichtlichen Entwicklung; sondern besteht in inneren Zusammenhängen von Form und Farbe und seelischem Ausdruck. Trotzdem würde man falsch tun, die große geschichtliche Bewegung nur als Veränderung zu bezeichnen; sie bedeutet tatsächlich Entwicklung. Es liegt in ihr Zielstreben; die Künstlerschaft selbst empfindet ein Höherhinauf. Es kommen bei dem Aufstieg, wenn man ihn so nennen will, immer reichere Beziehungen in den Kreis der Anschauung und Gestaltung. Dennoch behält auch das Flächenwerk seine Vollkommenheit; es kann in ihm künstlerisch eine letzte Höhe erreicht werden, die nicht überschreitbar ist; weil sich in ihr der Sinn der Fläche erfüllt und das nächste Gebilde, der Körper, in dieser Umgebung den Zusammenhang zerreißen, also unkünstlerisch wirken würde.

Antike und italische Renaissance gehen im Verstehen des Körpers auf. (Das gilt trotz ihres späteren Helldunkels, weil es nicht als Eigenwert und als Raumwert erfaßt wird; man vergleiche Rembrandt!) Deutschland tritt an diese Aufgabe heran und löst sie im fünfzehnten Jahrhundert; als einer der mächtigsten Vertreter der Richtung ragt hervor Konrad Witz.

Er wurde wohl noch vor 1400 geboren, lebte einige Zeit in Konstanz und arbeitete seine Hauptwerke in Basel und Genf. 1446 oder 1447 ist er, unbekannt wo, gestorben.

Wir betrachten die erste unserer Abbildungen: den Verkündigungs-

engel. Die Aufgabe, die der Künstler sich stellt, heißt: bekleidete Gestalt im geschlossenen Raum. Das Körperhafte der Auffassung springt in die Augen; dieser Engel ist ein Gebirge, mächtig breit und groß getürmt. Dabei werden sowohl Körper als auch Gewand in ihrer Besonderheit fühlbar. Aber nicht in griechischer Art, wo der Mensch unter dem Kleid als solcher, im Spiel von Muskeln und Gelenken, erscheint. Und selbst frühgriechische Form, wo das Gewand den Menschen verdeckt, können wir nicht gleichsetzen; ebensowenig Italien. Konrad Witz schafft etwas ganz Neues. Etwas, das dem Kubismus unserer Tage sehr nahe steht. Worin nun drückt sich sein Eigentum aus? In einer Eindringlichkeit des Formgefühls, die weit die Kunst Griechenlands und Italiens hinter sich läßt. Die Form an sich hat hier die Kraft.

Griechenland und Italien haben wohl auch ein Formverstehen, doch bleibt es am Natürlichen haften; in Deutschland erst fängt das Schwingen geistigen Wertes um seiner selbst willen an. Ein Körper im begrenzten Raum — das ist an sich lustvoll. Und wenn bei einem bekleideten Menschen Körper und Gewand über- und ineinander sich wirken und dadurch zu besonders reizvoller Massendurchdringung werden, so steigert das die Lust des Aufnehmenden. Die Seele wird in Schwingung versetzt; ein Klingen löst sich in ihren Tiefen. Und warum? Da stoßen wir auf letzte, nicht mehr erklärbare Gründe. Warum ist die Empfindung des Körpers an sich, des Raumes an sich lustvoll? Sie sind es, weil sie es sind. Ahnungsvoll wittert der erregte Geist göttliche Urkräfte, die er bejaht in ihrer Schönheit. Wenn der Künstler ihr Wesen besonders eindringlich und gewaltsam zum Sprechen bringt, so erregt er Freude. Das ist innigste künstlerische Freude schlechthin; in ihr bergen sich die schönsten Melodien.

Und ein Mann wie Konrad Witz greift mächtig in die Saiten und meistert den Ton. Er baut mit gewaltigen Klötzen, die er, von innen her vorstoßend, groß und kühn begrenzt.

Unsere zweite Abbildung bringt eine Gestalt in freier Landschaft. Eigentlich sind es zwei: der Mann und das Kind; für die künstlerische Empfindung aber bilden sie eines, sie sind wie zusammengewachsen; der Mönch am Ufer kommt als Person für den Aufbau nicht in Betracht. Das menschliche Gebilde (Christophoros und Kind) schreitet durch Wasser, das weit in die Ferne schwimmt; beide Ufer sind besetzt mit Felsen. Für die Formbedeutung erscheinen die Felsen nicht wesentlich anders als der Mensch. Wir sehen mannigfach gestaltete Körper in einem unendlich hinfliehenden Raum. Das ist lustvoll; es birgt in sich Melodie; wen sie erfaßt, der hat das Bild. Wie bewußt und groß erscheinen die Massen begrenzt! Ein Meister ließ hier Wesen sprechen; eine Fülle von Kraft und strenger Beherrschung sammelt sich in dem Werk.

Oefter wurde in den eben ausgeführten Beschreibungen das Wort Raum gebraucht; andererseits sagten wir anfangs, daß der Raum erst einer späteren Stufe der Entwicklung angehöre. Das klärt sich auf folgende Weise. Die spätere eigentliche Erkenntnis baut die Unendlichkeit aus Licht; es nimmt den Körper in sich auf und zerlöst ihn weniger oder mehr, sein Eigenwert geht verloren. Konrad Witz aber baut den Raum durch Kör-

per; die Weite ist für ihn noch fast Leere, das Feste und Begrenzte ist das Etwas. Später wird der Raum Wesen, der Körper geht in ihm auf. Da aber Konrad Witz einem Volke angehört, dem von vornherein Raumverstehen im Blute liegt (oder auch im Geist; beides ist eins), so hat er allerdings auch sofort ein stärkeres Empfinden dafür als etwa sein großer Zeitgenosse, der Italiener Masaccio. Es gibt in dem Werk Masaccios keine solche wehende Ferne wie in unserem „Christophoros", wo es um die Felsen streichend zieht wie Geist und Wind und strömend unsichtbar sich ergießt ins Grenzenlose. Und auch unseres Meisters geschlossene Räume sind nicht ganz leer, sondern schwebend von Helldunkel; sehr auffallend bei Bartholomäus (Basel) und bei der Verkündigung (Nürnberg). Dennoch bleibt der Körper die Hauptsache; es handelt sich aber um die am Begrenzten haftende Zeit eines Volkes, dem die Unendlichkeit gehört.

Da wir bisher nur den Wert der Form erörtert haben, so wird wohl der Leser mit Recht endlich fragen: Was bedeutet denn in diesem Zusammenhang die Verkündigung oder die Mär vom Christophoros? — Unser Mittelalter war so glücklich, einen dauernd sich gleichbleibenden Gedankeninhalt für die künstlerische Darstellung zu besitzen; das deutsche Gemüt lebte in den christlichen Geschichten. Da war etwas, worauf der Künstler bauen konnte, etwas Vertrautes, das sofort einen inneren Grund des Verstehens ergab. Um so freier vermochte daher der Schaffende zum Gegebenen sein Besonderes zu bringen und das bekannte Gerüst mit persönlichem Leben zu füllen. In den mächtigen Blöcken, die Konrad Witz aufeinander und gegeneinander türmt, drückt er dem seelischen Inhalt Eigenart auf; alles Geschehen wird zu etwas Schwerem und Wuchtigem. In der Verkündigung (Nürnberg) heben sich und lasten der Engel und Maria wie zwei Gebirge im Raum. Zwei Gebirge, zwei wuchtige geschlossene Einzelwesen, die in ausdrucksvoller, aber geringer Wendung sich zueinander kehren. — Christophoros, starke Masse, den Felsen der Ufer verwandt, schreitet; dringlich und schwer geht es voran. Und selbst die umgebenden Steine haben etwas Gerichtetes; so wachsend müssen sie einst dem Boden entstiegen sein. Es treibt bei unserem Künstler immer wie innere Bewegung im Festen; man spürt den formenden, drängenden Geist. Ganz besonders am Menschen. Im geduckten Hirn des Wandernden arbeitet es; seine Last und sein Schreiten werden zu Erleben. Und nicht überflüssig gleiten in der Ferne jene kleinen Kähne mit Puppenmenschen; sie sollen wehend Raum schaffen und durch spielenden Gegensatz die im großen arbeitende Erregung steigern.

Oft hat Witz Gemälde aus zwei Figuren gebaut. Als Beispiel dafür wählten wir unsere dritte Abbildung: Maria mit dem Kind, Stifter (François de Mies) und Petrus, weil in ihr das Zueinander der beiden Massen besonders lebendig sich kundgibt. Die Personenzahl beträgt zwar vier; doch handelt es sich künstlerisch nur um zwei geschlossene, sich gegenüberstehende Körper, die je zwei Menschen in sich fassen. — In herrlichsten Faltengebilden rollt das Gewand Mariens herab. Es wallt und brodelt und steigt und fällt, um schließlich groß und gnädig zu wehen zu dem Knienden hin. Dieser, niedergesunken und doch mächtig wie ein Gebirge, betet. Wie wenn eine Kuppe in sich stürzt und ihre Hänge auf-

faltend sich stauen, so quillt und gleitet und steilt und stelzt das Kleid um ihn empor. Schwer und starr und doch sich beugend kniet der Mann. Und voller Gnade, fest und anmutig, neigt sich die Jungfrau in großer Drehung zu ihm.

Die mächtige Masse des Bischofs wird noch gestützt durch die Senkrechte Petrus'. Von rechts antwortet Maria, beweglicher, weiblicher, sich neigend mit Haupt und Hand. Sehr reizvoll wirkt ihre Drehung: das Gegeneinander von Ober- und Unterkörper, und die fließende Gnade zu dem Stifter hin. Zu Petrus und dem Stifter tritt endlich der Kardinalshut; zu Maria die große mit Engeln gekrönte Bank, die ihrer zarteren Gestalt breite Fassung gibt.

Die Sprache der Kunst tut in unserem Gemälde wieder ihre letzten Gründe auf. Diese Falten! Unglaublich, daß so etwas überhaupt möglich wird! Ein seelischer Aufruhr tobt in den Gewändern, und doch nur Leidenschaft in allerstrengster Beherrschung: kraftvoll und klar. Es spricht Form, die herrlichste Seele ist. Leider nur oder auch zum Glück läßt sich diese Seele mit Worten in ihrem letzten Grund nicht beschreiben; sie redet eigensinnig nur ihre Sprache und diese Sprache ist Form. Warum finden wir die Drehung Mariens so unsagbar schön? Warum so zauberhaft und berauschend, wie das Gewand von der Schulter wallt bis zum Schoß? Wie das Kind im Mantel der Mutter eingesackt sitzt, wie eingewachsen und so ausdrucksvoll geformt? Und dieses ganze Obere sich dreht über den Knien wie ein Turm?

Unser letztes Bild, die Befreiung Petri, zeigt den Künstler als Herrscher über viele Figuren und große, gegeneinander gerichtete Gebäude. Rechts im Gefängnis sitzt Petrus schlafend, ein Engel beugt sich, ihn zu lösen; links wird der träumend Dahinschreitende an der Hand des Engels entführt. Im Hintergrund schiebt sich ein Häuserblock in verschiedenen Richtungen zusammen. — Wie merkwürdig sitzt der Schlafende! Den Kopf hat er auf eine Hand gestützt, den Körper gedreht. Die Bewegung sieht nicht einfach natürlich aus, sondern gewaltsam und übertrieben; Führung der Linien wird zum Ausdruck wie im Tongefüge beseelter Musik. Etwas Gequältes atmet in dem Geschiebe: die Marter des Gebundenen; zugleich aber hat es auch rein formliche Wichtigkeit. Zu Petrus neigt sich der himmlische Bote einfach und stark, begleitet vom schönen kräftigen Bogen der Flügel. Um die Gruppe fahren Wächter auf, lebhaft bewegte gebrochene Formen; auch die Richtungen ihrer Lanzen werden wichtig. Links Ruhe: senkrecht und still Petrus, ins Bild zurückführend der Bogen des Engels, während seine Hand schwebend hinausdeutet. Und hinaus deuten auch der rechte Unterarm Petri, die Flügel des Engels und die Gebärden der Wächter zu äußerst rechts und äußerst links. Ihr lebhaftes Zeigen stellt auch Verbindung her zwischen dem Unsteten rechts und dem Stillen links, und wieder zurückleitend binden die zwei ähnlichen Haltungen des Befreiers. Dazu kommt räumliches Vor und Zurück der einzelnen Gestalten und wechselndes wuchtiges Gegeneinander der Mauern und Dächer, in denen ebenfalls rechts Bewegung vielfach und hochgehend sich verschränkt, während links klare Wagrechte hinausgeht.

In solchem Zu- und Gegeneinander der Körper sind Spannungen

von einem inneren Reichtum erreicht, der erstaunlich ist und alles Italienische weit übersteigt; Masaccio erscheint dagegen arm.

Konrad Witz ist neben Multscher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Begründer eines neuen Stiles in Deutschland. Beide gestalten gegenüber der früheren Zeit zunächst bewußt körperhafter, dann aber auch seelisch reicher. Die vorhergehende Kunst war höfisch, beachtete nur die obere Gesellschaftsschicht und war schließlich durch übertriebenes Streben nach Verfeinerung in eine Sackgasse geraten. Alles menschliche Erleben außer dem ganz Feinen, Zarten und Eleganten war ausgelöscht. Da setzt in den dreißiger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts mit Macht Gegenwirkung ein, die das bisher bevorzugte Gefällige fast verabscheut und unterdrückt und dagegen das Kräftige hervorhebt. Angehörige der unteren Volksschichten werden fast bevorzugt; in ihre Seele versenkt man sich liebend. Auf unserm letzten Gemälde sehen wir deutlich, daß Witz in Haltung und Ausdruck Petri den einfachen Fischer malen will — die Bewegungen sind schwer und ungeschickt — aber allerdings zugleich den echten, tiefen, treugläubigen Mann. Doch hat gerade Witz auch Sinn für etwas anderes, wie schon unsere dritte Abbildung beweist. Und auch der Engel Petri wird in höhere Geistigkeit hinaufgehoben; der Bewohner des Himmels hat freiere gelöste Formen. Trotzdem erscheint er kräftig und untersetzt, der Eigenart des kubistischen Stiles entsprechend und aus bewußter Abkehrung gegen die überschlanke höfische Art.

Unsere Beurteilung der Vergangenheit richtet sich nach unserm eigenen Wesen; nicht mehr kann man verstehen, als man selbst in sich hat. Lange Zeit war deutsche Kunst uns unbeachtet, weil wir gänzlich verflacht waren. Doch die Gegenwart ist schön, die deutsche Seele wird wiedergeboren und schaut sich um nach dem Gut der Väter. Sie vermag es wieder zu erkennen und sieht staunend und ehrfürchtig die Größe jener, die mit ihr eines Wesens sind. Konrad Witz war einer der Größten. Maria Grunewald.

Wer sich über den Meister näher unterrichten will, dem seien genannt: Mela Escherich: Konrad Witz (Straßburg). Heitz und Mündel. — Hans Graber: Konrad Witz (Basel). Benno Schwabe. — Hans Wendland: Konrad Witz (Basel).

Max Reger.

Nie und nirgend hat die Helden- und Fremdenverehrung solch wahnwitziges Ausmaß angenommen als im heutigen Deutschland, soweit es die Künste anlangt. Fremde Truppen durchziehen in diesem „Dreißigjährigen Kriege“ unser Land: Pirandello mit seiner Schaubühne, die Donkosaken, die Ukrainer, die Sixtinischen Sänger, das russische Ballett, dazu „Feldherren ohne Armeen“, aber darum als Einzelheroen nicht minder bewundert und begafft: der Negertenor Hayes, der russische „Volkssänger“ (bei Ausnahmepreisen!) Schaljapin, der uns russisch ansingt wie Battistini es auf italienisch tut, ohne daß hierdurch die Begeisterung der Masse vermindert würde. Dazu treten die „internationalen“ Musikfeste in Donaueschingen beim Fürsten Fürstenberg, in Salzburg, die Tournéen der „internationalen Pantomimengesellschaft“ Max Reinhardts, die eigentlich nur eine verschämte Nachbildung der so „volkstümlich“ gewordenen Revuen

darstellt. Unsere Konzertpläne wimmeln von ausländischen Namen: Respighi, Casella, Krenek, Strawinsky, Scott, Prokofieff, de Falla. Und während man sich vor diesen erlauchten Namen fremden Klanges willig beugt, während Fachpresse und Dirigenten einmütig auf der Pirsch nach neuen Talenten mit kurzen Hosen sich mühen, verklingen Namen eigener Meister, darben deren Angehörige, um zuletzt der öffentlichen Wohltätigkeit überantwortet zu werden. Der Notschrei der Erben Bruckners, Wagners klingt uns noch im Ohr, und ist es nicht ein Schandmal für unsere Zeit und alle, die sich Regers „Freunde" nannten, wenn dessen aus den Erträgnissen unermeßlicher Arbeit erkauftes Haus in Jena verschleudert werden mußte, weil nach seinem Tode all die „Freunde des Meisters", selbst die ihm Treue auch seinen Angehörigen gegenüber gelobt, hinter den Kulissen verschwanden?

Und doch scheint es gerade jetzt, als werde es klar, daß auch die musikalischen Inflationsspekulanten sich verrechnet: immer lauter werden die Stimmen, die zur Selbstbesinnung auffordern, und was vielleicht noch überzeugender: auch im Lager der „Andersgläubigen" pfeifen einige kluge Vögel einem neuen Wetter entgegen und beginnen, auch an den Tageshelden Mängel und Flecken zu entdecken: Mahler half keine laute Propaganda zu längerem Nachleben, Schönberg verliert sich in dürrer Abstraktion (auf einmal haben es manche schon immer vorhergesagt!), Krenek und Hindemith drohen im eignen Klischée zu versanden, und das Ergebnis der letzten „internationalen" Feste war, daß nur die Deutschen mehr als Mittelmaß und mehr als bloßes Experiment boten. So ist wohl auch der Weg zu unsern wirklich Großen frei geworden, und einen der Allergrößten, Max Reger, gilt es daher zuerst wieder zu Ehren zu bringen.

Sein Leben war das so vieler deutscher Musiker: Sohn eines Landschulmeisters, des deutschen Kantors, der die Musik in den Jahrzehnten der Ueberfremdung vor allem im Norden und in Mitteldeutschland vor der Vernichtung bewahrte. Es ist das Milieu Bachs und Schuberts, in welchem Reger aufwächst: häusliche Musikübung mit den Eltern, Lehrjahre am Seminar, Entdeckung seiner genialen Anlage (wie bei Haydn und Schubert) durch einen Freund des Hauses, den Hauptlehrer Lindner, der den Knaben mit der poetischen und musikalischen Literatur seiner Zeit bekannt macht und ihn zuletzt einem Größeren anvertraut: Hugo Riemann. Dieser, unentwegter Brahmsapostel, dabei überzeugter Bach- und Beethovenverehrer, einer der umfassendsten Musikgelehrten seiner Zeit, fördert den Jüngling in Sondershausen und Wiesbaden und führt ihm seine ersten Interpreten, seinen ersten Verleger (natürlich einen ausländischen: Augener in London) zu. Zugleich wird in Wiesbaden, zuerst mit glühender Begeisterung, dann mit wachsendem Ingrimm gegen Drill und Gleichmacherei, das „Einjährige" abgedient. Eine schwere Erkrankung, verbunden mit einer inneren Krise, schließt es vorzeitig ab: Reger flüchtet in die Einsamkeit seiner oberpfälzischen Heimat (der Heimat Glucks!) und schreibt in Weiden seine monumentalen Orgelwerke, die Phantasien über die Choräle „Wie schön leucht' uns" und „Straf mich nicht in deinem Zorn", über den Namen „Bach", über „Wachet auf", die „Infernophantasie", denen in Karl Straube, damals in Wesel

amtierend, ein kongenialer Interpret erstand. Die Widmung einer Symphonie an Brahms brachte dem jungen Meister ein freundliches Dankschreiben des Aelteren ein, und nur dessen Tod verhinderte ein engeres Freundschaftsverhältnis, wie ein solches zwischen Schumann und Brahms vorher so schön und deutsch ehrlich bestanden. In einem damals geschriebenen, erst nach Regers Tode veröffentlichten Klavierquintett, findet sich ein Zitat der „Sapphischen Ode" Brahmsens: ein inniger Gruß an den Dahingeschiedenen. München wird 1901 der neue Wirkungsort des Achtundzwanzigjährigen, der nun innerlich gefestigt der großen Welt gegenübertritt, wo noch allmächtig die nachwagnerische Schule — Thuille, Schillings, Strauß — herrschte. Als Konzertbegleiter, als Lehrer an der Musikakademie, als Erzieher tüchtiger Privatschüler macht sich Reger bald einen Ruf, und neben den Choralvorspielen, die er als kleine symphonische Dichtungen behandelt gleich seinen Choralkantaten, bester, noch viel zu wenig genützter geistlicher Hausmusik, treten seine Variationen für zwei Klaviere nach Beethovenschem Thema, seine Passacaglia, die einen neuen, lapidaren Klavierstil, klanglich weit über Brahms hinausweisend, begründen, treten seine großangelegten Violinsonaten, treten Lieder schlichter Prägung, die nach Wolf und Strauß wieder auf gesundmusikalischen Boden zurückführen, dabei den Klaviersatz stärker beleben, als Brahms dies erreichte. Unübertroffene Kleinkunst entsteht in den Tagebuchblättern für Klavier, in den kleinen Suiten und Sonaten für Violine und Klavier.

Doch wie vor ihm Wagner, Strauß, so fand auch Reger in seiner Landeshauptstadt keine bleibende Stätte. Der Außenseiter wurde, als ihn (wie einst Händel, wie Bruckner) ein Nervenzusammenbruch ereilte, als „verrückt" verschrien, und die Berliner Presse, dieselbe, die heute hinter komponierenden Wunderknaben mit rührender Geduld hereilt, verfehlte nicht, ihm nach gelegentlichen Konzerten vernichtende Kritiken nach Hause zu schicken. So nahm Reger kurzentschlossen einen Ruf als Universitätsmusikdirektor und Konservatoriumslehrer nach Leipzig an, die Skizzen zu seinem größten Werke, den Orchestervariationen nach einem Hillerschen Thema, in der Mappe. Unterdessen hatte er einen Jugendwunsch wahrgemacht und Elsa von Bagienski heimgeführt, die ihm über den Tod hinaus eine aufopfernde und meinungsehrliche Gefährtin geblieben ist und heute in Weimar seine geistige Hinterlassenschaft verwaltet. Hatte Reger in den Werken für zwei Klaviere und für Geige allein eine ganz neue Schaffensrichtung begründet, so setzte dem das ebengenannte Orchesterwerk die Krone auf. Bachs unerhörte Variations- und Fugenkunst ist hier auf das moderne Orchester übertragen und so eine aus inneren Quellen gespeiste Wucht der Diktion erzielt, die einem kleingewordenen Zeitalter unheimlich erscheinen mußte. Dies wirkt sich gleichermaßen in seinem Klavier-, seinem Violinkonzert, seinem Prolog zu einer Tragödie aus, wie in seinem Quartett in Es, in fis, in d, seinem Sextett. Neben Straube als Wegbereiter finden sich die Brüder Busch ein, die Berliner Sängerin Fischer-Maretzki, der westfälische Geiger Havemann, die Münchener Altistin Erler-Schnaudt. Und Freunde vom Schlage eines Dehmel, Klinger reichen dem Bruder in Apoll die Hand. Ehrendoktorate von Jena und Berlin, Akademiemitgliedschaft aus Spanien

und Schweden, Professor- und Hofratstitel schmücken den Bescheidenen, der sich gegen Snobismus und Schmarotzertum hinter Brahmsscher Grobheit verschanzt.

Den immer Lernbegierigen lockt der Ruf an die Meininger Kapelle, deren Ruhm, von Bülow begründet, er in weitführenden Reisen neu belebt. Zugleich leitet er den dortigen Singverein, und zu seinen, noch aller Schwierigkeiten spottenden Chorwerken, dem Hundertsten Psalm, dem „Gesang der Verklärten", den „Nonnen", den kontrapunktischen Bearbeitungen deutscher Volkslieder fügen sich der „Römische Triumphgesang", die „Weihe der Nacht" für Männerchor und Solo, die Altarie „An die Hoffnung" nach Hölderlin, dessen Muse die letzten Lebensjahre des Meisters begleitet. Souveräne Instrumentation, jedoch nicht wie bei Mahler, Strauß als Selbstzweck, strahlt aus den Orchesterwerken dieser Meininger Epoche, dem „Konzert im alten Stil", das Händelschen Geist atmet, der „Böcklin-", der „Romantischen Suite", der Lustspielouvertüre, der Ballettsuite, gekrönt von den klassisch-einfachen „Mozartvariationen".

Bei Kriegsausbruch meldet sich Reger, wegen Kurzsichtigkeit dienstuntauglich, zu Schreiberdiensten, wie einst Goethe in Thüringen militärische Aushebungen mitmacht. Der Tod des alten kunstsinnigen Herzogs Georg läßt Reger dem „neuen Herrn", vor allem aber seiner opern- und operettensüchtigen Gemahlin, den Dienst aufsagen und nach Jena übersiedeln. Dort entstehen die Werke der reifen Periode, die Reger selbst als solche der Läuterung zur „höheren Einfachheit" empfindet: die Telemanvariationen für Klavier, die geistlichen Lieder für Chor, die Vaterländische Ouvertüre, der Bariton „Hymnus der Liebe", der „Einsiedler". Ein zweiter Nervenzusammenbruch läßt ihn nach Meran pilgern. Doch die Erholung war nur von kurzer Dauer. Auf einer Konzertreise zugunsten des Roten Kreuzes ereilt ihn, den Nimmermüden, im Hotelbett beim Durchlesen der Korrekturen zu Choralvorspielen der Tod.

Verständnislos nörgelt die Welt an dem Gesamtwerk dieses Großen. Ueber Artistentum und Snobismus, über internationale Gleichmacherei führt ein mühsamer Weg hin zurück zu Reger, zurück zu einer Musik des Ethos, der Verwurzelung im eigenen, allein zeugungsfähigen Volkstum!

Hermann Unger.

Auguste Supper.

Unter den deutschen Dichterinnen der Gegenwart steht Auguste Supper in der vordersten Reihe. In Süddeutschland hat sie längst eine stattliche Gemeinde, sie ist auch nach Mitteldeutschland vorgedrungen, und daß sie im Norden Freunde findet, hindert die schwäbische Grundbestimmtheit ihrer Dichtung nicht. Von alters her hat der schwäbische Geist sich über die engen Stammesgrenzen hinausgereckt, bei aller Bodenwüchsigkeit liegt in ihm ein Zug zum Universellen. Schwerlich hat seit Jeremias Gotthelf ein deutscher Dichter so tief aus der Volksseele geschöpft wie diese Frau, die von den Vorfahren her dem Bauernblut entsprossen, sich einen Born unverfälschten Fühlens und unstillbarer Sehn-

sucht nach dem „Anderswo“ bewahrt hat. Geboren in Pforzheim hat sie ihre Jugend in dem Schwarzwaldstädtchen Calw verbracht. „In dem tiefen, engen, von dunklen Wäldern umrauschten Tal lernte das Kind das kennen, was der Keim alles künstlerischen Schaffens ist: die Sehnsucht. Meine dunkelsten und fernsten Erinnerungen sind eine quälende Sehnsucht nach dem, was hinter den Bergen sein könnte“, sagt sie selbst. Als Einundzwanzigjährige folgte sie ihrem Gatten, einem höheren Beamten, dem verständnisvollen Freund ihres dichterischen Geistes, nach Stuttgart. Jetzt lebt sie verwittwet in Ludwigsburg, unweit der Solitude.

Ein kurzes Vorspiel leitet ihre literarische Laufbahn ein, „Der Mönch von Hirsau“, ein Epos (1898) und eine chronikartige Erzählung aus der Zeit der Gegenreformation in Würzburg, „Der schwarze Doktor“ (Neudruck 1906). Mit ihren Schwarzwalderzählungen Dahinten bei uns (1905) und Leut' (1908) findet sie den Boden, von dem aus ihr Talent seinen eigentlichen Flug nimmt. Mit inniger, ja, leidenschaftlicher Liebe umfaßt sie dieses Bergland, und es hat ihr seine Seele kundgetan, die heimliche Schönheit und keusche Verschlossenheit seiner Winkel, das heilige Waldesschweigen und das Geflüster der Gräser und Kräuter auf der weiten Hochebene, den stummen Todesernst der in die schmalen Talfurchen hinabsteigenden Tannen mit den düsteren Schatten und das eilige, unaufhaltsame Rauschen der herniederrinnenden Wasser, die ihre Wellen an satten Wiesen von unglaublichem Smaragdgrün vorübertreiben. Es ist eine oft karge und rauhe und doch wieder verschwenderische Schönheit. Tausend Fangarme streckt die Welt draußen nach den Schätzen und Kräften des Waldgebirges aus, aber immer noch gibt es verschwiegene Dörfer und einsame Gehöfte mit den tief heruntergezogenen Dächern, an denen die Jahrhunderte zwar nicht spurlos vorübergegangen sind, aber doch nur die Oberfläche verändert haben. Denn auch das Geschlecht, das die Hochebenen und Täler des Schwarzwaldes bewohnt, ist nach dem Waldgebirge geartet. Die eigentlichen Gebirgsbewohner sind langsam und bedächtig, schweigsam und verschlossen, der Boden ihres Herzens ist steinigt wie ihr Ackerboden, die geistigen Früchte reifen zögernd und spärlich, aber irgendwo wird unter der harten Schale ein echter Kern sichtbar, eine verborgene Schönheit und unerwartete Innerlichkeit leuchtet auf, daß man sieht: es ist etwas Wesentliches um diese Menschenart, und es fehlt ihr nicht die Seele, aber die Sprache, um sich aufzuschließen. Diese Sprache hat Auguste Supper entdeckt, sie ist die Deuterin der Seele des Schwarzwalds.

Von der „Heimatkunst“ ist sie ausgegangen, aber sie hat sich schon bei ihren ersten Flügen darüber erhoben —, wenn man nämlich meint, daß rechte Heimatkunst eine wesentliche Beschränkung und Verengung bedeuten müsse. Der Rahmen ist es ja nicht, der über den Wert eines Dichtwerks entscheidet? Raabe ist mit seiner Dichtung in der niedersächsischen Heimat verblieben und in seinem Alterswerk kehrt er noch einmal an dem Ort seiner Jugend ein, die ganze Geschichte spielt sich ab zwischen drei Menschen, darunter sind zwei, von denen die Welt nichts weiß und durch die uns doch eine Tür aufgetan wird zum Menschenschicksal und zum Land der Seele. So führt uns auch Auguste Supper inmitten einer aufs

Aeußerste vereinfachten Umgebung mit ihren Leuten vom Schwarzwald in wenigen Schritten zum Eigentlichen und Innerlichen. Der geographische Bezirk ist klein, nicht einmal der gesamte Schwarzwald, aber zum Unsichtbaren ist von überall her nur ein Schritt. Indessen stehen die Gestalten gedrungen und fest umrissen vor uns, sie sind gesehen, nicht unbestimmt empfunden, die Phantasie der Dichterin ist plastisch; man hat ihren Erzählungen gegenüber das Gefühl, wie wenn man aus einem modernen Maleratelier mit den aufgelösten Konturen und verdichteten Farbflecken in die Werkstatt eines Plastikers tritt, der noch weiß, daß Plastik die Loslösung vom Raume bedeutet. Und wie diese Menschen leibhaftig vor uns treten, so sprechen sie auch, sie reden nicht, sondern sprechen. Für den Kenner des Schwäbischen hat es sogar einen intimen Reiz, dieses echte Schwäbisch zu genießen; andere werden sich wenigstens an dieser köstlichen Mischung von bäuerlicher Konvention und Eigenbrödelei, von Schlauheit und Neugier, von sprichwortartiger Schlagkraft und naivem Ungeschick in der Handhabung der Sprache als des Mittels, die Gedanken zu verbergen, aber auch an natürlicher Einfalt und zwingender Ehrlichkeit erfreuen. Wort und Bewegung sind dabei umsponnen von einer geradezu rituellen Symbolik, die im Augenblick der Leidenschaft zwar durchbrochen wird, aber mit der Selbstbesinnung zurückkehrt.

Man vergißt die Leute vom Schwarzwald nicht wieder, wenn man ihnen einmal begegnet ist. Da ist der zweiundneunzigjährige Alte, der mit seinem gewiß auch nicht mehr jugendlichen Sohn wegen gegenseitiger Tätlichkeiten vor Gericht gestanden hat. Den Anstoß gab ein von der Ahne inspirierter Vorhalt an die Söhnerin, der Mann kommt dazu und schlägt sich in Ritterlichkeit für sein Weib. Wie aber lautete der Vorhalt? „Was glaubst denn du, du dumms Mensch, d' Ahne und i, mir dürfet so guet emol sterbe wie du, wenn du au em Ulrich vom Berghof g'hörst?" „Der alte Bauer ..., er sieht im Sterben das letzte, stolze, höchste Menschenrecht, und er pocht darauf als auf etwas, das ihm zusteht, so gut wie nur irgendeinem." Da ist die Mabel, die zum erstenmal die Altersrente erhält und eben unterrichtet worden ist, daß ihr diese nun jeden Monat zukommt. In ihren jungen Jahren hat sie sich vielmals gewünscht, sie möchte nur so reich sein, daß sie sich hie und da eine Wurst kaufen könnte, und jetzt langt es auch noch zu Weißbrot. „Ich ziehe meinen Hut vor der Mabel so tief, wie vor jemand, von dem man vieles gelernt hat; und ich drücke mich aus ihrer Nähe so eilig, wie aus der Nähe eines Menschen, von dem man eventuell noch viel mehr lernen könnte. Kein vernünftiger Mensch, der etwas auf sein Gleichgewicht, den Gleichmut seiner lieben Seele hält, wird ohne Not neben einem kropfigen Weiblein sitzenbleiben, das Gott und sein Geschick und die Lindigkeit der menschlichen Gesellschaft preist um einer Wurst willen." Unnachahmlich ist Johann Kusterer auf seinen Abwegen. Der alte Bauer hat sich zur Ruhe gesetzt und denkt nur noch Faulenzergedanken. „Faulenzergedanken sind aber alle die, die sich mit Dingen befassen, die den lieben Herrgott allein angehen." Er möchte sich dabei schon gern beraten lassen; doch ginge er zum Pfarrer, so hieße es, er wolle auf seine alten Tage „fromm" werden. Aber zum Schäfer aus dem katholischen Nachbardorf, in dem sogar die Hunde katholisch bellen

und vom Kruzifixus am Dorfeingang bis zum Schäfer alles von einem unheimlichen Hauch des Numinosen umschwebt ist, zieht es ihn hin. Wie die beiden nun zusammenkommen, scheinbar ganz unabsichtlich, wie sich der von seinen dringlichen Altersfragen Umgetriebene windet, um unauffällig aus dem anderen, Wissenden, die Antwort herauszuholen, und der einsame Schäfer in altem Bauernhaß sich sperrt und doch von der stillen Anerkennung seines höheren Wissens nicht ungerührt bleibt, wie sie schließlich den ersten Gang miteinander tun und wie Johann Kusterer, als es im Herbst aufkommt, daß er die ganze Zeit beim Schäfer gesteckt hat, mit dem Jenseits ins reine gekommen ist, das erlebt der Leser Zug für Zug mit. Sehr fein ist die Geschichte von der Hexe und dem Erzengel, dem Spittelweib, das botmäßig in die christliche Hausordnung sich schickt, aber in seinem Herzen all die heidnischen Träume vom Schatzgraben und den Zauberpferden in der Zwölfnächtezeit, all die Gedanken eines langen, ungebundenen Lebens weiterspinnt. Alter Urväterglaube geistet weiter in verblaßtem Brauch und verworrenem Wort, auch gestürzte Götter sterben nicht. Doch schreibt der Pfarrer, der ihre Geschichte kennt, auf das Grabkreuz der „Christiane" — unter diesem Namen kannte man sie erst im Spital — den Spruch: „Die Liebe höret nimmer auf." Es ist nicht zufällig, daß die Schwarzwaldgeschichten es meist mit älteren Menschen zu tun haben. Nicht ausschließlich; Jakob, der Bauernknecht aus dem Elbinger Oberamt, der die Bäuerin und den Hof haben kann, aber die mittellose kleine Magd nimmt, meint: „Jungsein ist doch das beste." Allein im Bauern arbeitet sich der Mensch nur langsam heraus, erst im späteren Leben stellt sich die Reife ein und kommt das lange verhaltene Innenleben zu seinem Recht. Vielleicht das bedeutendste Stück beider Sammlungen ist „Mein Nachtquartier"; es schlägt bereits vernehmbar einen neuen Ton an, der die jüngeren Dichtungen Auguste Suppers begleitet.

Ihre Erzählungen bewegten sich bisher in der Form der Novelle oder der Skizze. Mit dem stattlichen Bande Lehrzeit (1909) beginnt ihr Ringen um die Romanform. Auch jetzt ist es meist der ländliche Hintergrund, aus dem die Träger der Handlung hervortreten, aber deren Schicksale steigen aus andern Gründen auf. Dorf- und Schloßgeschichten sind es nicht wie bei Marie von Ebner-Eschenbach, aber es stellen sich Vertreter der Mittelschicht ein, die irgendwie mit dem ländlichen Leben verbunden sind. Der Horizont weitet sich; die Umgebung wird herausgearbeitet, das Statische der Bauerngeschichten weicht dem organischen Werden der Menschenseele. In der „Lehrzeit" bildet den Kern der Erzählung die Ehegeschichte des jungen Pfarrers und seiner Frau, im Beginn der Ehe entfernen sich beide immer weiter voneinander. Der glaubensstrenge, aber noch unbeseelte Eiferer, übrigens nach dem Herzen der Bauern, denen das „Geistliche" immer noch am Priester haftet und Weltförmigkeit des Pfarrers verdächtig ist, muß erst an seiner eigenen Versuchlichkeit scheitern und schuldig werden, um die verstehende und suchende Liebe zu lernen. Und die junge Frau erfährt erst an der Einfachheit, mit der eine verschwiegene keusche Liebe sich treu bleibt, daß Opfer größer ist als Selbstbehauptung. Um diesen Kern herum und von

ihm aus geſehen legt ſich die Dorfgeſchichte. Sie ſpiegelt ein ausgezeichnetes Bild der Bauernreligion wider. Man wird ſchwerlich eine andere Dichtung nennen können, in der mit gleicher Liebe und Sachlichkeit die Frömmigkeitsart ſchwäbiſcher proteſtantiſcher Bauern geſchildert iſt. Dieſe iſt aber typiſch für einen Teil des proteſtantiſchen Bauerntums überhaupt. Die Religion des katholiſchen Bauern darzuſtellen iſt reizvoller und viel leichter. Die Orts- und Zeitgebundenheit dieſer Frömmigkeit, die zahlloſen ſinnenfälligen Gegenſtände der Verehrung, der Zauber des Kultus, die tiefe Scheu vor der Heiligkeitskraft und die Dreiſtigkeit im Gebrauch der Schutzmittel dagegen, der naive Wunder- und Legendenglaube, die anmutigen Ranken der Volkspoeſie, die das Leben umblühen und die oft recht gröbliche Jchſucht und lohnſüchtige Berechnung dieſer Frommen freundlich bedecken —, dies alles macht die Darſtellung katholiſcher Volksfrömmigkeit zu einem der dankbarſten dichteriſchen Stoffe. Anders die proteſtantiſche Volksfrömmigkeit, aus der ſchon die unbefangene Sinnlichkeit und Schauſpielluſt des katholiſchen Teils verſchwunden iſt. Die Religion wird dort als ein Druck empfunden, aber als ein heilſamer und notwendiger. Denn die Religion der Gnade iſt dort wieder zur Geſetzesreligion geworden. So weit hat ſich doch der Gedanke der Selbſtverantwortlichkeit vor Gott ausgewirkt, daß das opus operatum, auch wenn es ausgeübt wird, nicht mehr als vollwertig empfunden wird. Gerade auf der bleibenden Spannung zwiſchen Innerem und Aeußerem, zwiſchen Weſen und Erſcheinung beruht die eigentümliche Schönheit der proteſtantiſchen Volksreligion, mit der ein Unerſetzliches dahinginge, wenn auch ſie uns genommen würde. Eine unſägliche Verarmung an ewigen Werten und ſittlichen Kräften wäre die Folge, ſinnbildlich kaum angedeutet durch den Verluſt des Landſchaftsbildes, wenn man ſich den Kirchturm inmitten des Dorfes hinwegdenkt. Denn ſo kräftig iſt immerhin dieſe Religion, daß ſie nicht nur das ihr zugetane Volk bändigt und ſittigt und ſein Daſein an die Ewigkeit knüpft, ſondern daß ſie in einzelnen auch aus der herben und ſchmuckloſen Schale ſich löſt und zu ihrer wahren Geſtalt frei wird. Die Härte und Starrheit eines ſtark verkürzten Chriſtentums können doch nicht hindern, daß durch das Steingeröll die lebendige Quelle hindurchdringt. Es iſt nicht alles Geſetz geworden, dieſes Volkschriſtentum hat ſeine Symbolkraft noch nicht ganz verloren. Und ſo ſcheint durch die rauhe und eintönige Ordnung des Lebens, die den Landmann immer wieder an eine ſegnende und ſchenkende Hand erinnert, das Abbild einer ewigen Ordnung der Dinge durch, in reif gewordenen oder aufgewühlten Seelen erwacht eine Sehnſucht nach dem Ungreifbaren, das Irdiſche, das ihr Tagesleben ausfüllt, fällt ab von ihnen und im Innerſten blüht eine große Güte und kindliche Reinheit auf, die die durchfurchten Züge adelt und mit einem Abglanz des Ewigen verklärt. Dieſes Doppelgepräge der bäuerlichen Frömmigkeit hat Auguſte Supper mit ihren Dichteraugen geſehen. Ihr Griffel zeichnet mit ſcharfen Strichen die dumpfe, unverſöhnliche, unter der Herrſchaft des Brauches ſtehende Volksreligion, das Nebeneinander der werktäglichen und der ſonntäglichen Welt, das unfreudige Opfer an die Gottheit und die unheimliche Furcht vor ihr als Triebkraft, die enge Bindung an die ſtatutariſche Form und das Mißtrauen gegen neu ſich re-

gendes Leben; man fragt sich, woher hier überhaupt das Leben kommen soll. Und doch ist dies die Hülle, unter der es gedeiht; auf dem Krankenlager, unter niedrigem Dach wird in unbeholfenen Worten und Taten eine Feinheit, Zartheit und echte Vornehmheit der Gesinnung offenbar, die den geistig Ueberlegenen beschämt und beschenkt. Wie ein schöner Schwarzwaldsommertag damit anhebt, daß die Nebelwolken zerreißen und zerflattern und die Heidekräuter, mit Millionen Tautropfen beperlt, im Morgenlicht aufstrahlen wie ein glitzerndes Meer, und nach Mühsal und Zwiespalt der Tag in der Dämmerung dahinsinkt mit dem Abendläuten, das ihn zur Ruhe bringt und an die Pforte der Ewigkeit trägt, aus der er hervorgetreten ist, so legt sich über Auguste Suppers Buch der versöhnende Glanz einer einheitlichen Grundstimmung, die aus der groß gesehenen Einfachheit aller letzten Dinge fließt, und entschädigt für das, was in der Erzählung selbst noch nicht ausgeglichen ist.

Mit stärker realistischen Farben malt der nächste Roman: Die Mühle im kalten Grund (1912). In Jakobshofen weiß man, daß die Klotze seit Noahs Tagen dort sitzen, ein zähes, herrisches, gewalttätiges Geschlecht. Aber wie der Habicht auf die weiße Taube, so sind sie immer wieder auf ein zartes, liebliches Frauenbild aus, und wenn sie es in ihr Nest heimgeholt haben, dann machen sie ihm das Leben zu einer Kette von Kampf und Leid. In den strengen Wintermonden dringt keine Sonne in den kalten Grund hinab und nie ist die Freude dort heimisch. Nur je und je waltet eine Frau dort, die die ganze Last auf ihre Schultern nimmt und mit Waffen kämpft, gegen die ein Klotz nichts vermag. Eine solche Frauenseele ist die Müllerin, deren Geschichte uns erzählt wird. Eine feine, scheue, spröde und doch nach Liebe verlangende Natur ist sie, geblendet vom Reichtum des Werbers, ihm in sein Haus gefolgt, um bald zu erkennen, daß sie dem wilden, begehrlichen Mann nicht das zu geben vermag, was er sucht, und daß ihre mütterliche Seele mit ihrer Art ins Leere greift. Erst durch schweres Leid kommt sie zum Bewußtsein ihrer Sendung und kehrt aus der Trennung zu dem Gatten zurück, den ein jäher Schicksalsschlag niedergeworfen hat, und an dessen Seite sie ein Leben entsagungsvoller Hingabe erwartet. „Das Vorspiel ist aus, das Stück hat begonnen.“ Die Müllerin ist die einzige aus dem Bund der Besonderen, die sich durchgesetzt hat. Zwei von den drei Männern zerbrechen an ihrem Schicksal, und der dritte, der Malerpfarrer, kommt überhaupt nicht stark heraus. Gegen die erdenschwere, robuste Ganzheit der Jakobshofer Bauern sind Kunstliebhaber kein Gegengewicht. Sehr lebendig ist dieser Hintergrund gestaltet, die Menge der Dorfleute mit ihrem harten Tritt und ihren von Urväterzeiten her ererbten Vorurteilen, für die richtige Hand doch lenksam und nicht ohne natürliche Gutmütigkeit. Freundlich in ihrer wohlmeinenden Beschränktheit heben sich die „Stundenleute“ ab. „Sie wollen nichts Besseres und nichts Geringeres, als auf eigene Faust, mit der Bibel in der einen und den Schriften eines frommen Mannes in der andern Hand, hinter dem lieben Herrgott herpirschen durch dick und dünn.“ Vollkommen ist die Gestalt der grauhaarigen Mühlenmagd Regula, der Philosophin der Geschichte, deren gesunder Menschenverstand und unerschütterliche Bibelfestigkeit auch einem Klotz Widerpart hält. Diese Art

von biblischer Frömmigkeit macht weise und innerlich unabhängig. Der Ton der Erzählung hat die wahre Volkstümlichkeit. Ein kleinmenschliches Leben wird uns geschildert, aber auf allen Seiten weichen die Wände zurück und die Hand greift ins Unsichtbare. Die rauhen und harten Töne schlagen vor, aber dazwischen ist doch ein ganz feines Klingen hörbar, und es bleibt im Ohr, auch wenn man sich vom Bilde entfernt hat. Nur eine reine und tapfere Hand kann inmitten so kümmerlicher Menschen so zart an das Höchste und Ewige rühren. Aber auch über die Dumpfheit und Härte des Volkes gleitet ein Strahl hin aus der Welt des Geheimnisses. Die Erzählung ist eingetaucht in den Geist des Mythus und der Sage. Die Geschichten von den sieben verschwundenen steinernen Kreuzen, vom Jäger mit der Hahnenfeder und dem Goldschatz, von der Linde des Kaisers Karl, an der noch immer Gericht gehalten und der Gerechtigkeit zum Siege geholfen wird, werden so berichtet, daß ihre Schatten aufsteigen und der Hörer mit ihnen den Duft der volksmäßigen Gläubigkeit schlürft.

Neben der Romandichtung hat Auguste Supper die Novelle und die kleine Erzählung weiter gepflegt. Die meisten sind in den Bänden gesammelt: Holunderduft (1910), Der Mann im Zug (1915) und Der Weg nach Dingsda (1921). Allen dreien gemeinsam ist der Zug zum Geheimnisvollen, Jenseitigen, und damit zum Symbolischen, der zuerst im „Nachtquartier“ sich Ausdruck gegeben hat. Ahnungen und Zeichen, Gesichte und Träume ziehen über den so hellen und wachen Geist dahin, seltsame Begegnungen, Reisegrüße vorübereilender Mitwanderer im Leben stellen sich ein, das Unbekannt-Bekannte ergreift die Seele, ihr steigt ein ewiges Ziel am Horizonte auf und dahin streckt sich die Sehnsucht. Stofflich hat auch eine Italienreise, die die Dichterin im „Flug durch Welschland“ (1908) beschrieben hat, die Phantasie befruchtet. Noch lebt der alte Wirklichkeitssinn und man hört sein fröhliches Lachen, das goldene Lachen des echten Humors, wenn man die Geschichte vom „Heß und seinem Buch“ erfährt. Und der alte Sünder erdreistet sich sogar, sein geheimnisvolles Buch, mit dem er seine Mitmenschen nasführt, mit dem heiligen Buch des Pfarrers zu vergleichen, ohne das auch der bei den Langenbachern nichts ausrichten könnte. Aber bei vielen dieser Geschichten liegt hinter dem nächsten noch ein anderer Sinn, sie haben etwas Transparentes; manche gehen auch ganz in das Symbolische über. Dahin gehört das „Ballabenteuer“ mit seinem „irreführenden“ Titel; „der Weg nach Dingsda“ ist die Lebensstraße, die wir alle gehen, und in der rührend schönen „Sommernacht“ spricht eine Sterbende zum letztenmal mit den sechs Birnbäumen, die der „Aehne“ für seine sechs von einer Seuche in vier Wochen weggerafften Kinder auf der Wiese gepflanzt hat, — Urzeitbrauch und Ewigkeit. Man wird dies mystisch nennen. Und man darf es, wenn man das edle, leider in Mode gekommene Wort recht versteht.

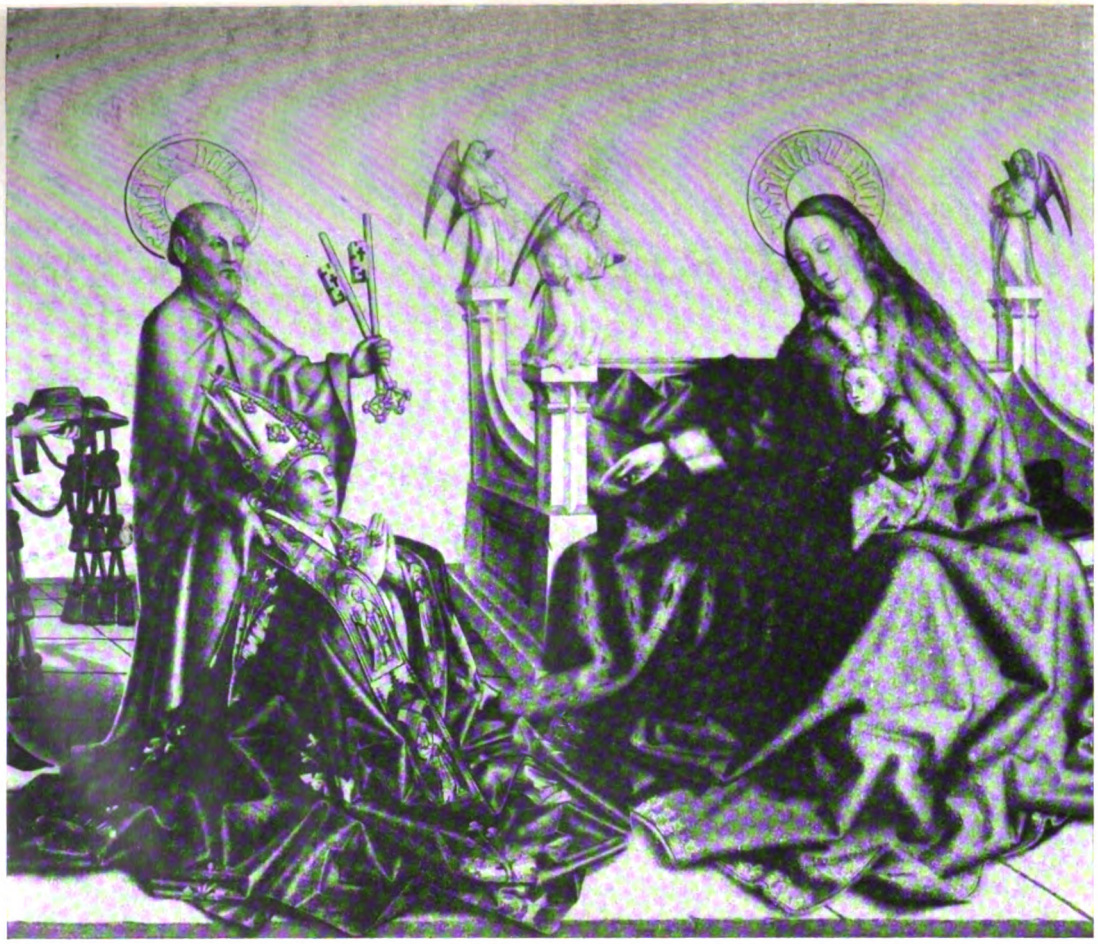
Mit der Unendlichkeitsmystik unserer Tage, die aus alten und aus sehr jungen trüben Quellen zusammengeflossen ist, hat Auguste Suppers Mystik nichts zu tun. Nur die neue Naturmystik kommt aus tieferen Gründen, aber sie verrät den Geist an die Natur. Und die altindische Mystik ist unter einer heißeren Sonne gereift und nicht einmal als Stimmung, geschweige denn als wirksame Kraft wahrhaftiger Weise in die nordische

Seele zu übertragen. Mystik bedeutet bei Auguste Supper einmal Naturnähe. Ihr ist das Gefühl der Geschöpflichkeit aufgegangen, in dem sie sich mit allem Sichtbaren zusammenfaßt. Durch die Sterne wie durch Baum und Tier flutet dasselbe geheimnisvolle Sein, das im Menschengeist eine erste Höhe ersteigt. Die Dichterin fühlt das Sehnen und Aengsten der Kreatur und die flüchtigen, aber beglückenden Augenblicke der Befriedung mit. Aber das Andersein des Geistigen und der Abstand des Göttlichen bleibt gewahrt, kein willenloses Zerfließen im All, ein Stillewerden, keine Selbstberauschung vor seinen Tiefen. Der neuen Unendlichkeitsmystik fehlt zur Frommheit das Entscheidende: der Abstand, die Transzendenz des Göttlichen, und die bedingungslose Notwendigkeit, das lebendige Gewissen. Das andere Kennzeichen des Mystischen bei Auguste Supper ist die Ewigkeitsnähe. Ihre Ewigkeit ist kein fragwürdiges Jenseits, sondern wie auf jenen alten Bildern der Lebensbrunnen, dessen Wasser von den ewigen Bergen zu Tale rinnen und die verdurstende Erde tränken. Sie ist die Fülle der Kräfte, von der wir in diesem kurzen Leben nur anfangsweise Erfahrung machen. Aber es gibt doch Menschen und Stunden, in denen die Knospe des Ewigen die Blätter lockert. Das Gegenständliche verliert seine Starrheit, es wird durchsichtig, der zweite, der eigentliche Sinn schimmert hindurch. Und nun kehrt sich das Wertverhältnis von Zeit und Ewigkeit um: das Ewige ist das Gewisse, das Wahrhaftige, das Zeitliche, wo es nicht bloßer Schein ist, der sich auflöst, nur Abglanz. Das dritte Merkmal ist die Unmittelbarkeit des frommen Gefühls. Und hier zeigt sich nun deutlich, daß das Mystische bei Auguste Supper nur Einschlag ist, nicht der Aufzug des Gewebes. Denn wo das Ich im Unendlichen untergeht, da ist nicht Mittelbares noch Unmittelbares mehr, es ist nur eines. Es ist nichts Persönliches mehr, nur Unpersönliches, Unbestimmbares, Allgemeines. So sehr jene Unmittelbarkeit heute gesucht wird, so sollte sich doch kein Verständiger darüber täuschen, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege nicht zu erlangen ist. Der Mensch von heute ist vom Unmittelbaren so weit entfernt als das Zusammengesetzte vom Einfachen. Aus allen Zeiten und Zonen trägt er Steine zum Aufbau seines Weltbildes herbei, aber was so entsteht, ist Synkretismus. Synkretismus ist ein Verwesungsprozeß, in dem ehemals organisierte Stoffe aus ihrer Verbindung sich lösen und in das Anorganische zurücksinken. Daraus aber kommt kein neues Leben und altes läßt sich nicht wieder erwecken. Auguste Supper weiß, daß das Göttliche zu uns kommen muß, wenn wir es finden sollen. Es muß schon da sein, wenn wir es sollen ergreifen können. Und mag es in Mythus, Dogma, Geschichte verhüllt sein, es kommt doch selbst zum Menschen, wenn es kommt. Mit der Kraft des Unbedingten, die nur dem Göttlichen zusteht. Das ist die Mystik, die wie bei Raabe vom Blut des Christentums sich genährt hat.

Diese ihre Herkunft wird auch dadurch erwiesen, daß sie sich nicht abschließt, daß sie nicht bloß mit Gleichartigen sich zusammenfinden will; eine große Güte, ein mütterliches Erbarmen ist mit dieser Inneneinkehr unlöslich verbunden, so daß es die Arme gerade nach den Einsamen, den Sonderlingen, den Mühseligen, Beladenen und Ausgestoßenen ausstreckt. Eine tiefe echte Menschenliebe müht sich da um ein verkümmertes Pflänzlein

zu ihren Füßen und um das vergessene unscheinbare Blümlein am Haag. Es ist nicht jene elende Art von „Idealismus", die richtig Schönfärberei heißt, sondern das Herausholen einer geheimen Schönheit, die nur mit vertrauendem und liebendem Auge entdeckt werden kann. Und mit ehrfürchtigem, — mit Recht hat Luther diese drei im höchsten Zusammenhang miteinander genannt.

Verdichtet ist diese Geisteshaltung in den beiden neuesten Romanen Auguste Suppers. Der Herrensohn (1916) erhebt sich schon durch das Kulturbild aus Alt-Württemberg, das hier gezeichnet wird, über die Grenzen des Romans. Wie man nach dem schwäbischen Kulturroman von Hermann Kurz greift, wenn man das herzogliche Württemberg in Schillers Tagen kennenlernen will, so kann man aus diesem Buche in späterer Zeit ersehen, wie sich im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts das Weltbild im schwäbischen Dorfleben gespiegelt hat. Aber trotz lebendiger Verflechtung des Helden mit diesem Hintergrund ruht der Schwerpunkt der Erzählung durchaus auf dem Einzelleben. Es ist die Geschichte einer Seele, das Reifen eines Knaben und Jünglings zum Mann im Gleichmaß des ländlichen Lebens. Die Kunst besteht darin, daß der Leser aus der Enge in die Weite geführt wird, aus dem eng begrenzten Leben zu den letzten Fernen. Nur ganz von weitem wirft der Strom der Zeit seine Wellen an diese entlegene Insel. Keine außerordentlichen Schicksale, der alltägliche Gang der Dinge mit seiner Arbeit und Beschwerde, seinen Reibungen, Härten, Unredlichkeiten und Niedrigkeiten, seiner furchtbaren Befangenheit unter dem Joch der Satzungen und Beschränkungen, seiner Sünde und seinem Fluch — dies zieht in wechselnden Bildern an uns vorüber. Etwas Lastendes, Bedrückendes hat dieser Anblick, schwer liegt die Luft über diesem Dorfe. Es ist das enthüllte Leben selbst; fern ist der tosende Lärm der Welt, fern das Jagen und Rennen des Tages, hinter das sich die abgespannte und müde, die leere Seele flüchtet, das Leben ist auf seine einfachen Grundformen zurückgeführt und soll Rede stehen auf die Frage nach seinem Sinn. Und in dieser Umgebung wächst der Herrensohn auf, schon in der Wiege gezeichnet vom Schicksal. Ueber seiner Kindheit und Jugend schwebt der Geist der abgeschiedenen Mutter und bildet ihm Herz und Sinn. Auch der Ausflug in die Welt ändert daran nichts. Das ihm auferlegte Zurückgeworfensein auf sich selbst, das frühe Sichstrecken nach dem Unsichtbaren haben ihn für die Kämpfe und Entsagungen des Jünglings und Mannes gestählt. Und so wächst er durch Schicksal und Treue hinein in die Gestalt, die seinem Wesen einzig gemäß ist. Diese innerliche Geschichte ist nur geschrieben für die, die der Meinung sind, daß von einem Menschen nichts Wichtigeres erzählt werden könne als die Geschichte seiner Seele. Sie führt in die große Stille, aber durch diese Stille rauscht die Ewigkeit. Und über dem allem liegt jene Schamhaftigkeit, die es nicht ertrüge, wenn Gott sichtbar vor ihr stünde. Wie könnte ein Mensch Gott noch sein Geheimstes sagen, wenn er ihm sichtbar vor die Augen träte? Dennoch klingt das Buch nicht in eine Elegie aus, diese tiefe Innerlichkeit ist Kraft. Das Begräbnis der Verlassenen und Verstoßenen, der leidenschaftlichen Schmiedstochter aus dem finstern Hause, wird wie zum Siegeszug über



Aus dem Deutschen Volkstum

Konrad Witz, Maria mit dem Kinde, Stifter und St. Petrus

Tod und Sünde, auch der Tod hat nicht das letzte Wort, das letzte Wort hat Glaube und Liebe.

Auf einen helleren Ton ist das jüngste Werk gestimmt: Das hölzerne Schifflein (1923). Es hat seinen Namen von einem Kinderspielzeug, das dann das Leben als Instrument in die Hand nimmt, um ein Schicksal damit zu zimmern. Es ist künstlerisch angesehen das reifste Werk Auguste Suppers; hier hat sie die geschlossene Form erreicht. Damit nicht der Schwung des Buches dadurch aufgehalten werde, ist auch das Schwäbische, das sie so meisterhaft handhabt, aus den Reden der Dorfleute verschwunden. Ueber der Erzählung selbst liegt der Schimmer einer schönen Herzensjugend und die Lindigkeit der herbstlichen Jahre. Kein überlegenes Lächeln über die Herzenstorheit der Jungen, ein inniges erinnerungsreiches Verstehen und ein gütiges Bei-der-Hand-nehmen, um die umgetriebene Seele auf den besten Weg zu führen. Ein junges Baltenkind, aus altem Herrengeschlecht, aber dunkler Herkunft, mit einem Sproß dieses Geschlechts nach einem jener Supperschen Urdörfer versetzt, das hier wieder ein neues Gesicht zeigt, ist der Mittelpunkt der Erzählung. Wie aus Freundschaft Liebe entsteht und Kinderspiel bitterer Ernst wird, ist schon oft geschildert worden. Auch muß ja wohl das scheue, stolze Mädchen mit dem heißen Herzen und dem geheimen Adelszeichen sehr verschieden sein von seinem stillen Partner im „Herrensohn". Aber darauf liegt bei Auguste Supper auch nicht der Nachdruck. Das Eigentliche ist das keusche Licht, das das innere Werden dieses aus Wildheit und verpflichtendem Adel gemischten Menschenkindes erhellt, bis zum Höhepunkt, dem Kampf mit dem „Teufel" und dem Wunder der Pfingsten. Das Dorfbild ist hier reliefartig geformt, doch treten einzelne Figuren heraus, vor allem das in Gott einträchtige Ehepaar Straub, ein würdiges Seitenstück zu der frommen Einfalt der „alten Mine" in „Holunderduft", deren Geschichte unter die besten neueren deutschen Novellen gehört. Unsichtbar schwebt eine Krone über den Häuptern dieser Menschen. Wieder also wie im „Herrensohn" geht es im Kern der Erzählung um das Frommsein. Beides sind Bekenntnisbücher. Es ist schwer, über dies Innerste eines Menschen zu reden. Es soll daher nur gesagt sein, daß Frömmigkeit hier nicht beschrieben, sondern kundgetan ist. Man spürt sie, sie ist von überspringender Art. Daher ist es so wichtig, daß sie alle Schalen, die an der größten Ueberlieferung der Menschheit zu haften pflegen, abgestreift hat. Vom göttlichen Leben selbst ist etwas in sie ein geströmt, es sind Tropfen von jenem Brunnen lebendigen Wassers, der ins ewige Leben quillt. Aller Weltanschauungshader fällt belanglos zur Seite nieder, der Formelstreit schweigt beschämt. Auch die Frage, ob Mystik oder Logos, kommt hier zu spät, das Entscheidende ist schon geschehen. Und es hat seine eigene Sprache gefunden.

Spät erst ist Auguste Supper mit lyrischen Gaben hervorgetreten, sie sind in Herbstlaub (o. J.) und Glockenspiel (1918) vereinigt. Man erkennt die Erzählerin wieder. Sie liebt balladenhafte Stoffe, auch biblische; ein religiöser Unterton geht überall hindurch. Stimmungen, Augenblickseindrücke und aufblitzende Gedanken, aber auch stille Wahrheiten in scharf geprägter Form und Bekenntnisse gibt ihre Leier wieder.

Das eigene Schickſal ſpricht aus ihren Liedern, man ſieht ein Menſchenkind im Ringen mit dem Geſchick und mit der eigenen Seele. Das große Erleben des Krieges zieht ſeine Spuren durch ihr Dichten, ſie ſingt von Treue und Opfer. Heute klingen dieſe Lieder wie verwehte Glockentöne aus letzten großen Stunden eines Volkes, das gewogen und zu leicht befunden ward. Die Form iſt gedrungen, zuweilen wuchtig und männlich herb. Der Reim iſt der Dichterin natürlich; wer ſich ſo gezügelt in der Freiheit bewegt, dem wird die ſelbſtgewählte Schranke nicht zu enge. Es iſt verhaltenes Gefühl in den Supperſchen Gedichten, ein leicht verſchleierter Ernſt; es kommt zu hellen Tönen, zuweilen aber hört man ein leiſes Schluchzen. Die Nacht iſt der Dichterin Freund.

Komm, ſcheue Nacht, und neige dich,
O neig' dich gnädig nieder!
Trag' auf den dunklen Schwingen mich
Zu ſtarken Quellen wieder.
Der Tag iſt käuflich. Jeder mag
Ihn bald mit Lächeln minnen.
Dein großes Herz hat ſchweren Schlag
Und läßt ſich hart gewinnen.
Dein Gürtel und dein Schleier fällt
Nur für die Schmerzensſöhne.
Doch dann erbleicht der Glanz der Welt
Vor deiner hohen Schöne.

Es wird auch dem Kenner ſchwer werden, die literariſche Abkunft Auguſte Suppers zu beſtimmen. Sie iſt echte Dichterin, auch das Empfangene gibt ſie zu ihrem Eigentum umgeſchmolzen zurück. Sie begann mit Niederſchriften ſchon in ihren Kindertagen. Ihre Bildung iſt eigenwüchſig, ſie geht in die Tiefe, durchdringt das Weſentliche und bringt innere Anſchauungen hervor. Ein ſchöner, freier Hauch von Volkstümlichkeit geht durch ihr Schrifttum, iſt jedoch mit vornehmer Gehaltenheit gepaart. Ihr Grundzug iſt lautere Wahrhaftigkeit, ſie geht dem gefälligen Scheinweſen tapfer zu Leibe und iſt in dieſem Kampfe unerbittlich. Sie iſt überhaupt eine tapfere, deutſche Frau, die um die Heiligtümer ihres Volkes ringt. Ihre Kunſt iſt unaufdringlich, ſie überformt das Handwerkliche. Der Stil iſt von edler Natürlichkeit und großer Anſchauungskraft, knapp, wohllautend, durchempfunden; es weht uns daraus etwas an wie der würzige Duft der Waldesfriſche auf den geliebten Bergen. Herzerquickende Geſundheit ſtrömen Suppers Dichtungen aus, ſie ſind durchleuchtet von einem goldenen Humor, der nur in der Grundhaltung ihres Geiſtes wurzeln kann. Auf dieſe ſind wir immer wieder geſtoßen als auf die Mitte ihres Weſens, von der aus ihr Leben und Dichten beſtimmt wird. Und wenn heute die Gottloſigkeit außer Mode gekommen iſt, dafür aber ein läſterliches Spielen mit göttlichen Dingen eingeſetzt hat, wenn eine leere, ſchnell verſchäumende Gefühligkeit ſich für Frommheit ausgeben darf und darüber auch manches ehrliche Verlangen fruchtlos verrinnt, dann möchte da oder dort von lauſchender Sehnſucht eine Stimme gehört werden, die etwas zu ſagen hat von dem großen Myſterium, von der Religion der Gnade und der Kraft. Rudolf Günther.

Erlesenes

Aus Auguste Suppers „hölzernem Schifflein“.

In der hellen Stube von Johannes Straubs Weib saß Eva am offenen Fenster. Sie sah auf die hohen, bläulichen Roggenfelder hinaus, die im warmen Frühsommerwind Wellen warfen wie ein bewegtes Meer. Ihr Gesicht war blaß, fast erschöpft von der Anstrengung des für sie weiten Ganges. Das lichtblaue, etwas verwaschene Kleid von fast kinderhafter Einfachheit, das sie trug, stand ihr besonders gut. Zarter sah sie darin aus, abgedämpfter, stiller und feiner geworden. Es war ein Kleid für dieses sonnige Krankenzimmer, in dem nichts Grelles mehr aufleuchten durfte, nichts Lautes und Buntes mehr am Platze war. Seit sie so weit gehen konnte, kam Eva gern zu der ans Bett Gefesselten. Sie war sich nicht klar bewußt, daß sie hier Stütze und Hilfe suchte. Daß sie sich dieser völlig hilflos Hingestreckten gegenüber immer wieder als die Starke, vom Schicksal Begünstigte vorkam und dies heimlich wie eine kräftigende Arznei empfand und genoß. Sie meinte, sie komme zu Johannes Straubs Weib aus nachbarlicher Freundschaft, aus Mitleid und Mitfühlen, und sie kam doch als eine um Wegzehrung Bettelnde.

Hinter den Feldern lief ein Pfad, der meist einsam war, auf dem aber heute allerlei Wandervolk vorüberzog, denn es war der Vorabend der Pfingsten, und die Menschen in den Städten wimmelten wie die Ameisen weit hinaus aus ihrem dunklen, höhlenreichen Bau und ergossen sich übers stille, sommerliche Land.

Hinter dem mannshohen Roggen zogen die Gestalten und Gruppen Wandernder vorbei. Man hörte in dem warmen Sand des Weges ihre Tritte nicht, sah ihre Füße nicht über die Erde schreiten. Gleitende, wogende Köpfe, Gesichter, die unbekannt und nicht zu erkennen waren, ein fremder, fast beunruhigender Zug, dem Eva mit großen Augen folgte. Manchmal klangen Lieder auf, die der Wind auf seine Fittiche nahm und herübertrug bis an das Bett in der Stube.

Noch durchsichtiger, körperloser als einst war die Frau. Tief in gewölbten Knochenhöhlen lagen ihre Augen, die aufbrennen und wieder erlöschen konnten. Unter der farblosen Haut trat das Skelett des schmalen Gesichtes wie ausgemeißelt hervor. Die weiße Binde um die Stirne fehlte nur in seltenen Stunden.

Draußen erklang es jetzt aus Männerkehlen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ —

Von Werken A. Suppers sind erschienen: Bei Eugen Salzer in Heilbronn: „Dahinten bei uns“, Schwarzwalderzählungen, „Leut'“, Schwarzwalderzählungen. „Die Mühle im kalten Grund“, Roman. „Käuze“, Erzählungen. „Herbstlaub“, Gedichte. In München im Verlag der Süddeutschen Monatshefte: „Holunderduft“. In der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart: „Lehrzeit.“ Ein Stück aus einem Leben. „Der Herrensohn“, Roman. „Der Mann im Zug“, Erzählungen. „Der Weg nach Dingsda“, Erzählungen. „Ausgewählte Erzählungen.“ Mit einer Einführung von F. Donat. „Das hölzerne Schifflein“, Roman. „Das Glockenspiel“, Gedichte. Der Roman „Das hölzerne Schifflein“, aus dem wir hier eine Probe geben, kostet gebunden 5,50 Mk.

Eva wandte den Kopf nach dem Lager. In ihren Augen ſtand ein banger Ausdruck. Etwa wie in Mutteraugen, die nach einem ſchlafenden Kind blicken, wenn ein Lärm aufklingt, der es erwecken könnte.

Der Blick der Frau begegnete dem ihrigen. Dann klang eine tonloſe Stimme auf, wie ſie zu dieſem körperloſen Körper paßte. „Laß ſie nur ſingen, die Gunſt Gottes kommt zu jedem. Aber zu jedem wieder anders.“

Etwas Rücken ſtraffte ſich, ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Langſam ſtand ſie auf und ſetzte ſich zu dem Weib auf den Bettrand. „Du biſt gut,“ ſagte ſie verträumt, „wie meine Mutter biſt du.“

Das Lächeln auf dem abgezehrten Geſicht ſah Eva nicht. Ihr Blick ging nach dem offenen Fenſter. „Wenn ich deine Mutter wäre,“ klang es leiſe, „würde ich dir noch andere Dinge ſagen.“

„Was würdeſt du mir ſagen?“

„Ich würde ſagen: wem Gott die Füße nimmt, dem ſchenkt Er Flügel, und wem Er einen Arm lähmt, dem ſtellt Er hundert Engel zum Dienſt.“

Das Mädchen ſenkte den Kopf. Etwas Schamvolles lag über ihr, etwas in ſich ſelbſt Zurückfliehendes. Man ſah das Blut langſam in ihrem blaſſen, nackten Hals, in ihrem Geſicht hochſteigen. Dann ſtrahlten ihre Augen auf wie von innerer Glut. „Chriſtine; aber du darfſt es niemand ſagen!“ —

Etwas geſunde Hand taſtete nach den abgezehrten Fingern des Weibes und drückte ſie plötzlich heftig. Sie ſchloß die Augen und ſagte: „Manchmal ſpür' ich's.“ —

Das Weib antwortete nichts. Nur die leiſe zitternde Hand des Mädchens umſpannte ſie. Ihre Seele lauſchte.

„Wie wenn ich Flügel hätte, iſt's oft, und wie wenn Engel da wären. Wenn der Herr Pfarrer ſpielt, kommt's, und aber auch“ — — ſie ſtockte, ſie ſchien zu ſuchen oder etwas in ſich zu ordnen — „oft fallen mir Sachen ein — —“

Sie ſchwieg plötzlich, und dann fragte ſie ganz anderen Tones: „Haſt du das auch ſchon gehabt?“

Die Kranke ſenkte die dunkelgeſäumten Augenlider. Eine unendliche Ruhe und fremde Schönheit lag über ihrem Geſicht. „Ich hab's auch ſchon gehabt.“

„Von was kommt es bei dir?“ fragte Eva leiſe, faſt ſcheu.

Das Weib gab nicht gleich Antwort. Dann ſchaute ſie auf und ſagte, wie nachſinnend: „Bei mir? Ich weiß nicht. Es kann kommen, wenn ich einen guten Tag habe, und es kann kommen, wenn ich einen ſchlechten Tag habe. Es iſt wie ſelbiger Wind, von dem der Heiland geſagt hat: Man hört ſein Sauſen wohl; aber man weiß nicht, von wannen er kommt noch wohin er fährt.“ —

Sie ſchwiegen beide lange Zeit. Dann beugte ſich das Mädchen zu dem Weib. „Bei dir kommt's vom Gutſein!“

Erſchrocken wehrte die Frau. „Sag das nicht! Niemand iſt gut, als der einige Gott, heißt es Markus im zehnten, und das iſt wahr wie ſonſt nichts. Vielleicht iſt's die Gunſt Gottes, daß es zu mir kommt, die rechte

Gunſt, wie er ſie denen erweiſt, die er nicht mehr in die weite Welt ſchicken kann. Mit Gutſein könnte ſich die kein Menſch verdienen."

Wieder blieb es lange ſtill, und von den Feldern herein kam das Jubilieren der ſteigenden Lerchen.

Dann zog Eva die Hand zurück und ſchob ſich das wehende Haar aus der Stirne. Ihr Geſicht, ihr Ton waren verändert, als ſie ſagte: „Vielleicht iſt's überhaupt zu gar nichts nutz, das Gutſein und das Gutſeinwollen."

Ernſt und ſtill ſah die Frau ſie an. Dann ſagte ſie leiſe: „Ich glaube, zu einem iſt's nutz und zu nichts anderem: daß einem davon das Ohr und das Auge aufwacht, Gott ein wenig zu hören und zu ſehen. Mehr iſt's nicht."

Eva ſchlug die Augen nieder. Ein Schauder rann durch ſie hin. Plötzlich legte ſie wie ein Kind den Kopf aufs Bett. „O du — ich habe Ihn noch nie geſehen und nie gehört."

Das Weib ſtreichelte ihr Geſicht. „Wenn du doch Flügel ſpürſt und Engel neben dir —"

„Nicht oft," flüſterte Eva, „und das iſt anders."

„Nichts anderes iſt's. Nur das Ganze noch nicht."

„Wann kommt das Ganze?"

„Weiß ich's? — Kein Menſch kann dir's ſagen. Vielleicht kommt Sturm vorher und Blitz und Erdbeben und Feuer. Aber der Herr iſt nicht im Erdbeben und nicht im Feuer. Und dann auf einmal kommt ein ſtilles, ſanftes Säuſeln und Er geht dir vorüber."

Eva drückte ihr Geſicht in das Bett; dann hob ſie den Kopf und hatte etwas Verſtörtes im Blick. „Bei mir iſt's nicht ſo," ſagte ſie hart und plötzlich völlig unkindlich, „den Teufel höre und ſpüre ich manchmal, wie er — — aber du glaubſt mir nicht," unterbrach ſie ſich, auf die Kranke niederſehend.

Dieſe ſchwieg eine Zeitlang. Dann ſagte ſie ruhig und leiſe: „Wie willſt du ihn denn kennen, den Teufel? Es iſt nicht ſo leicht, zu ſagen: das iſt er!"

„Aber wenn er von mir will, was ich nicht ſoll!"

„Da müßt' ich erſt wiſſen, was du willſt und was du ſollſt."

Jähe Glut ſtieg in des Mädchens Stirne. „Ich meine nur ſo."

„Ich meine auch nur ſo", gab die Frau zurück.

Wie zornig oder trotzig ſtrich Eva ihr Haar fort. „Spürſt du mir nie an, daß etwas Böſes in mir iſt?"

„Ich frage dem nicht nach. Mir biſt du lieb."

„O du," klang es leidenſchaftlich aus dem jungen Mund, „du hätteſt mich vielleicht bald nicht mehr lieb, wenn —"

„Immer hätte ich dich lieb", fiel ruhig die Frau ein.

Es war, als ob dieſe Ruhe der Kranken bei Eva ein Ventil niederhalte, das unter übermächtigem Druck ſich heben wollte. So kam der Ausbruch.

„Wenn ich doch durchgehen möchte und einen Schatz haben und nach keinem Menſchen fragen und eine ſein wie die Urſa von Seltſtein, die mit

dem Jägermeister lebte, oder wie Lorenzens Marie, die so alt ist wie ich und mit dem Bürstenbinder fort ist! So — daß du's weißt!"

Etwas Wildes, Ungezähmtes war es, das aus dem Mädchen herausbrach. Ihr Gesicht war totenblaß, ihre Augen funkelten, Zittern lief durch ihren Körper.

Die Frau schloß sekundenlang die Augen. Wie tiefe Ermüdung lag es auf ihren Zügen. Dann tastete sie wieder nach des Mädchens Hand. „Eva," murmelte sie, „du bist wie sie, wie unser aller Mutter! Das Gelüst ruht in dir und du willst den Apfel brechen, den du nicht sollst. Vielleicht hat dich darum Gott gebunden mit diesen Krankheitsbanden, vielleicht —"

Eva neigte ihr Gesicht zu der Kranken. Elend sah es aus und zerwühlt und ganz alt geworden. „Sage das nicht, sonst könnt' ich Ihn einmal hassen. Ich will mein Leben, mein unzerstörtes Leben!"

„Du wirst wollen, was Er will, und sonst nichts", sagte leise, aber seltsam unerschütterlich die müde Frau.

Eva bäumte sich zurück. „Ich will Sein Narr nicht sein; ich will nichts von Ihm, wenn Er so ist."

In den Augen der Kranken fing ein unbeschreiblicher Glanz an aufzuleuchten. Alle Qual schien weggewischt. „Eva," sagte sie, „so sprechen wir alle einmal. Nur Einer hat nie so gesprochen. Und wo wir eine leichte Last nicht tragen wollen, da hat Er sein Kreuz geschleppt, bis er niederbrach. Weißt du das nicht?"

Es klang so innig, was sie sagte, so mütterlich, so erlöst und erlösend, daß die durchs Dunkel stürmende Seele des Mädchens davon eingefangen und ins Hell zurückgeführt wurde.

Ihre gesunde Hand legte Eva über die Augen, und bald tropften Tränen durch ihre Finger. Dann schluchzte sie hörbar: „Christine, ich möchte so gern schön sein und stark und gesund. Glaubst du, daß das Sünde ist?"

Die Frau streichelte ihr leise den Arm. „Ich weiß nicht, was Sünde ist. Früher hab' ich's gewußt. Nun hab' ich's schon lang vergessen. Aber es wird wohl keine Sünde sein, das, was du möchtest! Schön sein und stark und gesund — jeder rechte Mensch muß das wollen! Die wenigsten denken dran. Sie bleiben am liebsten, wie sie sind, und vergessen, sich nach etwas anderem zu strecken. Das ist vielleicht die allergrößte Sünde, das Bleiben, wie man ist — davor soll Gott dich behüten!"

Das Mädchen weinte jetzt still, aber unverhohlen. Es war, wie wenn nach Blitz und Donner der sanfte Regen kommt. Lange konnte sie nicht sprechen. Dann sagte sie, von leisem Schluchzen unterbrochen: „Christine, sag niemand, was du jetzt von mir weißt! Auch dem Bauern nicht und auch nicht der Stasel! Ich hab's noch keinem Menschen gesagt, und du meinst jetzt vielleicht —"

„Gar nichts meine ich," unterbrach die Frau die Reden des Mädchens, die plötzlich wieder so kindlich, so völlig jung daherkamen nach dem heißen Ausbruch des werdenden Weibes von vorhin, „ich meine nur, du solltest jetzt heimgehen, ich habe es eben donnern gehört in der Ferne."

Ein Schein von Bangigkeit flog über Evas Gesicht. „Dann muß ich fort, ich brauche lange, bis ich heimkomme."

„Hast du Angst vor einem Wetter?“

Das Mädchen nickte. „Ja! Du nicht?“

„Ich nicht. Und später, wenn du einmal nichts mehr willst, wirst du auch keine Angst mehr haben.“

Evas verweinte Augen gingen in die Ferne. Aber es war, als durchstreiften sie mehr die Zeit als den Raum. „Dann werde ich immer Angst haben,“ sagte sie träumerisch, „ich werde immer etwas wollen.“

„Wart's ab,“ meinte mit einem müden Lächeln das Weib, „es soll keiner sagen, was er morgen sein wird, er könnte lügen.“

Stärker und näher grollte jetzt der Donner. Noch lachte der blaue Himmel durchs Fenster, und die Lerchen stiegen noch aus den Feldern; aber schon war jenes erste leise Bangen in der Luft, jenes Sinken der Freude, das wie Anfang von Sorge ist.

Der Bauer trat in die Stube. Behutsam und leicht, wie er immer hier eintrat, war er gekommen. „So, man ist da?“ sagte er statt eines Grußes zu dem Gast. Er half sich auf diese Weise, denn dem aufgeblühten Mädchen gegenüber wollte ihm das Du nicht mehr über die Lippen, und zu dem ungebräuchlichen Sie fand seine Zunge den Weg nur schwer.

Eva nickte. Auch sie war dem Bauern gegenüber niemals ganz unbefangen. Sie hatte seine strenge Herbheit als Kind schon gespürt. Ein Gebändigtsein, ein Untergeordnetsein unter etwas Ungreifbares fühlte sie in der Nähe dieses Mannes. Das lockte und scheuchte sie zugleich. „Bei der Bäuerin bin ich gern“, sagte sie unfrei.

Der Mann lächelte. Es war schön anzusehen, wie die Freundlichkeit über sein dunkles Gesicht hinglitt und die Hartheit darin aufhellte und glättete. Es sah aus, wie wenn die Sonne über Felsen und Waldstreifen hinstreicht und alles Düstere wegscheucht.

„Das glaub' ich,“ sagte er freundlich, „bei ihr ist alle Tag' Festtag.“

„Warum nicht gar,“ widersprach leise lächelnd die Frau, „ein Tag von sieben nur darf Festtag sein, so ist die Ordnung.“

Er sah sie an. Klug und klar trafen die beiden Augenpaare ineinander. „Hast recht. Zuviel Festtage, das gibt Faulenzer. Aber heut wird doch Festtag sein, weil Besuch da ist?“

Die Frau bewegte leise den Kopf. „Erst Vorabend,“ sagte sie, nach Eva blickend, „wir warten beide noch auf den Geist der Pfingsten; ist's nicht so, Eva?“

Das Mädchen stand vom Bettrand auf. Ihre Augen flogen nach dem Fenster, wo jetzt der Sonnenschein von den Feldern wich und die Fröhlichkeit erlosch. „Ich muß heim,“ sagte sie, sichtbar erregt, „ich kann nicht so rasch gehen.“

Der Bauer deutete nach der Gegend des Himmels, die man vom Zimmer aus nicht sah. „Dort herauf kommt's. Die, die von der verkehrten Seite aufsteigen, werden schwer.“

„Sie fürchtet sich“, erklärte leise die Frau, wie um Schweigen bittend.

Johannes Straub wandte den Kopf nach Eva. „So, so! Ist nichts zu fürchten. Das Wetter machen nicht Menschen.“

„Eben darum,“ antwortete wie gegen ihren Willen und mit weit geöffneten Augen das Mädchen.

Der Bauer sah nicht, wie sein Weib fast bittend die Hand ein wenig hob. Er musterte Eva, und sagte strenger, als er seither gesprochen: „Ich meine, die, die nichts von Ihm wollen, haben immer Angst, Er könne einmal etwas von ihnen wollen. Darüber kommen sie ihr Lebtag zu keiner Ruh."

„So ist's nicht bei der Eva," versicherte seltsam eifrig, fast munter geworden, die Frau, „ihre Nerven sind schwach, das macht's."

Der Bauer fing an, auf der einen Seite der Stube die Fensterläden zu schließen. Jede Bewegung war Gelassenheit und Ruhe und zugleich zarte Sorgsamkeit. Eine große innere Zucht lag über diesem Mann.

Als er fertig war, sagte er, zu seinem Weib gewendet: „Hast du ihr nicht das Tränklein verraten, das für die Nerven ist wie nichts aus der Apotheke? Im Psalmbuch findet man's, und es heißt: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg —"

Ein schwerer, naher Donner erschütterte die Luft. Als er verklungen, sagte der Bauer den Spruch zu Ende: „mein Gott, auf den ich hoffe!"

Mit weißem Gesicht stand Eva neben dem Bett. „Es ist zu spät," stammelte sie, „heim kann ich nicht mehr."

„Der Semme soll deinen Fahrstuhl holen", schlug die Frau vor.

„Der Semme ist mit den Fuchsen nach Niederkirch an die Eisenbahn. Er wird naß diesmal", sagte der Mann.

„Was muß er holen?" erkundigte sich die Kranke.

Der Bauer machte jetzt das letzte Fenster zu und öffnete die Türe. „Der Ochsenwirt hat fahren sollen," erklärte er seinem Weib, „aber der Handgaul ist ihm erkrankt. Ins Pfarrhaus kommt jemand. Mit der Chaise ist der Semme hinunter."

„Wer kommt ins Pfarrhaus?" fragte Eva mit flackernden Augen.

„Kann's nicht sagen," entgegnete der Mann und nahm ein Buch vom Brett an seines Weibes Bett, „der Ochsenwirt hat halt ums Fuhrwerk fragen lassen." Er setzte sich ans Fußende des Bettes und blätterte langsam suchend in dem Buch.

Es wurde dunkler und immer dunkler in der Stube. Mit schweren Schritten, die sie unhörbar zu machen suchte und die doch auf den Dielen knirschten, kam die Stasel den Flur herunter. Ihr volles, sonst so blühendes und derbes Gesicht war erblaßt, Angst sprach aus ihren Augen. Dicht neben der Türe setzte sie sich in die Stube, die rauhen Hände im Schoß gefaltet.

Dieses stumme Kommen und Warten, dieses Sichherdrängen zu den andern hatte etwas merkwürdig Beunruhigendes an sich, etwas, das Evas Herz erbeben machte, sie wußte selbst nicht, warum.

Und auf einmal heulte der Hund an der Kette im Hof in lauten Klagetönen auf, und die dunkle Luft war erfüllt von einem merkwürdigen, fernherkommenden Rauschen, als ob weit weg ein großer Strom über Felsen stürzte.

Der Bauer hob lauschend den Kopf vom Buch. „Das ist nicht gut," sagte er schwer, „so rauscht das Eis, das aus der hohen Luft kommt, kein Mensch weiß, woher."

„Lies“, bat leiſe das Weib.

Er machte den Finger feucht und ſuchte weiter, und ſeine Ruhe vermehrte die furchtbare Spannung.

„Lies doch!“ brach es aus Eva heraus, die mit faſt verzerrtem Geſicht auf dem Bettrand ſaß.

Ein heftiger Donner rollte, ſo daß alle Scheiben in der vielfenſtrigen Stube zitterten und klirrten.

„Was willſt du, das ich leſen ſoll?“ fragte der Bauer das Mädchen, und er umging das gemiedene „Du“ nicht mehr. Hell und feſt hingen ſeine Augen an Evas Geſicht, fordernd, ja, faſt drohend.

Sie ſtreckte die Hände aus. Beide. Auch die gelähmte, die ſie ſonſt nie ſtrecken konnte. Sie wußte es nicht, und die andern ſahen's nicht. Ehe ſie reden konnte, fuhr ein feuriger Strahl vor den Fenſtern nieder, und ein Donnerſchlag erſchütterte das Haus in den Grundfeſten. Mit einem furchtbaren Schrei ſank das Mädchen auf die Knie und vornüber.

Eine Totenſtille war dann für Augenblicke in der dunklen Stube, ein Gelähmtſein, das alle bannte. Die Staſel war aufgetaumelt von ihrem Stuhl, dem Manne war ſein Buch entfallen, die Frau lag mit geſchloſſenen Augen wie eine Tote.

Dann rauſchte ſchwere Regenflut und gleich danach praſſelnder, klirrender Hagel draußen nieder.

Der Bauer ſtand auf. Seine ſchwieligen Hände zitterten, als er ſich zu der zuſammengebrochenen Eva neigte. Er faßte ihren Arm, er fand Worte des Zuſpruchs wie zu einem Kind.

Sie wimmerte leiſe: „Lies doch, lies doch!“

Da nahm der Mann ſein Buch vom Boden auf. Einen kurzen, heißen Blick warf er hinaus in das furchtbare Toben, das ihm die geſegneten, blühenden Felder unbarmherzig zerſchlug. Der grimme Schmerz deſſen, der geſät hat und nicht ernten darf, griff ihm hart ans Herz. Aber dann fing er zu leſen an: „Barmherzig und gnädig iſt der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht immer hadern, noch ewiglich Zorn halten. Er handelt nicht mit uns nach unſern Sünden und vergilt uns nicht nach unſerer Miſſetat.“ —

Ruhig, feierlich, tröſtlich klang die Stimme des Mannes durch die dämmerige Stube, indes draußen das Dröhnen und Heulen, das Rauſchen und Murren, das Schüttern und Rollen in ſchrecklicher Gleichförmigkeit weiterging.

„Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, ſo iſt ſie nimmer da und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr.“

Eva richtete ſich leiſe auf wie ein junger Baum, den der Sturm aus den Klauen läßt. Neben dem Bett kniete ſie und lehnte den Kopf an die Kiſſen. Ihre Hände waren gefaltet, ohne daß ſie es wußte, ihre Augen glühten groß aus dem blaſſen Geſicht.

„Lobet den Herrn, ihr ſeine Engel, ihr ſtarken Helden, die ihr ſeinen Befehl ausrichtet, daß man höre auf die Stimme ſeines Wortes! Lobet den Herrn alle ſeine Heerſcharen, ſeine Diener, die ihr ſeinen Willen tut!“

Eine wunderbare Größe und Ruhe ſtrömte durch den Raum. Der

ewige Geist war hereingetreten und scheuchte mit erhobener Geißel alles wilde, laute, gefährliche Treiben der Elemente und der niederen Geister der Angst und des Kleinmuts.

Draußen murrten, grollten, schütterten hinter dem Getöse des niederbrausenden Hagels die Donnerschläge, ein grausiger Baß unter den oberen Stimmen, aber in der Stube war jener ewige, höchste Klang, der alles zusammenfaßt und auflöst in die Harmonie, die das All trägt und erfüllt.

Des lesenden Mannes Gesicht war bleich und verändert. Bläuliche Schatten lagen darauf, so daß die Züge ganz tief und scharf waren. Klar, ja hart, wie die eines Streiters, klang manchmal die Stimme, und dann wieder konnte sie weich und mild werden wie Zuspruch einer Mutter.

Aus Evas entsetztem Gesicht wich alles Verzerrte. Sie wandte die Augen nicht von dem Lesenden, sie trank ihm Wort und Ton von den Lippen. Etwas ganz Großes blühte vor ihr auf, ein Ahnen von der Macht, die in Seelen wohnt und die zu jedem Sturmestoben sprechen kann: Schweig und verstumme!

Die furchtbare Spannung ihrer Nerven schwand dahin. Ein stolzes Getrostsein ergriff sie, ein Gefühl, wie sie es nie gekannt, nicht einmal bei des Pfarrers schönster Musik. Dort trugen Flügel sie in fremde, schöne Welten, hier schuf etwas die Welt der Schrecken um in eine Welt des Friedens. Dort lernte sie die wonnigste Sehnsucht kennen und hier die heiligste Kraft.

Der Mann ließ jetzt sein Buch sinken, sie merkte es nicht. Der Schall der Worte verstummte — ihr Ohr nahm es nicht wahr. Wie eine Entrückte kniete sie neben des Weibes Bett.

Da sagte die Stimme der Stasel — leise und behutsam sollte es vielleicht klingen, und knirschte doch wie zuvor die Schritte auf den Dielen — „Der Semme ist in den Hof gefahren."

Der Bauer hob den Kopf und lauschte. Noch dauerte, wenn auch mit verminderter Wucht, das Toben draußen an. Dann ging der Mann gefolgt von der Magd, aus der Stube.

Die Hand der Kranken tastete nach Evas Kopf. Da kam dem Mädchen die entrückte Seele zurück. Langsam, wie aus einem Schlaf heraus, wandte sie das Gesicht der Frau zu, und ihre erstickte Stimme sagte: „Christine — meine Hand kann ich bewegen."

Wenn sie später an diesen Augenblick dachte, kam er ihr vor, wie ein Erleben höchster Wunder. Alles: das Auftauchen und Vorüberschreiten des Göttlichen, das Ausströmen der Kraft, die da erschafft und erhält, die Erschütterung, die Zunichtemachung der tausend Hemmnisse, die dieser Kraft im starren Alltag sich entgegenstellen — all das erlebte sie in diesem einen Augenblick, und ihre arme Menschlichkeit fand doch kein anderes Wort dafür als das fast nüchterne: „Christine, meine Hand kann ich bewegen."

Die kurzen, kahlen Worte der heiligsten Menschheitsgeschichte, das: „Und es geschah, da sie hingingen, wurden sie rein", oder: „Alsobald richtete sie sich auf und pries Gott" — sie kamen ihr später zusamt ihrem eigenen Wort vor wie die kleinen unscheinbaren Blüten, die auf einem Wasserspiegel schwimmen und denen nur dann und wann ein Wissender

anſieht, daß eine ſtarke Pflanze aus oft unbegreiflicher Tiefe herauf dieſe Blume ans Licht ſchickt zu einem ſchüchternen, faſt nie verſtandenen Zeugnis von ihrem wunderbaren Leben und ihrer wunderbaren Kraft.

Die Augen der Kranken bekamen ihren tiefen, heißen Glanz. Ihre Lippen zitterten und ſagten dann laut und klar ins Leere hinein: „Du, Herr!“

Langſam ſtand Eva auf von der Erde. Wie träumend ſchaute ſie ſich um. Ein paar Schritte tat ſie gegen das Fenſter zu. Dann blieb ſie ſtehen und ſchlug die Hände vors Geſicht. „Auch mein Fuß iſt beſſer, Chriſtine, viel beſſer.“

Draußen ließ jetzt das furchtbare Toben nach. Eine graue Regenflut ſtürzte hernieder, deren Rauſchen gegenüber dem Praſſeln und Klirren von vorher etwas Beruhigendes hatte.

Man hörte im Hof Pferdehufe und Stimmen und das Winſeln des Hundes. Dann kamen Schritte die Treppe herauf.

Reglos ſtand Eva und lauſchte. Dann wandte ſie ſich zu der Frau. Mit einer verhaltenen Stimme, aber unverkennbarem Glück in den Augen, ſagte ſie: „Pfarrers Heinz iſt's.“

Jetzt trat der Bauer wieder in die Stube. Naß und wirr hingen ihm die Haare in die Stirne, ſeinen triefenden Kittel hatte er abgezogen. Er nahm ein Tuch und trocknete ſich das Geſicht. So ruhig geſchah das alles, ſo gelaſſen, daß auch über Eva Gelaſſenheit kam. Sie fragte nicht, ſie ſagte nichts; ſie öffnete und ſchloß nur leiſe die Hand, die ſie ſo lange nicht mehr hatte öffnen können ohne Hilfe. Vor des Weibes Bett trat der Bauer.

„Den Heinz hat er geholt, der Semme. Die Fahrt werden die zwei ihrer Lebtag nicht vergeſſen.“ Und dann zu Eva: „Drüben iſt der Fahrgaſt, nach dem man gefragt hat. Die Gäule ſind in den Hof herein, und Semme hat ſie nicht halten können. Ins Pfarrhaus kann man nachher von da aus kommen.“

Das Weib im Bett hob die Hand. „Es iſt ihr geholfen, der Eva — beſſer iſt's mit ihr.“

Der Mann ſchaute auf das Mädchen. Sein Blick bekam etwas Erſchrockenes, faſt Stechendes, das aus der ſonſtigen Ruhe und Gelaſſenheit heraustrat wie eine aufſchäumende Welle.

„Geholfen iſt?“ klang ſeine kurze Frage. „Dann iſt alſo der Meiſter vorbeigegangen und man hat Ihn angerührt?“ —

Eva ſenkte den Kopf. Eine Befangenheit, ja, eine Not, eine Scham, wie ſie ſie nie gekannt, kam über ſie. Es brauſte ihr in den Ohren, als hätte irgendwoher eine Stimme gerufen: „Dieſe iſt eine große Sünderin!“ Und ſie duckte ſich, als ob ein Stein gegen ſie fliegen müßte.

Da klang es aus dem Bett. „Was fragſt du lang, wenn ihr's doch beſſer geht!“

Das Mädchen atmete auf. Etwas Drückendes, Verwickeltes war weggenommen. Die Wogen hatten ſich über einer unheimlichen Tiefe geſchloſſen. Auch der Mann ſah aus wie entſpannt. „Kannſt ſie bewegen, die Hand?“ fragte er freudig und trat ihr nahe. Er nahm die zarten, von der Krankheit her ſo geſchonten Finger in ſeine harten Hände und lachte

kurz und leise. „Wird vielleicht wieder einmal an der Wagendeichsel turnen, das Hexlein. Kommt's nicht über Nacht, so kommt's doch langsam. So etwas läßt nicht nach, bis die Säge durchs Brett ist. Und mit dem Fuß, was ist's mit dem Fuß?“

Bleichen Gesichts machte Eva ein paar Schritte gegen das Fenster. Es waren nicht die Schritte eines Gesunden; aber auch nicht mehr die schleppenden Schritte der hart Gefesselten. Sie blieb stehen und drückte die Hände aufs rasend klopfende Herz. Ein Sturm von Gefühlen schüttelte sie, unter denen das mächtigste eine verzehrende Scham war, als stehe sie hüllenlos auf den Gassen.

Und plötzlich fing sie zu weinen an.

Der Bauer tat schweigend das Fenster auf. Ein Strom von herber, kühler Luft drang herein. Aus dem Regenrauschen war ein letztes leises Tröpfeln geworden, ein ausklingendes Pianissimo. Wie Frieden war das nach wildem Kampf. Aber die vorher blühenden, gesegneten Felder lagen zerschlagen unter einer Eisschicht, ein Bild der Verwüstung.

Der Mann bewegte den Mund, als zerkaute er etwas. Er sagte nichts, und doch legte sich's wie Leid über die Stube.

Da klang es aus dem Bett: „Es bricht nichts nieder auf der Welt, ohne daß ein anderes dafür aufstehe.“

Der Mann trat vom Fenster weg. Sein dunkler Blick fiel auf das weinende Mädchen.

„Hast recht, Christine,“ sagte er ruhig. „Wenn man mich vorher gefragt hätte, ob ich meinen Roggen hergäbe, wenn Forstmeisters Eva Fuß und Arm wieder brauchen könnte — ein Schuft wär' ich gewesen, wenn ich nein gesagt hätte. Jetzt aber, wenn man mich nicht gefragt hat, will ich auch nicht das Gesicht verziehen. Und ist nicht der Semme wieder da mit den Gäulen? Und ist doch der Blitz neben ihnen herunter, daß sie ihm durch sind, und war kein Halten mehr“ — er unterbrach sich und sah Eva in das starre Gesicht — „drüben wartet er und wird heim wollen, Pfarrers Heinz. Geht man mit?“

Das Weib im Bett richtete sich ein wenig auf. Ihre Augen umfaßten das Mädchen, als wollten sie es streicheln und ins Gleichgewicht bringen. „Frage ihn doch, Straub,“ bat sie leise, „ob er nicht auch mir Grüß Gott sagen mag!“

Eine Blutwelle ging über Evas Gesicht und wusch die Starrheit fort. Das Kindliche, das Unbewußte trat wieder hervor. „Sicher mag er das“, rief sie warm, als sei die Frage an sie gegangen, „man muß ihn herüberholen.“

Der Bauer ging aus der Türe. Die Frau zog leise ihre Decken und Kissen zurecht und nahm die weiße Binde von der Stirne. Aber Eva legte sie ihr wieder um und sagte aufglühend: „Laß nur! Der Heinz weiß gut, wie das ist, wenn man krank ist.“

Dann trat sie hinüber unter das offene Fenster und stand, das Gesicht dem Bett zugewendet, wartend, bleich, schlank in dem Rahmen.

Und nun trat Heinz Sommer auf die Schwelle.

Er trug einen grauen Mantel über dem Arm und den nassen Hut in der Hand wie einer, der in Eile kommt und geht. Sein Gesicht war

dunkel gebrannt, wie von einer fremden Sonne, das kurze Haar stand steil über der breiten, freien Stirne, die schmale Narbe auf der Nase trat weiß hervor, ein kleiner Bart deckte, das Gesicht gegen früher seltsam verändernd, die Oberlippe.

Nach dem weißen Bett flogen die raschen, ein wenig scharfen Augen, aber schon wurden sie weitergezogen zu dem hellen Bild im Fensterrahmen. „Eva", — sagte der Mann mit so merkwürdigem, aus einer Tiefe heraufkommenden Laut, daß Johannes Straub und sein Weib sich ansahen wie in Betroffenheit.

Das Mädchen, umflossen von der herben, reingebadeten Luft und durchströmt von etwas, das für sie noch keinen Namen hatte, stand regungslos. Die drei, die nach ihr blickten, sahen plötzlich, daß sie sehr schön war, sehr schön und sehr fremd und verändert.

Aber schon war sie die Alte; nur in Befangenheit getaucht, aus der heraus an allen Ecken die Freude drängte, wie eine Schar Küchlein, die etwas unter die deckenden Flügel gescheucht hat und die es doch nicht lange in ihrem Versteck aushalten.

„Heinz," rief sie leise, halb scheu und halb keck und mit einem Unterton des Triumphes, und sie streckte beide Hände aus, wenn auch die eine sichtbar mühsam und ungelenk.

Er begriff nicht gleich. Es war, als ob er vergessen gehabt hätte, wie es um sie stand. Dann stieg ein ungläubiges Staunen, ein Schrecken in sein bewegliches Gesicht. „Was hast du, Eva?" rief er und stand vor ihr.

„Ich kann sie strecken," sagte das Mädchen, und ihre Augen glänzten wie unter Tränen.

„Seit wann?" fragte er und ließ schon Hut und Mantel auf den Stuhl gleiten, auf dem noch das Buch lag, daraus Johannes Straub gelesen hatte. Da wollte sie etwas sagen und konnte doch nicht. Es stand plötzlich wie eine Ungeheuerlichkeit vor ihrem erschauernden Geist, daß der Stunden-, der Minutenzeiger einer Uhr sollte dorthin weisen können, wo die Lichtflut des Ewigen in ihr Erleben hereingebrochen war und nichts mehr Maß und Grenze gehabt hatte.

„Herr Heinz," kam es vom Bett her, „ihre Nerven — das Wetter —"

Er schaute um. Der Frau streckte er die Hand hin, und sein Gesicht war hell. „Verzeihung! Die Eva — Wie geht's?" —

Die Frau hielt eine kraftvolle Hand in ihren abgezehrten Fingern. Sie sah ihn an, bis er — er wußte nicht warum — die Augen niederschlug.

„Es geht ihr besser, der Eva," sagte sie dann seltsam eindringlich, „und wenn jemand fragt: seit wann? Dann kann man sagen: seit dem Vorabend der Pfingsten. — Nicht Eva?"

Das Mädchen und der Bauer sahen auf die Kranke. Sie hatten beide ein Gefühl, ein Wissen, daß da hinter einer hörbaren Rede eine unhörbare Stimme sprach. Warnende Worte von den Perlen, die man nie und nimmer verstreut, und von der herben Keuschheit Gottes, der sich heimlich verschenkt, aber nicht öffentlich feilbietet. Und auch Worte von einem verborgenen, seligen Einssein in einer Gemeinschaft, die nichts lösen kann und die eine Sprache hat, die keinem Fremden ein Geheimnis herausgibt, auch wenn sie auf allen Gassen laut würde.

„Ja," sagte Eva, und ihre tränenvollen Augen gingen heiß in die Ferne, „seit dem Vorabend der Pfingsten."

Der Bauer trat näher an das Bett. Er nickte ein paarmal mit dem Kopf, wie es seine Art war, wenn er nachgedacht und etwas gefunden hatte. „Hast recht, Christine, seit dem Vorabend der Pfingsten." —

Kleine Beiträge

Von der tragischen Dialektik des Lebens.

Die deutsche idealistische Philosophie hat die entscheidenden Gedanken des Pazifismus hervorgebracht. War Novalis ein Gutseher, dem das Böse als nichtig und durch das richtige Sehen vernichtbar erschien, so war Kant ein Großseher, der eine kriegslose Zukunft als Idealbild schaute, war Fichte ein Formseher, der im Staat ein einst durch innere Formschaffung des Menschen zu beseitigendes notwendiges Uebel sah. Aber es blieb überall beim prächtigen Bilde, Verwirklichung konnte höchstens im Individualleben erreicht werden, und selbst bei Novalis brach das irdische biologische Leben mit seiner Todesnotwendigkeit siegreich durch gegenüber der metaphysischen Todbereitschaft und ewigen Verlobung mit Sophie (dieser Name war zugleich Symbol der Weisheit), indem er sich mit Julie als ehrlicher irdischer Bräutigam verlobte. Selbst Kants Philosophie wurde hauptsächlich erfaßt von dem militärformbegeisterten Clausewitz, und alle großen Helden der Befreiungskriege beriefen sich national auf den kategorischen Imperativ und beugten sich nicht menschheitlich eingestellt vor Napoleon; Fichte endlich erhob sich als der begeisterte Lobredner des Krieges und des Todes fürs Vaterland und für den Staat.

Wenn wir das Historische nicht kurzentschlossen, aber auch kurzsichtig ausreißen, indem wir damit unsere Wurzel ausreißen, dann müssen wir hier mehr als nur einen Abfall, ein willkürliches Aufgeben des hohen Ideals erkennen, müssen eine tragische Dialektik anerkennen, auch wenn wir zu den größten echten Fortschritten innerlich bereit sind.

Mit einem Wort läßt es sich sagen: wir können den Tod nicht abschaffen. Wären wir rein logische Wesen, wäre alles gut, weil wir dann das erhabenste Ziel verwirklichen könnten. Denn im reinen Geist ist alles gut und ohne Tod. Wir sind aber auch biologische Wesen. Und da können wir nicht sagen, unser Herz würde es schon leisten; wir leisten es eben als Wesen von Fleisch und Bein, als physiologische Wesen nicht, wie ja denn Pazifisten oft viel weniger tolerant sind als Militaristen.

Man mache sich nur einmal das Schema der Tragödie des Widerspruchs klar: Töten ist verboten, sagt die Religion. Wer tötet, wird getötet, sagt das Strafgesetz. Wer tötet, wird nicht getötet, sagen die Freunde der Abschaffung aller Todesstrafe. Töten ist *geboten*, sagt der Militarismus. Wer nicht tötet, wird getötet, sagt das Kriegsgesetz. Wer nicht tötet, wird nicht getötet, sagen die Anhänger des Rechts auf Desertion und Kriegsdienstverweigerung. Wer tötet, wird getötet, sagt das Naturgesetz und darüber hinaus sagt es unerbittlich: Wer nicht tötet, wird auch getötet.

Niemand kann behaupten, daß diese Fülle der Widersprüche von Menschen gemacht sei, oder jedenfalls könnte das nur jemand behaupten, der jederlei Jenseits, jeden Weltengrund leugnet, der zudem jeden Zusammenhang des Menschen mit der Natur abstreitet.

Man braucht gar nicht zu bezweifeln, daß das innerlichste moralische und logische Endzielgesetz gebietet, die Todesstrafe abzuschaffen und das Recht auf Kriegsdienstverweigerung anzuerkennen. Aber das biologische Gesetz rennt das logische Gesetz immer wieder über den Haufen. Weil uns unbedingte Liebe nicht möglich ist, und weil die friedliebende Frau, wenn ihre Kinder bedroht werden, doch zur Mordwaffe

greifen würde. Weil der Mensch als einzelner und in Masse biologisch immer wieder genötigt wird, anders zu sein, als er seinem seelischen innersten Allein- und Einheitsbedürfnis nach ist. Ein Mensch, der ganz ohne gehässiges Handeln auskäme, würde auslöschen, und ein Mensch, der sich endgültig vervollkommnen will, müßte auf jedes Handeln verzichten, ja, auf das Leben selbst. Er müßte sich willentlich zum Verschwinden bringen.

Natürlich herrscht nicht das biologische Gesetz allein; aber das logische ist nicht imstande, es zu beseitigen. Selbst wenn die Feinde Deutschlands es mit dem Pazifismus logisch ehrlich meinten, so müssen sie es, biologisch gezwungen, unehrlich meinen. Und Deutschland zeigt einen Mangel an biologischer Einsicht, wenn es glaubt, auf weite Sicht pazifistisch sein zu können. Es kann es nur und allenfalls mit einer gewissen Berechtigung und aus seiner Erschöpfung heraus für einige Zeit sein, bis es sich geistig geformt hat, bis es seinen biologischen Lebenswillen logisch zurückgewinnt.

Wäre der tragische Widerspruch nicht unausweichlich vorhanden, so müßten die Pazifisten es über sich bringen, die Militaristen zu lieben und sich selber aus dem Lebensprozeß herauszunehmen. Das fällt ihnen aber gar nicht ein, sondern sie sind der Meinung, wenn man nur die Militaristen noch einmal gründlich totschlage, dann sei der ewige Friede gesichert. Oh luftiger und zugleich höchst praktischer grausamer Irrtum! Rudolf Paulsen.

Die Kulturautonomie in Estland.

Am 5. Februar 1925 wurde das estländische Kulturautonomiegesetz in dritter Lesung vom Parlament in Reval angenommen. Das kleine Eesti hat damit als erstes Staatswesen der Welt seinen Minoritäten volle Kulturautonomie gewährt. Der 5. Februar wird immer ein historischer Tag in der 700jährigen Geschichte des estländischen Deutschtums sein. In dem neuen Gesetz haben die Minderheiten das Recht erhalten, sich in kulturellen Körperschaften zusammenzuschließen. Nun gibt es in Estland keine kulturelle Aufgabe auf dem Gebiet des Schul- und Bildungswesens mehr, die nicht von der deutschen Minderheit selbständig gelöst werden könnte. Die alten Organisationsformen der Deutschen, die Ritter- und Gildenschaften, bestehen nicht mehr. In der Kulturautonomie liegt die Möglichkeit zu einer neuen Form des Zusammenschlusses. So darf der 5. Februar ein Tag der Freude und Genugtuung sein für alle Deutsch-Balten. Fünf Jahre hindurch haben die deutschen Abgeordneten im Parlament um die Kulturautonomie gekämpft. Bisher hat immer die Verwaltung der deutschen Schulen in Estland in Händen von Fremden gelegen. Früher waren es die russischen Kuratoren mit ihrem Beamtenstab und in der estnischen Zeit seit 1918 der „koolitvalitsus". Jetzt hat sich dies mit einem Schlage geändert. Die Deutschen werden von nun an die gesamte Regelung ihrer kulturellen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen und für eine gedeihliche Entwicklung Sorge tragen können.

Das neue Autonomiegesetz schafft die Grundlagen zu einer wahren kulturellen Volksgemeinschaft. Alle Kreise der deutschstämmigen Bevölkerung sollen in dieser Gemeinschaft für das Wohl der Allgemeinheit wirken. Der einzelne Bürger oder Bauer sorgt nicht mehr wie bisher für seine Kinder, sondern er zahlt und unterstützt den ganzen deutschen Schulapparat. Es muß dankbar anerkannt werden, daß eine Anzahl führender estnischer Politiker sich um das Zustandekommen des Autonomiegesetzes große Mühe gegeben hat, was von ihrer hohen politischen Einsicht Zeugnis ablegt. Sie erkennen an, daß die Deutschen kulturell ihren eigenen Volksgenossen überlegen sind und daß es für ein kulturelles Fortkommen der Esten vorteilhaft ist, wenn die deutsche Minorität sich in ihrer eignen Wesensart frei und ungehemmt entwickeln kann. So haben es die Deutschbalten trotz aller Not und Bedrängnis noch wesentlich besser als etwa die Deutschen in Serbien oder in Böhmen, was ja auf den ersten Blick schon aus der Tatsache des Autonomiegesetzes hervorgeht. Besondere Bedeutung erlangt das Gesetz durch die zahlenmäßige Stärke des Deutschtums in Estland. Unter 1 200 000 Einwohnern sind nur 25 000 Deutsche, die nur 3 Abgeordnete in das Parlament schicken. So ist es doppelt anerkennenswert, daß diese kleine Schar das Recht der kulturellen Selbstverwaltung für sich errungen hat.

Man muß allerdings bei Betrachtung der Motive zur Gewährung der Autonomie berücksichtigen, daß diese für den estnischen Staat ein politisches Gebot war wegen der gefährlichen Nachbarschaft mit Rußland. Diese dauernd gefährliche Nachbarschaft mit dem Sowjetstaat bedingt eine starke Zusammenfassung aller inneren Kräfte zur Abwehr, und hierbei ist natürlich der innere Friede zwischen den Nationalitäten eine eiserne Notwendigkeit. Und dann wissen die Esten auch genau aus der russischen Zeit, was das Entbehren einer kulturellen Freiheit bedeutet. Es ist z. B. berechnet worden, daß etwa 10 Prozent (einschl. der Deutschen) der im gegenwärtigen Parlament sitzenden Abgeordneten einen Bildungsgang in ihrer Muttersprache durchmachen konnten!

Die Grundlage zur gesetzlichen Durchführung der Kulturautonomie liegt im § 21 der Staatsverfassung verankert, wo es heißt: „Die Angehörigen der innerhalb der Grenzen Estlands wohnenden völkischen Minderheiten können zur Wahrung ihrer völkischen Kultur- und Fürsorgeinteressen diesbezügliche autonome Institutionen ins Leben rufen, soweit diese den Staatsinteressen nicht zuwiderlaufen."

Die Zugehörigkeit zur völkischen Selbstverwaltung wird durch ein Nationalregister festgestellt. Alle Staatsbürger, die mindestens achtzehn Jahre alt sind, können sich nach dem Prinzip des völkischen Bekenntnisses in dieses Nationalregister aufnehmen lassen. Jeder hat also das Recht, seine Nationalität selbst zu bestimmen! Diese Eintragung sämtlicher Deutscher in Estland hat auch die große Bedeutung, daß nach langer Zeit einmal wieder eine ziemlich genaue zahlenmäßige Feststellung erfolgen kann.

Wenn die Kulturautonomie demnächst, wahrscheinlich noch zu Anfang dieses Jahres, in Kraft tritt, so gehen alle deutschen öffentlichen und privaten Schulen in die völkische Selbstverwaltung über. An Stelle der Stadt- oder Kreisschulverwaltung tritt die Schulverwaltung der völkischen Selbstverwaltung. Hierdurch wird eine straffe Zusammenfassung der bislang noch sehr verschiedenen Schulsysteme ermöglicht. Der völkischen Selbstverwaltung unterstehen also alle muttersprachlichen Schulen der Minderheit. In den Wirkungskreis der Kulturautonomie gehören selbstverständlich auch noch andere kulturelle Bedürfnisse der völkischen Minderheit. Durch das Gesetz ist die Möglichkeit gegeben, Büchereien, Theater, Museen und Lesehallen zu gründen. Die Organisation des Wohlfahrtswesens dagegen soll einem späteren Spezialgesetz vorbehalten bleiben.

Die Organisation der Selbstverwaltung ist folgendermaßen zu denken: Die gesamte deutsche Bevölkerung von Estland wählt den Kulturrat, d. h. das aus 20—60 Abgeordneten bestehende Kulturparlament. Dieser so gebildete Kulturrat soll auf kulturellem Gebiet die höchste Autorität der Deutschbalten sein. Unter dem Kulturrat besteht die Organisation der ständigen Kulturverwaltung, an deren Spitze der Kulturpräsident steht. Diese Kulturverwaltung gliedert sich in drei Abteilungen: erstens, das Schuldezernat, zweitens, die Finanz- und Budget-Abteilung, drittens, die allgemeine Kulturabteilung.

Die Finanzierung der Schulen und des ganzen Selbstverwaltungsapparates erscheint gesichert. Staat und Gemeinden erhalten nach wie vor die öffentlichen Schulen. Zur Deckung aller übrigen Unkosten bleiben die bisherigen Wege der privaten Aufbringung offen. Sollte diese Hilfe aus privaten Mitteln versagen, so bleibt der völkischen Minderheit immer noch das Recht, eine offizielle Steuer zu erheben. Wie wichtig dieses Recht der Selbstbesteuerung ist, geht schon daraus hervor, daß bei einem Versagen privater Sammlungen ein großer Teil der deutschen Schulen schließen müßte. Ferner ist es auch für eine gute Finanzwirtschaft nötig, daß die 24 deutschen Schulen Estlands (6 öffentliche und 18 Privatschulen), die 11 verschiedenen örtlichen Kommunalverwaltungen unterstellt sind, einheitlich zusammengefaßt werden.

Leider wird in dem Kulturautonomiegesetz die alte ehrwürdige alma mater Dorpatensis nicht erwähnt. Die völkische Minderheit hat keinen Einfluß auf die Leitung und Führung dieser Universität erhalten. Dieser Einfluß, den die Deutschen in langer Zeit hatten, ist am 1. Dezember 1918 bei Uebernahme der Universität in estnische Verwaltung wohl für lange Zeit verloren gegangen. Bis 1890 war die Universität fast rein deutsch. Dann

setzte die erste Russifizierung ein, der während des Weltkrieges eine zweite und natürlich bedeutend stärkere folgte. Die kurze deutsche Okkupationszeit 1918 gab der Universität ihren deutschen Charakter wieder. Reichsdeutsche Professoren zogen damals wieder zu der ehemals so berühmten Universität. Die jungen Balten, die in ihre alten Korporationen hineingingen, konnten wieder deutsche Kultur in sich aufnehmen. Jetzt hat sich das Bild geändert. Zwar haben wir in Dorpat augenblicklich noch 87 deutsche gegen 213 estnische und 42 russische Vorlesungen. Aber die Zahl der deutschen Vorlesungen geht ständig zurück. Junge estnische Assistenten nehmen langsam die Stellungen ihrer deutschen Meister und Lehrer ein. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß viele deutsche Professoren bereits ein hohes Alter erreicht haben und daß nach ihrer Pensionierung die freigewordenen Lehrstühle Esten gegeben werden. Daß dies ungesunde Verhältnisse sind und daß mit estnischer Sprache als Sprache eines so kleinen Landes keine Wissenschaft getrieben werden kann, ist auch wohl jedem einsichtigen Esten völlig klar. Die deutsche Sprache ist jetzt bereits in den Schulen als erste Fremdsprache wieder eingeführt worden. Oft verstehen sich die Esten auch in ihrer eigenen Sprache nicht, weil zugleich mit der Staatsbildung eine Grammatik herausgegeben wurde, die mit vielen Neubildungen die Köpfe ein wenig verwirrte. Es ist aber vorläufig nicht abzusehen, wann wieder mehr Vorlesungen in deutscher Sprache an der Universität gehalten werden. Diese Frage ist besonders wichtig, weil die jungen Balten nicht mehr wie früher finanziell in der Lage sind, die Hochschulen des Deutschen Reiches zu besuchen.

Alles in allem ist durch das Gesetz der Kulturautonomie der erste Schritt zum festen Zusammenschluß aller Deutschen im Lande Eesti getan, wenn man auch die großen noch kommenden Schwierigkeiten der praktischen Durchführung nicht übersehen soll. Aber die Balten haben ihren Willen und ihre Energie in völkischen Fragen schon häufig bewiesen. Nur ihr eigenes Volkstum gibt ihnen die Gewähr für eine gute Entwicklung ihrer besten und edelsten Eigenschaften.

Werner Hangarter.

Schillings und die Kunstorganisatoren.

Im „Fall Schillings", sagt man, stünden Künstlertum und Staatsautorität gegeneinander: auf der einen Seite der Künstler, auf der andern der Staatsminister. Da der Künstler als Intendant zugleich Beamter ist, hat er Künstlertum und Beamtentum in sich zu vereinigen. Er hat als Künstler frei zu sein und als Beamter unfrei zu sein. Er hat als Künstler seiner Göttin und als Beamter seiner vorgesetzten Behörde zu dienen. Himmlisches und irdisches Recht stehen wider einander auf. Hier wütet Kreon, dort trotzt Antigone. Hier schlägt der Staatsbeamte Becker mit dem Entlassungs-Ukas auf den Tisch, dort wendet ihm der Künstler Schillings den Rücken zu. Und der Ukas, der weder angenommen noch zurückgenommen wird, schwebt als peinliches Autoritätsproblem verlegen zwischen den beiden herum. Einziger Ausweg: das Amtsgericht mit Instanzenzug.

Wäre das die Sachlage, so hätten wir einen der beliebtesten menschlichen Konflikte vor uns, der immer von neuem die allgemeine Teilnahme erregt. Auf der einen Seite ein als Mensch (Künstler, Könner usw.) überlegener Werkmeister, auf der andern Seite ein als Mensch (Künstler, Könner usw.) unterlegener, durch Amtsautorität aber überlegener Machthaber, in dessen Hand die „Stellung" des Werkmeisters (sowie das Geld für das den Konflikt erzeugende Werk) gegeben ist. So kommt es beispielsweise zu dem Konflikt zwischen Bismarck und seinem Reichstag, zwischen Bismarck und seinem Kaiser, so zu dem Konflikt zwischen einem begabten Lehrer und seinem Direktor. Es galt von jeher als ein Ruhm für Kaiser, Direktoren usw., solche Konflikte durch Takt aus der Welt zu schaffen, ja, sogar fruchtbar zu machen. Diesen Ruhm hat sich der Kultusminister Becker offenbar nicht erworben. Freilich ist es für einen Beamten auch ein Ruhm, stocksteif und scharfkantig die Autorität und das juristische Recht zu behaupten. Aber dieser Ruhm ist immerhin beschränkt. Denn schließlich ist es für Kreon kein Kunststück, die aufgeregte Antigone mit einem Donnerwetter in das nächstgelegene Amtsgefängnis abführen zu lassen, und nur die Untergebenen wer-

den eine solche vorgesetzte Heldentat mit der ihnen amtsmäßig geziemenden Ehrfurcht bewundern. Ferner: wozu haben wir denn Revolution gemacht? Wozu hat Hugo Preuß den Obrigkeitsstaat erst durch ein Buch, dann durch eine neue Verfassung umgestoßen? Wozu haben tausend demokratische Redakteure und Volksredner den Sieg der Menschenwürde verherrlicht? Obrigkeitsstaat: die Minister werden von „oben" gemacht. Moderne Demokratie: die Minister werden von „unten" gemacht. Also: Untrigkeitsstaat. Aber der Menschenwürde ist es schließlich gleichgültig, ob sie von oben oder von unten her geknufft und angeschnauzt wird. Serenissimus hat, soweit die Menschenwürde in Frage kommt, manchmal sogar eine umgänglichere Natur als „det Volk", das unter dem Kommando seiner stimmgewaltigen Tribunen im dröhnenden Massenschritt anmarschiert: „In die Jallerien / brechen wir jetzt ein. / All die schönen Bülder / müssen unser sein! / Det jibt Holz in Winter / for des Volkes Not. / Wer uns dadran hindert, /schlagen wir jleich dot!" Vive la république! (Zu deutsch Untrigkeitsstaat.)

Damit rücken wir dem eigentlich erregenden Brutpunkt des Konfliktes Becker-Schillings um einiges näher. Es handelt sich weniger um einen Zusammenstoß zwischen Künstlerwürde und Staatswürde als vielmehr zwischen Künstlerwürde und den Ansprüchen, die von den soziologisch wesentlichen Mächten hinter dem Staate und mit Hilfe des Staates erhoben werden. Nämlich:

(Erstens:) Im neunzehnten Jahrhundert hätte das Theater eigentlich ein Volkstheater werden „sollen". Aber der Geist des Säkulums machte ein Geschäftstheater daraus. Ganz folgerichtig wehrte sich das organisierte Volk gegen die kapitalistischen Theaterunternehmungen und suchte echte Volkstheater zu schaffen. Aus der marxistisch-sozialistischen Volksidee heraus wurde die Freie Volksbühne, aus der christlich-sozialen Volksidee heraus wurde der Bühnenvolksbund gegründet. So haben wir an Stelle des Nationaltheaters, wie es Lessing wollte, auf der einen Seite wildwachsende Geschäftstheater, auf der andern Seite organisierte Parteitheater (die natürlich nicht Parteien im Parlamentssinne, sondern im Weltanschauungssinn vertreten, deren eines aber Verbindungen mit der sozialdemokratischen Partei, deren andres mit den christlichen und nationalen Parteien hat).

Die Scylla unsres derzeitigen „Volkslebens" ist der Geschäftsgeist, die Charybdis ist der Geschäftsführergeist. Weil der Volksstaat kein Volkstheater schuf (und auch nicht schaffen konnte, da er nur dem Namen nach ein Volksstaat, in Wahrheit aber ein Parteienstaat ist), mußten die Parteitheater entstehn. Wie ein Privatunternehmen in unserm Zeitalter dem Geschäftsgeist anheimfällt, so fällt eine Organisation dem Geschäftsführergeist anheim. (Nur eine odysseeische Intelligenz steuert frei hindurch.) Das Eigentümliche eines richtigen Geschäftsführergeistes ist, daß er den Weg ins Parlament und in die Regierung findet. Er fand auch in diesem Fall — sonst wäre er nicht tüchtig gewesen — beide Wege, auch den Weg ins Kultusministerium. Der Volksbühnengeist fuhr in Herrn Kestenberg, der Bühnenvolksgeist in Herrn Seelig. Bewilligst du mir, bewillig' ich dir. Natürlich rückte der Bewilligungsgeist auch dem Intendanten Schillings auf den Leib, der, in einer andern Welt lebend, und vor allem seiner Staatsoper verpflichtet, wohl nicht immer ohne weiteres den Geschäftsführergeist verstehen wollte. (Weshalb ihm angeblich ein Geschäftsführer not tun sollte.)

Wie also stellt sich der Staat dar, dessen Würde gegen Max von Schillings verteidigt werden muß? Inmitten auf dem Ministersessel thront der Gewaltige, der den Ukas in Händen hält, zur Linken steht der Volksbühnenjude, zur Rechten der Bühnenvolksjude. Die Volksbühnen- und die Bühnenvolkstrabanten des Landtags gruppieren sich bühnenwirksam um das lebende Staatsbild und rufen: Vive la coalition! (Zu deutsch: Untrigkeitsstaat.)

Warum fiel Herr Schwering vom Zentrum im Landtag um, nachdem er sich zuvor gegenüber Herrn Buchhorn über Schillings' Behandlung empört hatte? Darum. Warum fiel die Sozialdemokratie im Landtag um, die doch sonst für die Freiheit und gegen die Autorität schwärmt, warum schickte sie irgendeinen Genosserich aus Dingsda vor, der keinen Namen zu verlieren

hat, und ließ das Nötige herunterdeklamieren? Darum.

Aber nicht darum allein. Soziologisch noch wichtiger ist (zweitens) ein anderer Umstand: der Kultusminister ist der Mann der Demokratischen Partei. Hätte er gehen müssen, so hätte die Koalition der herrschenden Parteien ein Loch bekommen. Also mußte sogar der demokratische Parlamentsredner ganz gegen seine Gewohnheit die Freiheit der Kunst zerschmettern und die Autorität des Staates betonieren. Als Demokrat fühlte er sich verpflichtet, das auf gebildete Weise zu tun. So etwas macht man, indem man den Geist von Weimar zitiert. Becker gleich Goethe, Schillings gleich Fichte. (Braun gleich Karl August, nicht zu vergessen!) Aber — war nicht Goethe auch eine Art Intendant? Hatte er nicht über einen für die Kunst bewilligten Fonds dem weimarischen Landtag Rechenschaft zu geben? Der stockkonservative Goethe tat das nicht. Er, der Künstler, wollte sich nicht der aus Buttelstedt, Ruhla usw. rekrutierten Staatsrepräsentation aussetzen. Damals waren die Landtagsabgeordneten noch nicht so selbstüberzeugt wie heutzutage, man ließ Goethe nicht nur als Künstler, sondern auch als geschäftskundigen Sachverständigen gelten, respektierte weniger den Verfassungsparagraphen als die menschliche Größe, und fuhr gut dabei. Nicht wahr, Herr Bohner von der Demokratischen Partei?

Das ist das Ergebnis eines Parteienstaates: die Verteidiger der Staatsautorität wollen ein Loch in die Regierung rennen, die Verteidiger der Freiheit der Kunst schicken den Künstler in die Wüste. Zweck? Nichts andres als: Vive la république et la coalition! (Zu deutsch: Untrigkeitsstaat.) —

Wir hätten uns von unserm Kulturbecker eines so mißratenen Weihnachtsgebecks nicht versehen. Nun soll das Gericht entscheiden, wer das Gebeck aufessen soll, der Spender oder der Beschenkte. Gebe der Himmel, daß die Betriebsamen von wegen der „guten Sache" nicht auch noch den Weg ins Justizministerium finden. St.

Gesinnungsliteratur.

Wolkengucker, die in ihrem Leben zum erstenmal auf die Nase gefallen sind, bilden sich auf Grund dieser eindrucksvollen Erfahrung gerne zu bitteren Verächtern der menschlichen Natur aus. Sie genießen ihr Dasein als „enttäuschte Idealisten" und dünken sich abgründige Weltkenner, wenn sie überall den Eigennutz als Triebfeder des menschlichen Handelns aufzudecken vermögen. Solche unerschrockenen Bekenner der allgemeinen Erbärmlichkeit werden sicher überzeugt sein, daß die unzähligen Schriftsteller mit viel Gesinnung und wenig Talent böse Heuchler seien, welche die Spekulation auf geschäftlichen Vorteil zu Trabanten der jeweiligen Zeitmode mache. Aber damit beweisen sie nur, daß der Absturz aus Wolkenkuckucksheim einen Illusionisten noch nicht in einen guten Beobachter verwandelt: nicht welche Farbe — rosenrot oder aschgrau — die Brillengläser haben, sondern daß sie gefärbt sind, begründet die Unklarheit des Weltbildes.

Freilich gibt es Leute, die mehrfach ihre Haut gewechselt haben, ohne sich die lobenswerte Gewohnheit der Riesenschlangen anzueignen, die sich zu solchen Umkleideszenen aus der Oeffentlichkeit zurückziehen. Es ist nicht schön, wenn man zuerst Haßgesänge dichtet, und sich dann auf die — merkwürdigerweise stets deutschfeindliche — allgemeine Menschenliebe besinnt, um zu guter Letzt wieder aus altpreußischen Feldmarschällen Tantieme zu ziehen. Da hält es schwer, in den guten Glauben des Autors keinen Zweifel zu setzen, auch wenn man sich durch Erfahrung überzeugt hat, welche Anpassungsfähigkeit die bona fides besitzen kann. Aber hier rede ich nicht von solchen Einzelerscheinungen, die mehr durch die Kritiklosigkeit ihrer Gefolgschaft als durch ihre eigene Wandelbarkeit unsre Aufmerksamkeit erregen; ich denke vielmehr an jene unübersehbare Zahl von Schriftstellern, welche die sozialistische und die nationale Konjunkturwelle gleicherweise emporgehoben hat, um sie alsbald an den Makulaturstrand zu werfen — wie die Flut die Quallen, mit denen sie auch sonst sich in anschaulicher Weise vergleichen lassen.

Diesen Leuten ehrliche Gesinnung abzustreiten und sie schlau berechnender Heuchelei zu zeihen, würde ich nie wagen; dazu habe ich ihrer zu viele gesehen. Das sind redliche und biedere Naturen, ob sie sich seinerzeit gegen

Krieg und Kapitalismus oder heute für das Vaterland und deutsche Sittlichkeit ereifern: ja, sie sind vielleicht enger untereinander verwandt, als sie es wahr haben möchten. Die moderne Art, sich über das Geistesleben Rechenschaft abzulegen, gewöhnt uns daran, weniger nach dem Ergebnis als nach dem Hergange des seelischen Geschehens zu fragen. Und der bleibt sich gleich, woher der Autor auch die Bezifferung seiner Ideale bezieht.

Schon sein äußeres Auftreten ist stets dasselbe, was um so bemerkenswerter ist, als sich jeder von ihnen als Einsamer und Unverstandener fühlt, obwohl sich aus seinesgleichen Regimentsverbände aufstellen ließen. Er beteuert, daß ihm am Wirken für das Wohl der Allgemeinheit, nicht am Entgelt für seine Arbeit liege. Es kostet seine altruistische Verschämtheit eine rechte Ueberwindung, im Zwange der Not auch die Honorarfrage zu berühren, wobei sich dann herausstellt, daß er in seinem unschuldigen Busen die ungeheuerlichsten Vorstellungen von dem finanziellen Ertrag seiner Erzeugnisse beherbergt. Er sieht in der Ablehnung seines Manuskriptes stets eine Feindseligkeit gegen seine Idee, nie eine abfällige Bewertung seines Könnens. Der Mißerfolg steigert seine Bewunderung vor seinem Werke, das, von allen verkannt, befehdet und unterdrückt, ihm selbst in anbetungswürdige Erhabenheit gerückt wird.

So steht er vor uns, ein Bild redlichen guten Wollens, das bei den Verfassern von Romanen und Dramen selten, bei Verfassern von programmatischen Schriften häufig die verzerrenden Züge fanatischer Verbohrtheit aufweist. Die Programmatiker haben stets eine Mission: „Deutschland am Scheidewege!" — „Die Rettung Europas!" — „Eine neue Menschheit!" — „In zwölfter Stunde!" — das ist ihre Lieblingstonart. Mit ihnen ist nicht leicht umzugehen; sie sind rasch zu persönlichen Ausfällen bereit, wenn man widerspricht, und bieten in ihrem Gehaben deutlich Züge, die man in psychiatrischen Kliniken wiederfindet. Aber selbst solche, deren Arbeit bereits grobe Krankheitserscheinungen verrät, finden noch den Weg zur Publizität: ein erschreckendes Beispiel dieser Art ist das „Paradies in Mecklenburg". Wir haben selbst schon besorgniserregende Besucher gehabt, deren Krankheitsprodukte später von anderen ernst genommen und veröffentlicht worden sind. Mag man auch entschuldigend die allgemeine Unkenntnis auf dem Gebiete der psychopathischen Grenzformen in Rechnung stellen — solche Vorgänge beweisen eben doch, daß der Begriff der „Gesinnung" in seinem üblichen Gebrauche einen ungesunden Bestandteil enthalten muß, der hier, in diesen äußersten Fällen am leichtesten zu erkennen sein wird.

Was die Menschen gegen die offensichtlichen Schwächen dieser Literatur bis zur Verblendung nachsichtig macht, ist der Umstand, daß solche Bücher gröber und greifbarer als irgendein Kunstwerk eine Meinung bekräftigen, die man selber hat, daß sie in ihren Behauptungen platt und leicht zugänglich sind, ihre Beweisführung aber mit dem verschrobenen Wust gehäufter Beispiele solcher Trivialität ein gelahrtes Aussehen gibt, wobei noch, etwa in „sprachwissenschaftlichen" Wahnsystemen, der spielerisch-willkürliche Wortwitz, der dem Traum und der Geisteskrankheit gemeinsam ist, seine gewinnende Wirkung tut. Das Wesentliche ist, daß der Leser — und der Lektor eines Verlages ist eben oft auch nur ein „Leser" — sich in seinen *Werten* und seinem *Werte* bestätigt fühlt, während das Werk eines großen Geistes uns erschüttert und fragwürdig macht. Freilich, der illusionskräftige Jüngling erkennt im Faust sich wieder, aber im reiferen Alter gestattet der Verlauf des eigenen Lebensschicksals solche schmeichelhafte Gleichsetzung auch der nachsichtigsten Selbstkritik nicht mehr, weswegen nun große Kunstwerke weniger gelesen und anspruchslosere Bücher bevorzugt werden. Die Langsamkeit, mit der sich Wilhelm Raabe durchsetzte, hängt damit zusammen, daß es niemanden leicht werden wird, sich in einer seiner großen Gestalten angenehm wiederzuerkennen: man kann sich beim Lesen seiner Bücher dem Bewußtsein seiner eigenen Halbheit und Schwäche nicht entziehen. Die Gesinnung, welche die Raabeschen Menschen haben, ist offenbar nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach etwas anderes, als die „Gesinnung", welche man sich durch die Gesinnungsliteratur bestätigen lassen kann.

Was in den Schriften der Program-

matiker kraß, ja, krankhaft hervortritt, ist den guten, braven Gesinnungsromanen und -dramen ebenso eigen, nur ohne die fanatische Verzerrung, die dort unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Hier wie dort haben die Gesinnungen, die Ideale, die Charaktere eine harmlose Eindeutigkeit, die für den unsicheren Menschen verlockend ist. Der Held eines solchen Romans, wiewohl in seiner papierenen Welt vielfacher Verkennung und Feindseligkeit ausgesetzt, darf bei seinen Lesern volle Anerkennung und Teilnahme erwarten. Nehmen wir ein Gegenbeispiel aus Raabe. Wir fühlen mit Veit von Bielow und werden von seiner Niederlage mitbeschämt, gegen Phoebe Hahnemeyer aber lehnen wir uns auf; es kostet uns Mühe, ihr Recht zu geben, wiewohl wir sie lieben — aber sie überwindet uns. Und müssen wir am Schluß von Abu Telfan nicht selbst die Schmerzen des Verzichtes durchkosten, haben wir nicht mit den glückverlangenden Herzen gefühlt und gewünscht bis zum letzten Augenblick?

Die Weisheit der großen Dichter fällt uns in ihren Büchern nicht weniger schwer als im Leben; die edeln Sprüche der Romanpropheten aus der Gesinnungsliteratur machen uns dagegen keine Kopfschmerzen; wir sind überzeugt, daß wir unser Leben nach ihren Einsichten gestaltet haben. Aber wenn wir den Schübderump rumpeln hören, faßt uns die gleiche Lebensangst, wie wenn wir einmal in unserem eigenen Schicksal der unverhüllten Wirklichkeit gegenübertreten müssen — wer diesen Schauer nicht empfindet, der von Raabes Kunst ausgeht, kennt auch das Leuchten nicht, das in ihr verborgen ist.

Diese Gegenüberstellung soll uns das Wesen der Kunst nicht in einer Definition, sondern als Wirklichkeit vor Augen stellen; ich habe dazu Raabe angeführt, weil mir selbst an ihm der Sachverhalt klar geworden ist. Nun wird man einwenden, daß man biedere Unterhaltungsschriftsteller, selbst wenn sie sich monumentale Gebärden zulegen, nicht mit so hohem Maßstabe messen dürfe. Aber man verstehe mich recht; ich beschwöre nicht Raabe herauf, um die unkünstlerische Natur der braven Romane und Dramen nachzuweisen, die wir bei unsrer Betrachtung im Auge haben; solche Kritik hätte sich bescheidenerer Mittel bedient. Vielmehr kommt es mir darauf an, eben die Gesinnung, welche als das Verdienst der braven Literatur auch von ihren Tadlern anerkannt wird, in Zweifel zu ziehen: nicht ihre Ehrlichkeit, wohl aber ihren Rang.

Die Menschen solcher Romane können verblüffend edel sein, sie verfügen über alle Tugenden, die unsrer Billigung sicher sind, sie handeln nach den Vorschriften sämtlicher Moralsysteme und lassen sich ihre Trefflichkeit redlich sauer werden; sie irren und werden von der Liebe wieder auf ihre Heldenbeine gestellt, sie zweifeln und ringen sich wieder zur Gläubigkeit durch, sie tun alles was man irgend von ihnen verlangen kann, — aber wir behaupten, daß nicht nur redlicher Wille hier keine künstlerische Form gefunden habe, sondern daß die Gesinnung, welche das Talent erheben soll, auf keiner höheren Stufe steht als dieses, und daß man zu Unrecht unsre Duldsamkeit für so biederes Machwerk beansprucht. Und wir behaupten, daß die Menschen, welche sich mit solcher literarischer Kost zufrieden geben, nicht nur auf ästhetische Ansprüche zugunsten ihrer sittlichen, sondern auf diese selbst beschränkenden Verzicht leisten.

Alles Große ist unbequem. Man weicht der Bedeutung dieser Tatsache gern dadurch aus, daß man große Schöpfungen als schwer verständlich, als unzugänglich für den Verstand des Durchschnittsmenschen bezeichnet. Denn merkwürdigerweise gesteht man leichter einen Mangel des Verstandes als des Herzens zu, wiewohl man in der gesellschaftlichen Unterhaltung häufig den gegenteiligen Eindruck gewinnt. Man denkt vielleicht daran, daß Mängel des Verstandes durch geringe Ausbildung entschuldigt werden können und nicht sicher eine kümmerliche Anlage verraten, denn man kann jedenfalls beobachten, daß Menschen, die durch praktische Lebenserfolge einen klaren Verstand bewiesen haben, gern die Mängel ihrer Ausbildung gestehen, ja, sich ihrer rühmen, während Menschen ohne äußere Leistungen intellektuelle Niederlagen sehr schmerzlich empfinden. Aber wenn man etwa von Raabe sagt: „Das ist mir zu hoch", so ist es oft nicht oder nicht nur ein Mangel an Schulung des Verstandes, der die Empfänglichkeit verhindert. Es ist

häufig die Unfähigkeit des Herzens, Gesinnungen von solchem Range, die zu teilen man nicht imstande ist, wenigstens auszuhalten und der Schwäche seines eigenen Wesens bewußt zu werden.

Das Kunstwerk überzeugt uns von unsrer Schwäche, die Gesinnungsliteratur von unsrer Trefflichkeit: darin liegt ihre Lockung, die über ästhetische Mängel hinwegsehen läßt. Man hat die moralische Genugtuung, keine seichte Sensationslektüre zu lesen, nichts, was sich an die schlechten Instinkte wendet; man schont damit sein empfindliches Gewissen und mutet seinem Selbstgefühl doch nicht die Erschütterung zu, welche die Begegnung mit einem echten Kunstwerke mit sich bringt. Man liest, anstatt ins Kino zu gehen, man liest Bücher, nicht Magazine, man liest brave Bücher, keinen anstößigen Schund — kurz, man hat allerhand Hochachtung vor sich selbst, und kann gerne gestehen, daß man weder ein Philosoph noch ein Aesthet ist, und demgemäß „schlichtere" Bücher liest. Aber es sind nicht die intellektuellen oder ästhetischen Schwierigkeiten, die vom Lesen großer Kunstwerke abschrecken, sondern die Unfähigkeit, das in ihnen wirksame Lebensgefühl nachzuempfinden: sie interessieren nicht, weil man an ihrem Range keinen Anteil hat und das nicht wahr haben, nicht als peinliche Demütigung erleben will.

Und vor dieser Erschütterung weicht man aus: in die „Gesinnungsliteratur", in der sich die geringe Kaufkraft der Leser erschöpft, und die doch so überreichlich erzeugt wird, daß sie sich in den Buchläden staut, die Kapitalkraft der Verleger festlegt und unsre Wälder auffrißt. Und immer wieder findet sie freundlich fördernde Kritik, — weil doch so viel guter Wille darin steckt. Warum muß sich guter Wille aber gerade in Büchern auswirken? Findet er im praktischen Leben nicht mehr Raum, dort, wo guter Wille auch ohne intellektuelle Höhe und ästhetische Form genügt, um eine warme Atmosphäre zu schaffen, wo so viele nach einem Zeichen guten Willens hungern?

Nicht nur der Verstand reift, auch das Gefühl vertieft sich. Aber man darf ihm den bequemen Trott nicht gestatten, nicht wohlfeile Befriedigung suchen. Das „Gewissen", das sich mit „braver Gesinnung" zufrieden gibt, ist eben das Organ spießbürgerlicher Moral, das sanfte Ruhekissen, nicht die „Unruhe", in der das Herz der Welt klopft. Albrecht Erich Günther.

Hans Grimm.

Ueber einen Menschen urteilen, ist immer riskant, selbst, wenn es sich um einen Freund handelt. Und vielleicht dann erst recht. Es kommt nur darauf an, daß man nicht um ihn herumrenne, wie um eine Litfaßsäule und hier anzeige und dort anzeige; sondern daß man in sein Wesen eindringe, in seinen Kern.

Wo liegt der bei Hans Grimm?

Aus einem hessischen Geschlechte von Besitz und Kultur stammend, macht Hans Grimm einen bevorzugten Bildungsgang in humanistischem Geiste durch, geht als junger Kaufmann ins Ausland und bleibt dort ein halbes Mannesleben bis kurz vor Ausbruch des großen Krieges. Die letzten fünfzehn Jahre lebte er in Deutsch-Südwest. Er muß seine Muttersprache sozusagen zum zweiten Male lernen.

Und er tut es als bewußter Mann. Und er sieht sein Deutschland wie ein Fremdes, in das er sich erst wieder hineinfinden muß. Und er tut es mit der ganzen Inbrunst seines deutschen Herzens.

Ob in diesem Augenblick der Dichter in ihm hervorgetreten ist, weiß ich nicht, glaube es aber. Denn hier liegt der Kern seines Dichtertums und seiner Bedeutung für unsere Tage. Langsam ging er. Die Enge schmerzte, an die der Herrgewohnte daheim überall stieß. Er fügte zunächst den Atem Südafrikas in das Organ der deutschen Sprache: seine Südafrikanischen Novellen entstanden. Er mag und wird einiges vorher geschrieben haben; ich weiß es sogar — aber das ist hier nicht von Belang, wie überhaupt Daten hier gar nichts sagen und sagen sollen.

Danach kamen: Der Gang durch den Sand und — eine Frucht des Krieges, aus dem meine Kameradschaft zu Hans Grimm datiert, — Der Oelsucher von Duala. Zwei große Romane harren der Vollendung: Kaffernland und Volk ohne Raum.

Grimm schritt langsam, schrieb zögernd. Aber hätte er nur die Süd-

afrikanischen Novellen geschrieben, seine Bedeutung stände so fest wie heute. Ich weiß keinen Dichter, der so bis zum Letzten und Geheimsten mit seiner Sprache ringt, wie er, keinen, der gleich unbarmherzig gegen sein Dichtertum wäre. Und keinen, den dies Ringen bis zur Morgenröte tiefer gesegnet hätte.

Er ist daher auch der typische Termin-Unsichere unter den Autoren. Auch heurige Weihnachten liegt sein lang erwarteter Roman „Volk ohne Raum" wiederum noch nicht vor.

Dieses Ringen um sein deutsches Dichtertum und dieses Herantreten an sein Deutschland aus der Fremde mit dem Blickpunkt auf das Ganze, das ist der Sinn der Sendung Hans Grimms und der Kern seines Wesens.

Er ist in diesem Betrachte — mag das Wort auf Mißverständnisse stoßen — ein politischer Dichter. Von seinem Werk strömt der Wille aus, Deutschland zu formen. Es steckt in ihm noch etwas vom königlichen Kaufmann. Und der Formwille Englands, in dessen Sprache er oft bei differenzierten Alltagssachen zurückfällt, ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Sein persönliches Leben desgleichen ist geformt vom Morgen bis zum Nachtschlaf. Er ist ein gestrenger Herr Vater, ob er gleich ein Herz hat, das lauterste Liebe zu den Seinen hegt.

Wer einen Hauch seines Wesens verspüren will, der lese die Novelle: „Moordenaars Graf" (Des Mörders Grab), die in den Südafrikanischen Novellen enthalten ist (Albert Langen). Ich will auch diese Stelle aus „Dina" hierher setzen: „Es gibt ein stummes Geschehen bei den Menschen, dem kein Stift folgen kann. Ein Schieben und Verschieben, ein Zerflattern und Sammeln, ein Lösen und Knüpfen der Schicksalskräfte in den Seelen, tiefer als die tiefsten Grübler graben, und langsamer als die vorsichtigsten Gedanken sich reihen können."

Das schreibt Hans Grimm: „Dem kein Stift folgen kann." Daher die tiefe Verhaltenheit und seelische Keuschheit seines Schaffens, seine Andacht, mit der er seine Menschen und Tiere, seine Bäume und Wolken, seinen Sand und sein Meer sieht.

Ganz gewiß: ihm ist nichts Menschliches, Allzumenschliches fremd. Ganz gewiß: er scheut kein derbes Wort. Aber: es ist da ein feiner Strich, der so und so trennt. Man muß ihn schon lesen, um das zu begreifen: meinetwegen „Die Dirne auf dem Felde" oder die schon angezogene Novelle „Dina".

Es steckt ein Tropfen alten Ritterbluts in diesem weiland südafrikanischen Steppenreiter. Seine „Olewagen-Saga" klingt weither wie Gudrunlied, noch ferner herauf: wie Völkerwanderung. Und ist dennoch ein Jungbrunnen der Seele, der deutschen zwar — ja: der deutschen! Herm. Claudius.

Jean Pauls Briefe*.

Ein guter Teil des unermeßlichen Ertrags deutscher Arbeit und Schöpferkraft im Zeitalter des Idealismus ist in den Briefwechseln der großen Führer aufbewahrt. Wenn Goethe gewisse Errungenschaften seiner wissenschaftlichen Arbeit, seiner Welt- und Kunstbetrachtung im höheren Alter mit Vorliebe in jene „Gespräche" kleidete, die dann Eckermann frei genug und doch gewiß in seinem Sinne in die klassisch gewordene Form der „Unterhaltungen" goß, und wenn er seinen weltanschaulichen, religiösen und ästhetischen Bekenntnissen in Briefen oft eine besondere, durch die Rücksicht auf den Empfänger bestimmte, aber auch auf uns nur um so lebhafter wirkende Form aufprägte, so bereiteten andere in brieflicher Aussprache mit ihren Nächststehenden schwerwiegende dichterische und theoretische Arbeiten vor: Schillers „Aesthetische Briefe" sind aus wirklichen Briefen an den Herzog von Augustenburg erwachsen, sein Briefwechsel mit Körner enthält die Grundlagen einer nie vollendeten Untersuchung („Kallias") über den Begriff der Schönheit und sein Briefwechsel mit Goethe läßt tief in die Entstehungsgeschichte des „Wallenstein" und in die Wandlungen seiner dramatischen Form hineinblicken.

Freilich besteht die innige Verbindung zwischen Brief und Werk nur bei der mehr literarischen und gelehrten Korrespondenz oder bei hochgeflügeltem Seelenaustausch, viel weniger bei den Familienbriefwechseln der Klassiker. Je näher das Werk selbst dem täglichen Leben steht, je stärker es im Erdreich

* Die Briefe Jean Pauls, herausgegeben von Eduard Berend. Bd. 1—4. München, Georg Müller 1922—25.

der Heimat, der Familie, des Berufs und überhaupt des aufstrebenden Bürgertums wurzelt, aus dem die klassische Literatur hervorging, um so enger ist auch die literarische Leistung mit den Briefen verwandt. Bei einem Dichter wie Jean Paul, der ja einer der schreibseligsten, der brieffreudigsten unter den mitteilsamen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts war, fallen eigentlich nur ganz kurze „Billette" und Briefe an ganz nahe Verwandte, wie an die Mutter, aus der Reihe der „literarischen Briefe" heraus, sie geben sich ganz natürlich-zufällig. Die ganze ungeheure Masse aber der Briefe an Freunde und vollends an Fernerstehende ist schon irgendwie „geformt" und der Brief ist hier schon eine halb öffentliche Dokumentierung der Persönlichkeit. Jean Paul schreibt mit „Anstrengung", wie er sagt. Und tatsächlich ist von hier zur wirklichen Produktion, besonders in Essayform, nur ein kleiner Schritt. Schlug er doch schon 1785 von Hof aus einem Freunde vor, nach dessen Tode dessen Briefe an ihn zum Druck zu befördern und dabei die Vorrede hinzuzufügen: „Ich habe die Ehre, hier dem Leser ein Päckchen Briefe mit einiger Grazie darzureichen, die aber nicht an ihn, sondern an mich geschrieben sind. Was meine Antworten darauf anlangt, so sind sie schon größtenteils gedruckt und ich habe sie stückweise in meine satirischen Aufsätze verschlagen mit einfließen lassen." Das gilt für seinen Briefwechsel in weitem Umfange, und lediglich oder vorzüglich mit Rücksicht auf seine literarische Produktion nahm er Abschriften von den ausgehenden Briefen, oder vielmehr eben von jenen Abschnitten daraus, die er noch irgendwie zu „verwerten" hoffte. Aus diesen recht willkürlich und für uns zusammenhanglos geführten „Kopiebüchern" können wir die ungeheure Korrespondenz Jean Pauls ergänzen, die doch nur zum Teil erhalten ist.

In ihrer Gesamtheit bietet die Masse von Jean Pauls Briefen eine Charakteristik dieses widerspruchsvollen und in jeder Aeußerung originellen, dieses unsrer Zeit oft so merkwürdig nahestehenden und an seinem Jubiläumstage von einer gar nicht kleinen Gemeinde hoch gefeierten Menschen und Dichters, wie sie vielleicht einzig in der Literatur des Idealismus dasteht. In ganz andrer Weise als bei Goethe trägt jeder Brief den Stempel seines Verfassers an der Stirn. Wir nehmen teil an den oft verworrenen Gängen dieser Seele wie an dem weitverbreiteten Interessenkreise dieses außerordentlichen Geistes, an der Weltoffenheit und Ideenfülle des achtzehnten Jahrhunderts und auch an demjenigen, was die nicht unmittelbar zur „Literatur" gehörigen Kreise bewegte. So war es hohe Zeit, daß diese Briefe (zunächst die von Jean Paul ausgegangenen) endlich einmal als Corpus in seiner eigenen Schreibweise und mit seiner Zeichensetzung gedruckt wurden — als Vorläufer einer großen kritischen Ausgabe seiner Werke, die nun mit Unterstützung der „Deutschen Akademie" in München zustande kommen soll. Sie konnte keinem besseren Bearbeiter anvertraut werden, als dem Herausgeber dieser Briefe: Eduard Berend, der uns in den Anmerkungen auf das sorgfältigste über den Aufbewahrungsort und die bisherige Geschichte jedes Briefes unterrichtet, alle persönlichen Beziehungen und Anspielungen erläutert und auf diese Weise mit dem ganzen Kreise Jean Pauls bekannt macht. Leider hat das Briefwerk zum Jubiläum nicht fertiggestellt werden können. Zwei weitere Bände werden folgen. Wir wünschen ihnen die weiteste Verbreitung, die ein solches Werk in unserm Vaterlande zur Zeit finden kann und stellen allen Freunden von Jean Pauls Dichtung und allen, die sich gern in seinen eigenwilligen und so herrlich wurzelechten Stil hineinarbeiten, hohen Genuß davon in Aussicht. Möge der sechste Band den ganzen Reichtum durch ein ausführliches Register erschließen helfen, das nicht bloß die Namen, sondern die Themata der brieflichen Auseinandersetzung umfaßt, und möge dann für noch weitere Kreise eine von sachkundiger Hand veranstaltete Auswahl in einem handlichen Bande nachfolgen, die nicht bloß den reichen Gehalt dieser Briefe, sondern auch die formalen Bemühungen ihres Verfassers ahnen läßt. Daß gute Porträts und Handschriftproben den vorliegenden Bänden zu besonderer Zierde gereichen und die Ausstattung überhaupt dem Münchener Verlage alle Ehre macht, sei noch eigens hinzugefügt.

Robert Welsch.

Gegen Shaw?

„Gegen Shaw" veröffentlicht Herbert Eulenberg bei Reißner in Dresden eine Streitschrift. Als das Buch mit gewaltigen Phrasen angekündigt wurde, war man wohl gespannt auf das, was da kommen würde. Aber, daß „Zehntausende" auf dies Geplauder gewartet hätten, kann wohl niemand sagen. Das Buch — so wurde angekündigt — sei von dem „deutschesten unserer heutigen Dichter". — —? Aber, dies Machwerk ein „Meisterwerk eines Dichtertemperaments" zu nennen, muß unser lebhaftestes Bedauern für den Dichter Eulenberg wecken. So schlecht sind Eulenbergs verschiedene Werke nun doch nicht. Wie erklärt es sich sich ferner, daß der „internationale Deutsche" Eulenberg, der meines Wissens den „glorreichen" Aufruf für den „toten Soldaten" mit Freund Hauptmann unterzeichnete, hier der Beschützer des Deutschtums wird und sich bemüht, Deutschland „vor einer gewissen Ausländerei" zu bewahren?

Peinlich ist, daß in dem Werklein sich mangelhaftes Wissen offenbart. Erklären könnte man sich das höchstens, wenn Shaw für Eulenberg eine andre „Heilige Johanna" geschrieben hätte als für die übrige Welt. Bei der im Verlag von S. Fischer erschienenen sowie im Urtext steht von alle dem, was Eulenberg schreibt, nichts. Vielleicht darf ich höflichst darauf hinweisen, daß es nicht Johanna ist, die zu Karl im Dome die Worte sagt: „Na, jetzt wird Majestät endlich ein gesalbter König. Wie gefällt es euch?", sondern Dunois. Ferner: etwas später meint Eulenberg, Johanna unterbreche ihren Richter auf Leben und Tod mit den neckischen Worten: „Na, na, Peter." Es ist ein Irrtum, wenn er meint, diese Worte sage die Jungfrau zu Cauchon als ihrem Richter. Das Wort kommt erst im Epilog vor, wo von „Richter auf Leben und Tod" keine Rede mehr sein kann. Dann heißt es bei Eulenberg, Johanna müsse die drei Druckseiten lange Rede des Inquisitors mit anhören. Wie jemand, der die „Heilige Johanna" gelesen haben will, das behaupten kann, ist mir rätselhaft. Bei Shaw betritt Johanna den Gerichtssaal erst nach dieser Rede. Auf solchen Kenntnissen baut Eulenberg seine „Kritik" an dem Werke auf. Und nun fängt der Verfasser an zu scherzen — denn im Ernst kann er das nicht behaupten wollen — Shaws Werk verrate „Unkenntnis des Katholizismus". So wird weiter geeulen—bergt.

Ueber Shaws mangelnde Geschichtskenntnisse meint der Dichter aus Kaiserswerth sich gleichfalls ereifern zu müssen, indem er über die Unmöglichkeit des Inquisitionsgerichtes sich ausläßt. Ich darf wohl den Verfasser auf die in der „Zeitwende" erschienenen Aufsätze Tim Kleins aufmerksam machen. Klein gibt da Auszüge aus den Gerichtsakten, aus denen wir ersehen können, wie genau Shaw die Akten studiert hat, daß er sogar einige bedeutende Stellen wörtlich übernommen hat. Also!

Noch peinlicher als die „Ungenauigkeit" ist die Wandlungsfähigkeit Eulenbergs. Hat er doch über denselben Shaw vor gar nicht so langer Zeit ganz anders geurteilt. Ich meine in seinen „Gestalten und Begebenheiten", die vor — einem Jahre erschienen. Hier nennt er die ironische Kritik Shaws an unseren modernen Gefühlsmoden und den herrschenden moralischen Grundsätzen einen Schritt weiter in der Entwicklung; nunmehr aber wendet er sich eben dagegen. In dem einen Buche spricht er von „der überlegenen Ironie in der Behandlung der Helden" wie in „Caesar und Kleopatra", in dem anderen verdammt er, heiligen Zornes voll, diese Behandlung. In den „Gestalten" sagt er: „Shaw, dem es nicht auf die Theorie, sondern auf das Leben ankam ..." In der „Streitschrift" behauptete er, Shaw stelle nur Puppen und keine lebenswahren Menschen auf die Bühne. Einmal heißt es: „So ist Candida ein herrliches Frauenlob aus dem Munde eines modernen Menschen." Dann sagt er von Candida, sie sei „ein Frauenzimmer ohne Unterleib", vernünftele und sei wie Ibsens Frauen konstruiert. In den „Gestalten" wiederum lobt er gerade den Fortschritt und die bessere Fortführung von Ibsens „Nora", durch die Shaw zu seiner „Candida angeregt wurde, und er lobt Shaws „bessere Kenntnis der Frauen". So geht es durch die ganze „Streitschrift".

„Einen Hoffnungsschrei in die Zukunft" nennt Eulenberg die Schrift. Aber man muß sagen, mit diesem Geschrei ist uns nichts „wertvolles" ge-

geben worden. Die angeschlossene Parodie ist so schlecht wie phrasenhaft, ohne in die Tiefe zu gehen. Der selige Flaubert würde die Schrift in seine bekannte Dokumenten-Sammlung getan haben. Reinhard Lehmann.

Zur Wohnungspolitik.

„Ein Jahr Zuchthaus" lautete das Urteil der Strafkammer in Lüneburg gegen einen Arbeiter, der ein Opfer der Wohnungsnot geworden ist. Mit sechs Kindern ohne Wohnung, finanziell nicht in der Lage, die Miete und Abstandssumme für ein leeres Zimmer aufzubringen, hat der Mann in einer Bretterbude von zwölf Quadratmetern Grundfläche, einer ehemaligen Dunkelkammer hausen müssen. Fünf Jahre lang war diese Bretterbude das Obdach für die Familie. Als dann immer noch keine Aussicht auf eine Wohnung vorhanden war, packte den Familienvater die Verzweiflung, und er steckte die primitive Unterkunft in Brand, zumal er des Ungeziefers nicht anders Herr werden konnte. Erfolg: Anklage wegen Brandstiftung und das obige Urteil.

Rechtlich, das heißt nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches, ist das Urteil sicher einwandfrei, menschlich ist es eine furchtbare Härte. Nicht jener verzweifelte Familienvater, sondern die Wohnungspolitik der deutschen Gemeinden hat dort auf der Anklagebank gesessen.

Dieser einzelne Fall, der willkürlich den Spalten der Tageszeitungen entnommen ist, ist ein Beweis für die fürchterlichen Folgen der Wohnungsnot. Eine sittliche und seelische Gesundung des deutschen Volkes wird nur möglich sein, wenn man den breiten Volksschichten eine gesunde Wohnung verschafft und eine Wohnung, deren Miete aufgebracht werden kann. Gerade hier liegt heute die größte Schwierigkeit der Wohnungsfrage. In Hamburg sind in Neubauten Hunderte von Wohnungen zu vermieten, die nur deshalb keine Abnehmer finden, weil das große Heer der Wohnungslosen nicht in der Lage ist, die Abfindungssummen und Mieten aufzubringen. Wir konnten kürzlich beobachten, daß aus einem vor einigen Jahren mit Staatskostenzuschüssen gebauten Häuserblock, deren Wohnungen durch das Wohnungsamt verteilt worden sind, Familien wieder ausziehen mußten, weil sie die Miete nicht aufbringen konnten. Man denke sich in die seelischen Empfindungen dieser Menschen hinein. Fünf, sechs Jahre haben sie beim Wohnungsamt auf eine Wohnung gewartet. Zwei Jahre lang waren sie freudige Besitzer eines „eigenen Heims", und jetzt müssen sie es aufgeben, weil sie die Miete nicht aufbringen können. Die Ehe wird wieder auseinandergerissen. Die Kinder verwahrlosen, und wenn diese Menschen nun jeder politischen Verhetzung anheimfallen und den Glauben an alles Gute verlieren, so — wundern sich manche noch.

Die Mietepolitik, die dem Heer der Wohnungslosen den Weg zu einem eigenen Heim versperrt, ist zum Teil durch die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Kreditnot verschuldet. Zum Teil aber steckt auch Profitgier und Bodenspekulation dahinter, und diese Seuche, aus der Wohnungsfürsorge ein Geschäft zu machen, macht auch vor staatlichen Stellen nicht halt. So ging kürzlich durch die hamburgische Presse die Mitteilung von einem Vertrage, den der Kreis Stormarn mit einem Kaufmann abgeschlossen hat und der wohl den Gipfel des Wohnungswuchers darstellt.

Der Kreis Stormarn stellt dem Kaufmann A. ein Grundstück zur Errichtung eines modernen Wohnhauses zur Verfügung mit der Bedingung, daß der Erbauer das Haus nach fünfzehn Jahren ohne eine Entschädigung dem Kreis Stormarn überlassen muß. Außerdem ist ein Erbbauzins von jährlich zwölftausend Mark, anfangs fünftausend Mark, zu zahlen. Die Folge dieser Bedingung ist, daß dem Erbauer des Hauses gestattet wurde, den Mietern der Fünfzimmerwohnungen je 3500 Mark, der Vierzimmerwohnungen je 2700 Mark und der Dreizimmerwohnungen je 2300 Mark als „Baukostenzuschuß" (der nicht auf die Miete angerechnet wird) abzunehmen, und daß außerdem die Miete für eine Vierzimmerwohnung auf 2200, für eine Fünfzimmerwohnung auf 2800 Mark festgesetzt werden soll. Daß für die Läden des Hauses, das nicht in der Geschäftsgegend liegt, 15 000 Mark „Baukostenzuschuß" und 10 000 Mark

Jahresmiete verlangt werden darf, ist in diesem Zusammenhange nicht verwunderlich.

Diese Mieten dürften wohl einen Rekord darstellen. Daß der Erbauer des Hauses solche Mieten verlangt, braucht man ihm nicht zu verargen, da er ja das investierte Kapital verzinsen, die Pacht aufbringen und außerdem in fünfzehn Jahren den gesamten Bauwert des Hauses amortisieren muß. Vorwürfe aber verdient der Kreis Stormarn. Er hat ja ohnehin dadurch, daß er das Grundstück zur Verfügung stellte, den Vorteil, daß das Baugewerbe beschäftigt wird, daß Wohnungslose untergebracht werden, daß aus dem Hause Grundsteuer gezahlt wird und daß die Läden und die Bewohner des Hauses ihre Steuern zu zahlen haben. Von diesem Gesichtspunkt aus brauchte man nicht verwundert zu sein, wenn der Bauplatz mit einer geringen Vergütung oder für eine bestimmte Anzahl Jahre kostenlos zur Verfügung gestellt würde. Wenn aber, dazu noch unter Zulassung derartiger Mietssätze, der Kreis Stormarn nach fünfzehn Jahren das erbaute Grundstück ohne Entschädigung übernehmen will, so ist das eine verwerfliche Forderung. Nicht genug, daß der Kreis sich durch die Wohnungsnot auf eigenartige Weise zu bereichern sucht, schafft er mit diesen Mieten und Abfindungssummen Richtlinien für die Privatunternehmer und gibt so das Beispiel für eine Verteuerung der Wohnbedingungen in Neubauten, das die schwersten Folgen nach sich ziehen kann. Dem deutschen Volke nützen Neubauten nur dann etwas, wenn die Wohnungslosen in der Lage sind, die finanziellen Lasten der Wohnung zu tragen. Kurt Schäffner.

Der Beobachter

Katzelmacher als gran signore.

Oh, wir haben ihn geliebt und lieben ihn noch. Wenn er durch unsere Straßen wanderte und Gipsfiguri feilbot, oder wenn er uns bei sich daheim im Albergo um einige kupferne Soldi bemogelte, so fanden wir ihn immer liebenswürdig. Wir lassen uns vom Italiener mit Schmunzeln betrügen, wir lassen ihn, nicht ohne selbst im hitzigsten Kriegseifer ein wenig amüsiert zu lächeln, mit sacro egoismo heilig beschworene Dreibünde brechen, aber — beherrschen lassen wir uns von ihm nicht. Ein Italiener, der über Deutsche herrscht, ist eine Naturwidrigkeit, mehr, ist ein Nonsens. Weil der Italiener das dunkel fühlt, sucht er im Lande Tirol die Deutschen zu Italienern zu machen. Da er es sich selber nicht zutraut, über Deutsche zu herrschen, so will er sie möglichst rasch entdeutschen. Die Drangsalierung der Deutschen in Tirol hat keine andre Ursache als den — Inferioritätskomplex in der italienischen Seele.

Mit dem guten Italiener alten Schlages, der auch seine Würde hatte und den wir hinter unserm Lächeln sogar ein wenig um diese und jene Vorzüge beneideten, würden die Tiroler Deutschen sehr wohl auskommen können. Ein würdevoller alter prefetto oder governatore würde in einem würdevollen alten castello residieren, und die Völker würden glücklich miteinander leben; kein Irredentismo — ein italienisches Wort, das sich nicht ins Deutsche übersetzen läßt, weil es der deutschen Seele ursprünglich fremd ist — würde den governatore erzürnen.

Aber der gute Italiener alten Schlages scheint ausgestorben zu sein. Hingegen ist Signor Katzelmacher zu einer maßgebenden Persönlichkeit geworden. Weil er nach vielen ausgestandenen Aengsten auf die Seite der Sieger geraten ist, stieg er in seiner Meinung zu einem kolossalen Kriegs- und Siegeshelden empor — o che gran vincitore! Damit er es selber glaubt, fuchtelt er mit dem Säbel und bramarbisiert von seinen zwei Millionen Soldaten und singt Tag und Nacht: Avanti, bersaglieri! Aber die Helden mit der gamba lunga bringen nicht mehr die liberta, ma la tirannia. Il piccolo Signor Katzelmacher hat sich Doppelsohlen unter seine Schuhe machen lassen und

einen hohen Hut mit hohem Federbusch aufgesetzt, damit er den „Barbaren“ imponiere. Il piccolo Signor Katzelmacher hat gelernt, seinen Namen mit Buchstaben zu schreiben, damit er die coltura und civilizzazione präsentieren kann. So ausgerüstet begibt er sich mutig in die Berge, um zu „herrschen“. Er verbreitet einen halb grausigen, halb komischen Schrecken um sich, da er nicht sicher ist, ob man ihn auch so ernst nehme, wie er als grrran signore genommen zu werden beansprucht.

Es ist Italiens Unglück, daß Katzelmacher ein gran signore geworden ist und deutsche Menschen, statt sie in Ruhe zu lassen, „beherrschen“ will, deutsche Menschen, die geschichtlich und psychologisch zu begreifen seine Intelligenz nicht ausreicht. —

Die Faschisten fragen erstaunt: Warum macht man im Deutschen Reiche um die Stammesgenossen in Tirol mehr Lärm als um die Deutschen in Polen, Böhmen, Elsaß-Lothringen usw.? Deshalb, weil wegen der Deutschen in Tirol nicht nur die eigentlichen Patrioten sich erregen, sondern weil auch alle westlerisch gesinnten Demokraten, Pazifisten, Sozialisten, Juden mitlärmen. Warum lärmen sie mit? Weil's gegen den Faschismus geht. Es paßt ihnen gut, durch den Kampf für die unterdrückten Deutschen zugleich den Faschismus zu bekämpfen. Wie dumm von dem Faschismus, sich die Blöße zu geben! Durch die Unterdrückung der Deutschen macht er sich selber verwundbar.

Das Staatskino.

Wenn in früheren Jahrhunderten die Kaiser und Könige mit Vorreitern, Mohren und goldenen Kutschen zu einer Haupt- und Staatsaktion zusammen kamen, dann kriegte das Volk für sein Geld auch was Rechtes zu sehen. Im Zeitalter des Automobils sind solche Schaustellungen dürftiger geworden. Im dunkeln Innern eines geschlossenen Wagens zwei schimmernde Glatzen vorüberhuschen zu sehen, kann der Schaulust nicht genügen.

Darum darf heute das Publikum den großen Staatsaktionen selbst beiwohnen: im Film nämlich. Als die Verträge von Locarno mit der goldenen Feder unterzeichnet wurden, ist diesem feierlichen Augenblick eine weltumspannende Publizität verliehen worden. Auf ein durch Händeklatschen gegebenes Zeichen flammten die Scheinwerfer auf und die Photographen und der Kinokurbelmann richteten ihre Linsen auf die Szene, welche die Hauptdarsteller alsbald betraten.

Die Firma Gaumont, London, hat das alleinige Recht zur Verfilmung erhalten. Von wem mag sie es erworben haben? Vermutlich von der englischen Regierung, welche als die Inhaberin des Raumes wohl darüber zu bestimmen hatte. Ist es aber nicht ungerecht, daß die Darsteller dabei leer ausgehen? Immer stecken die Unternehmer den Profit ein und die geistigen Arbeiter, welche die eigentliche Mühe davon haben, werden ausgebeutet. Stresemann, ohne den die ganze Aufführung nicht hätte stattfinden können, hätte doch gerechterweise Anspruch auf eine Star-Gage gehabt.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, soll, wie wir hören, eine Berufsgenossenschaft filmender Staatsmänner gegründet werden, welche zwei Tarife, einen für Prominente von historischem Rang und einen für Durchschnittsstaatsmänner aufstellen wird. Um auch den künstlerischen Ansprüchen Genüge zu leisten, soll künftig erstklassigen Regisseuren die Ausgestaltung der Staatsaktionen übertragen werden. So steht schon fest, daß bei dem bevorstehenden Eintritt Deutschlands in den Völkerbund Ernst Lubitsch die Regie führen wird. Er hat auf dem Filmgelände von Hollywood bereits mit dem Aufbau von Genf begonnen. Wahrscheinlich wird der „Neue Geist von Locarno“ durch Pola Negri verkörpert werden. Die Darsteller des Londoner Gaumontfilms haben ihre Mitwirkung prinzipiell bereits zugesagt, so daß mit dem Zustandekommen des sensationellen Filmwerks in Bälde zu rechnen ist. G.

Kerr als Kunst-Faschist.

„Ein Tendenzstück? Allmächtiger...“ lächelt Alfred Kerr wohlwollend im Berliner Tageblatt zu Lunatscharskys „befreitem Don Quichote“.

„Ja, in drei Teufels Namen. Warum nicht? Gute Gedanken für ein menschliches Ethos, auch gute Gefühle, werden hier in schlagender Form geäußert.

Alles auf Erden ist relativ — auch das Axiom (mehr war es nicht): daß Kunst keine Tendenz haben dürfe. Das galt für einen begrenzten Zeitraum.

Genau wie der Satz mir heut' überlebt scheint, daß es in der Malerei bloß auf das Wie, nicht auf das Was ankomme. Dieser Satz ist jetzt unwahr. Es blieb nur eine Weile berechtigt, daß etwa — wie ich es in diesen Blättern schrieb — „ein gut gemalter Nachttopf gleichviel gelten sollte wie ein gutgemalter Hiob". Die Zeit ist um! Fallt nicht auf den Rücken!

Fallt nicht auf den Rücken. Die Welt ist für tendenzlose Kunst unreif. Zwölf Millionen Leichname, schwachsinnig zersetzt, beweisen es.

Die Kunst mit einer bestimmten Lehre wird für die Zukunft, meine Teuren, sehr wichtig sein. Seid also nicht nur Aefflein oder Hämmlinge . . . habt keine Angst vor dem Grandios-Erziehlichen." —

Wer begrenzt die Zeiträume? Isidor. Wer bestimmt „die" Lehre? Isidor. Wenn eines Tages seine Kunst-Diktatur zu Ende ist und ein *andrer* „die" Lehre bestimmen wird, dann werden sämtliche Kerre schrein: Fi donc, Tendenz! Und die ästhetischen Schulmeister werden tremolierend mitschreien: Wehe, wehe, die heilige Reinheit der Kunst! Weg mit der Tendenz!

Seid keine Aefflein oder Hämmlinge. Seht euch den praktischen Isidor an, wie er *ist*.

Was für Pflichten die deutsche Republik hat.

Einem Feuilleton-Winkel des Berliner Tageblattes entreißen wir die folgenden interessanten Sätze (Nr. 550 vom 20. Nov. 1925): „Das Grab Heines auf dem Montmartrefriedhof in Paris wurde seit 1897 durch opferwillige Bemühungen der „Frankfurter Zeitung" unterhalten, die dem Pariser Begräbnisinstitut Desclert die Kosten für die Pflege bezahlte. In der Zeit der Inflation mußten diese Zahlungen eingestellt werden, aber das Haus Desclert erklärte sich in einem sehr schönen Briefe dazu bereit, die Sorge für das Grab auf eigene Kosten zu übernehmen, bis bessere Zeiten gekommen seien... Im *Auftrage des Auswärtigen Amtes* ist, wie unser Pariser Korrespondent uns drahtet, dem Hause Desclert der Betrag für die Unterhaltungskosten mit aufrichtigem Dank zurückbezahlt worden. Hoffentlich wird die Sorge für das Grab in Paris auch weiter als eine Pflicht der deutschen Republik betrachtet werden."

Eh bien. Und die Stätte Heinrich von Kleists am Wannsee? Wie steht's da mit der „Pflicht der deutschen Republik"?

Fritzi Massary, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und Nelly Neppach.

Stefan Großmanns „Tage-Buch" (bitte, nicht: „Tagebuch") veranstaltete vor Weihnachten eine Rundfrage „an eine kleine Anzahl Deutscher": welche Bücher auf sie den stärksten Eindruck gemacht hätten. Lehrreich ist die „kleine Anzahl Deutscher", die das Tage-Buch ausgewählt hat, lehrreich ist die liebe bescheidene Eitelkeit des Professors Hans Driesch, der natürlich von einem Engländer, einem Franzosen und — Theodor Lessing am tiefsten beeindruckt worden ist, lehrreich ist die ablehnende Zurückhaltung der Professoren Kahl, Einstein und des Reichstagspräsidenten Löbe. Das lehrreichste aber ist, daß unter der „kleinen Anzahl Deutscher", mitten zwischen Fritzi Massary, Paul Samson-Körner (einem „Meister im Halbschwergewicht"), Thea von Harbou (nebst Gemahl), Nelly Neppach (Tennismeisterin), Max Hahn (Sechstagefahrer, der allabendlich in Meyers Konversationslexikon liest), auch der edle und große deutsche Olympier Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, hier im Säkulum Exzellenz, Wirklicher Geheimer Rat, Professor D. theol., Dr. phil., Dr. jur. (das „Tage-Buch" kann freilich nicht einmal seinen Namen richtig schreiben) antritt und fügsam sein Sprüchlein sagt. Ecce finis, wenn „konservative Männer ein liberales Feuilleton im Busen" hegen. Wenn's wenigstens noch die „Weltbühne" wär', möcht' man sagen.

Die Wörter Seele und Geist.

Beide Wörter sind uralt und bezeichnen die (für gewöhnlich) unsichtbare Lebenskraft; sie können von Alters her in gleicher Bedeutung ge-

braucht werden. Aber während das Wort Seele bei allen Germanen üblich war, beschränkte sich der Gebrauch des Wortes Geist auf die Westgermanen.

Die Seele lautete in gotischer Form Saiwala, in altsächsischer Form Sêola, altenglisch Sâwul und Sâwl, altnordisch Sâl, althochdeutsch Sêula und Sêla. Im Mittelhochdeutschen lautet das Wort wie heute im Neuhochdeutschen. Welche konkrete Anschauung ihm zugrunde liegt, wissen wir nicht. Gustav Freytag wollte es aus „See" (gotisch Saiws) und „wallen" ableiten, die Germanen hätten also die Seele mit der wallenden See verglichen. Doch diese poetische Erklärung ist von der Sprachwissenschaft nicht anerkannt worden.

Dagegen glaubt man das Wort Geist (altsächsisch Gêst, altenglisch Gâst, alt- und mittelhochdeutsch wie noch heute: Geist) ableiten zu können, nämlich von einem altnordischen geisa (d. i. wüten, auf jemanden einstürmen) und Geis (stürmisches Vorgehen). Das wiederum hängt mit einem im Gotischen erhaltenen Worte usgaisjan zusammen (d. i. jemanden erschrecken, außer sich, von Sinnen bringen). „Geist" wäre also die erregte und erregende Lebenskraft, die fortreißt. Uebrigens hieß die Mehrzahl von Geist im Althochdeutschen Geista, im Mittelhochdeutschen Geiste, wie zuweilen noch bei Luther. Die Form Geister ist neu. (Darum geistert es nicht nur, sondern es geistet auch.)

Als man die Einheit des Menschen-„leibes" trennte, hieß man das vom Körper unabhängige Wesen, das aus ihm heraustreten konnte und das ihn nach dem Tode überdauerte, Seele oder Geist. Es ist aber bezeichnend, daß man zwar sagen kann: Gott ist ein Geist („Gott ist Geist"), nicht aber: Gott ist eine Seele („Gott ist Seele"). Geist ist objektivierter, allgemeiner, prinzipieller, während Seele als etwas Individuelles empfunden wird, das immer irgendwie mit einem Körperlichen verknüpft sein muß. Ein Geist braucht niemals verkörpert gewesen zu sein oder verkörpert zu werden, er ist an sich eine Existenzform. Eine Seele hingegen schlüpft in einen Körper oder verläßt einen Körper. Wohl kann man von einer „armen Seele" sprechen, nicht aber von einem „armen Geist" (es sei denn humoristisch). Daher ist Seele das Wort der empirischen Psychologie, Geist aber ein philosophisches Prinzip geworden. Die Seele muß auch irgendwie Geist haben und Geist werden, der Geist aber muß nicht Seele haben und Seele werden, obwohl er wie Undine danach streben kann.

Der Geist Gottes „erschafft" oder „erzeugt" die Welt, der Geist des Menschen „erschafft" oder „erzeugt" einen Gedanken. Die Weltseele „gebiert" die Welt, die Seele des Menschen „gebiert" einen Gedanken (sie erschafft und erzeugt ihn nicht). Der Geist wird als männlich, die Seele als weiblich empfunden. Das liegt schon im Klang der Wörter: der Geist klingt scharf und schneidend, es ist ein aktiver Laut; die Seele klingt weich und hinschmelzend, es ist ein passiver Laut. „Geist" klingt hell, es ist ein klarer, unmodulierter Ton, „Seele" klingt untergründig, es ist durchsummt von mannigfaltigen Untertönen. Darum können Geister restlos böse sein. Seelen aber nur traurig, nicht eigentlich aus Prinzip böse. (Von einer „schwarzen Seele" kann man nur humoristisch reden.)

Daher kommt es, daß auch der Aufgeklärte von heute, der nicht mehr an spukende Geister und an Seelen im Fegefeuer glaubt, das Wort Geist für den Intellekt, den klaren, gescheiten Verstand gebraucht, das Wort Seele aber für das umfassendere Lebensprinzip, das Trieb, Gefühl, Gemüt ebenso wie die Fähigkeiten des Bewußtseins umspannt. Der Geist hat weder Gemüt noch Humor, wohl aber Witz. Er hat Wille, Aktivität, Unruhe. Die Seele jedoch hat alles. Ein unruhiger Geist strebt nicht zu Gott, sondern höchstens zum Teufel. Eine unruhige Seele aber strebt zu Gott. Der unruhige Geist ist dünn, beweglich und flatterhaft, aber die unruhige Seele ist schwer brütend, erschüttert, bebend und bang. Der Geist kann verdunsten, die Seele nicht, aber sie kann schleimig werden.

Neue Bücher

Heinrich Schäfer und Walter Andrae, Die Kunst des alten Orients. (Propyläen-Kunstgeschichte. 2.) 686 S. Text und Abbildungen sowie 35 Bildtafeln. Ganzleinen 47 Mk., Halbleder 50 Mk. Propyläen-Verlag, Berlin.

Heinrich Schäfer, der Direktor des Berliner ägyptischen Museums, hatte vor einigen Jahren mit seinem Werke „Von ägyptischer Kunst" die psychologische Entstehung und das ästhetische Wesen der so fremd und doch überwältigend wirkenden ägyptischen Kunst erklärt, er zeigte das Wesen der, wie er es nennt, „vorstelligen" im Gegensatz zur „wahrnehmigen" Kunst. Er lehrte uns diese Kunst verstehen und gab die Voraussetzung für ein über bloße Anempfindung hinausgehendes Hineindenken und Einfühlen.

In dem vorliegenden Werk vollendet er nun das Begonnene. Erschloß er dort das Grundsätzliche, so gibt er hier eine durchgeführte Geschichte der ägyptischen Kunst. Unter Anwendung seiner prinzipiellen Erkenntnisse stellt er den Entwicklungsverlauf durch die vier Jahrtausende dar. Wir sehen, wie aus den noch ganz allgemeinen Anfängen der Vor- und Frühzeit sich im Alten Reich das spezifisch Aegyptische entwickelt und seine besonderen Ausprägungen im Mittleren sowie im Neuen Reich erhält (hier die wunderbare Tel-Amarna-Epoche mit Amenophis IV., dem Heinrich Schäfer, wie begreiflich, eine besondere Teilnahme zuwendet). Endlich die Spätzeit mit ihren Erneuerungsbestrebungen der alten Kunst und ihrem Studium der griechischen Kunst, bis dahin, wo mit dem Sieg des Christentums die griechische Kunst über die eigenwüchsige siegte. Zwar ist die Fülle des Stoffes übergewaltig, aber sie ist doch auch sehr zufällig und trümmerhaft. So läßt sich nicht eine gleichmäßige Geschichte geben, Schäfer betont z. B. gerade für die Spätzeit die Schwierigkeit des Stoffes. Dennoch ist die Darstellung als Ganzes doch etwas Geschlossenes geworden. Es gelingt Schäfer, die Entwicklungslinie deutlich fühlbar zu machen. Dabei bewährt sich wieder seine klare Art und seine zugleich ruhige und lebendige Sprache. Das Werk liest sich nicht „glatt", denn der interessierte Leser muß immerfort die Bilder nachschlagen, um sich mit dem Anblick des Bildes zu erfüllen, aber es gibt dem, der die Mühe nicht scheut, den schönsten geistigen Gewinn, es gibt ihm die Befriedigung eines klaren Verstehens.

Dem Bande ist, nach dem Gesamtplan der Propyläen-Kunstgeschichte, die „Kunst Vorderasiens" eingefügt: Babylonier, Assyrer, Hettiter und Aramäer. Eine Geschlossenheit wie bei der Darstellung der ägyptischen ist hier nicht möglich, so daß es hier mehr bei der Kenntnisnahme als beim Eindringen in das Wesen bleibt.

Die Ausstattung des Bandes ist glänzend. Die Wahl und Reproduktion der Bilder wird auch den oberflächlichen Betrachter in Entzücken versetzen.

Was uns dieses Werk wertvoll macht, ist, daß in der ägyptischen Kunst sich die Macht und Bedeutung eines starken, eigenartigen Volkstums verfolgen läßt, und gerade das ist einer der Haupteindrücke dieser Darstellung. Entstehung, Blüte, Verfall — es ist ein gewaltiger Natur- und Geschichtsvorgang, man kann und soll sich der nachdenksamen Parallelen und Gegensätze zu unserer Volksentwicklung nicht entziehen. St.

Ernst Moritz Arndt. Sein Vermächtnis an uns. Hrsg. von Dr. Heinrich Gerstenberg. 324 S. Ganzleinen 8 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Unser Volk hat in seiner liberalen Epoche dem alten Freiheitskämpfer Arndt zwar immer eine gewisse Reverenz erwiesen — der „getreue Eckardt seines Volkes" und so — aber es hielt ihm gegenüber Distanz, denn man hatte das Empfinden, daß dieser Mann anderen Geistes war. Er war volkskonservativ. Seine Anregungen für eine Reichsverfassung enthalten Sätze wie: „Eigentümlichkeiten und Oertlichkeiten sind die tiefste Wurzel aller Freiheit; wer sie ausrottet und sogenannte allgemeine papierne und metaphysische Gesetze gibt, rottet die Freiheit selbst aus." (Und das hat man

in Weimar prompt besorgt. Ob wohl auch nur einer von denen, welche in der Ratlosigkeit des zusammengebrochenen deutschen Volkes nach französischem Muster „Nationalversammlung" machten, um unter der Führung des Handelshochschulprofessors Preuß ihrem Volke „die freieste aller Verfassungen" zu geben, vorher die Anregungen Steins und Arndts studiert hat?) Daß die Linie Stein-Arndt verlassen wurde, ist der tiefste Grund für unsre Bindung an den Westen, deren vorletzter Akt in Locarno und London vollzogen wurde. Wer sich eine kritische Stellung zur Zeit bewahrt hat, wird den Anschluß bei Geistern wie Arndt suchen, der nicht nur der „rauhe Teutsche" war, sondern die Deutschen auf — Goethe verwies.

Die „Auswahl", die Gerstenberg gibt, ist die denkbar glücklichste, sie übertrifft alle mir bekannten. Das Prinzip ist dasselbe wie in seiner Ausgabe „Jahns Erbe" („Aus alten Bücherschränken"). Da es von Arndt viel Autobiographisches gibt, ließ sich das Prinzip hier fast bis zur Vollkommenheit durchführen: ein Bild der äußeren und inneren Lebensentwicklung, zugleich auch der sich entfaltenden Weltanschauung, von der Jugend bis zum Greisenalter aus Arndts Schriften zu geben. Ein erster Abschnitt bringt, als Stimmungsaufschlag, eine Sammlung mehr persönlicher Gedichte. Dann folgen in drei Abschnitten Auswahlen aus der Prosa. Der erste charakterisiert die Jahre bis 1806, der zweite die große Zeit des Wirkens von 1806 bis 1818, der letzte die Zeit von 1818 bis 1860 („Das gute deutsche Gewissen"). Im zweiten Abschnitt auch eine Auswahl aus den Freiheitsliedern, im dritten eine Reihe Briefe, dazu Aeußerungen von Zeitgenossen über Arndt.

Wird der Geist des alten Arndt aus den papiernen Museen noch einmal erstehen oder wird er nur ein Studienobjekt sein für Historiker im Dominion Germany? St.

Theodor Lorentzen, Schleswig-Holstein im Mittelalter (Sammlung „Unser Volkstum".) 208 S. Geh. 5,—, geb. 6,50 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Die Darstellung reicht von der Zeit Karls des Großen im wesentlichen bis zur Schlacht bei Bornhöved 1227, wo die Sachsen, Holsten, Hanseaten den dänischen König Waldemar II. besiegten; in knapperen Zügen schließt sich daran die Darstellung des Kampfes der Schauenburger Grafen um die Vereinigung Schleswigs mit Holstein bis zur Ripener Urkunde und der Kieler „tapferen Verbesserung" von 1460: „ewich tosamende ungedelt".

Der erste Teil, der die chaotischen Schicksale bis zu Lothar von Süpplingenburg behandelt, ist mehr Landschafts- als Stammes- oder Staatsgeschichte, da auf dieser Völkerbrücke die Stämme oft wechseln, eine blutige Geschichte von Verheerungen und Vertreibungen. Als sich endlich in der Grenzmark der Deutsche gegen den Dänen und Wenden durchsetzt, wird die Grundlage zu einem eigenen Staate geschaffen, unter dem politisch wie militärisch hochbegabten Geschlecht der Schauenburger Grafen. Begründung und Festigung des Holstenstaates, nun also echte, zusammenhängende Geschichte, ist der Inhalt des zweiten Teils. Das deutsche Element dringt von Holstein gegen Norden vor, Schleswig wird von Deutschen durchsetzt, die Politik der Schauenburger legt die Grundlagen für die spätere Entwicklung. Es ist also ein Bild werdenden, siedelnden, kämpfenden deutschen Volkstums, das sich, wenig von den Kaisern gestützt, ja allzu sehr von ihnen preisgegeben, einen eigenen, wachsenden Staat schafft, und zwar unter den schwierigsten Verhältnissen. Angesichts solcher Leistungen darf man nicht unbesehen das Wort vom „unpolitischen Deutschen" gebrauchen.

Die frühmittelalterliche Geschichte Schleswig-Holsteins mit ihren Wikingerkämpfen und mit der Christianisierung hat einen eigentümlich romantischen Reiz. Nicht zum wenigsten die Herrschaft, die von schwedischen Wikingern im zehnten Jahrhundert in der Oldenburg am Haddebyer Noor gegenüber Schleswig errichtet wurde. (Das vielumstrittene Haithabu identifiziert Lorentzen mit Schleswig — ein Doppelname, wie er öfter bei Städten vorkommt.) Besonders plastisch herausgearbeitet sind im zweiten Teil die Gestalten der älteren Schauenburger, von Adolf II. bis Adolf IV.

Man kann sagen: Lorentzen stellt dar, wie aus Chaos und Kampf in jahrhundertelangem Tasten in der äußer-

Aus dem Deutschen Volkstum

Konrad Witz, Befreiung Petri

sten Grenzmark des Deutschen Reiches allmählich die Idee „Schleswig-Holstein" entsteht. Die Kunst der Rankeschen Schule, aus der disparaten Fülle des geschichtlichen Stoffes die sinnvolle geschichtliche Idee scheinend werden zu lassen, verleugnet sich bei ihm nicht. So hat er uns eine in gutem deutschen Sinn wissenschaftliche Geschichte (die zu mancherlei Problemen selbständig Stellung nimmt) gegeben. Aber er stellt die Wissenschaft in den Dienst staatsbürgerlicher Erziehung: er will nicht dem Gelehrten eine Zusammenfassung des Stoffes, sondern er will dem Volke ein Bild seines eigenen Werdens geben, ein Bild, das für die Zukunft verpflichtet. Das ist ihm gelungen. Ich wenigstens finde in dieser schönen Darstellung der frühen schleswig-holsteinischen Geschichte, die eine große Stoffülle mit großen geschichtlichen „Linien" vereinigt, einen langgehegten Wunsch erfüllt, und ich glaube durch diese Erzählung längst vergangener Schicksale die gegenwärtigen Zustände besser erfassen zu können. St.

Otto Brandt, Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. 448 S. Geb. 12 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Das Thema des Werkes ist: Wie kam es in Schleswig-Holstein, das Jahrhunderte lang unter dänischer Herrschaft stand und Dänemark als seine politische Heimat ansehen gelernt hatte, zu einem Erwachen deutschpolitischer Gesinnung, die schließlich zur Trennung von Dänemark und zur Eingliederung in das Reich führte?

Brandt gibt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über den „dänischen Gesamtstaat" im achtzehnten Jahrhundert. Der Staat bestand aus den drei Teilen: Norwegen, Dänemark, Schleswig-Holstein. Das dänische Königtum, deutschen Ursprungs, dachte nicht „dänizistisch", war doch damals der Gedanke des Nationalstaates noch nicht lebendig geworden. Die europäische Politik des „dänischen Gesamtstaates" wurde sehr erheblich durch politisch hervorragend begabte holsteinische Adlige geleitet, deren geschickte Neutralitätspolitik nach außen und deren kluge Rücksicht auf die Sonderarten der im Gesamtstaat vereinigten Völker und Selbstverwaltungsgebilde das Land in glücklichem Gedeihen erhielt. Brandt arbeitet besonders die Gestalt des Grafen Andreas Peter Bernstorff heraus. Dann wendet er sich mit der Schilderung des Kreises der Gebrüder Reventlow, deren Seele Graf Fritz Reventlow auf Schloß Emkendorf war, dem eigentlichen Problem zu. Die tiefsten Bindungen zwischen diesen Menschen und dem deutschen Volke waren kultureller und religiöser Art. Fritz Reventlow und seine Gemahlin Juliane geb. Schimmelmann bekämpften die rationalistische Richtung (Herzog von Augustenburg, A. v. Hennings, Joh. Heinr. Voß), und wandten sich gegen die französische Revolution. Als Friedrich VI. die Leitung des Staates übernahm (zunächst als Kronprinz), führte er den rationalistischen Gedanken der absoluten Monarchie kraß durch und suchte die „Privilegien" des Adels als unzeitgemäß zu beseitigen. Die Landstände wurden außer Kurs gesetzt, das Steuerbewilligungsrecht bestritten und aufgehoben. Unter der geistigen Führung Fritz Reventlows setzte sich der holsteinische Adel zur Wehr, auf seine „deutschen Rechte" pochend, mit dem Reichsgericht in Wetzlar drohend. Aber Friedrich VI. führte seine Pläne zäh durch, indem er damit zugleich Zentralisierungs- und Danisierungsbestrebungen (Guldberg) verband. Auf der einen Seite: Absolutismus, Aufklärung, Danisierung; auf der andern Seite: Ständische Verfassung, Romantik, deutsche Kultur. In den zwei großen Kampagnen für das alte Recht unterliegt Fritz Reventlow, aber die Kräfte, die er in dem Kampf entfesselt hat, bereiten die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark vor, die sich vor allem an die Namen Dahlmann (den Konservativen) und Uwe Jens Lornsen (den Liberalen) knüpft. Brandt zeigt den Anteil Fritz Reventlows an der Berufung des Kieler Professors Dahlmann als Sekretär der „Fortwährenden Deputation" auf.

Es war nicht die Absicht des Kieler Gelehrten, eine gleichmäßige historische Darstellung zu geben, sondern er wollte vor allem das wenig Erforschte und was sich ihm aus dem Studium der Archive und Briefsammlungen Neues erschlossen hatte, herausstellen. Insofern schreibt er vor allem für den Wissenschaftler. Aber die Charakteri-

stiken der führenden Personen sind so fesselnd, daß auch der geschichtlich gebildete Laie das Werk mit Interesse liest. Die plastische Herausarbeitung des „Emkendorfer Kreises" und seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung ist ein großer Gewinn. Die nicht unsympathische Parteinahme des Verfassers für Fritz Reventlow läßt ihn aber die Gegner doch wohl zu hart beurteilen, z. B. Voß. Man muß bedenken, welche Wirkungen von dem Uebertritt eines angesehenen Edelmannes (Stolbergs Uebertritt zum Katholizismus, dazu der Besuch der Gräfin Gallitzin) auf das Volk ausgehen müssen — das treibt zu Mißtrauen und Gegensätzlichkeit. Auch erscheint durch das starke Licht, das auf Fritz Reventlow fällt, die Rolle von Männern wie Dahlmann allzu sekundär. Aber gegenüber der aufklärerischen und liberalistischen Anschauung jener geschichtlichen Vorgänge bedeutet Brandts Werk nicht nur eine erfreuliche Bereicherung, sondern auch eine Vertiefung der Erkenntnis. St.

Wilhelm Reinecke, Das Rathaus zu Lüneburg. Bilder und Buchschmuck von Arthur Illies. 160 S. Ganzleinen 16,50 Mk. Druck und Verlag der v. Sternschen Buchdruckerei, Lüneburg. Auslieferung durch die Buchhandlung Delbanco in Lüneburg.

Der engere Zweck des Buches ist, den vielen kunst- und kulturgeschichtlichen Besuchern des Lüneburger Rathauses einen „Führer" mitzugeben, der zugleich ein schönes Erinnerungsbuch ist. Darum nimmt den Hauptteil die Beschreibung der unvergleichlichen gotischen Räume und ihres Inhalts ein. Aber wieviel mehr ist aus dem Werke geworden! Alle gotischen Jahrhunderte und die Renaissance haben an dem Rathaus gebaut und es geschmückt. Urkunden sind aufgehäuft von fabelhaftem Wert. Erst 1906 öffnete man die „alte Kanzlei", die anderthalb Jahrhunderte vergessen, buchstäblich vom Fußboden bis zur Decke mit Dokumenten usw. ausgestopft war. Aus Treppenverschlägen usw. quollen die Zeugnisse der Jahrhunderte hervor, und noch ist nicht alles geöffnet. Es bleibt einem fast der Atem stehn, wenn man liest, was Reinecke davon schreibt. Was aber diesem Buche einen über alle derartigen Bücher hinausgehenden Wert verleiht, sind Illies' Bilder. Nur ein Meister, der selbst von Art und Blut jener alten Gotiker ist, konnte diese Giebel, Innenräume, Bücher, Holzschnitzereien usw. so unerhört eindrücklich im Bilde vorführen. Nimmt man auch nur die Umrißzeichnungen der Truhen (S. 72/73), so hat man das Gefühl des Holzes, das alte Linien- und Formgefühl ganz unmittelbar. Und nun gar die Innenräume mit ihrem Licht (etwa S. 57, 61, 95), oder ein Backsteinportal wie S. 55, ein Hof wie S. 36! Ich stehe nicht an, diese Bilder unvergleichlich und einzigartig zu nennen. Hier ist einmal wirklich die Seele, die solche Räume und Dinge schuf, im Innersten erfaßt. Dazu die Ausstattung mit Initialen, Vorsatzpapier, Einband (Leinen von den Handwebstühlen des Lüneburger Museums), alles von Illies kräftig und bedeutend gestaltet, — man begreift den billigen Preis nicht. Wir raten unsern Volkstumsfreunden, rasch zuzugreifen. St.

John Brinckman, Vagel Grip. Een Dönkenbok. (John Brinckmans Plattdeutsche Werke. 1. Bd.) 238 S. Ganzleinen 4 Mk. Paul Christiansen, Wolgast (Pommern).

Auf eine gute Gesamtausgabe von John Brinckman haben wir lange gewartet. Wir freuen uns, daß ein Verleger den Mut dazu gefunden hat, und wünschen, daß das deutsche Leservolk dieses Unternehmen nicht im Stich läßt, damit bald die weiteren Bände erscheinen können, vor allem damit wir endlich den ungekürzten Urtext des unvergleichlichen „Kasper Ohm" erhalten. Was hilft es, wenn die Literaturhistoriker neben Klaus Groth und Fritz Reuter John Brinckman als dritten nennen und — im Buchhandel keine befriedigende Ausgabe vorhanden ist?

Unter dem Titel „Vagel Grip" (d. i. das Rostocker Stadtwappen) hat Brinckman, angeregt durch Groths „Quickborn", 1859 eine in einem Zuge geschaffene, einheitliche Gedichtsammlung herausgegeben, die „in einem Jahreszeitenrahmen das Leben des mecklenburgischen Dorfes in Freud und Leid und die stille Schönheit der ländlichen Natur besingt." (So umschreibt einer der Herausgeber, Wilhelm Ruß, treffend

Aus Reinecke und Illies, Das Rathaus zu Lüneburg.
Auf dem Altan der östlichen Schauſeite des Rathauſes.
Im Vordergrund die Figur des Friedens von Hans Schröder. Vgl. die Buchbeſprechung.

den Inhalt der Sammlung.) Groth schätzte das Werk. Wenn aber neuerdings Wolfgang Stammler Brinckmans Gedichte über die Groths stellt, so ist das nur aus einer mangelnden Empfindung für das spezifisch Lyrische zu erklären. Das, was wir seit Goethe, Mörike, Storm usw. als das spezifisch Lyrische empfinden, hat Brinckman nicht, wohl aber Groth. Brinckman hat gute Gedichte geschaffen, aber nicht „lyrische Kristalle". Bezeichnend, daß das, was er aus dem Volksmund nahm, in der Musikalität deutlich von seinen eigenen Gedichten absticht. Man würdigt, scheint mir nach erneutem Lesen, die plattdeutschen Gedichte des großen Erzählers Brinckman am richtigsten, wenn man sie in Parallele mit Hebels alemannischen Gedichten stellt. Wer aber wird Hebel über Mörike erheben? Daß Brinckman nach dem Mißerfolg des Buches keine plattdeutschen Gedichte mehr schrieb, sondern (wie vorher) nur noch hochdeutsche, bekräftigt unsre Auffassung. Als getreuer poetischer Ausdruck mecklenburgischen Lebensgefühls und Denkens hat auch dieses Werk Brinckmans seinen Wert.

Diese Ausgabe geht überall auf die nachgelassenen Handschriften zurück und gibt im Apparat auch die Vorstufen der Dichtungen, so daß man die Entstehung verfolgen kann. Abgewichen ist man nur von der Schreibweise Brinckmans, der durch seine sehr eigenwüchsige Rechtschreibung das Lesen erschwerte und durchaus nicht eine einheitliche Schreibung innehielt. Die Lautgestalt ist gewahrt. Angehängt ist dem „Vagel Grip" das Wenige, was sonst noch an plattdeutschen Gedichten von Brinckman vorhanden ist, die „Fastelabendspredigt" (eine Flugschrift von 1855, die vor der Auswanderung nach Amerika warnt) und einiges Nachgelassene. Als Probe aus den hochdeutschen Gedichten ist die beachtenswerte Ballade „König Rolf" mitgegeben. Rusts Ueberblick über Brinckmans Leben und Wirken ist vortrefflich und einer solchen Ausgabe würdig.

St.

Michel. Ein Zeitweiser fürs deutsche Haus. 1926. 3 Mk. Ernst Letsch-Verlag, Hannover.

Der Abreißkalender bringt auf großen Blättern guten Papieres saubere, oft ein wenig trockene, aber treue und klare Bilder deutscher Bauten (Kirchen, Tore, Straßenwinkel usw.) aus allen deutschen Landschaften, auch aus den vom Reich getrennten. Dazwischen vaterländische Gedichte, Sprüche aus alten und neuen Schriftstellern. Wir empfehlen, den Kalender besonders der heranwachsenden Jugend ins Zimmer zu hängen, da wird er gute Erziehungshilfe leisten.

Bärenreiter-Jahrbuch. Zweite Folge. 1925. Herausg. von Karl Vötterle. Bärenreiter-Verlag, Augsburg.

Wir empfehlen das Büchlein zunächst den vielen Freunden Karl Thylmanns unter unsern Lesern. Es bringt Bilder und Gedichte von ihm, dazu einen Aufsatz von Heinrich Schotte über Thylmann. Auch ein lithographisches Selbstbildnis. Ferner sind darin enthalten ein Aufsatz von Chr. Geyer über Uebelacker, Gedichte von Uebelacker und von Erika Spann-Rheinsch, Aufsätze über Walther Hensel und seine Bestrebungen. Dazu als Beilage ein hübsches Finkensteiner Liederbüchlein. Damit ist der Geist des Heftes gekennzeichnet. Gutes aus der Jugendbewegung. Und unsern Bestrebungen aufs nächste benachbart.

Der Brunnen. Nr. 1. Friede H. Kraze, Das wahre Gesicht. — 2. Keller, Das Fähnlein der sieben Aufrechten. — 3. Robert Walter, Der Krippenschnitzer. — 4. Storm, Pole Poppenspäler. — 5. Max Dreyer, Altersschwach. — 6. Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. — 7. Hauff, Das kalte Herz. Der falsche Prinz. — 8. E. T. A. Hoffmann, Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. — 9. Friedrich Heinecke, Meine Abenteuer als Werber gegen Napoleon. Bearbeitet von Robert Walter. — 10. Keller, Die drei gerechten Kammacher. — 11. Storm, Bötjer Basch. Jedes Bändchen 75 Pfg. Quickborn-Verlag, Hamburg.

Gut gedruckt, ansehnlich, billig. Wie geschaffen zu kleinen Gelegenheitsgeschenken. Bekanntestes mit wenig Bekanntem gemischt, mit Geschmack gewählt.

Zwiesprache

Bei der Eröffnung des Jahrgangs 1926 haben wir wieder einmal das uns nun schon vertraut gewordene Gefühl, auf einer Pulvertonne oder vielmehr (um dies der alten Zeit angehörige Bild durch ein andres zu ersetzen, das mehr zu dem neuen Geist von Locarno paßt) auf einem Benzinfaß zu sitzen, und zwar fest angebunden mit eisernen amerikanischen Ketten. Unsre Schicksalslenker im Reichstag müssen wohl dasselbe Gefühl haben, denn — keine Partei möchte für die kommenden Monate das tun, was Parteien sonst so sehr gern tun: regieren. Jede Partei sucht mit tief empfundenem sittlichen Ueberzeugungsbrustton das Verantwortlichkeitsbewußtsein der andern Parteien aufzustacheln, damit die andern sich auf die feuerempfindlichen Ministerstühle setzen. Wenn das Brennen beginnt, donnert man redegewaltig und besserwissend in den Versammlungen des gepeinigten Volkes über die Fehler derer, die — sich die Verantwortlichkeit aufdrängen ließen. Dann bringen die ganz Klugen ihrem geliebten Volke wieder einmal „Friede, Freiheit, Brot“ und werden wieder einmal die „Retter“. Das bewährte Rezept, das Tiktak der Taktik. Aber es kann auch anders kommen. Das einzig Gewisse ist derzeit das Benzinfaß, auf dem wir sitzen.

Das europäische Grundübel ist, daß die Weisen von Versailles in der Mitte des Weltteils ein Konzentrationslager für sechzig Millionen Deutsche geschaffen haben. Eingepfercht in zu enge Grenzen, angewiesen auf eine zu kleine Landfläche, der nötigen Rohstoffe und Absatzmöglichkeiten für industrielle Arbeit beraubt, wissen die sechzig Millionen Gefangene in dem europäischen Konzentrationslager nicht, was sie mit ihrer Arbeitskraft tun sollen. Auswandern — unmöglich, da die von demokratischer Menschlichkeit und puritanischem Edelmut triefenden Vereinigten Geld- und Moral-Staaten von Amerika den allzuvielen Deutschen das von Gott geschaffene Land verweigern. Auch Kolonien können die überschüssige Arbeitskraft nicht aufnehmen. Ja, man treibt die Deutschen aus den umliegenden Ländern, aus Elsaß-Lothringen, Polen, Böhmen usw. mit brutaler Gewalt in das überfüllte Konzentrationslager hinein.

Die Herren Agitatoren sollten nicht so tun, als ob die deutsche Not durch allerlei kluge innerpolitische Maßnahmen, welche auch immer es sein mögen, beseitigt werden können. Es kann höchstens einige Verschiebung der Not von diesen auf jene Bevölkerungsgruppen erreicht werden. Die Not hängt heute nicht mehr vom Willen und Können der deutschen Regierung ab, welche auch immer es sein mag. Nichts andres kann uns „retten“ als — entweder mehr Land, auf dem wir säen und von dem wir ernten können, oder Absatzgebiete jenseits der Grenzen unsres Konzentrationslagers, damit wir unsre Arbeitserzeugnisse verkaufen und mit dem erarbeiteten Geld das, was wir zum Leben brauchen, kaufen können. Einen andern Weg gibt es nicht. Alles Gerede drumherum ist Parteigeträtsch, das nur verbittert, aber nicht hilft. Wir brauchen eine größere Wirtschaftseinheit als die der deutschen Republik. Das Problem ist, diese Einheit zu schaffen unter Wahrung der politischen Selbständigkeit und der kulturellen Eigenentwicklung des deutschen Volkes. Im Zusammengehn mit dem Westen wird beides nicht gewahrt, was man auch vom „neuen Geist“ und dergleichen fabeln mag. Amerika ist und bleibt selbstgerecht, naiv und rücksichtslos — selbst in seiner Frömmigkeit. (Man wäge den von Calvin Coolidge eingerichteten „Danksagungstag“: „Wir danken dem allmächtigen Gott für die vielen Güter, die seine gnädige und wohlwollende Vorsehung uns als Nation wie als Einzelmenschen geschenkt hat.“ Dem amerikanischen Gesamtgeist gegenüber kommt es nicht auf vereinzelte kritische Amerikaner an!) Wir bedauern, daß die deutsche auswärtige Politik nicht darauf ausgegangen ist (oder daß es ihr nicht gelungen ist), zielbewußt eine deutsche und russische Wirtschaftseinheit herzustellen, wozu freilich eine nicht unbeträchtliche Umstellung nötig gewesen wäre.

Nun aber können wir nicht allzuviel

andres tun, als auf die Geduld eines armen und hungrigen Volkes warten. Geht die Geduld zu Ende, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder, die allzuvielen Arbeitskräfte — „zwanzig Millionen zuviel" — vernichten sich selbst in inneren Kämpfen, oder der Kessel quillt nach außen über: all die Frauen, Kinder, Männer über die Grenze, ein verzweifelter Kreuzzug des Elends. Der „abgerüstete" Elendszug könnte dann ähnlich enden wie einst der Kinderkreuzzug. Onkel Sam sieht tiefgerührt von drüben über den Ozean und spricht bedauernd: Aoh — such a misery! Dschises Kreist hat die poor Germans weder als Nation noch als Einzelmenschen so gnädig gesegnet wie mich, seinen guten und gerechten Onkel Sam. Der gutherzige reiche Onkel wird sicher seine frommen Quäker senden und die Ueberlebenden mit Suppen trösten. Aoh. — — —

Die drei ersten Aufsätze dieses Heftes empfinde ich, obwohl sie ganz unabhängig voneinander entstanden sind, als eine geschlossene Gruppe, und ich bitte, sie so zu lesen. Gegenüber dem rationalisierten Liberalismus suchen wir nach einer volkskonservativen Idee; die Voraussetzung ist, daß die wirklichkeitsfernen Konstruktionen eines abstrakten Denkens ausgereutet werden, so daß der Nachdenksame zunächst einmal die Wirklichkeit wieder unbefangen sieht.

Meine Ausführungen über den „geistigen Arbeiter" treffen merkwürdig mit dem „Fall Schillings" zusammen. Dieser hat doch wohl seinen Anlaß darin, daß die Kunst- und Kulturorganisatoren des Staates dem „Künstler" eine Art „Geschäftsführer" zuneben setzen wollten: Schillings sollte „nur die Kunst", der Geschäftsführer aber „das Wirtschaftliche" betreuen. Schillings hat eine bemerkenswerte Welterfahrung bewiesen, als er es ablehnte, sein Arbeitsgebiet nach dem Schema hie Geist, dort Wirtschaft aufteilen zu lassen. Schon Homer schrieb: Ouk agathon polykoiranie . . . Ein Schaffender muß ein solches Werk als „seines" leiten. Macht man ihn von einem „Geschäftsführer" abhängig, der, weil er die Gewalt über den Geldbeutel hat, sich bald für den klügeren und „praktischeren" halten wird, so stellt sich binnen weniger Monate das folgende (für das gegenwärtige deutsche Volk typische) Verhältnis heraus: der eigentlich Schöpferische kann keine Idee mehr durchführen, weil der andre doch seine „praktischen Fähigkeiten", für die er bezahlt wird, betätigen muß, was nur in Form von Hemmungen möglich ist; der „Geschäftsführer", der nicht bloß „Handlanger" sein will, entdeckt überall Bedenkliches und fängt an zu intriguieren. Erfolg: gegenseitige Verärgerung, schlechtere Arbeit, unzweckmäßige Verwendung der Gelder (schon durch die Dotierung des machtgebenden Geschäftsführerpostens, der als Machtthron und Futterkrippe zum Zielpunkt von Parteikabalen wird). Es ist besser, man zahlt einem Menschen Erwerbslosen-Unterstützung, als daß man ihn durch einen Geschäftsführerposten veranlaßt, sich Arbeit zu machen, um seine Wichtigkeit zu beweisen. Die Scheidung zwischen schaffender und ausführender Arbeit scheint mir für alle solche „Fälle" wesentlich. Es gibt eben nicht nur eine Marktskala, sondern auch eine Wertskala der Arbeit.

Weil es sich im „Fall Schillings" nicht um die Freiheit der Kunst, sondern um organisatorische Machtfragen handelt, ist er in Günthers Aufsatz nicht in Betracht gezogen worden. Herr Günther schreibt dazu: „Wenn ich heute außer den Dunkelmännern auch die liberalen Literaten plötzlich zu Bundesgenossen habe, wenn plötzlich das Feuilleton entdeckt, daß die Kunst in staatliche — nicht in nationale und sittliche — Zusammenhänge eingebettet lebt, und der Tabukult ihrer Unantastbarkeit fetischistisch entartet sei, so offenbart sich hierin nur, daß in der Tat die Literaten nur dann in der großen Tagespresse für ihr Dogma eintreten dürfen, wenn es ins Geschäft — sei es der wirtschaftlichen, sei es der politischen Machtfaktoren paßt: dieselbe Presse, welche vor kurzem den Aufruf für die Freiheit der Kunst betrieben hat, ist heute auf seiten der Theaterreferenten, die unter den Rockschößen des Ministers den Abzug des Gewitters abwarten. Wer aus sittlichen oder nationalen Gründen „Exzesse" entgegentritt, ist ein Barbar, ein Mucker, wer dem Künstler auf Parteikommando ein Bein stellt, zitiert — Goethe." —

Die Rubrik „Neue Bücher" ist ein rechtes Sorgenkind für uns. Wir möchten gern all die Literatur anzeigen, die

in das Gebiet des Volkstums, und was damit zusammenhängt, gehört. Eine gewisse Schwierigkeit macht die Raumfrage. Aber noch erheblich schwieriger ist die Frage der Auswahl. Da sowohl Herr Günther wie ich zuweilen auf Vortragsreisen abwesend sind, können wir die neu erscheinende Literatur nicht ununterbrochen verfolgen. Nun schicken uns manche Verleger zwar ihre Bücher unaufgefordert zur Besprechung. Aber wieviel ist dazwischen, das wir nicht besprechen mögen, weil es unbedeutend ist. Unsre Zeitschrift kann nicht ein Schlachthaus für Belanglosigkeiten werden. Wiederum, für andres, das Besprechung verdient, findet sich schwer ein Referent. So ist eine Zufälligkeit der Auswahl nicht zu vermeiden. Wir hätten es leichter, wenn alle Verleger (wie bisher nur wenige) sich entschließen könnten, statt ihre Rezensionsexemplare wahllos (oft nach veralteten oder schlecht zusammengestellten Listen) ins Blaue hinaus zu versenden, regelmäßig die für bestimmte Gruppen von Zeitschriften in Betracht kommenden Neuerscheinungen den Redaktionen auf Bücherzetteln anzukündigen. So könnten wir nach diesen Listen die Sachen, die uns besprechenswert erscheinen, auswählen und einfordern. Statt dessen läuft es zuweilen so: Da erscheint z. B. von dem Frankfurter Germanisten Hans Naumann ein Buch „Frühgermanentum". Jeder Kundige weiß, daß es keine andre deutsche Zeitschrift gibt, deren Leserkreis so sehr für ein solches Werk in Betracht kommt wie die unsrige. Wir forderten das Buch vom Verlag Piper u. Co. in München an. Der Verlag, dessen Zeitschriftenkenntnis offenbar sehr veraltet ist, antwortet uns: die Rezensionsexemplare seien schon alle versandt, aber wenn wir's besprechen wollten, würde man uns eins mit 50 Prozent Rabatt geben. Sehr gütig! Aber — entweder rezensiere ich ein Buch oder ich kaufe es. Rezensionsschacher treiben wir nicht. Wir rezensieren nicht, um billig Bücher zu gampfen, sondern um der Sache zu dienen. Um nicht in Versuchung zu kommen, sammle ich grundsätzlich keine Bücher, und unterdrücke alle bibliophilen Gelüste. (Als gelernter Buchhändler kenne ich die Gefahrfahren des Mißbrauchs der Rezension.) Ich würde ein Buch, das in unser Arbeitsgebiet gehört, auch dann besprechen, wenn der Verleger es mir, aus Mangel an Exemplaren, nur leihen würde. Man stelle sich einen Rezensenten vor, der ein halb geschenktes, halb bezahltes Buch bespricht! Lob auf Provision? Oder — soll meine kritische Arbeit weniger wert sein als die irgendeines andern, der ein „ganzes" Rezensionsstück bekommt? — Aus den gleichen Gründen haben wir z. B. die Gesamtausgabe von Ludwig Thomas Werken seinerzeit nicht würdigen können. Dieses klassische Dokument bajuwarischen Volkstums ging an alle möglichen Zeitungen — auch der Berliner „Vorwärts" bekam ein Rezensionsexemplar und tat es, wie zu erwarten war, sauer ab. Mich wies der Verlag Albert Langen (ausgerechnet durch Korfiz Holm) auf die Kostbarkeit der (übrigens durchaus nicht besonders kostbar ausgestatteten) Bände hin und — bot sie mir mit 50 Prozent an. — Es steht jedem Verleger frei, sich und seine Autoren nach bestem Unwissen zu schädigen. Wir aber sind nicht gewillt, die ernste Aufgabe der Bücherbesprechung zu einer „geistigen Abeet" (siehe Leitaufsatz) hinabdrücken zu lassen. So müssen wir eben unsre Rubrik „Neue Bücher" in ihrer Unvollkommenheit bestehen lassen. —

Leopold Weber zu seinem sechzigsten Geburtstag am 24. Januar einen herzlichen Gruß. Wir haben zu spät davon erfahren. Aber wir werden seine Werke im Lauf des Jahres ausführlich würdigen. —

Eine wiederholte Bitte: Einschreibebriefe wolle man nicht an Herrn Günther oder mich persönlich nach Hamburg 36 adressieren, da sie alsdann, wenn der eine oder andre abwesend ist, nicht ausgeliefert werden können. Es genügt ja die allgemeine Anschrift der Schriftleitung. —

Der Berliner Galgenhumor sagt: Wer im Januar nicht pleite ist, den hat der liebe Gott vergessen. Wir werden nicht pleite (und hoffentlich gleichwohl nicht vergessen) sein. Immerhin sind wir vor die Wahl gestellt: entweder den Preis unsrer Zeitschrift zu erhöhen oder die vierteljährlichen Beihefte wegfallen zu lassen. Da wir wissen, wie unangenehm eine Preiserhöhung manchem jungen Lehrer, Studenten, Kaufmann usw. ist, haben wir uns für den Wegfall der Beihefte entschlossen. Das ist freilich bedauerlich, da diese Form

der Publikation sachlich sehr wertvolle Möglichkeiten bietet. Aber solche Dinge müssen auf Grund der wirtschaftlichen Ueberlegungen entschieden werden. Da der Einzelverkauf der Hefte sehr gering ist, könnten wir an Beihefte nur denken, wenn wir wenigstens tausend Leser mehr hätten. Aber die Konkurrenz ist ungeheuer in dem von Menschen überfüllten deutschen Staatsgebiet: es wollen zuviel Menschen von denselben Dingen leben. Wenn wir jetzt (es ist dicht vor Weihnachten) in einen Laden gehn, um einzukaufen — mit welcher Liebenswürdigkeit werden wir bedient! Die Verkäufer schleppen herbei, dienern aufs höflichste, reißen die Tür auf usw. Ich gestehe, daß mir diese Höflichkeit viel weher tut als die Grobheit der Verkäufer während der Kriegs- und Inflationszeit. Denn hinter all dieser Freundlichkeit steckt die blasse Lebensangst. Da sitzt nach Ladenschluß der Kaufmann mit schwerem Herzen über seinem Kassa- und Hauptbuch. Und die gekündigten Angestellten und Arbeiter gehn mit Sorgen nach Haus. Soll man sich damit trösten, daß auch diese Krise einmal vorübergehen wird? Es ist alles nur ein Uebergang, sagte der Fuchs im Westen, da zog er dem deutschen Hasen das Fell über die Ohren. St.

Zu unseren Noten.

Reger verfolgte mit seinen „Schlichten Weisen" ähnliche Zwecke wie einst Brahms mit den Bearbeitungen der deutschen Volkslieder: die Hebung der deutschen gesanglichen Hausmusik. Deutlich zeigt dies die durchaus melodische Anlage des Liedes, die selbst vor Verstößen gegen die Textdeklamation nicht zurückscheut, und die weniger einen dichterisch wertvollen als vielmehr einen musikalisch erfaßbaren Wortuntergrund anstrebt. Es war also verkehrt, wie man dies tat, Reger aus beidem einen Vorwurf zu konstruieren, der gleichermaßen Bach in seinen Kantatenkompositionen, aber auch Schubert in der Mehrzahl seiner Lieder treffen müßte. — Joseph Haas ist der älteste Vertreter der Reger-Schule und bewußt der Wiederbeleber der graziösen Filigranklaviermusik geworden, die sein Meister in den Kleinen Sonaten und Suiten für Klavier wie für Violine und Klavier vorgebildet hatte. Als echter Sohn Bayerns ist Haas zugleich ein feinsinniger Humorist, den man jedoch nicht, wie es geschehen ist, mit dem Schlagwort „Spitzweg der Musik" abfertigen darf. Dafür gibt er in seinen Orgelwerken, seinen großen Kammermusikschöpfungen zuviel Weitgespanntes und Tiefstrebendes. Haas ist 1879 in Maihingen geboren, studierte in München und Leipzig bei Reger, wirkte als Lehrer, dann als Professor für Theorie in Stuttgart, heute in gleicher Stellung an der Münchener Akademie. H. U.

Stimmen der Meister.

Grazie ist Ueberschuß an Kraft, auch in der Musik. — Im Dusel komponiert niemand, auch nicht das Genie. — Heutzutage gilt als Kennzeichen des Genies die Faulheit. Das ist aber ein großer Irrtum: ein paar Jugendjahre ihres Lebens haben alle Großen gebummelt, aber wie bald haben sie doch das Versäumte wieder eingeholt! — Form ist eine Fessel nur für den, welcher sie nicht beherrscht. Wer das unendliche Reich der Möglichkeiten nicht beherrscht, wird stets in Manier verfallen, immer stehenbleiben, wo er nicht weiter kann. — Theorie kann nur der Praktiker lehren. — Nur die können Großes leisten, die den schlichten Ton treffen, ohne hohl zu werden. Das aber fehlt unserer Zeit. — Wenn bei einem Dilettanten (oder Neutöner!) zwei gänzlich planlos durcheinanderlaufende Stimmen einmal zufällig klingen, so redet man gleich von „neuen Ausdrucksmöglichkeiten" und vom „kommenden Manne". — Wieviel tausend Notenköpfe habe ich in meinem Leben schreiben müssen, ehe ich so weit kam, wie ich heute bin! — Es ist eigenartig, wie rasch sich die Menschen für praktische Neuerungen begeistern und sich doch auf der andern Seite Neuerungen geistiger Natur entgegenstemmen! — Das Genie sucht die Schwierigkeiten auf, um sie zu überwinden. — Es ist leichter, sich einen künstlerischen Ruf zu erwerben als ihn zu erhalten. — Beim Fugenschreiben darf man nicht tüfteln, sonst ist die Fuge zum Teufel. So schrieb auch Bach seine Fugen frei aus dem Kopf hin. — Die Protestanten wissen gar nicht, welchen Schatz sie in ihren Chorälen besitzen. Max Reger.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.

Aus dem Deutſchen Volkstum Karl Arnold, „Weh dir, daß du ein Menſch biſt!“

Deutſches Volkstum
2. Heft Eine Monatsſchrift 1926

Chriſtian Morgenſterns philoſophiſcher Humor.

„Im Rings befindet ſich noch viel Stummes."

Der Menſch kann durch Fernrohre ſeine Sinnenwelt bis weit ins Univerſum ausdehnen, er kann durch das Flugzeug ſeinen Lebenskreis über den Erdball ſpannen, durch Radio ſeine Ohren zu den fernen Kontinenten recken, er wird irgendwann, vielleicht demnächſt, in Raketen als dreiſter Weltfloh durch den Raum zu den Planeten unſres Sonnenſyſtems hüpfen, er kann die Tiefen ſeines Unterbewußtſeins mit pſychologiſchen Blendlaternen durchforſchen, — aber er kann niemals ſich und ſeine nächſte Umwelt ringsum *ausſchöpfen*.

Wir ſehen auf dem Globus zwar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die unerforſchten Gebiete ſich vermindern. Am „Pol der Unzugänglichkeit" in den Eiswüſten des Nordens ſcheint eine neue Schmelzperiode eingetreten zu ſein; die weißen Flecke, die ihn auf den Landkarten umgeben, ſchrumpfen ſchnell zuſammen. Schon ſieht nicht nur der Forſcher unter unſäglichen Mühen und Gefahren, ſondern die ganze erſte Klaſſe der 63. Gemeindeſchule in der Nachmittagsvorſtellung das unbetretene Land in Amundſens Film.

Aber das Unbekannte wird darum nicht weniger.

Es gibt Leute, die mit Grauſen den Fortſchritten der Wiſſenſchaft zuſehen. Demnächſt wird das „zirkuläre Irreſein", eine der Hauptformen der Gemütskrankheiten, auf Störungen des „Drüſenkonzerns" zurückgeführt ſein, die Seele als „Funktion" körperlicher Organe aufs neue „erklärt" werden, nachdem ſie eben dem Meſſer des Anatomen, der das Gehirn mit dreißigtauſend Schnitten durchpflügt hatte, ruchlos entwiſcht war.

Wenn erſt Cook am Nordpol ſein Weltreiſebüro hat, von wo die amerikaniſchen Finanzleute zum Gebrauch der Seelennährſalze der Marsſprudel an Ort und Stelle reiſen, um ihren Drüſenkonzern ebenſo zu kontrollieren, wie den Petroleumtruſt — wenn die Höchſter Farbwerke aus Rückſtänden der Teerdeſtillation das aromatiſche demokratiſche Oel erzeugen, mit dem man geſalbt ſein muß, wird ſich dann nicht das Unbekannte gemindert haben?

Nur dann, wenn den Menſchen jener Zeit — was freilich möglich iſt — *weniger einfällt*. Denn das Unbekannte im Rings iſt ſo unendlich, wie — ein Tag eines Menſchenlebens. Kann man alle Regungen, Eindrücke, halben Gedanken eines einzigen Tages in ihren Zu-

sammenhängen, Hintergründen und Andeutungen zu Ende denken, auch wenn man sein ganzes übriges Leben damit zubrächte? Wir leben nur, weil wir auswählen. Und diese Auswahl geschieht fast immer hastig und unter dem Gesichtspunkt dürftiger vorläufiger Zwecke. Aber gesetzt den Fall, eine ungehörige Lebendigkeit in unsrer Lunge führt uns jäh aus allen unsern Zwecken heraus und wir liegen in einer Wolldeckenpackung in dem kahlen Felskessel von Arosa, über uns den kalten, klaren Winterhimmel, und unsre eilfertigen Gedanken gewöhnen sich wieder daran, nicht schneller vor dem betrachtenden Geiste vorüberzuziehen als die Sterne vor dem Ausschnitt des Balkons, der nun unsre Welt ausmacht? Nun, dann wird „jeder auch nur etwas Weise" Einfälle haben, die tausendmal stumm im Gedränge der Alltagshast vorübergegangen sind.

Und es gibt Menschen, in deren tiefstem Innern lebt immer solche Ruhe; da wandelt in ungetrübter Klarheit der Widerschein der Gestirne über den Grund der Seele. Zu ihnen redet das Stumme im Rings. So redete es zu Christian Morgenstern.

Die Menschen, welche meinen, daß die Welt einmal ganz bekannt sein werde, denken sich das Unbekannte als ein Stück vom Bekannten, das eben noch nicht entdeckt sei. Aber das Unbekannte ist ein Teil von unserm Wesen, das immerfort in und um uns ist und mit dem wir selten ins Gespräch kommen. Einmal, weil es wenig gesprächig ist und dann, weil wir ungern aufhören, Lärm zu machen und uns laut aufzuführen. Wenn wir schweigen, wird uns unheimlich; wir vernehmen die Sprache des Unbekannten und verstehen sie nicht. Er raunt und meldet sich — da singen wir lieber ein Lied aus dem Zupfgeigenhansl durch die Mondnacht; schon wird uns besser.

Morgenstern nun war frei von dieser geräuschvollen Aengstlichkeit. Eine innere Freiheit ist der Wesenszug seiner Kunst. Wenn wir nämlich einmal unsre Hornbrille abnähmen und mit „unbescholtenen Augen" in die Welt sähen, dann würden wir bemerken, daß unser Erleben in den viel zu engen Schnürstiefeln unsres Denkens nicht gehen kann, ohne Hühneraugen zu kriegen. Wenn wir glauben, „richtig" zu denken, so denken wir höchstens ökonomisch. Unsre ganze Begriffswelt ist zwar eine ungeheure technische Schöpfung, aber mit der Riech- und Geschmackskunst eines alten Weinkenners läßt sie sich nicht vergleichen. Der nimmt Dinge wahr, die „so wenig zum Sagen sind wie der Tintenfleck auf meinem Tische zum Abspielen mit der Geige", wie Lichtenberg sagt. Und so geht es mit den einfachsten Erlebnissen; erriete derjenige, dem ich etwas mitteile, nicht durch Nacherleben das Wesen meiner Mitteilung, so könnte ich ihm nicht in drei Lexikonbänden klarmachen, wie mir zu Mute ist, wenn ein Schnupfen im Anzuge ist.

Und darum teilen wir uns nur das Allgemeinste mit, nur das, was wir als bekannt voraussetzen dürfen. Wie die Sprache kein Wort hat, um die Gestalt zu bezeichnen, in der uns die Mondscheibe erscheint, wenn sie mehr als zur Hälfte, aber nicht voll beleuchtet ist, so fehlen uns Ausdrucksformen für Zustände und Erlebnisse, die uns täglich berühren. Wie viele von uns gehen auf keinem gepflasterten Bürgersteig, ohne darauf zu achten, daß sie entweder nur auf die Platten oder nur auf die Ritzen

treten! Das scheint denen, die statt dessen die Gewohnheit haben, die Streichhölzchen möglichst nahe an der Kante anzustreichen und nervös dem Freunde die Schachtel aus der Hand nehmen, der so recht aus dem Vollen schräg über die unverletzte Reibhaut hinfährt, freilich unerheblich, und doch sagt es dem Charakterkundigen mehr als Parteibuch, Steuererklärung und Hochschulzeugnisse, mit denen wir uns sonst in der Welt legitimieren.

Im Rings befindet sich noch viel Stummes, das die Wissenschaft nie zum Reden bringen wird. Nicht weil es „nicht greifbar" wäre. Im Gegenteil, gerade das Greifbare entzieht sich der Wissenschaft, deren Methode die Abstraktion ist. Nicht die Wissenschaft, sondern die Kunst kommt am nächsten an die Wirklichkeit heran, ja, bricht mit dem Schöpfungsakt in sie ein. Und von allen literarischen Kunstformen wiederum eignet dies am meisten dem gereimten Vers, und von allen Seelenkräften am meisten dem Humor.

Das klingt allerdings anders, als man es gelernt hat. Der Humor „verklärе" die Wirklichkeit, der Vers „idealisiere" sie, meint man. Schon in meinem Aufsatz über Lichtenberg im vorigen Faschingsheft suchte ich klarzulegen, daß der Humor die größte Freiheit von der ökonomischen Denkschablone unsres Begriffssystems habe. Wem das eingeleuchtet hat, der wird auch verstehen, daß für den gereimten Vers dasselbe gilt.

Christian Morgensterns Gedichte fangen Ereignisse aus dem Bereiche des Erlebten, aber Unbenannten ein. Sie bringen das Stumme im Rings auch für uns zum reden.

Freilich erkennt man das nicht im ersten Augenblicke. Wenn „der Flügelflagel gaustert", „und grausig guzt der Golz", wenn die „Tagnachtlampe", die, „sobald sie angedreht, selbst den hellsten Tag in Nacht verwandelt", oder die sättigende Mittagszeitung erfunden wird. („Jeder auch nur etwas Weise hält das Blatt") — so scheint es uns zunächst nicht so, als ob wir hier Dingen begegneten, die sonst in unserm Leben schon eine Rolle spielten. Verblüffend tritt uns das Unbekannte an; je nach dem Grade unserer Duldsamkeit für Eigenwüchsigkeit sind wir von solch selbständiger Phantasie entzückt, verdutzt oder verärgert.

Viele Menschen können es ja nicht vertragen, wenn andre Leute andre Einfälle haben als sie selbst. Sie empfinden das als eine persönliche Kränkung und hauen erbittert mit der Faust auf den Tisch. Es genügt ihnen nicht, den Mann milde lächelnd für verrückt zu erklären. Wenn sie sich darauf beschränkten, könnte man es ihnen gar nicht so sehr verdenken. In der Tat ist bei Morgenstern der Blickpunkt des Weltbildes verschoben. Als die erste Sammlung dieser Gedichte, die „Galgenlieder", aus dem Leben einer Tafelrunde erwuchs, deren Mitglieder sich die Galgenbrüder nannten, schrieb er selbst: „Man weiß, was ein Mulus ist: Die beneidenswerte Zwischenstufe zwischen Schulbank und Universität. Nun wohl: Ein Galgenbruder ist die beneidenswerte Zwischenstufe zwischen Mensch und Universum. Man sieht vom Galgen die Welt anders an und man sieht andre Dinge als andre." Freilich, wenn man überblickt, was aus diesem Anlasse allmählich hervor- und darüber hinausgewachsen ist — zu den „Galgenliedern" sind noch „Palmström", „Palma Kunkel" und

„Gingganz“ gekommen —, so erkennt man, daß Morgenstern nicht nur sah, sondern auch zeigen konnte*.

Indessen nicht jedem Auge. Denn dieser Abgründe frei übersegelnden Phantasie kann nur ein Schwindelfreier zusehen. Dem Bauchspießer wird übel dabei; darum wird er so zornig. Er sieht in dem kühnen Sprunge des Künstlers immer die Zumutung, sich auch auf solche Abenteuer einzulassen, und findet das verständlicherweise empörend, weil es ja auch ungehörig wäre. Aber der Gehirnspießer ist nicht besser daran. Er ist an Abgründe gewöhnt; aber er pflegt sie mit Leitern zu überbrücken. Und nun sucht er die Leitern bei Morgenstern, die Anhaltspunkte für seinen Verstand. Er ist doch der Hüter des Kunstverständnisses, von dem er meint, daß es auf einem Geheimwissen der Eingeweihten beruhe. Dieses Geheimwissen im Feuilleton an den Mann zu bringen —, das ist ja sein Handwerk, vor dessen Würde der Bürger im Bewußtsein der Unbildung erbleicht. Was war nun bei diesen Morgensternschen Gedichten „zu wissen“?

Selbst dem Literaturhistoriker Rich. M. Meyer widerfuhr das Mißgeschick, das schlichte Gebet mit den lieblichen Zeilen

Die Rehlein beten zur Nacht
hab acht!
Sie falten die kleinen Zehlein
die Rehlein

für eine Parodie auf Nietzsche zu halten! Mir ist es auch mehrfach widerfahren, daß mich Intellektuelle über die parodistischen Beziehungen der einzelnen Gedichte zu belehren trachteten, natürlich mit der ihnen eigenen Geste eingeweihter Ueberlegenheit. Ihnen fehlte eben das, was Morgenstern verlangt: „Unschuld zum Genießen.“ So wenig ich einem Franzosen faßlich machen konnte, welcher lebensvolle Himmels- und Erdenraum uns Deutschen zwischen logischem Raisonnement und Unsinn liege, so wenig konnten die Zöglinge des Romanischen Cafés verstehen, daß diese Gedichte nichts bedeuten, sondern etwas sind, daß sie nicht einen Sinn hinter sich, sondern Leben in sich haben.

Da haben wir Palmström. Wie das auf seinen Nasen wandelnde Nasobem aus der Leyer des Dichters hervorgeht und seitdem der Welt der Gestalten angehört, so lebt Palmström. Mit dem ersten Gedichte ist er ganz da; wenn wir ihm in anderen Gedichten begegnen, so geschieht das nicht, um ihn deutlicher zu sehen, sondern um durch ihn an Ereignissen teilzunehmen, die nur ihm widerfahren, an Einfällen, die nur in ihm entstehen können. Ebenso seine Muhme Palma Kunkel, von der wir in unsern Proben dem Leser spärliche Kunde geben. Denn Palma ist nicht von beredter Art. Ihr ganzes Wesen ist würdige Zurückhaltung. Selbst ihr Papagei, ein Wunder von Geist und Zucht, verrät von seinem reichen Sprachschatze kein Wort. Und dennoch brauchen wir nur still zu sein, um Palma Kunkels Welt in uns erstehen zu sehen. Könnten z. B. in ihrem

* Die genannten Bände sind sämtlich bei Bruno Cassirer, Berlin, erschienen. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages bringen wir unter Vorlesenes Proben zum Abdruck.

Zimmer Bilder an der Wand hängen? Keines! Nur die Titelseite einer Kunstgeschichte unter Glas und Rahmen.

Palmström, sein Freund v. Korf und Palma Kunkel gehören einer Welt an, in der eine unerhörte Freiheit waltet. Aber sie wären uns nicht sichtbar, wenn sie nicht gleichzeitig unter einem strengen Gesetze stünden. So bizarr die Grundidee eines Morgensternschen Gedichtes sein mag, so beängstigend die Willkür dieser Phantasie erscheint, so folgerichtig ist jedes Gedicht auf seiner Grundlage aufgebaut: wie die Gestirne nur darum frei im Raume schweben, weil sie von der Notwendigkeit gehalten werden.

Darum können auch nur solche, denen das Gefühl für künstlerische Lebendigkeit mangelt, also Bauch- oder Gehirnspießer, ein unbehagliches Gefühl beim Anblick dieser logischen Kühnheiten haben. Wird uns schwindlig, wenn wir eine Lerche frei überm Felde aufsteigen, einen Bussard hoch überm Tal schweben sehen? Und doch sind ihre Bewegungen so verschieden, daß wir nicht von selbst auf den Gedanken kämen, daß sie beide einen Körper in der Luft zu halten vermögen: die Lerche flattert, als ob sie im Blau ertränke, und dabei hat sie noch Atem zu tirilieren, daß es uns fast das Herz zersprengt; der Bussard kreist ohne Flügelschlag, mit dem Winde und seinem eigenen Gewichte spielend, und stößt von Zeit zu Zeit seinen schmerzlich-bösen Katzenschrei aus.

So organisch wohlgebaut, aber auch so mannigfaltig sind die Kunstformen. Und dem, der Sinn für Lebens*gestalt* hat, ist nicht bange, daß Morgenstern abstürzen werde, wenn er sich zum Sprunge ins Nichts anschickt. Sein Reich sind die Zwischendinge im Rings, die stumm bleiben, weil unser ökonomisches Denken nur einzelnen bequemen Dingen Namen und Ausdruck verleiht. Sie können darum nicht *benannt*, wohl aber *gestaltet* werden. Denn während man durch keine geometrische Konstruktion das Seelische eines Menschen, die Stimmung einer Landschaft wiedergeben kann, kann ein Künstler jeden Zwischenton der Welt, der in der Klaviatur unsrer Begriffe nicht aufzufinden ist, dem nachfühlenden Herzen kenntlich machen.

Das Bestreben nach der Darstellung solcher Zwischenstufen hat seinen Grund darin, daß die Wirklichkeit kontinuierlich ist, der menschliche Geist aber, wie die Musik, Intervalle hat. Und als Teile der Wirklichkeit *fühlen* wir kontinuierlich, aber unser fragmentarisches Bewußtsein kann nur die Akzente, nicht den fließenden Verlauf unsres Seelenlebens aufnehmen. Was liegt zwischen Haß und Liebe! Unser Geist kann die möglichen Variationen nicht errechnen, aber unser Herz befindet sich in jedem Augenblicke in einem eindeutig wirklichen Zustande; erst wenn wir ihn bewußt erkennen wollen, werden wir unsicher. Nicht in unserm Gefühl, das immer einmalig ist, nur sich selbst gleich, aber darin klar und ohne Widerspruch, liegt die Problematik, sondern in unserm Bewußtsein, das mit seinen Mitteln dieses Gefühl nicht erkennen, und darum seine Entschlüsse und Versprechungen nicht sicher darauf gründen kann. „Haß" und „Liebe" gibt es nur in unserm Denken (Morgenstern, Die Ost- und Westküsten); darum muß nur unser Bewußtsein in einem einheitlichen Gefühl eine Resultante aus zwei Kräften sehen, so wie nur die Wissenschaft im Kreisen des Mondes um die Erde ein Zusammenwirken von Flieh-

kraft und Schwerkraft sehen muß, — eine Methodologie, über der die Gegenwart denn auch stutzig geworden ist, während Newton sie als die Wirklichkeit, nicht als Ordnungsvorgang seines ökonomischen Denkens ansah.

Um aus dieser Welt etwas mitzuteilen, geht Morgenstern einen andern Weg als die meisten modernen Dichter, die durch psychologische Feinmalerei, durch Halbschatten, spitzfindige Farbübergänge und opalisierende Trübung Annäherung an die Dinge suchen, die zwischen den Worten liegen. Das ist gerade so, als wenn ein Geiger vom richtigen Griffe um ein weniges abwiche, um Töne zu erreichen, die in den Intervallen liegen. Aber diese fügen sich der Klangfolge nicht ein und treten mit dem ganzen System in eine Dissonanz, die nicht auf harmonischem Wege auflösbar ist. Das empfinden wir dann mit Unbefriedigung, wiewohl wir die realistische Tendenz bejahen; wir könnten ertragen, daß der Dichter uns mit schriller, ungelöster Dissonanz entließe, nicht aber, daß er uns mit Klanggruppen peinigt, die nach den Gesetzen der Harmonie nicht auflösbar sind: daran vermag auch kein harmonischer Schlußakkord etwas zu ändern.

Morgenstern dagegen verändert mit dem bizarren Einfall die ganze Grundlage, den Koordinatenanfangspunkt seines Systems sozusagen, — innerhalb seines Kunstwerks aber begibt er sich der Freiheit. Darum haben seine Gedichte reine, klare Linien, festes Gefüge, Leichtigkeit und durchsichtige Helle, — nur brechen sie das Licht unter einem andern Winkel als wir es sonst zu sehen gewohnt sind. Als ob wir in eine der Welten blickten, die uns unsichtbar umgeben, weil sie nicht unsern Sinnen gemäß sind, so scheint es uns. Aber wir spüren alsbald, daß dort die Gesetze dieselben sind, wie in unsrer Welt, und überwinden die Fremdheit. Zwar ist uns diese Welt nur durch das Medium der Gedichte erkennbar, erlebbar ist sie uns stets gewesen, ja, wir begreifen jetzt, daß wir mit dem größeren Teil unsres Wesens in das Stumme im Rings eingebettet liegen, dorther unsre Freuden, unsre Kräfte bekommen.

Dann beginnen wir diese Gedichte in neuer Weise kennenzulernen. Eines Tages bemerken wir, daß eine Situation, ein Vorgang, ein Charakter für uns jählings sich offenbart als die Entsprechung eines Gedichtes, das wir bis dahin für eine seltsame, zwar wohlgefällige, aber willkürliche Arabeske gehalten haben. Aber jene bizarren Einfälle sind nicht Schnurren, sie sind intuitiv gewählte Sinnbilder für Lebenszusammenhänge, die bedeutend und wirksam, aber unbenennbar sind. Denn die einzige Sprache, welche eben Wirklichkeit nicht nur in den Wortschatz des Verstandes, sondern in das Binnenwissen der Seele zu übertragen vermag, ist die sinnbildliche.

Darum darf man sich die Gedichte von Morgenstern auch nicht entleihen, um sie einmal durchzublättern; dann hat man höchstens einen heiteren Abend davon. Sondern man muß sie besitzen und gut kennen.

Denn sie erschließen sich nicht sofort. Wie die Witze v. Korfs zünden sie mitunter erst nach langer Zeit, — dann aber lächelt man „selig wie ein satter Säugling".

Das Besondere dabei ist aber, daß diese Gedichte, auch wenn sie zunächst unverständlich sind — auch mir ist in vielen Jahren erst die Hälfte

ganz aufgegangen —, ſie doch nie trübe, nebelhaft oder dämmrig ſind. Klar, ſtill und rein ſchlafen ſie wie Kinder; unzugänglich zwar, doch licht und voll warmen Lebens.

So wie einer Kinderſeele muß man ſich ihnen darum auch nähern. Dann erlebt man ſie wie die Geiß das Nachtgebet der Schleiche:

Die Schleiche ſingt ihr Nachtgebet,
die Waldgeiß ſtaunend vor ihr ſteht.
Die Waldgeiß ſchüttelt ihren Bart,
wie ein Magiſter hochgelahrt.
Sie weiß nicht, was die Schleiche ſingt,
ſie hört nur, daß es lieblich klingt.
Die Schleiche fällt in Schlaf alsbald.
Die Geiß geht ſinnend durch den Wald.

Albrecht Erich Günther.

Karl Arnold, Vorſtand der Narrhalla

Vom humoristischen Herrn Wolfram von Eschenbach.

1.

Als Gott die Welt schuf, tat er es aus einem humorvollen Herzen. Wäre er wirklich der strenge, eifrige Mosesgott, dessen Hauptleidenschaft es ist, die, so ihn hassen, zu verfolgen und reihenweise durch ganze Geschlechter hindurch heimzusuchen, so würde die Schöpfung nichts andres sein als ein einziger ungeheurer Sadismus. Und es würden im Kosmos nur entweder gehorsame Engel oder aufrührerische Luzifer herumschweben, es würden auf unserm Planeten nur entweder Gerechte oder Ungerechte herumlaufen, und nirgends wäre ein helldunkles Zwischenreich. Die Sachlage wäre bei weitem geklärter, als sie, wenigstens in unserem Aion, durchgehends zu sein pflegt. Weil aber Gott seinem Wesen nach Humorist ist, ließ er, still in sich hineinlächelnd, das Entweder-Oder in einer merkwürdig problematischen Schwebe. Er mischte die Seelen so verschmitzt, daß sie sich über ihre eigene Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit nicht wohl klar zu werden vermögen; mehr noch, er quirlte die Ursachen und Wirkungen so ironisch durcheinander, daß die erhabenste Gerechtigkeit des seiner Pflichten bewußten Willens oft genug zur Ungerechtigkeit wird und umgekehrt. Ferner: der größte Abscheu aller Fanatiker ist die — Harmlosigkeit. Nun aber hat Gott so viel muntere Harmlosigkeit aller Art, von der dummdreistesten Frechheit bis zur kindlich-süßesten Wohlgefälligkeit, in die Welt gesetzt, daß Kierkegaard in eine unangenehme Lage käme, wenn der liebe Gott ihn am jüngsten Tage gnädig am Ohr zupfte: Mein lieber Kierkegaard, sondere die Auserwählten von den Verworfenen und tue die einen rechts in den Entweder-Himmel, die andern links in die Oder-Hölle. Entweder würde er mit den Legionen der harmlosen Seelen aus lauter Wohlwollen und Gutmütigkeit den Himmel besudeln, oder — das Wahrscheinlichere — er würde mit ihnen aus lauter Strenge und Herzenshärtigkeit die Hölle aufheitern. Aber die harmlosen Gemüter waren allzeit die Lieblinge der Humoristen. (Weshalb nur in einem grundwesentlich humoristischen Volke wie dem deutschen die tumbe Einfalt zum Volksideal werden konnte.) Da der Weltschöpfer und Schicksalslenker, wie die Erfahrung lehrt, mehr Vergnügen an der Einfalt hat als an der gott- und weltbewußten, begriffsrünstigen, schizophrenen Rasiermesser-Theologie, wie sie wieder einmal dem laufenden Tage gefällt, so ist er offenbar nicht ein eiferndes, sondern ein humorvolles Wesen.

Der *Gott-Vater-Humor*, den wir hiermit erstmalig als einen Grundbestandteil des Wesens Gottes in die theologische Dogmatik einführen, ist das stille, wohlwollende Behagen, das der Schöpfer an seiner *sich selbst überlassenen Schöpfung* hat. Er ist die heimliche, zuschauende Sonntagsfreude des ruhenden und ruhigen Schöpfers. Ein rechter deutscher Vater pflegt seinen Kindern, insbesondere den männlichen, möglichst viel Freiheit und Selbständigkeit zu lassen. Mit stillem Genuß, zuweilen mit wohlwollender Ironie, sieht er zu, wie sich die Jungen in ihrer liebenswürdigen Unbeholfenheit mit dem Leben abmühen. Er hilft

ihnen nicht unnötig, nur im entscheidenden Augenblick tut er ihnen eine kleine Handreichung, wirft ihnen ein Wörtlein hin, unversehens und wohl auch unvermerkt. (Im Gegensatz zur deutschen Mutter, die dem Sohn bei jedem Ausgang hundert ängstliche Lehren, jede dreimal wiederholt, mit auf den Weg gibt und nicht begreift, daß der Vater so gar nicht laut besorgt um das liebe gefährdete Küken ist.) Der deutsche Vater hat seinen versteckten Humor auch daran, daß das Söhnchen, weil es sein Jugendpathos nicht auf eine kummervollere Weise loswerden kann, sich eine gar nicht vorhandene Tyrannei des Vaterhauses zurechtmacht und dagegen aufbegehrt. Der zukünftige Lebenskämpfer muß eben seine Hörner probieren. Und wenn die Schulmeister nicht mehr den erziehungsnotwendigen feindseligen Widerstand der Welt und die „finstere Tyrannei" verkörpern wollen, sondern das Kindlein in pazifistisch parfümierte, ofenwarme Seelenwatte hüllen, so wird die „Tyrannei" sogar zu einer humorvollen hausväterlichen Pflicht. Wie in aller Welt soll sich ein Junge sonst bewähren? Wahrlich, es gibt wenig Freuden, die ergötzlicher sind als die Beobachtung der Lebensdummheiten unserer Kinder. (Das ist keine Schadenfreude, sondern im Gegenteil Freude am Wachstum.) Nur wo an Stelle der Torheit die Gemeinheit hervorbricht, hört der Humor auf und der bittere Ernst, der Kampf mit dem ewigen Satan, beginnt. So und nicht anders steht Gott der Schöpfung gegenüber. Er läßt die Menschen sich abmühen in ihren Freuden und Schmerzen, die ihnen so bedeutend erscheinen; bald lächelt er amüsiert, bald ironisch, immer aber freundlich und im gegebenen Augenblick mit einem passenden „Zufall" bei der Hand. Das Beste, was ein Gott und ein Vater seinen Kindern geben kann, ist die Freiheit — damit bezeugt er ihnen seine Achtung — und die stille kleine Lebenshilfe, wenn ein Knöspiein aufbrechen will — damit bezeugt er ihnen seine Liebe. Dies ist die wirkliche, konkrete „Liebe Gottes", auf deutsch verstanden. Gott liebt und lenkt seine Schöpfung mit Humor. Gott hat Humor, weil er — Horizont hat. Er ist durchaus nicht moralisch entrüstet, wenn seine Jungens sich prügeln und schließlich heulend mit blutenden Nasen, nicht ohne bängliche Gefühle in Anbetracht der Rute, vom Kampfplatz heim ins Vaterhaus entweichen, nur müssen sie sich wacker gehalten haben.

Jedes Volk hat seine besondere Beziehung zu Gott. Die Beziehung des deutschen Volkes zu Gott ist der Schöpferhumor, der Vaterhumor. Gott hat für die Offenbarung seines humoristischen Wesens das deutsche Volk „auserwählt". Darum haben die echten deutschen Gottesmänner immer auch Humor. Bei den humorlosen Eiferern ist, wenn sie deutschen Stammes sind, irgend etwas in ihrer Beziehung zu Gott nicht in Ordnung, es ist nur eine Beziehung des Willens und des Intellektes. (Daher wird so mancher gegenüber den Theologen der Krisis ein unbehagliches Gefühl nicht los, und der eine Hermann Kutter mit seinem „Bilderbuch Gottes" ist mir, obwohl er hinter den Männern mit der gefurchteren Stirn und der wissenschaftlicheren — Geste zurücktritt, der einzig vertrauenswürdige.)

Es kann darum nicht anders sein: die recht eigentlich „deutschen" Dichter haben gegenüber den von ihnen geschaffenen Gestalten „naturgemäß" den Gott-Vater-Humor. Es kommt dabei nicht auf Witzigkeit,

Vergnüglichkeit, lustige Heimtückerei und dergleichen an, sondern auf eine ganz bestimmte Einstellung, die der Dichter zu seinen Geschöpfen hat. Man kann sie vorzüglich beobachten in Goethes „Hermann und Dorothea". Goethe läßt seine Gestalten mit stillem Humor ihre Lebensrollen agieren, er hat sie alle gern, auch die unangenehmen, und er schaut sie mit freundlichem Lächeln, sei es gerührt, sei es ironisch, an, ohne sie anders machen zu wollen, als sie sind. Das ist Realismus, der zugleich über der Realität steht.

Eben diesen Humor finden wir bei dem größten Dichter unsrer mittelhochdeutschen Dichtung. Man hat Wolfram von Eschenbach seiner witzigen Kreuz- und Querspränge wegen mit Jean Paul verglichen. Das sagt zu wenig. Das eigentliche Wesen Wolframs besteht in jenem Gott-Vater-Humor, mit dem er seine Gestalten ihre Wege leitet oder vielmehr: suchen läßt. Darum glauben wir einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis des Dichters und Menschen Wolfram zu liefern, wenn wir seinen Schöpfer-Humor an einigen Zügen des „Parzival" deutlich machen.

2.

Gachmuret, Parzivals Vater, fährt in den arabischen Landen auf Abenteuer aus. Einst kommt er über Meer nach dem Mohrenreich von Zazamank, dessen Königin von vielen Feinden bedrängt wird. Das Meer ist stürmisch und wirft sein Schiff in der Nähe der belagerten Stadt Patelamunt ans Land. Nun beschreibt Wolfram, wie Gachmuret mit seinem Gesinde in die Mohrenstadt einzieht. Solche feierlichen Einzüge und Einholungen waren häufige Schauspiele im schaulustigen Mittelalter. Welch ein Bildchen aber malt der Dichter hier in dreißig Kurzzeilen!

„Sus fuor (so fuhr) der Muotes riiche in die Stadt behagenliiche": so wie es den Menschen behagt. Und nun der „Aufzug" durch die Gassen: Den Kern der Vorhut bilden zehn vollbepackte Saumtiere, denen zwanzig Knappen folgen. Davor schwärmen in buntem Durcheinander die Edelknaben, Köche und Küchenburschen. Die „heten sich hin für erhaben": die waren vorweg gelaufen, denn sie sind gern vorn an der Spitze. Nach der Vorhut kommt das würdevollere Gesinde: zwölf „wohlgeborene" Jungmannen mit „süezen Sitten", einige davon waren — sogar! — sarazenischer Abkunft. Darnach werden „getrecket" (gezogen) acht mit Zindel bedeckte Schlachtrosse. Darnach feierlich ein neuntes Roß, das aber noch keineswegs den Herrn, sondern nur seinen — Sattel trägt. Darnach ein Knappe zu Fuß, der den Schild des Herrn trägt. Und nun kommt erst ein lustiges Intermezzo vor dem Clou des Ganzen, die Musik. Posauner voran, deren, wie Wolfram bemerkt, „man och bedarf". Ein Tambourer wirft seine Handtrommel. Aber Posaunen- und Trommelklang allein, das wäre den Herren „vil untuur" (unteuer, nicht kostbar genug) gewesen, es müssen auch Floittierre unde drei Fideläre mitreiten, auf daß sich das lieblichere Flöten- und Geigengetön in die Heldenmusik mische. Sie reiten alle schön langsam („nicht ze gaach"). Endlich am Schluß erscheint Er: Gachmuret der Held und Herzensbrecher. Damit das Satyrspiel nicht fehle: mit dem Helden kommt der Schiffsunternehmer, von dem er das Schiff gemietet hat. „Unt siin Marnäre, der wiise und der märe (der weise und

berühmte)." Man spreche diese Zeilen, die den Abgesang der Periode bilden, laut, um den humoristischen Klang zu genießen: „Der wiise und der märe." Man muß sie in tiefer Tonlage sprechen, alsbald sieht man unwillkürlich den dicken, gewichtigen, welterfahrenen Mann auf seinem Pferde hinter dem Zuge drein trotteln. (Was der heutige Dichter, der damit rechnen muß, daß er still gelesen, nicht gehört wird, durch ausdrückliche Worte bezeichnen muß, bezeichnet Wolfram, der sich an das Ohr wendet, durch den bloßen Klang. Die mittelhochdeutschen Epiker charakterisieren, weil sie nicht Schreibdichter, sondern Sprechdichter sind, sehr viel durch den Wortklang.)

Eben noch war Gachmuret in Seenot, so daß er kaum dem Untergang entrann. Nun aber zieht er wie aus einer Arche Noä aus seinem Schiffsgehäuse in langem, bunten Zuge hervor und durch die Gassen der Stadt. Es ist ein wahres Schützenfest, das sich da vor uns entrollt. Wer die vergnügliche, leicht ironische Spielzeugfreude solcher Szenen nicht mitgenießt, dem geht die feinste Lebendigkeit der Wolframschen Verse verloren.

3.

Aus dem leis Ironischen wandelt sich der väterliche Humor in reines Wohlwollen, sobald das Auge auf unbewußt gedeihende, lieblich naive Jugend fällt. In der Darstellung schöner Jugend-Tumbheit übertrifft Wolfram alle übrigen Dichter, auch Goethe. Mit Recht rühmt man seine keck anmutige Obilot. Aber Wolframs Meisterstück ist die Charakteristik des jungen Parzival.

Frau Herzeloyde hat im Walde ihrem lieben Kinde von Gott erzählt, der „lichter denn der Tag" sei, und vom schwarzen Herrn der Hölle. Das hat auf den Knaben Eindruck gemacht. Als er eines Tages durch den Wald streift und plötzlich den Schall von Hufschlägen vernimmt, fährt's ihm, recht kindlich, durch den Sinn: „Wann wollte et nu der Tüfel kommen mit Grimme zornekliiche!" Er wollte dem Scheusal wohl zu Leibe. Freilich: „Miin Muoter Freisen (Schreckliches) von im saget." Aber sie ist eben bloß ein Weib: „Ich wähne, ir Ellen (Mut) sii verzaget." So stellt er sich kampflustig in Erwartung des Teufels mitten auf dem Waldweg auf und wiegt wurfbereit den Jagdspeer. Welch eine Szene: der Knabe, der im Walde mit seinem Speer den Teufel zum Zweikampf erwartet!

Statt des höllischen Ungeheuers der Knabenphantasie tauchen drei gewappnete Reiterknechte auf, ein dem Jungen unbekanntes Bild, das aber alle Instinkte in ihm aufregt. Ueberwältigt denkt er, das seien gleich drei Götter auf einmal, er sinkt in die Knie und betet, wie ihn die Mutter gelehrt hat: „Hilf, Gott, du macht wol Helfe haan." Die Reiter, ärgerlich über das Hemmnis im Weg, schelten ungeduldig auf den Jungen ein. Alsbald kommt ihr Herr, der Graf, heran — wie gleitend die Verse, denen man das elegante, ebenmäßige Reiten anspürt: „Do kom geleischieret (mit gelassenem, verhängten Zügel) und wol gezimieret (ritterlich geschmückt) ein Riiter ..." Der Graf schilt nicht wie die Knechte auf den Knaben los, sondern fragt ihn freundlich. Der junge Parzival aber ist völlig erschlagen vom Anblick des langen gräflichen Wappenrocks und der goldenen Glöckchen am Stegreif, er fällt immer von neuem auf die Knie und ruft laut: „Nu hilf mir, helferlicher Gott!"

Während das Gesinde in Parzival nur einen dummen Burschen sieht und auf ihn loswettert, spürt der Edelmann sogleich das edle Blut des Knaben, er — achtet seine Schönheit trotz dem närrischen Gebaren. Ruhig belehrt er ihn: „Ich pin nicht Gott", der Knabe möge aus seiner Verwirrung nur ordentlich aufschauen, sie seien alle vier nur Ritter. Mit wachem Instinkt erfaßt der Knabe sofort das ihm unbekannte, aber entscheidende Wort und fragt: „Du nenneſt Ritter: was ist daz?" Der Graf antwortet wiederum geduldig und fügt hinzu: „Ir (nicht: du) muget wol sîin von Ritters Art (Abkunft)." Da sehen sich auch die andern den Jungen genauer an; und nun prägt Wolfram den herrlichen Vers: „Do lak (lag) dû Gottes Kunst an im." Parzivals Schönheit wird den Rittern offenbar. („Aller Manne Schöne ein Bluomenkranz.") Die Ungeduld der Knechte und das freundliche Verweilen des Herren, dessen Zeit doch so kostbar ist, bildet einen reizvollen Gegensatz.

Dann aber folgt eine der entzückendsten Szenen, die Wolframs Vaterhumor geschaffen hat. Unter dem Gelächter der Reiter wendet sich der Knabe naiv vertrauensvoll an den Grafen mit der Anrede: „Ai, Ritter Gott, waz machtu (magst du) sîin?" Der Graf hatte da so viele Vingerlîin (Fingerringe) um seinen Leib gebunden. Parzival befühlt dabei die Ringe des eisernen Brustharnisches. „Mîiner Muoter Junkfrouwen ir Vingerlîin an S n û e r e n (nicht ineinander geschmiedet) tragent, dû nicht sus an einander ragent (die nicht so dicht aneinander ragen, gereiht sind)." Dabei versucht Parzival die Ringe mit den Fingern zu lösen: „I' ne mag es nicht abe zwicken." Der Graf erklärt dem Jungen geduldig den Sinn der Hieb- und Schutzwaffen. Da spricht der Knappe „snell": Wenn die Hirsche solch ein (eisernes) Fell trügen, so könnte ich sie mit meinem Jagdspeer nicht erlegen. Und jungenshaft prahlend fügt er hinzu: „Der (derer) fället manger (mancher) vor mir tot."

Die Reiter werden ungeduldig über der Kinderei, mit der sich ihr Herr aufhält. Der aber spricht weich zu Parzival gewendet: „Gott hüete dîin!" Du wärest das vollkommenste Wesen, wenn du zu deiner natürlichen Schönheit auch den Verstand hättest. (Das führt auf das Thema dieses Erziehungsromans!) „Dû Gotteskraft dir firre Leit (halte dir fern das Leid)." (Aber eben das Leid ist notwendig.)

Aus diesem liebenswürdigen Waldbegebnis erwächst der grenzenlose Jammer der Frau Herzelohde.

4.

Ein Meisterstück humordurchleuchteter Sinnlichkeit, ein wahrhaftes Gottfried-Keller-Stücklein, ist die Szene im Forst von Brizljan: Der junge Parzival in der Narrenkleidung kommt bachaufwärts geritten und findet auf einer Wiese ein reiches Gezelt. Die schöne Herzogin Jeschute war, derweil ihr Mann in den Wald geritten ist, in der Mittagshitze im Zelt eingeschlafen. Ihr Mund „durchlüchtik (durch und durch leuchtend) rot" ist im Schlafe leise geöffnet und läßt die kleinen „sneewitzen" Zähne sehen. Die Dame hat die Zobeldecke wegen der Hitze heruntergeschlagen, so daß sie bis „an ir Hüffelîin" (an ihre Hüften) bloß liegt. „Gott selbe worchte (wirkte, bildete) ir sûezen Lîp (Leib)", vor allem auch die schlanken Arme und weißen Hände.

Da tappst nun plötzlich der Waldknabe Parzival ins Zelt. Die schöne Dame interessiert ihn weiter nicht, wohl aber der Ring an ihrem Finger. Denn seine Mutter hat ihn gelehrt: „Wenn du einmal den Fingerring und den Gruß einer guten Frau erwerben kannst, so nimm es, denn du wirst Freude davon haben. Du sollst sie fleißig küssen und umarmen.“ Dem durchaus sachlich gerichteten Knaben war vor allem der Fingerring im Gedächtnis hängengeblieben, also macht er sich an die schlafende Frau Jeschute, um sie zu umarmen und ihr den Fingerring zu „nehmen“. Als die schöne Dame den Jungen an ihrem Arm fühlt, schrickt sie empor und wird „mit Schame all sunder Lachen“ ihre Lage gewahr: „Junkherre, es ist ü (euch) gar ze vil, Ir möcht ü nemen ein ander Zil.“ Er aber kümmert sich nicht um die Person, sondern vollführt ganz sachlich den Kuß, der nach der mütterlichen Belehrung zum „Nehmen“ des Fingerrings gehört: er zwängt ihren Mund an den seinen und zieht ihr dann den Ring ab. Die Frau wehrt sich, Parzival nimmt ihr alsbald noch die Spange des Hemdes, denn eine Spange ist ja etwas Aehnliches wie ein Ring. Was vermag die Kraft des schwachen Geschlechts gegen die ungefüge Stärke des Waldbuben! Kaum hat Parzival der Herzogin den Ring entwunden, so sagt er ihr, wiederum durchaus sachlich: Er habe nun Hunger. Die Frau, die da mit ihrem „Libe liecht“ (lichtem Leibe) vor ihm steht, antwortet: „Ir sullt miin ezzen nicht (freßt nur nicht etwa mich selbst)!“ Und sie verweist ihn auf die beiden Pardriiseklin (Rebhühner), Brot und Wein, die auf dem Tische stehn. Der Knabe Parzival beachtet nunmehr die Dame nicht weiter, sondern macht sich über die Pardriiseklin her. „Einen guoten Kropf er aß, darnach er swære Trünke trank.“ Frau Jeschute, die nun einen Verrückten im Zelte zu haben glaubt, bittet ihn um die Rückgabe des Ringes und der Spange und droht ihm mit der Rückkehr ihres Mannes. Jung Parzival aber sagt: Eures Mannes Zorn ist mir gleichgültig, aber wenn Ihr meint, daß dies Eurer Ehre schadet, dann will ich weitergehn. Er gibt ihr, wie seiner Mutter, noch einen Kuß, und trabt dann „seines Raubes froh“ ohne weiteres davon mit einem erklärenden: „Gott hüete diin. Alsus riet mir dü Muoter miin.“

Es ist für Wolfram charakteristisch, wie das Sinnliche dieser Szene — und wir wissen, wie stark die Sinnlichkeit dieses Dichters sein kann — durchleuchtet ist von überlegenem Humor. Es ist das reine Wohlwollen, die lächelnde Freude an der Tumbheit des Knaben und an der Verwirrung der überraschten Dame, die Freude an der zwischen Unschuld und Scham im Gleichgewicht schwebenden Situation, die keine Peinlichkeit aufkommen läßt. Mit welcher Sicherheit ist hier das Abgleiten des schön Sinnlichen ins Lüsterne vermieden, wie es den impotenten Dichtern so leicht zustößt. Jenen Dichtern, die nur einen Junggesellenwitz, aber keinen väterlichen Humor haben.

5.

Der väterliche Humor befreit und hebt über die Situation hinaus. Denn die Väterlichkeit ist in sich stark und befriedigt. Der Junggesellenhumor aber hat immer etwas Hungriges und reizt den Appetit. Nicht die Sinnlichkeit ist das Uebel, sondern — der Stachel der Impotenz. In den offenen Augen Wolframs ist das freie und befreiende Lachen des

wohlwollenden und welterfahrenen Vaters. Das Lachen der Junggesellendichter aber ist getrübt durch ein unbefriedigtes und nie zu befriedigendes Lauern in den halb zusammengekniffenen Augen. Frei sei der Dichter. Aber er sei auch *stark*. Denn nur die Freiheit des Starken ist schön. Welch eine prachtvolle Stärke geht von unserm Herrn Wolfram von Eschenbach aus, der sein Ritterhandwerk hoch über seine Dichterei stellte und der alles modische Minnegeseufz mit den strahlenden Worten niederschlug: „Ein offen süeze Wirtes Wiip kann sölche Minne geben!"

St.

Die Wundermittel des Paul Scheerbart.

Als ich das letztemal den großen Dichter Richard Dehmel sah, saßen wir bei Freunden in einer kleinen Hamburger Vorstadtwohnung am runden bürgerlichen Kaffeetisch. Und der Dichter erzählte. Aber nicht mehr so wie in früheren Jahren mit der ungeheuren Leidenschaft eines unbeirrbaren Bekenners, sondern wie ein guter alter Weihnachtsmann, der gern ein bißchen poltert, aber den doch alle großen und kleinen Kinder gern haben, weil er immer nichts anderes tut als Geschenke austeilen. Diesmal polterte er gegen mich. Er wolle nie mehr eines meiner Bühnenspiele besuchen. Was ich mache, sei viel zu aufregend, es sei geradezu sündhaft, die Mitmenschen aus ihrem nun endlich eingebildeten Gleichgewicht zu bringen. Es sei freilich alles richtig und gut, und es gäbe niemanden in Deutschland, der von Bühnenkunst so viel verstände wie ich. Aber man dürfe den Leuten niemals geben, was man weiß und kann. Tun wir es doch, so halten sie uns für Narren. Man dürfe höchstens noch, was man weiß, in dicke gelehrte Bücher für Fachleute vergraben. Aber Erkanntes als Kunst und Dichtung ins Volk tragen, sei ein Verbrechen an sich selbst. Denn nun sei man zum Narren auch noch ein Dichter geworden. Dabei streichelte mich der große Dichter mit seinen Händen, die schon so weich waren, wie die des lieben Herrgottes im Märchen. „Denken Sie an Onkel Scheerbart", sagte er. Und er wiederholte noch einmal: „Ja, ja, der gute Onkel Scheerbart." Dann schwiegen wir alle. Und wir dachten alle daran, daß der Narr und Dichter Paul Scheerbart vor wenigen Jahren im Elend gestorben war. Wir wußten, daß er allezeit wie ein Narr gehalten war, eben wie ein armer Onkel, der nun einmal zur Familie gehört, dem man seine Schrullen verzeiht, und den man nicht ernst nimmt, wo es ihm wirklich ernst ist. Aber wir fingen auch gleich an, uns an viele Einzelheiten zu erinnern und aus seinen vielen Werken unvergeßliche Gedanken und Worte zu wiederholen. Da schüttete nun Richard Dehmel den Sack seiner Erinnerungen aus. Wie Onkel Scheerbart Kinderfreund und Kinderschreck war. Wie er Zechgelage abhielt, in denen er sich vorstellte, alle Kaiser, Päpste, Dirnen, Neger und Spielzeugfabrikanten zu Gast zu haben und sie miteinander zu versöhnen. Die Berliner Abende stiegen auf, an denen die alten Freunde tranken und schwiegen, aber Scheerbart trank und redete und, als die Sonne aufging, noch trank und redete, während die anderen Sterblichen unter den Bänken schliefen. Von den fünfzig Bänden der revolutionären Theater-

bibliothek wurde berichtet, von der Neuordnung der Welt, und davon, daß es keine vernünftigen Verleger gibt, und daß der Mensch auch essen müsse. Lauter Karnevalsbilder reihten sich aneinander. Und ins Lustigsein verklärt war selbst Tod und Hunger des Dichteronkels. Als er kein Zimmer mehr bezahlen konnte, wohnte er in einer Tonne, die im Hof eines Hinterhauses im Berliner Norden stand. Dann haben ihm die mitfühlenden Menschen doch noch ein regelrechtes Begräbnis erster Klasse gegeben. Solcherlei Geschichten wurden erzählt. Und sie mögen wohl manchmal Wahrheit und Dichtung zugleich gewesen sein. Heute wohnt der Dichter gewiß auf dem buntesten aller Sterne. Als wir aber von den Sternen anfingen zu sprechen, wurde Dehmel still. Und dann ist er bald gegangen. Und wohnt nun auch schon lange im Licht.

•

Lieber Onkel Scheerbart, da die Menschen nun bald wieder einmal Karneval feiern, ist wieder einmal deine Zeit gekommen, der du Narr und Dichter bist. Ja, sie können dich mit Recht ihren bunten Dichter nennen. Vielleicht wissen die Menschen auch, warum sie die Welt so bunt und närrisch machen. Nämlich weil die Welt so grau und nüchtern geworden ist. Nur für Dichter und Narren ist sie das nie. Denn Dichter und Narren haben immer ein paar Wundermittel zur Hand. Ein paar von deinen Wundermitteln will ich den Menschen verraten, da sie deine Bücher doch nicht lesen. Darum rollt auch die Erde als eine dunkle traurige Kugel unter dir. Wie gern hättest du die alte Erde vor allen Schmerzen und Unfreundlichkeiten der Menschen bewahrt. Aber du hattest nur deine Wundermittel und gar kein Geld. Und Geld müssen die Menschen wohl erst einmal bekommen und freilich wieder verloren haben, um aus der Erde einen Stern machen zu können.

Also lieber Leser, zuerst einmal, meint Onkel Scheerbart, ist der menschliche Körper etwas ganz Ueberflüssiges. Er ist völlig unzureichend und stört uns nur bei allem, was wir wollen. So sind unsere Beine abscheulich. Sie waten immer durch die Pfützen und kommen niemals nach, wenn der Geist durch alle Sterne wandert. Was sollen wir also mit den Beinen! Und mit den anderen Organen ist es nicht besser. Sie sich abschneiden lassen, ist noch abscheulicher. Da zeigt uns nun der Dichter die Bewohner anderer Welten. Da ist alles viel vernünftiger. Da entsprechen die Organe den geistigen Bedürfnissen. Entweder will dort der Geist gar nicht zwischen den Sternen herumfliegen und ist in den Pfützen bei den Beinen ganz zufrieden. Oder, wenn er zu den Sternen fliegen will, so nimmt er die Beine unter die Flügel und fliegt empor. Und mit allen seinen Organen und Sinnen ergreift er die Sternenwelt. Der arme Mensch vermag das nicht. Die sogenannten Klugen stehen mit beiden Beinen fest auf der Erde und haben den Kopf im Himmel. Da sich aber die Erde dreht, bohren sie auf diese Weise mit dem Kopf ein Loch in den Himmel. Und dem furchtbaren Zwiespalt Körper — Geist hilft keine Weisheit mehr. Da sagt nun Scheerbart das Wundermittel, das alle Schäden heilt. Es heißt: Ich liebe dich. (Das ist sein schönster Roman.) Die Liebe ist die Schöpfermacht, durch die wir alle Gebrechen des Körpers gleich nichts achten. Die Tat der Liebe ist die Tat, in der Körper und Geist eins

sind. Und diese Tat ist so groß, daß sie alle Sterne umfaßt. Und sie kann vom kleinsten Menschen getan werden. Weil wir dieses Heilmittel nicht anwenden, und solange wir dieses Wunder nicht tun, sind wir Krüppel.

Warum finden wir die Liebe so schwer? Weil sie das Leben ist und wir uns in angetünchte Gräber verkriechen. Nichts anderes sind die Häuser, in denen die Menschen wohnen. In dunkle übelriechende Wände sind die Menschen gepfercht. Tote Heringe müssen es sich gefallen lassen. Aber den Menschen sollten die Menschen anders behandeln. Hier geht die Liebe zugrunde. Scheu und frech erwacht das Geschlecht. Darum ist das Wundermittel, das der Dichter gibt: das reine Haus. Nicht nur das hygienisch einwandfreie Haus für alle Menschen. Das sollte eine Selbstverständlichkeit sein. Darüber hinaus aber fängt die richtige heilende Architektur erst an. Es ist die Glasarchitektur. (So heißt sein bekanntestes Buch.) In einem Glashaus muß der Mensch sitzen, wenn er wahrhaftig und ehrlich werden soll. Da muß die Kantsche Maxime Wirklichkeit werden. Was du nicht willst, das man dir tu, das füge keinem andern zu. Und bunt werden diese Häuser sein. Sie werden andere neue Formen haben. Denn sie sind nicht mehr erdgebundene Steinhöhlen. Der Mensch wohnt im verklärten Stein. Er hat den Stein erlöst. Der Mensch wohnt im Kristall. Und sein Herz wird rein und leuchtend.

Warum bauen wir diese Häuser nicht? Warum ist die Technik unserer Baukunst noch finsteres Mittelalter? Obwohl wir so viel Maschinen haben? Gerade weil wir so viel Maschinen haben, sagt der Dichter. Dieser Dämon Maschine hat die Menschen in Untiere verwandelt. Und die Menschen würden am liebsten auch die Liebesmaschine erfinden. Mit Entsetzen sieht der Dichter das Zeitalter der Maschine, und er weiß, daß der Mensch nur erlöst werden kann, wenn er den Dämon Maschine erlöst. Da gibt er das Wundermittel. Es heißt: das Kunstwerk. (Alle Werke des Dichters sind voll davon.) Alle Kräfte der Maschine dienen nun dem scheinbar zwecklosen Werk. Wie der Dichter das reine Haus schafft, so baut er nun aus der Maschine das Kunstwerk. Unerhörte Orchester, ganze Städte als Orchester türmt er. Nie gesehene Plastiken, farbig, bewegt, durchsichtig schafft er aus Dampf und Gas und Licht. Neue Sinne bilden sich dem Menschen. Neue Dimensionen erschließen sich dem Fühlen und Erkennen. Und damit trotz der Erlösung der Maschine alle Nutzartikel so gut wie kostenlos hergestellt werden können, erfindet der Dichter persönlich das perpetuum mobile und meldet es am Kaiserlichen Patentamt in Berlin an.

Die Welt des Maschinendämons ist Europa. Der Europäer von heute ist der grundsätzlich kunstfeindliche Mensch. Daher ist Scheerbart fanatischer Antieuropäer. Europa, diese Beule am Riesenleibe Asiens, hat das Haus der Menschen gänzlich verdorben. Darum ruft der Dichter: „Murx den Europäer, murx ihn, murx ihn, murx ihn ab!“ Verschwinden soll vom Erdball das Geschlecht der Liebelosen. Und der Dichter gibt das Wundermittel, Europa zu heilen: nicht den Völkerkrieg, nicht den Völkerbund, nicht Paneuropa, sondern: den planetaren Patriotismus. (Aber trotzdem erfindet er Verteidigungsmittel für Deutschland gegen den Kriegsfeind.) Die Erde ist das Mutterland der Menschen. Selbst ist sie

ein großes Lebewesen. Auf ihr sollen wir nicht herumtrampeln, sondern in ihrem Schoß sollen wir ruhen. Dann wird uns die große Mutter gehen lehren und sprechen und handeln lehren. Dazu müssen wir sie erkennen und lieben, unsere große gequälte Sternmutter Erde. Ihr singt der Dichter sein unablässiges Lied.

Lieber Onkel Scheerbart, nun sitzest du auf dem buntesten Stern der Milchstraße und greifst in die Saiten der großen himmlischen Leier. Das Siebengestirn der Sterne tönt. Wieder tönt die Botschaft durch den Weltraum. Aber die Menschen hören wieder nicht auf den Dichter.

•

Lieber Leser, da hast du gleich einige Wundermittel. Denke aber nicht, daß es so einfach ist, die Wundermittel zu nehmen. Wenn du sie verkehrt herum nimmst, so wirst du anstatt eines Wunders eine ganz schauderhafte Sache erleben. Denke z. B. an die Stadtbauräte, was die aus Scheerbarts Architektur gemacht haben. Oder: Wein, Weib, Gesang führen nicht zu der Liebe, von der dieser Dichter spricht. Und wenn du als Pazifist deine Mitgliedsbeiträge regelmäßig zahlst, hast du gar nichts für den planetaren Patriotismus getan. Auch nicht, wenn du dir ein Auto kaufst, das „so schön wie ein Kunstwerk" ist. Du mußt dir nämlich das Wundermittel selbst fabrizieren. Keine Fabrik kann es herstellen. Du bist entweder selbst das Wunder oder etwas ganz Schauderhaftes. Wenn es dich dann schaudert, so sagen dir die großen Weisen: Carne vale! und auch dein Fasten muß beginnen.

Vielleicht aber glaubst du überhaupt an kein Wunder und gehörst zu den Aufgeklärten im Volke der Denker und Dichter. Dann verlaß dich ruhig auf deinen „gesunden Menschenverstand" und stelle dich „auf den Boden der Tatsachen". Da wirst du nun wissen, daß der Mensch nicht allein vom Fasten leben kann. Und sorge als dein Carne vale dafür, daß ein Denker und Dichter deines Volkes nicht so lange zu fasten braucht, bis er in einer alten Tonne sozusagen wohnt.

Vielleicht aber bist du der Ueberzeugung, daß die Denker und Dichter nur ordentlich denken und dichten können, wenn sie — mindestens in der nun schon historischen Dachstube — sich täglich im Fasten üben. Wohlan! dann mögen alle Pritschen des tollsten Karnevals deinen nichtsnutzigen Leichnam bearbeiten, bis es dich einmal wundert.

Lothar Schreyer.

Schöpfung und Gestaltung in deutscher Lyrik.

14. Theodor Storms „Gesegnete Mahlzeit".

Es ist für den ernsthaften deutschen Mann und Biedermann tief beruhigend, zu wissen und sich jederzeit sorglos darauf verlassen zu können, daß alle guten Gaben und hohen Dinge, die das Leben krönen und lebenswert machen, irgendwo und irgendwie in deutscher Sprache und Dichtung ihren gebührenden Ausdruck und ihre dauernde Prägung gefunden haben. Nur in diesem sozusagen instinktiven Gefühl kann er sich

dessen getrösten, daß auch *seine* Ideale — und mögen Neider sie noch so „zeitlich" schelten — durch den Geist der Sprache und durch die Muse der Dichtung verewigt und der Zukunft aufgehoben werden. Freilich darf man nicht erwarten und verlangen, daß der seinen Idealen *lebende* Mann sich auch noch darum kümmern und bemühen sollte, zu erforschen und zu erkunden, wo und wie im Felde der etwas weitschichtigen deutschen Nationalliteratur seines Lebens Hochziel und Wunschbild seine eigentliche und letzte Formung und Gestaltung gefunden habe. Zur Fastnacht aber mag wohl auch ihm ein müßiges Mußestündlein beschieden sein, in dem er es sich gefallen läßt, daß ihm sein ernstes Tun im heiteren Lichte dichterischer Verklärung und vertiefender Betrachtung vor die Seele gerückt werde. Er darf versichert sein, daß er sich selbst im unverfälschten Spiegelbilde des Dichters lebensgetreu und erstaunlich porträtähnlich wiedererkennen wird.

Gesegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.
Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.
Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Der Dichter braucht „Sie" uns nicht zu nennen: es sind die Menschen eines altbekannten und weitverbreiteten Typs der gut- und großbürgerlichen Gesellschaft, welche die auch sonst wohl gern geübte nahrhafte und erquickliche Tätigkeit guten Tafelns mit ganz besonderer Hingabe ihres innersten Menschen zu pflegen wissen und denen das „Gesegnete Mahlzeit" mit ganz eigenem, in seiner Art vollendeten Tonfall und Gestus über die Lippen fließt. Mit unvergleichlicher Einfühlsamkeit in die tief bewegten und hochgestimmten Seelen seiner Menschen weiß uns der Dichter durch die Wortverbindung „wundervoll diniert", auf welche sich das ganze Schwergewicht der Laut- und Gefühlsbetonung in der ersten Zeile konzentriert, in die entsprechend hohe Sphäre des hier auszudrückenden Gemütszustandes zu erheben. Erst mit dienstwilliger Unterstützung und in inniger Verschwisterung mit ihrer hohen Nachbarin gelingt es der deutschen Sprache voll und ganz, restlos und erschöpfend zu sagen, was hier zu sagen ist. Aber so kommt nun auch in dem aus tiefster Brust aufsteigenden rundbackig volltönenden „wundervoll" vereint mit dem spitzzüngig feinschmeckerischen und hochtönigen „diniert" die rechte Klangmischung und sinnfällig nachkostende Bildplastik heraus, die allein der hochgradigen und hochwertigen Gefühlswallung entsprechenden und vollendeten Ausdruck zu geben vermag. Mit der Eindringlichkeit des physischen Temperaturgefühls empfinden wir die wohlige Wärme der Blut- und Ge-

fühlswelle mit, die uns aus dem Lautklang und Empfindungsgehalt der Worte „warm und behaglich rollt ihr Blut“ entgegenschlägt. Im ungehemmt abrollenden Rhythmus dieser Welle lassen wir uns mit forttragen zu dem Ursprung und Quellpunkt des unvergleichlichen Hochgefühls, dem von reinster und selbstlosester Menschenliebe in seliger Geberlaune überquellenden Herzen. Mit Entrüstung weisen wir den vorauszusehenden Einwand Uebelwollender zurück, daß die Liebe hier fühlbar durch den Magen gehe. Nein, der Dichter sagt es und wir sagen es mit ihm: Das Herz ist es, und nicht der Magen — wie sollte er auch? — das sich in grenzenloser Güte an die ganze Welt verschenken, die ganze Welt umarmend an sich ziehen möchte. Ja, hier ist es Theodor Storm gelungen, in der Innigkeit des schlichten Wortes den in die Zielmitte treffenden Ausdruck zu finden, den unsere größten Dichter an den äußersten Grenzen der sprachlich-dichterischen Ausdrucksfähigkeit suchten und nur in der Uebersteigerung des Superlativs der Zahl zu erreichen hofften: Hier finden wir im beherrschteren Wort des norddeutsch spröderen Sängers in wahrhaft verdichteter Form die ganze Fülle dessen erschöpfend und zugleich gesagt, was in dem hymnend jubelnden „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ und in dem abgrundtief grunzenden „Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen!“ verzückt stammelnd nach Sprache und Ausdruck ringt.

Trotz aller tief mitempfundenen Menschen- und Weltverbrüderungsliebe verliert sich unser norddeutscher Heimatsänger nicht in der farb-, bild- und schrankenlosen Allgemeinheit der „ganzen Welt“, sondern weiß sich schnell zurückzufinden in die behaglich und fürsorglich bergend ab- und zusammenschließende Begrenztheit und Gegenständlichkeit des mäßig großen Speisesaals seiner erlesenen Tischgesellschaft, dir wir nun in aller Bildhaftigkeit ihre den geleerten Tisch „umwandelnde“ Runde machen sehen. Aber in ausgesuchter Knappheit und weiser Sparsamkeit der dichterischen Darstellungsmittel verschmäht er jede äußerliche und überflüssige Lokalschilderung und Situationsmalerei, er beschränkt sich auf den wesentlichen, immer aufs Seelische zielenden Ausdruck. In diesem zärtlichen Schütteln der weichen, warmen Hände drückt sich wieder all die schmelzende Innigkeit und Wonneseligkeit des Gefühls aus, in dem sich die Tischgenossen untereinander und mit der ganzen Welt verbunden fühlen. Und zu dem wieder in weiser Sparsamkeit und wohlbedachter Hervorhebung des Wesentlichen nur die drei Grundpfeiler aller gut bürgerlichen Tafelfreuden liebevoll gedenkenden Segenswunsch ergänzen wir in unserer mitschöpferisch und mitgenießend angeregten Einbildungskraft leicht die übrigen Tafelgenüsse, die sich wie lose spielendes Gerank um jene, durch den wiederholten Artikel gebührend betonten, feststehenden und tragenden Säulen Wein, Braten und Fisch zierend und belebend herumschlingen. Auch fühlen und atmen wir in unserer durch Stoff und Darstellung gleich sehr und doppelt zum Nachschaffen und Mitgenießen erregten Phantasie lebhaft die in jedem Wort des Dichters mitzitternde, wohlig verschwommene, von leckeren Düften geschwängerte Atmosphäre mit, wie sie Aug' und Seele der stimmungsvoll gehobenen und getragenen Tischgesellschaft leicht und wohltuend verschleiernd umspült.

Wie ſchon in dem ſich trefflich ergänzenden Sinn der beiden Worte „geſegnete Mahlzeit“ das ſchöne Gleichgewicht und Ebenmaß geiſtlicher und weltlicher Geſinnung zum Ausdruck kommt, ſo iſt nichts natürlicher und glaubwürdiger, als daß hier, wo ſie dieſen Segen des guten Mahles in allen Adern und Nerven leibhaftig erwärmend und gegenwärtig ſpürbar erleben, „die Geiſtlichkeit“ und „die Weltlichkeit“ ſich in dieſem Wunſche zu innigſtem Einverſtändnis und dauernder Seelengemeinſchaft verbinden und verbrüdern. Wenn etwa die Zwiſchenbemerkung „Gott verzeihe mir“ auch nur den leiſeſten Zweifel an dieſem Glauben ausdrücken und ihm etwas von ſeinem durch uns tief mitempfundenen heiligen Ernſt nehmen ſoll, ſo verſtehen wir hier einmal unſern, ſeinen ernſten Stoff doch ſonſt ſo ernſthaft behandelnden Dichter, ganz und gar nicht.

Franz Heyden.

Karl Arnold, Parlamentarier

Heitere Musik.

So allein sollte man die Grundfrage stellen. Denn, ob Humor in der Musik stecke, ob er durch sie zum Ausdruck gebracht werden könne, hängt allein davon ab, was man unter diesem vieldeutigen Fremdbegriff verstehe. Sagt man mit Frank Wedekind: „Humor ist Weltanschauung", dann freilich gehört auch die Musik, nach Beethovens stolzem Wort „höhere Offenbarung als alle Philosophie" in ihren Kreis. Begrenzt man jedoch sein Thema auf das Komische, auf den bloßen Witz, so wird die Musik nur Nebensächliches beizubringen haben. Denn das Komische, der Witz setzt einen Gegenstand voraus, der dadurch, daß er zu seiner Umgebung in Gegensatz tritt, aber auch durch den an sich selbst hervorspringenden Gegensatz von Form und Inhalt, von Geste und Sinn den Geist des Lachens beschwört. Die Musik aber ist gegenstandslos. Und wenn der Sinn des Komischen, des Witzes darin liegt, etwas scheinbar Großes in Wirklichkeit klein zu machen, so widerstrebt auch dies dem Geist jeder Musik, von der Richard Wagner einmal sagte, sie könne nicht anders als jeden Gegenstand, dessen sie sich bemächtige, veredeln. Darin ist nun freilich inbegriffen, daß der Musik das Wesen der Heiterkeit im höchsten Sinne innewohnt, jene Heiterkeit, die den Humor erst zur „Weltanschauung" werden läßt, die jedoch zugleich den tiefsten Sinn dieser Weltanschauung aufdeckt: Lächeln unter Tränen zu sein, Ueberwindung der Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen im befreiten Lachen.

Die gegenstandslose Musik gewinnt den Boden der Erde und damit die Verquickung mit der Materie, sobald sie einen *Text*, *ein Programm* zu illustrieren hat. Die Inkongruenz zwischen ihr und diesem Gegenständlichen schüfe demnach die Möglichkeit, das Komische herbeizurufen. So läßt Richard Strauß in seiner „Feuersnot" zu hochtrabenden Expektorationen der Münchener Spießbürger im Orchester banale Motive ableiern, um die innere Verlogenheit dieser kleinen Seelen zu charakterisieren.

Gegenständlich ist aber auch der Musikant selbst, sei es nun als Vertreter einer *Gesellschaftsklasse* oder als „Außenseiter" der bürgerlichen Norm. Aus dem frühen Mittelalter stammt das Wort: „Er ist flöten gegangen", um das „Stranden" in der verdächtigen Sekte der Spielleute zu veranschaulichen. Im Gegensatz zum germanischen Sänger, zu Volker, dem hochgeehrten Recken hatten die römischen Mimen nach der Zerstörung ihres Kolonialreichs sich bei uns niedergelassen und die Verachtung, die der nüchterne Römer, dem Musik nur Tafelunterhaltung war, ihnen entgegenbrachte, auch auf ihre deutschen Standesgenossen übertragen. Ein altägyptisches Spottgedicht geißelt die Trunksucht der Musikanten ebenso wie die bekannte römische Anekdote vom Generalstreik der etruriſchen Flötisten, die man nur betrunken zu machen brauchte, um sie zu Streikbrechern werden zu lassen. Französische Harlekinaden bringen den humoristischen Eid: „Ich liebe dich wie der Musiker das Trinken liebt." Abraham a Santa Clara liest auch ihnen gehörig die Leviten. Aus neuerer Zeit stammt eine Burleske, darin der Musikkritikaster als ein verachtens- und bedauernswertes Glied der Menschheit dargestellt ist: abhängig von der Laune seines Chefs, gezwungen, auf inserierende Konzert-

geber oder solche Rücksicht zu nehmen, die mit dem Besitzer des Blättchens in familiärer Beziehung stehen, vermag er seine kritische Bosheit nur an den übrigen armen Opfern auszulassen. Schon die äußere Erscheinung des Musikanten aus seiner Sonderart und Sonderbeschäftigung abzuleiten, ist von je Gegenstand des Witzes, der Satire gewesen: gotische Domgrotesken stellen gern musizierende Tiere dar, genau so wie eine Pariser Zeitschrift im Eröffnungsjahre Bayreuths den auf die Vollendung seines Lebenswerks stolzen Meister Wagner die Gestalt eines Pfaues annehmen läßt, wie ein Zeitgenosse den Klaviertitanen Liszt als eine menschliche Vogelspinne charakterisiert. Wenn Lombroso das Genie dem Irrsinn benachbart sein läßt, so bietet leider gerade die Musik Beispiele in Menge dafür, daß einstige Geistesheroen nachher dem Wahnsinn verfielen: Schumann, Wolf, und daß andere unter krankhafter Schwermut zu leiden hatten, andere wieder den „zyklophrenen" Zustand des von Stimmung zu Stimmung Geworfenwerdens zeigen (Beethoven, Mozart), endlich andere krankhafte Marotten pflegten (Bruckners Zählwut, Regers „Serienwahn", Wagners „Samtmanie"). Etliche schließlich erlitten einen zeitweiligen geistigen Zusammenbruch (Händel, Bruckner, Wagner, Reger), der sie nahe an die Heilanstalt führte und der ihre Gegner schon frohlockend verkünden ließ: sie seien nun endlich tatsächlich „übergeschnappt". So war für Beethoven der seltsame, schrägaufwärts weisende Blick seines fast unheimlich stechenden Auges typisch, für Mozart seine Unrast in den Bewegungen, für Chopin seine Vorliebe für kindische Spiele. So weigerte sich Beethovens undankbarer Neffe, mit dem Meister spazieren zu gehen, weil die Straßenjungen dem merkwürdigen Manne nachliefen. Und da sich solche Anlage zur Sonderbarkeit meist auch im Aeußeren auszuprägen pflegt, hat die liebe Mitwelt an den Musikern noch immer ein dankbares Feld zur Karrikatur gefunden. War nicht schon der „Narr" meist zugleich auch ein trefflicher Musiker, wie wir es im „Hamlet" lesen? Dantan, Doré und Daumier, dazu der deutsche Lyser haben treffliche Karrikaturen, der letztere die besten von Beethoven gegeben, wie er mit ins Genick geschobenem Zylinder, die Fracktaschen mit Notenheften und Hörrohren beschwert, durch die Straßen Wiens trabte. Paganini, dem ein Kölner Musiker den angebotenen Schnupftabak nicht abzunehmen wagte, weil mit dessen Kunst der Teufel sein Spiel haben sollte, Berlioz mit der „Regenschirmmähne", Liszt, Mahler, Brahms mit dem nach Augenmaß bestellten Anzug, Bruckner mit dem Kegelkugelkopf, den Elefantenhosen, Reger mit dem Hünenpelz, Strauß mit dem Birnenkopf, Schubert, den Schwind mit einem betrunkenen Wiener Droschkenkutscher dem Aussehen nach vergleicht, wer kennt sie nicht!

Und was man dem Menschen antat, kam auch seiner Kunst „zugute": von Anfang an gehen die Kämpfe um alte und neue Kunst, der Streit der Merker gegen die Neutöner. Aristophanes schüttet die Schale seines Spottes über dem „exotisierenden" Euripides aus, schon die Marsyaslegende läßt dem Anhänger der Modernisten das Fell über die Ohren gezogen werden. „Musikalische Kriege" streiten um Mehrstimmigkeit und neue Arienmelodie, um die Abschaffung der Kirchentonarten, um harmonische oder kontrapunktische Musikauffassung. In Paris tobt der Kampf

der Meinungen um die importierte neapolitaner komische Oper, der wir Rousseaus Singspiel verdanken, um die Partei der Italiener und die Glucks, des deutschen Reformators. Kirchenmusik und weltliche ringen das ganze Mittelalter hindurch um den Vorrang, und selbst ein Palestrina bekennt, einst als jugendlicher Sünder auch lasziv Madrigale verfertigt zu haben. Gegen Wagner erhebt sich ganz Paris. Aber schon Glucks „Ach, ich habe sie verloren", nannten die Zeitgenossen ein Drehorgellied. Mozart warf man vor, er müsse gepanzerte Ohren haben, über Haydns „Späße" ereiferte sich der liberale Kaiser Franz Joseph. Gegen die Vorherrschaft der seichten Italiener kämpfte Kuhnau in seinem burlesken Roman vom „Musikalischen Quacksalber", und Bach versetzt seinem literarischen Gegner Scheibe eines, indem er ihm zu „Ehren" den „Streit des Phöbus und Pan" komponiert, genau so wie später Wagner Hanslick im Beckmesser unsterblich macht. Witzblätter stellen Berlioz als Beherrscher eines „Kanonenorchesters" dar, zeigen, wie ein Delinquent durch Straußens Musik zur „Elektra" elektrisch hingerichtet werden könne. Aber selbst ein Weber läßt in einer Satire die Orchesterinstrumente sich über Beethovens „Unmusik" beklagen, und Reger wirft seinem Freunde d'Albert gutmütig vor, er spiele nicht Bechstein, sondern „Stechbein".

Darf es da, wo die Großen dulden müssen, den kleinen oder vielmehr den schlechten Musikanten und Dilettanten besser gehen? Gavarni hat wundervolle Karrikaturtypen des Dilettanten geschaffen und erweitert damit nur die mittelalterliche „Narrenliteratur", für die der schon genannte Santa Clara herzhafte Worte findet. Busch und Moszkowsky dichteten Hymnen auf das gemißhandelte Klavier, Weber parodiert köstlich die französischen Tänze, die italienische Schmelzoper, Berlioz die Pariser Clique und Claque, die nach militärischen Muster dressiert und bezahlt wird. Wagner belustigt sich in seinen Reisebriefen über einen Sänger, der vor lauter Wortwiederholungen über das „Hat sie, hat sie" nicht hinauskommt, so daß man ihm ein Schnupftuch reichen möchte. Auch das Mißverhältnis zwischen hoher Kunst und kleinem Charakter, das schon Schumann als verdammenswert kennzeichnet, wird zum Gegenstand der Satire genommen: Lully und Wagner, die „Erzegoisten" kommen da schlimm weg.

Wo die Worte versagen, da stellt zur Hilfe sich der Ton ein: Mozart gibt in seinem „Musikalischen Spaß" ein ergötzliches Bild einer falschspielenden Dorfkapelle, aber auch bei Beethoven finden sich solche Scherze. Albrechtsbergers, des Beethovenlehrers, Meister Aumann schreibt eine „Bauernmesse" mit mühselig buchstabierenden Dorfsängern, Weber im „Reigen" eine deutsche Kirmes. Die zahlreichen „Tiermusiken", Scarlattis und Reißigers Katzenfugen wurden bei anderer Gelegenheit schon genannt, Straßenrufe werden schon im siebzehnten Jahrhundert humoristisch ausgebeutet.

Damit sind wir schon nahe beim musikalischen Spott angekommen: man benutzt die stark populäre Macht der Musik, um der literarischen Invektive mehr Nachdruck zu geben. Spottlieder finden sich vor allem in den Arbeitsgesängen unterdrückter Völker, so der Araber beim Schiffsreinigen, der Neger, der Soldaten von Homers Zeiten bis auf unser „Was kraucht

denn da im Busch herum". Die journalistische Fertigkeit und Gefährlichkeit der Troubadours ist bekannt, weniger die Vorliebe primitiver Völker, etwa der Eskimos für musikalische Fehden. Revolutionslieder der normannischen Bauern um 1100 sind der Anfang der Linie, die in der Marseillaise endet.

Daß bei jeder Satire, die sich bewußt der Musik als Helferin bedient, die tonmalerische Wirkung von Wert sei, begreift sich: die Geschichte des Madrigals bietet hier Beispiele die Fülle. In der Stadt der großen Sänger, des Farinelli wie Carusos entstand aus volkstümlichen Spielen und Gesängen die komische Oper. Und was konnte stärkere Publikumswirkung ernten als die treffende Tonmalerei? Mit der steigenden Entwicklung der Instrumente wuchs auch deren Machtbereich bis herauf zu den blökenden Oboen in Straußens „Don Quichotte", Mozarts „Registerarie" nicht zu vergessen, wo die zierlichen Schönen ebenso charakteristisch durch Leporellos Gesang porträtiert werden wie die heroisch-gewichtigen. Ein weites Feld der Betätigung eröffnete hier die Parodie des „hohen" Stils. Die Koloraturwut der Primadonnen, das unentwegte Emporsteigen derselben Phrase in der Sequenz gehört in diesen Zusammenhang. Wagner läßt den Beckmesser sich mit atemraubenden Koloraturen totsingen. Aber Haydn bringt es fertig, in einem Lustspielchen einen Mann, der glaubt, Kastrat geworden zu sein, plötzlich in schwindelndes Falsett übergehen zu lassen.

Damit haben wir uns der Kernfrage genähert: wie vermag Musik humoristisch zu sein? Wie immer, so wird auch da eine Prüfung der gefundenen Beispiele Erkenntnisse allgemeiner Natur ergeben. Mozarts „Don Juan", von Dämonie wie von tiefstem Humor erfüllt, ist hierfür eine reiche Fundgrube. Die hysterische Pathetik der verlassenen Schönen, der Elvira zeigt sich in abrupten Melodiesprüngen, in einem fesselosen Auf und Nieder der Singstimme. Und Don Juan, der Meister der Frauenbehandlung singt ganz brav ihre Hauptphrasen nach, knüpft bei ihnen an und schmeichelt sich so immer und immer wieder in das Vertrauen der Törin. Leporello, der Hanswurst in Dienertracht, begnügt sich als bescheidener Geist mit einem denkbar geringen Melodieumfang und mit dem stereotypen Festhalten desselben Tons: kann Stumpfsinn treffender gekennzeichnet werden? Und tatsächlich zeigt uns ein Blick in die übrige Musikliteratur, wie fundamental Mozarts Wirkungsmittel sind: die Tonwiederholung, der musikalische Ausdruck der inneren Unbewegtheit, tritt in Burlesken, Humoresken mit Vorliebe auf, desgleichen das Ableiern der gleichen, nichtssagenden Phrase, denken wir an Lortzings berühmtes „Heil sei dem Tag", wo die plärrende Menge durch das Stehenbleiben auf dem gleichen Gesangston glänzend charakterisiert wird. Daß das gleiche Mittel dazu dienen kann, starre Unbeugsamkeit, unheimliches Beharren auszudrücken, zeigt die Gespensterszene des Komturs, der seine grausige Einladung auf einem Ton singt, genau so wie Schubert im „Tod und Mädchen", wie Wagner im Fluche des Papstes die Tonwiederholung anwendet. Die Musik ist es also, die uns den „doppelten Boden aller Dinge" anzeigt, die uns durch das äußere Wort des Dichters hindurch Zusammenhänge er-

kennen läßt, über die der Stumpfe hinwegeilt. Darüber wäre bei anderen Gelegenheit noch zu sprechen.

Betrachten wir nun die Musik unserer Tage, so scheint es, als ob auch da eine vorwiegende Neigung zum musikalischen Humor festzustellen wäre: die Tanzsuiten, die heiteren Kammermusikwerke überwiegen. Bei näherem Zusehen ergibt sich freilich, daß all das nur Täuschung seiner selbst und der anderen ist: mit Ausnahme weniger, die aus Ernst heiter sein dürfen, weil auch von ihnen das Wort Brahmsens und Regers gilt: „Ich lache nie innerlich", von Haas, Gal, Pfitzner haben wir eine Periode der Grotesken vor uns. Strawinsky parodiert die Volksmusik und blasphemiert sie dort, wo er die Musik anderer wie etwa Pergolesis „bearbeitet". Hindemith bringt schamlose „Zitate" aus dem „Tristan"; der gespenstisch-dämonische Humor eines Beethoven, Reger ist dahin und dem „Foxtrotthumor" gewichen, in einer Zeit, da Partien ernster Musik in Jazzmusiken eingestreut werden dürfen, ohne daß ein Reichskunstwart Einspruch erhöbe. Die Groteske aber ist das Symptom des Zerfalls und Verfalls. Erst muß diese Welle verebbt sein, ehe das Gesicht der wahrhaft „heiteren" Musik wieder ans Tageslicht kommen wird.

Hermann Unger.

„Weiberlogik."

Ich bot meinem Freunde, dem Philosophen, eine Zigarre an aus einer Kiste, deren Innenseite das Bild Theodor Körners zeigte. Er setzte sie in Brand, und sein sonst wohlwollendes Gesicht verfinsterte sich. Ich versuchte — zu meinem Unheil — das, was man militärisch ein „Divertissement" nennt, und der Kakodämon der Trivialität ließ mich sagen: „Wie melancholisch der Illustrator den Dichter dargestellt hat. Es ist, als habe er andeuten wollen, daß er ..."

„Gerade eine Marke Theodor Körner geraucht habe — stimmt" sagte mein Freund.

„Das ist ja die reine Weiberbosheit," fuhr ich empört auf.

Er schloß befriedigt die Augen und fixierte sein Bosheitsprodukt mit der inneren Sehe. „In der Tat, mir ist da, wie der Chemiker sich ausdrücken würde, die zufällige Synthese eines Naturproduktes geglückt. Wie der Chemiker beim planvollen Herumtasten einen Diamanten, ein Stück Gummi produzieren mag, so habe ich eben ein Stück echter Weiberbosheit produziert. Jetzt aber handelt es sich darum, den Gang der Herstellung und deren Technik zu fixieren."

„Wenn möglich, ohne Nutzanwendung auf mich."

„Weiß nicht: Sie können mir unter Umständen, wie eben durch Ihr Auffahren, noch einmal als seelischer Reaktor nützlich sein. Doch, um Sie zu beruhigen, wollen wir unseren Ausgangspunkt nicht von der Weiber*bosheit*, sondern von dem Instrument nehmen, das so oft in ihrem Dienste steht, der Weiber*logik*."

„Instrument!? — Ich würde doch lieber von einem Verbund mißbräuchlicher Anwendungen eines Instrumentes reden."

„Gemach. — Zunächst wird der Ausdruck „Weiberlogik" täglich wohl in ehelichen und nichtehelichen Auseinandersetzungen zehnmillionenmal ge-

braucht von dem Geschlecht, das das andere, wieder nicht ohne Bosheit, das stärkere nennt. Keine größere Verlegenheit aber könnte man den Tadlern bereiten, als wenn man sie mal fragen wollte, was denn eigentlich Logik sei, aus welchen Teilen sie bestehe, woran man formal die Falschheit eines Schlusses erkennen könne, welche Techniken die Trugschlüsse befolgten usw. Ja, was den letzten Punkt angeht, so kann man wohl sagen, daß die Weiber in Ziehen von oft feinen Trugschlüssen unbedingt Meister sind, so daß sie also in diesem Punkte den Männern gar als unbedingt überlegen erscheinen, denn einen feinen Trugschluß herzustellen — oh, dazu gehört etwas."

„Und doch..."

„Ich sehe, Sie haben da gerade ein Buch über die Erkenntnistheorie des Grafen Keyserling liegen. Dieser Denker unterscheidet verschiedene „Denkidiome", so unter den ältesten den chinesischen und indochinesischen, aus denen sich dann eine kleine „Denkinsel", die der Griechen, mit ihrer aristotelisch-archimedisch-galiläischen Denkstruktur unberechtigterweise zur Weltherrschaft emporgerungen hat. — Wozu in die Ferne schweifen? In vielen Denkgewohnheiten weit ferner als der chinesische Mann, steht mir meine durchaus europäische und arische Frau. Warum soll die nicht in einem höchst anderen Idiom denken und zu denken berechtigt sein, als ich?"

„Was sagt der Kantianer in Ihnen dazu?"

„Er sagt, daß ich diese Denkgewohnheiten nur so weit verstehen kann, als ich sie in die meinigen übersetzen kann.

Allgemein beruht dieser Vorgang auf der sogenannten gegenseitigen Transzendenz unserer Bewußtseinsinhalte. — Bitte, entsetzen Sie sich nicht! Die Philosophie muß allerdings in Formeln sprechen, aber auch für die gilt das, was der englische Mathematiker Kingdon Clifford von der Algebra gesagt hat: „Sie mögen überzeugt sein, daß eine Algebra, die nicht in gutes Englisch übersetzbar ist, eine schlechte Algebra ist."

„Was ist also danach jene ‚Transzendenz'?"

„Sie zeigten mir neulich Ostwalds hübsche ‚Farbenfibel'. Nehmen Sie an, Sie, ich und ein völlig Farbenblinder, blätterten zusammen in dem Buch. Dann setze ich voraus, daß Sie, wenn ich auf irgendeine Farbennuance hinweise, dasselbe empfinden, wie ich; bei dem Farbenblinden weiß ich, daß dies nicht der Fall ist — aber weiß ich es denn auch bei Ihnen? Ich kann doch meine Empfindungen nicht in Sie hinüber spazieren lassen, noch die Ihrigen in mich. Ich sage also: ‚Unsere beiden Empfindungen sind als solche gegeneinander unmittelbar, transzendent.' Auf unser Thema zurückzukommen, so ist zunächst der wichtigste Affekt, der Mann und Weib verbindet, natürlich auch unmittelbar, der Liebesaffekt. Milliarden der beiden Geschlechter haben sich geliebt, Milliarden sich begattet — was davon mitteilbar war, das war nur das sogenannte ‚Feinste', das ist aber einfach das, was durch die Sprache der Dichter festgelegt worden ist, also geprägte Münze. Das Elementarische, was dabei vorgeht, ist stummgeboren, und kann durch keine Macht der Welt zum Reden gebracht werden. Nicht einmal die bloße Intensität des Genusses der beiden Partner unterliegt der Schätzung. Deshalb hatten die Griechen

jene hübsche Fabel vom Teiresias erfunden, der sowohl als Mann wie als Weib die Freuden der Liebe erfahren hatte. Da er aber behauptete, als Weib mehr Genuß empfunden zu haben, so blendete ihn Juno, weil er aus der Weiberschule geplaudert und eine, hier nicht nur gott- sondern auch weibgewollte Transzendenz umgangen hatte."

„Gewiß: ihr war sein Sachverständigenurteil mißfällig; die Geschichte steht wohl bei Ovid?"

„Ja, in den Metamorphosen III, 316 f. — Nach diesem wird Ihnen auch der folgende Gedanke nicht mehr schwer fallen. Wir haben gesehen, wie die Sinneseindrücke und die Gefühle des einen dem anderen direkt unmittelbar sind. Sollte es nicht auch solche unmittelbare Denk verfahren geben? Es ist mir ein durchaus vertrauter Gedanke, daß dem religiösen, dem mystischen, dem okkulten Menschen gewisse Vorgänge genau so plausibel sind, wie anderen die der Außenwelt, daß sie aber jenen anderen davon genau sowenig sagen können, wie ich dem Farbenblinden von meinen Farbenempfindungen. Hier sehen wir also Beispiele von schlechthin unmitteilbaren Dingen. Inzwischen gibt es natürlich eine andere, indirekte Basis der Verständigungsmöglichkeit — woher sollte sonst das Zusammenleben der Menschen, woher Kunst und Wissenschaft kommen? Die Basis ist die, daß der andere auf die — etwa sprachlichen — Zeichen, die ich ihm gebe, etwas in sich selbst bildet, von dem ich glauben kann, daß es demjenigen, was ich selbst empfinde, ähnlich sei. Was diese Eigenbildung ist, kann übrigens im Einzelfall gar nicht so leicht allgemein angegeben werden; denken Sie an den extremen Fall, daß Sie sich mit der blind-taubstummen Helen Keller über Farben, Musik usw. unterhalten können. Nun aber ist folgende Voraussetzung erlaubt. Zwischen ähnlich organisierten Menschen wird ein größeres gemeinsames Gebiet solcher Mitteilbarkeit bestehen, als zwischen ungleichartig organisierten; es wird also bei den beiden Geschlechtern umgekehrt Provinzen geben, die beziehentlich nur der Mann und nur die Frau versteht. Wenden wir dies wiederum auf die Logik an, so beurteilen wir Männer die Weiberlogik als eine verarmte Männerlogik; von dem Positiven, was sie enthalten mag, können wir uns nur eine sehr unzulängliche Vorstellung machen."

Ich bot ihm eine neue „Theodor Körner" an. Er übersah. „Worin erblicken Sie dann diese Verarmung?"

„Beileibe nicht in instinktiver Ungeübtheit in der formalen Logik; das Gegenteil ist der Fall. Auch der größte Kenner der Menschennatur, Shakespeare hat sich dies nicht entgehen lassen. Sehen Sie seine Porzia an, die den weisesten Juristen zu raten gibt, und doch ganz Weib ist, sehen Sie ihre kleineren Schwestern in den Lustspielen. Nein, aber die Logik hat ein gewisses Medium, durch das sie erst auf die Außenwelt anwendbar wird. Was dies ist, kann ich Ihnen hier nicht auseinandersetzen; dazu müßte ich in die Tiefen der kantischen Erkenntnistheorie hinabsteigen. Aber grob können Sie es sich so versinnlichen. Sie kennen gute Rechner, die schlechte Geschäftsleute sind, Sie wissen von sehr firmen Grammatikern, die ein erbarmungswürdiges Deutsch schreiben."

„Jawohl, denen geht es, wie jenem sagenhaften Tausendfuß, der plötz-

lich nicht mehr laufen konnte, weil er nicht damit zurecht kam, welches Bein er zuerst, welches dann, welches dann heben müßte. Also, Sie meinen, in diesem Medium fehlt bei den Weibern irgend etwas?"

„Jawohl, und ich meine, sie stehen unter anderem auf gespanntem Fuße mit der Handhabung der Kausalität und der Bestimmbarkeit."

„Zur Bestimmbarkeit, aktiv und passiv, neigen sie aber doch mehr, als uns lieb sein kann. Heine sagt mal ungefähr: Herr Professor Fichte leitet alles aus dem Ich ab — ja, leidet denn das Frau Professor Fichte?"

Sein Gesicht zog sich in drohendere Falten als vorher beim Genuß der „Theodor Körner". „Also, Sie definieren wohl auch die Philosophie als diejenige Wissenschaft, zu der keine Vorkenntnisse gehören!? — Die Kausalität spricht die Abhängigkeit der Erscheinungen aus, und zwar in einer bestimmten Sinnenform, der Zeit. Kant sagt: ‚Alles, was geschieht (anhebt zu sein) setzt etwas voraus, worauf er nach einer Regel folgt.' Die praktische Virtuosität in der Handhabung dieses Instrumentes ist es nun, auf die viele große Erfolge in der Außenwelt, sei es in der Technik, sei es in der Politik zurückgehen. Und die Männer spielen nur deshalb in allen — Machtfragen will ich es mal nennen — eine größere Rolle als die Weiber, weil sie ihnen in der Handhabung dieses Instrumentes über sind. Denn die empirisch beobachtete Gestalt der Folge von Ursache und Wirkung ist keineswegs deren eigentlicher Feingehalt an Kausalität. Ich will sagen: wenn wir zwei Vorgänge aufeinander folgen sehen, so sind in beiden, Ursache und Wirkung, zufällige, nur diesem besonderen Fall angehörige Momente, durch deren Reproduktion in der Ursache man also keineswegs die Wirkung wieder erhält. Das Wissen um die spezifischen Momente aber macht den Virtuosen in der Handhabung des Kausalitätsinstrumentes aus."

„Bitte, bitte, ein Beispiel."

„Recht, geben wir es in der Form des Witzes. Verstöße gegen die praktische Handhabung des Kausalitätssatzes geben häufig das Phänomen der Narrheit. Ich entlehne Schopenhauer ein Beispiel. Zwei Bauernjungen wollen aus einer geladenen Vorderladerflinte das grobe Schrot herausziehen, um diesem feines zu substituieren. Da hält der eine seinen Hut vor die Mündung, und sagt zum anderen: ‚Nun drück du ab, aber ganz, ganz langsam, dann kommt zuerst das Schrot.' Er geht also von dem Satze aus: ‚Verlangsamung der Ursache gibt Verlangsamung der Wirkung.' Oder: der Lehrer fragt den Schüler: ‚Was heißt im Latein der Kopf?' ‚Caput.' ‚Richtig. Und der Knopf?' ‚Cnaput.' (Richtig z. B. bulla, woher das Wort ‚Bulle' als Knopf an der Schriftrolle kommt.) Hier liegt also ein abermals leicht bemerklicher falscher Obersatz zum Grunde. — Gegen die Bedingungen des Kausalitätssatzes verstoßen also die Weiber gewohnheitsmäßig in allgemeiner und in besonderer Hinsicht. In allgemeiner: sie wollen wohl irgendeinen Erfolg, aber wollen die Mittel nicht, die allein zu ihm führen können. Nehmen wir eine junge Gelehrtenfrau an, die ihren Mann liebt. Sie möchte gern, daß er ein „großes Tier" wird, was für sie bedeutet, daß er Ehren, Aemter und vor allem Titel erlangt. Gleichzeitig aber will sie, daß er keinen anderen Gedanken als ihr

Persönchen habe, immer um sie sei, sie unterhalte, ständig in Gesellschaft führe usw. Sie sieht nicht, daß sie ihn eben damit der vornehmsten Mittel zu dem gedachten Zweck beraubt, seiner Zeit und seiner Konzentration. In besonderer Hinsicht: sie sehen die Spezifität der Ursachen nicht. Variieren wir das Beispiel. Unser junger Gelehrter, außerordentlicher Professor der Jurisprudenz, ist Justizminister geworden. Die Kollegenfrau des Sanskritisten sagt: ‚Das kannst du doch auch werden' und schmollt, wenn er es nicht wird; sie denkt, die Beförderung hänge an dem vorhergehenden Titel, statt an der Art der Vorbildung. — Im Ethischen kann man vielleicht sagen, daß die Weiber dazu neigen, von Motiven, die leider im Leben nur eine sehr geringe Kraft besitzen, die größte zu verlangen, nämlich von den ästhetisch-moralischen, und diese überall wirksam sehen möchten. Ein Mädchen wird geliebt, weil es hübsch gewachsen, gesund und schön von Angesicht ist — das genügt ihr nicht; sie will nur ihrer „Seele" willen geliebt sein. Um ihrer Seele willen! Du lieber Gott, wenn man dies kopflose Sammelsurium von Romanideen und Prätensionen, die ihren Geist anfüllen, wie Bratäpfel eine Gans, vor dem erschreckten Blick des Liebhabers ausbreiten könnte, würde er begeistert Reißaus nehmen."

„Sie werden bitter!"

„Lieber Freund, das Leben sitzt so voll realer Mißhelligkeiten, daß es mich immer hell empört, wenn ich solche fiktiven Ursachen so viel Unheil anrichten sehe. Doch weiter. Die Weiber deuten nicht nur ihr eigenes Handeln immer aus solchen „edlen" Motiven aus, sondern sind auch theoretisch insofern Kantianer, als sie dem „Du sollst" oder „Es sollte" eine schier übermenschliche Macht zutrauen. Namentlich in Dingen des öffentlichen Lebens, die doch von ganz anderen Ursachen gelenkt werden, versprechen sie sich von allerlei rhetorisch vorgetragenen „Es sollte" die größte Wirkung. Nicht umsonst sind allerlei Ideen der französischen Revolution, wie allgemeine Menschenbeglückung usw. in Damensalons groß geworden, nicht umsonst hat man dem männlichen Geist in diesen Dingen, dem exakten Naturwissenschaftler der Politik, Machiavelli, das Verbrennungshemde des Ketzers gegen die heiligsten Dinge angezogen, während er es doch „nur" verstand, politisch-kausal zu denken. — Aus der Unfähigkeit der Weiber, das Spezifische der Ursachen zu sehen, kommt es in den Dingen des öffentlichen Lebens, an denen sie ja jetzt leider maßgebend beteiligt worden sind, daß sie durchgängig die Symptome mit den Realitäten verwechseln und stets die ersten bekämpfen, statt der zweiten. Ein spezielles Beispiel liefert die Antialkoholbewegung, die ja in der Hauptsache von Weibern getragen wird. Sie denken sich die Sache furchtbar einfach: ‚Es ist „wissenschaftlich erwiesen", daß der Alkohol viel Unheil anrichtet. Verbieten wir also den Alkohol als Ursache, und das Unheil als Wirkung wird aufhören.' Auf den Gedanken, daß der Alkohol doch nur ein Vehikel einer sehr viel tiefer gelegenen Triebgrundlage ist, die durch ein so mechanisches Mittel wie ein Alkoholverbot nicht im mindesten aus der Welt geschafft wird, kommen sie nicht. — Damit hängt es nun auch zusammen, daß sie auf eine uns unbegreifliche Weise so vieles in ihrem Kopfe ungeordnet nebeneinander liegen

haben, und dazwischen oft die überraschendsten Kausalverbindungen stiften. Denken Sie an die Lichtenbergische Geschichte von jener Dienstmagd, die Gott jeden Morgen auf den Knien dafür dankte, daß er sie habe Atheistin werden lassen."

„Ein anderes niedliches Geschichtchen erzählte mir neulich ein deutschnationaler Parteifreund. Ein Bekannter hatte einer Unterhaltung seiner Aufwärterin mit einer anderen Frau im Zuge zugehört. Die andere Frau sagte: ‚Man wußte doch nun so rein gar nicht, was man wählen sollte; wie hast du es denn gemacht?' Die Aufwartung: ‚Schlau. Ich habe unseren Herren danach gefragt, und mich gedacht, davon tust du das Gegenteil, denn der redet doch man bloß für die Riechen (Reichen). Und da hat er mich gesagt, ich an Ihrer Stelle würde sozialdemokratisch wählen, na, und da habe ich natürlich deutsch-völkisch gewählt.'"

„Ihr Freund kannte seine Leute und den weiblichen Satz vom Widerspruch. — Auch auf einem anderen Gebiete sehen Sie diesen mangelnden weiblichen Sinn für das spezifische der Wirkung; ich meine auf dem Gebiet der Kunst. Goethe hat einmal in Wilhelm Meister von der Schwierigkeit der Absonderung und Reinhaltung der Gesichtspunkte gegenüber dem Kunstwerk gesprochen. Die Kunstleistung in irgendwelcher Gestalt macht auf den Empfänger einen spezifischen Eindruck; schön, dem soll man sich hingeben. Nun liegt es aber verführerisch nahe, aus der absoluten Stärke, mit der das Kunstwerk den Empfänger beeindruckt, zu folgern, es könne noch viel mehr leisten, nämlich belehren, bessern usw. Gegen diese Anmutung, daß Alles alles leisten könne, wendet sich Goethe. Diese Anmutung aber ist typisch weiblich, daher denn Schiller beim weiblichen Geschlecht nicht umsonst die meisten Anhänger hat."

„Dies Thema ließe sich wohl noch sehr weit ausspinnen. Da Sie aber, wie ich an der Uhr sehe, sich allmählich für Ihr Kolleg rüsten müssen, so wollen Sie mir schnell noch etwas über den Satz der Bestimmbarkeit sagen, den Sie vorher erwähnten, und der mir nach Wort und Sache durchaus unbekannt ist."

„Er ist die Entdeckung eines ebenso genialen wie schmierig-liederlichen Mannes, Salomon Maimon, der es vom polnischen Betteljuden bis zu einer der höchsten philosophischen Potenzen Deutschlands gebracht hat, und dessen fesselnde Selbstbiographie, die Goethe schätzte, Sie mal mit Gewinn lesen können. Also: warum kann ich nicht sagen: ‚eine Linie muß sein tugendhaft oder lasterhaft, süß oder sauer, weiß oder schwarz,' wohl aber: ‚eine Linie muß sein entweder gerade oder krumm?' Weil jeder Sachverhalt, will ich mal sagen, einen anderen Kreis von Sachverhalten um sich hat, mit denen er zu einer neuen Einheit zusammengehen kann, dahingegen er andere Kreise ablehnt. Das wäre also ein Satz über das mögliche Zusammenbestehen der Prädikate. Ebenso ist auch jeder Sachverhalt nur einer begrenzten Zahl von Funktionen fähig. Exakte Beispiele liefert hier, wie fast immer, allein die Mathematik, doch würde deren Vortrag immerhin einige Zurüstungen fordern. Sie können aber über das Wesen des Gesagten klar sehen, wenn Sie das Prädikat verbal nehmen. Da kann man sagen: ‚das Eisen schmilzt,' aber nicht:

‚das Eisen liebt,' und umgekehrt: ‚der Mensch liebt,' aber nicht: ‚der Mensch schmilzt.'"

„Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken. Wenn Maimons Bestimmbarkeitssatz sich nicht nur auf Sachverhalte bezieht, die *rein ideell* existieren, wie mathematische Dinge, oder *zusammen im Raume* existieren, wie Schmelzen und Eisen, sondern auch auf Sachverhalte, die in der *Zeit nach* einander existieren, wie die einzelnen Stadien des Glühprozesses — ist dann nicht Ihr Kausalitätssatz so etwas wie ein in der Zeit auseinandergezogener Bestimmbarkeitssatz?"

„Sehr richtig; Sie sind philosophisch gar nicht so hoffnungslos, wie das nach einigen Ihrer früheren Aeußerungen scheinen könnte. Maimon ist selbst nicht mal auf diesen Gedanken gekommen, wie er überhaupt die Tragweite seiner Entdeckung nicht überschaut hat. — Dieser Bestimmbarkeitssatz, der sich Ihnen eben als Kern des Kausalitätssatzes enthüllt hat, ist in der Denkpraxis, also als Operator, als praktische Fertigkeit, von kaum zu überschätzender Bedeutung. Er ist das Wesen so vieler Gaben auf den verschiedensten Gebieten, des Geschmackes, des Taktes, des wissenschaftlichen Instinktes, der Menschenkenntnis, und er ist vorliegenden Sachverhalten gegenüber, um vieles in ein Wort zu pressen, die Fähigkeit, *Zusammengeratenes* von *Zusammengehörigem* zu unterscheiden."

„Und diese Gabe, die ja doch ein gut Teil der Menschheit nach Ihnen ausmacht, wollen Sie den Frauen absprechen!?"

„Dann müßte ich ja nicht nur körperlich blind sein, wie der griechische Seher. O nein, der Bestimmbarkeitsinstinkt der Frauen erstreckt sich sogar auf Gebiete, wo der unsrige radikal versagt, ich meine auf jenes okkulte Gebiet des Vorausfühlens, der Ahnungen — das Land der Egeria und der Velleda. Nein, ich meine nur: jene zuletzt genannte Fähigkeit, Zusammengeratenes von Zusammengehörigem zu unterscheiden, ist bei den Frauen oft mangelhaft ausgebildet."

„Was ist mit diesem Rätselwort gemeint?"

„Wieder etwas sehr einfaches. „Zusammengeraten" sind die Farben auf der Palette des Künstlers, „zusammengehörig" sind sie auf seinem Bilde. Wenigstens meistens. Diese Kategorie „Zusammengeraten-Zusammengehörig" herrscht nun, um eine Nutzanwendung auf das Weib zu geben, auch im *Ethischen*. Seit *Theophrast* hat man sich bemüht, bestimmte Charakterzüge, die sich erfahrungsgemäß durchgehend beisammen fanden, und die man daher als zusammengehörig beurteilte (ohne daß man allerdings den tieferen Grund immer einsah), zu typischen Charakterbildern zu vereinigen. Von diesem Kapital an praktischem Erfahrungswissen, davon jeder im Leben stehende Mann ein tüchtig Teil inne hat, auch ohne daß er Theophrast, Gracian, Lord Chesterfield und La Bruyère gelesen hat, zieht das Weib wenig Nutzen. Es ist eben, unbeschadet der hohen Abstraktionsgabe bei einzelnen, wesentlich Sinnenwesen; die hier geforderte Sonderung aber ist Sache des Verstandes. Der Mann fragt ‚*was kann* sein?'; das Weib fragt ‚*was ist*?'. So kommt es, daß der Gestus, die leere Attitüde sie so oft über den Kern täuscht. Der Mann hält sich in seiner Menschenbeurteilung vorwiegend an ganz kleine Züge, die mög-

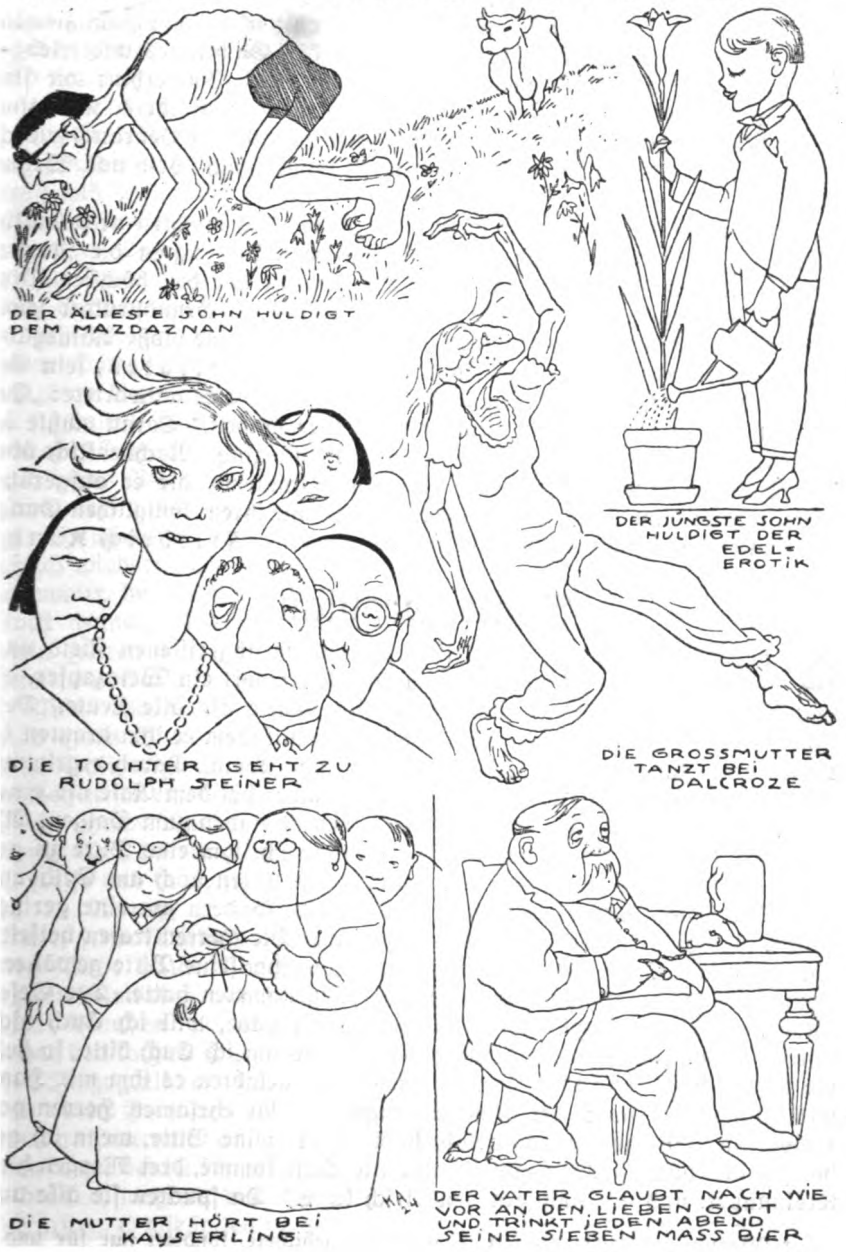
lichſt der Aufmerkſamkeit deſſen, dem ſie anhaften, entſchlüpft ſind; daraus ſucht er das ganze Syſtem zu konſtruieren; das Weib geht von den markanteſten aus. Kommt ihr hierbei jener eigentümliche ſeeliſche Tiefeninſtinkt zu Hilfe, ſo iſt ſie allerdings jedem Manne überlegen; aber dieſer Inſtinkt verſagt bei ihr, ſobald auch nur ein Schatten von *Liebe* in ihre Beurteilung fällt."

„Ja, ja, die Liebe macht blind."

„Wenn die Trivialitäten auch noch wahr wären, dann würden ſie ganz unerträglich ſein. Liebe macht zunächſt durchaus nicht blind, ſondern im Gegenteil überſcharfſichtig. Sehen Sie einmal von der geſchlechtlichen Liebe weg auf die Liebe, die ein Forſcher für ſeine Theſe, ein Philateliſt (beiläufig einmal ein ſehr ſinnvoll gebildetes Fremdwort) für ſeine Briefmarken hat. Der hundertäugige Argus iſt ein blinder Maulwurf gegen die Schärfe und den Umfang des Bemerkens von Vorzügen und Fehlern bei beiden. Aber, allerdings: wenige Forſcher waren ſo in ihre Theſen verliebt, und haben deshalb ſo viele *wahre* Hypotheſen aufgeſtellt als *Kepler* und *Faraday*, wenige aber auch mehr *falſche*. So geht es auch mit dem Weib in der Liebe. Das liebende Weib ſieht an dem Geliebten Gaben, diviniert Verwendungsmöglichkeiten für ihn, auf die er ſelbſt, bei aller Eigenliebe, nie gekommen wäre. Nur wenn das Urteil auf ſein mögliches Verhältnis zu *ihr* kommt, wird es ganz trübe. — Ein junges Mädchen liebe einen Mann, der „leidlich wohlgebaut", guter Tänzer, guter Reiter, guter Geſchäftsmann iſt, ſich nebenbei nach der letzten Mode kleidet und viel Glück bei den Frauen gehabt hat. Ein *Mann*, der für ſie die Wahl zu machen hätte, würde nun aus kleinen Indizien zu erforſchen trachten, was ſich eigentlich hinter dieſer Faſſade verbirgt. Das liebende Weib ſchließt ohne weiteres aus dem Umſtande, daß eine Verbindung dieſer ihre Sinnlichkeit faſzinierenden Eigenſchaften mit menſchlich relevanten möglich und vorgekommen iſt, daß dies auch im konkreten Falle ſtatthabe, daß alſo ihrem Idol durch Gemüt und Bildung Verſtändnis für ſie innewohne, daß es einen guten Hausvater verſpreche, von den Freundinnen ihr geneidet, ja, womöglich ihr gar treu ſein werde. Wenn aber der gute Mann auch für die Freundinnen ein Herz hat, und wenn ſie inne wird, daß zum Pferde Wein und Karten in einem gewiſſen fatalen Verhältnis der Beſtimmbarkeit ſtehen — dann, ja dann iſt ſie mit ihrem Urteil über „die" Männer fertig, und das pflegt nicht ſchmeichelhaft für uns auszufallen. Ein Mann iſt ſo blind, und ſo nachhaltig blind nicht in der Liebe; zum mindeſten pflegen ihm nach der Befriedigung des Sexualtriebes die Augen aufzugehen, während ſie ſich beim Weibe dann noch feſter ſchließen. — Aehnlich verſagt wiederum der Inſtinkt der Beſtimmbarkeit beim Weibe, wenn es ſich um die Beurteilung oder Schaffung von *öffentlichen Einrichtungen* handelt. Da ſoll, mit Goethe zu reden, Alles alles leiſten. Der Staat ſoll Ruhe und Sicherheit gewährleiſten, er ſoll aber beileibe auch nicht hart ſein, er ſoll Pracht entfalten, aber keine Steuern eintreiben, er ſoll keine Kriege führen, aber ſich der Feinde erwehren uſw.; kurz, ihr ganzes Denken ſteht auch hier unter dem Zeichen ‚waſch mir den Pelz, aber mach ihn mir nicht naß'."

„Doch" — er ſah nach der Uhr — „die Reden haben auch ihr Pro-

STABILISIERUNG DER SEELE



Karl Arnold

kruftes-Bett und -Beil: die Zeit. Es wird Zeit zu gehen, und — zu enden. Denn eine Menge kleiner präziser Züge haben wir ja allerdings wohl zutage gefördert, und das soll ja nach Stendhal ein Verdienst sein. Dafür haben wir aber auch genug Land im Luftballon gleichsam ziemlich ziellos überflogen, wohin gerade der Wind des Gespräches uns trieb — und das sollte der Philosoph eigentlich nicht tun. Immerhin: wir sind an den Küsten einer Welt gekreuzt, die immer noch ihres Kolumbus harrt, denn wahrlich, um ein Wort Nietzsches zu unserem Gebrauch zurecht zu schneiden: ‚Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Weib und Weibes Erde!'"

Ein stilles Leuchten ging über seine Züge. Sie mochten ursprünglich nicht nur körperlich unschön gewesen sein, denn sie zeigten die Narben tiefer Leidenschaften; aber das dauernde Ringen mit den höchsten Problemen hatte sie modelliert und der widerstrebenden Grundstruktur jenen Adel des Ausdruckes abgezwungen, der mehr ist, als eine bloße Naturgabe. — Der physiognomienkundige Zopyrus sagte zum Sokrates, sein Gesicht sei der Spiegel aller bösen Leidenschaften. Sokrates antwortete: „Gewiß, ich habe sie alle gehabt, und sie alle überwunden." Daran mußte ich denken. Er nahm Hut und Mappe, grüßte und ging. Nachdenklich über das Problem seiner Person, wie über die Probleme, die er aufgerührt hatte, sah ich seine straff aufgerichtete Gestalt mit ihrem königlichen Gange im Dunkel der Platanenschatten verschwinden. Friedrich Kuntze.

Sankt Grobian*.

Es begab sich, daß ein wunderlicher Gesell im abgerissenen Kleid nach Lübeck kam. Nun war zur Zeit im Ratskeller dort ein Weinzapfer, ein hochmütiger, stolzer Mann, der sich weiser dünkte als alle Leute. Dem spielte der fremde Gesell gar bald einen Possen, indem er ihm drunten im Keller eine Kanne Wasser gab für eine Kanne Wein. Darob ergrimmte der Weinzapfer und verklagte seinen Widersacher bei dem Rate als einen Dieb. Und der gestrenge Rat verurteilte den Fremden zum Galgen. Als er nun am Galgen stand, bat er recht demütiglich, ihm eine Bitte zu gewähren. Er wollte weder um Leib und Leben bitten noch um Geld und Gut oder ewige Messen und sonstige Spenden, sondern um eine geringe Sache, die ohne Schaden zu vollbringen wäre. Die Herren traten beiseite, Rat zu schlagen, und wurden einig, sie wollten ihm seine Bitte gewähren, wenn sie nicht die Dinge beträfe, die er ausgenommen hatte. Der Gesell sprach: „Um die Dinge, die ich ausgenommen habe, will ich Euch nicht bitten. Wollt Ihr mir aber sonst gewähren, worum ich Euch bitte, so hebt die Hände auf." Das taten sie alle zumal und gelobten es ihm mit Hand und Mund. Da sprach der arme Gefangene: „Ihr ehrsamen Herren von Lübeck, dieweil Ihr mir das gelobt habt, so ist meine Bitte, wenn ich gehangen bin, daß der Weinzapfer dann alle Tage komme, drei Morgen hintereinander, und mir nüchtern den Arsch küsse." Da spuckten sie alle aus

* Warnung! Dieser Aufsatz ist nicht für gebildete, sondern nur für ungebildete und überaus gebildete Menschen geschrieben. Vorwitzigen sei gesagt, daß wir für Leibes- und Seelenschaden nicht aufkommen. St.

und sprachen, das wär' keine geziemende Bitte. Aber der Verurteilte sprach: „Ich halte den ehrsamen Rat von Lübeck für so redlich, daß er mir hält, was er mir mit Hand und Mund zugesagt hat.“ Da gingen sie nochmals zu Rat und beschlossen endlich, sie wollten ihn ledig lassen. Also zog der Fremde von dannen. Als der Weinzapfer aber nach Haus kam, fand er an der Türe des Ratskellers eine Eule gemalt. In ihren Klauen hielt sie einen Spiegel.

Eulenspiegel! Wer kennt ihn nicht, den niedersächsischen Bauernburschen, der nicht nur den ehrsamen Rat in Lübeck foppte, sondern auch in Prag und Erfurt die hochwohlweisen Doktores zum besten hatte und sich mit absonderlichem Vergnügen an den Pfaffen rieb? Ja, er war ein unheiliger Geselle! Einen Heiligen ließ indessen selbst er gelten. Sebastian Brant hatte ihn auf seinem „Narrenschiffe“ bei uns eingeführt. Er hieß „Sankt Grobian“ oder auch „Grobianus“.

Ein kurioser Heiliger, nicht wahr? Doch nie ist in deutschen Landen einem Schutzpatron inbrünstiger gehuldigt worden. Wenn er mit der Sauglocke läutete, hei, wie spitzten sie ihre Ohren, und wie trefflich läuteten sie bald selber, all die Bauern und Bürger, Edelleute und fürstlichen Herren! Hatten Seine Kurfürstlichen Gnaden von Sachsen dero durchlauchtigsten Vetter in Wolfenbüttel einen „verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänder, böstätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes“ benamset, so tönte es aus Wolfenbüttel nicht minder lieblich wieder: „Abtrünniger Kirchenräuber, boshaftiger, vermaledeiter Hurenwirt, du, welchen Martinus Luther, dein lieber Andächtiger, Hans Worst nennet.“ Da aber griff der so übel Berufene in den Streit der hohen Herren mit einer Schrift ein, über die Sankt Grobian drei Purzelbäume vor Entzücken schlug: „Wider Hans Worst.“

Wie? Er, Luther, sollte seinen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten, einen Hans Wurst betitelt haben? Nimmermehr! Johann Friedrich sei untadelhaft, abgesehen davon, daß er bisweilen über Tisch zu viel trinke. Deswegen sei er aber noch lange kein Trunkenbold, geschweige ein Hans Wurst. Hans Wurst? Nicht in Wittenberg, in Wolfenbüttel sei der zu suchen. Auch der Trunkenbold sei da zu finden und der Fresser dazu. Täglich fresse und saufe sich Herzog Heinz voll Teufel und die speie er dann aus in Worten und Werken. Wie er seine evangelischen Untertanen schinde, seine fürstliche Gemahlin plage, welchen gottlosen Unfug er mit seiner Metze treibe, das sei gar nicht zu sagen. Und so ein Erzbösewicht, Erzmeuchelmörder und Meuchelmordbrenner wage es, über den christlichen Glauben zu schreiben! Gegen Schluß seiner Streitschrift redet Luther den katholisch gebliebenen und in der Tat gewalttätigen und zuchtlosen Herzog also an: „Du solltest nicht eher ein Buch schreiben, du hättest denn einen Forz von einer alten Sau gehört, da solltest du dein Maul gegen aufsperren und sagen: ‚Dank habe, du schöne Nachtigall, da höre ich einen Text, der ist für mich. Halte fest, Rüdem, das wird gut in ein Buch zu drucken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Kurfürsten. O wie sollen sie die Nasen davor zuhalten und werden bekennen müssen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sei geworden.‘ Ja, so solltest du Bücher schreiben, die könntest du verstehen!“

Unter dem Zeichen Sankt Grobians erwuchs bald in Deutschland eine ganze Literatur. Sintemal die bewußte Glocke nirgends stärker läutete als bei Tische, knüpfte man an die alten „Tischzuchten“ an, parodierte sie aber. Schon einige Jahre vor Luthers hahnebüchener Streitschrift erschien ein Werkchen, das sich betitelte: „Grobianus Tischzucht bin ich genannt, den Brüdern im Säuorden wohlbekannt.“ Später nannte man dies Werkchen den „kleinen Grobianus“. Den „großen“ verfaßte Friedrich Dedekind, nachheriger Superintendent an der Michaeliskirche zu Lüneburg, Anno 1549 in jungen Jahren als Student, und zwar in lateinischer Sprache. Der Wormser Schulmeister Kaspar Scheidt übertrug das Buch bald in deutsche Verse und erweiterte es mit glücklicher Hand. Fabelhaft war der Erfolg. Denn Dedekind sowohl wie Scheidt schufen unmittelbar aus ihrer Zeit heraus. Als Männer der Reformation wollten sie den sich immer toller gebärdenden „Grobianismus“, zumal das auch von Luther gebrandmarkte Sauflaster, entschieden bekämpfen. Als echte Kinder ihres Volkes wußten sie aber auch, mit dem Predigen dawider sei es nicht getan. So machten sie denn Sankt Grobians Abzeichen — das gekrönte Schwein mit der Sauglocke am Halse — scheinbar auch zu ihrem Wappen, ja, sie übertrumpften noch die tolle und volle Rotte um den neuen Heiligen, derart, daß ganz Teutschland sich vor Lachen den Bauch hielt.

Als ein Schüler Scheidts betrat der hauptsächlich in Straßburg tätige Johann Fischart die literarische Laufbahn. Den Plan seines Lehrers, das Volksbuch von Eulenspiegel in Reime zu bringen, verwirklichte er, freilich ohne rechten Erfolg. Wirksamer war die „Flöh Hatz“, worin Fischart reimweis mit derber Laune den Krieg der Weiber mit den Flöhen behandelte. Das Hauptwerk jedoch des gesamten deutschen Grobianismus wurde Fischarts „Gargantua“, die freie Bearbeitung des ersten Buches von Rabelais' weltberühmtem grotesken Roman.

Hatte schon der Franzose das ungeschlachte, überschäumende, den christlichen Spiritualismus gewaltsam durchbrechende Zeitalter ins Riesige vergrößert und dabei die Form bedenklich gelockert, so sprengte der Deutsche sie vollends durch Zutaten, seien es nun Schilderungen oder alle möglichen Betrachtungen, Anspielungen, Notizen, Anekdoten, Zitate, endlos ausgesponnene Wortspiele und dergleichen mehr. Wildere Orgien hat die Maßlosigkeit wohl niemals gefeiert. Dem heutigen Leser wird bei Fischart zu Mute wie dem Schüler in Goethes „Faust“: ein ungeheures Mühlrad geht ihm im Kopfe herum. Himmel, was erfaßt das Mühlrad nicht alles: den gottgeweihten Dreschflegel des Bruders Jan und des Riesenkindes, des Gargantua, Arschwisch, die großen Glocken der Kirche Notredame und die großen Narreteien der heiligen Fantastnacht, dazwischen noch die tausend Grillen, Mücken und Tücken unzähliger Mönche, Sophisten, Pilger, Zigeuner, Bettler, Schmarotzer, Schlampamper, Kriegsgurgeln und sonstiger Großmäuler. Getrieben wird aber das Mühlrad von dem Sturzbach, mit dem der Riese Gargantua, nachdem er seinen Hosenlatz geöffnet, die Stadt Paris überschwemmte, wobei 260 418 Bewohner ersoffen, ohn Weiber und Kinder.

Aehnlich wie später bei Jean Paul wissen wir auch bei Fischart oft nicht, wo die Genialität aufhört und die Pedanterie anfängt. Nicht selten

ergibt sich bei näherem Zusehen, daß gerade die genialen Züge auf Rabelais verweisen. Um so bezeichnender ist, welchem Thema der Deutsche einen ganz unbestreitbaren literarischen Triumph verdankt: Fischarts Kapitel „von der Trunkenen Litanei" liefert die seine Vorlage weit überflügelnde, wohl nie wieder erreichte, wahrhaft verblüffende Darstellung eines Saufgelages durch alle Stadien hindurch, bis die Beine nicht mehr tragen wollen, die Augen versagen, die Zunge auf Stelzen geht, stottert, der Kopf schlottert und der Trunkene endlich in den Saustall wankt, um zu speien.

Rabelais sowohl wie Fischart berufen sich in ihrem Vorwort auf das Symbol, dessen sich Platon in seinem „Gastmahl" zur Charakteristik des Sokrates bediente: äußerlich sei das Ding nur ein Fratz, ein grinsender Silen, innerlich aber gar köstlich und heilsam. So — meinten beide Verfasser — sollte man auch ihre Bücher beurteilen. Allerdings wehrten sich die beiden dagegen, daß man zu viel in sie hineintrüge, ihnen Absichten unterschöbe, an die sie nicht im entferntesten gedacht hätten. Auch hierbei saß ihnen aber der Schalk im Nacken. Am Ende mochte es also doch bei jenem bedeutsamen Symbole bleiben.

Und in der Tat! Hinter dem Silen oder vielmehr dem Grobian steckt bei uns oft genug etwas gar Köstliches und Heilsames, etwas, das weit hinausragt über bloße didaktische Absichten. Man braucht nur den Eingang zu Luthers Streitschrift „wider Hans Worst" mit ungetrübten Augen zu betrachten. Wir lesen da: „Für mich zu reden, habe ich's sehr gern, daß solcher Art Bücher (wie die des Herzogs Heinz) wider mich geschrieben werden; denn es tut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und den Fersen sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen Gott der Herr beide, die höllischen und weltlichen Fürsten, also erbittert und unsinnig macht, daß sie vor Bosheit sich zerreißen und zerbersten wollen, und ich dieweil unter des Glaubens und Vaterunsers Schatten sitze und lache des Teufels und seiner Scharen in ihrem großen Zorn, Plärren und Zerren. Und wenn sie es könnten leiden oder verstehen, wollte ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß sie ohne Unterlaß solche Bücher wider mich schrieben. Wie könnt' ich sie besser plagen? Denn davon werde ich jung und frisch, stark und fröhlich."

Ist das nicht köstlicher Humor und finden wir den als innersten Kern nicht auch bei Till Eulenspiegel, ja, sogar bei den verkappten Didaktikern der Reformationszeit? Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, der Fischart angehört, verrät allerdings bei uns schon sinkende Kraft. Während Bücher wie der Eulenspiegel und der Grobianus schier überall im Abendlande dröhnendes Gelächter erweckten und zahlreiche Uebersetzungen erlebten, sah Fischart, der kühne, protestantische Satiriker, sich bei schwindender Schöpferkraft schon genötigt, an einen Ausländer sich anzulehnen. Wie reich aber gerade Fischarts Zeit auch bei uns noch war an einem Menschenmaterial, welches der Feder eines großen Humoristen wohl würdig gewesen, zeigen die Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. „Herr von Schweinichen", urteilte später kein Geringerer als Goethe, „ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet, es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt; es

wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man muß es gelesen haben."

Wer nun diese Denkwürdigkeiten liest, fühlt sich bald gedrungen, einen Unterschied zu machen, nämlich zwischen bloßen Schweinen und den lieben, netten Schweinchen. Zu den Schweinen gehörten jene „Unfläter", von denen unser Chronist Anno 1571 berichtet, daß sie gelobt hätten, weder zu beten noch sich zu waschen. Er aber, der Chronist, strafte die alte Herzogin von Liegnitz nicht Lügen, die lachend einst prophezeite: „Mein Schweinlein wird gut werden."

Hänschen ward wirklich ein wackrer Kumpan. Trinken konnte er — oh! Er selbst hielt es für unmöglich, daß ihn einer vollsaufen könnte. Doch stand er auch sonst seinen Mann. Keiner vermochte ihn in der Treue zu seinem fürstlichen Herrn, geschweige zu seinem lutherischen Herrgott wankend zu machen. Dafür lohnte ihm aber auch der liebe Gott. Denn wahrhaft väterlich wachte er über sein Schweinichen, zumal, wenn es zu buhlen und löffeln begehrte. Selbst bei dem Herrn von Ferkel durfte es sich mit dessen hübscher Tochter, dem „Ferkelchen", nicht tiefer einlassen. Erst bei der Margaretha von Schellendorf raunte Gott seinem Getreuen dreimal mit sich steigernder Dringlichkeit ins Herz: „Zeuch hin und bitte um sie!" Als Hans dann (1581) sein Beilager mit der Schellendorferin feierte, geschah es auch seinerseits als „reine Jungfrau". Er beging sogar eine Tobiasnacht, wozu allerdings der starke Rausch das seine beitrug.

Seltsam mischen sich so bei dem schlesischen Junker grobianische Züge mit solchen, die an Wolfram von Eschenbachs Parzival gemahnen. Zum Range einer — mit Fischart zu reden — „affenteuerlichen Geschichtklitterung" werden aber Schweinichens Denkwürdigkeiten erst erhoben durch Hansens innige Beziehungen zu einer der verwunderlichsten Ausgeburten dieser kuriosen Zeit.

Der Herzog Heinrich der Elfte von Liegnitz war alles andere eher als ein Haus- und Landesvater. Seiner fürstlichen Gemahlin hatte er gelegentlich eine Maulschelle verabreicht. Mit den Ständen seines Landes lebte er wegen seiner tollen Verschwendungssucht in dauerndem Unfrieden. Nun zog er im Reiche umher, teils um den Beistand der Fürsten gegen seine Untertanen zu erlangen, teils um einen Pump anzulegen. Bloß um ihn wieder loszuwerden, kriegte er auch hie und da etwas. Doch im Hui war es wieder weg. In Köln belegte man schließlich die gesamte fürstliche Habe mit Arrest. Noch kurz zuvor feierte der Herzog lustig und unbekümmert einen Mummenschanz im Nonnenkloster. Sehr zu paß kam es ihm, als sich die Utrechter an einem verstoffenen Kerl seines Gefolges vergriffen. Schleunigst schickte er seinen Hofmeister Hans von Schweinichen zu den Pfefferfäcken; er sollte sie tüchtig klopfen. Die Spanier kamen aber dazwischen, Hans entwich nur mit Mühe. Was tun? Die Not des Herzogs war jetzo auf das Höchste gestiegen. Da hatten jedoch Ihro Fürstlichen Gnaden einen wahrhaft Kurfürstlichen Einfall: Dero getreuer Hofmeister sollte zu Schiff nach England, als Vertreter des Herzogs um die Hand der jungfräulichen Königin werben, Elisabeth daneben auch um 50 000 Kronen anpumpen! Nun wär unser Schweinichen zwar gerne nach England gefahren. Aber eine derartige Mission zu über-

nehmen, hegte er denn doch Bedenken. Derowegen fragte er den Herzog, wie in aller Welt er auf diese Narrheit geraten wäre. Hätte er doch bereits eine Gemahlin, welches die Königin wohl wüßte. Wo wollte er seine rechtmäßige Gattin denn hintun? „Du bist ein Narr", sagte der Herzog unwirsch. „Auch der Landgraf Philipp von Hessen hatte zwo Gemahlinnen." Darauf antwortete Hans, das wär ein ander Ding. Der Landgraf hätte drei Hoden gehabt, die hätten Ihro Fürstlichen Gnaden nicht. Zudem hätte er, Schweinichen, Dero Gemahlin nie hören klagen, daß sie es allein nicht schaffen könnte, wie die Landgräfin getan. Darum könnte er die Legation nicht auf sich nehmen. Solche Werbung wäre ihm zu hoch ... Und so unterblieb sie denn, mochten auch Ihro Fürstlichen Gnaden etliche Tage mit dem wackern Hofmeister schmollen.

Wie recht Hans gehabt hatte, sollte sich schon im nächsten Jahre (1577) erweisen. Weil ihm keine Menschenseele im ganzen heiligen römischen Reiche teutscher Nation mehr pumpen wollte, war der Herzog nach Liegnitz zurückgekehrt. Uneingedenk der Maulschelle, hatte die Frau Herzogin weit ihre Arme geöffnet. Siehe aber, der fürstliche Gemahl wollte partout nicht hinein! Mit einer wunderschönen Musika erscheint die hohe Dame vor der Kammertür des Heimgekehrten. Fester nur verschließt sie der Unbegreifliche. Nasse Augen bei der Herzogin. Händeringen bei dem Hofmeister. Hans läßt aber nicht locker. Ausrede nach Ausrede seines Herrn entkräftet er. Endlich verliert dieser die Geduld. „Du bist ein Narr", schnauzt er. „Du weißt viel, was mir mangelt." Aber um Himmelswillen, was denn nur? Eine kleine Pause. Dann sagten Ihro Fürstlichen Gnaden zu Dero vertrautem Rate: „Die Herzogin ist mir kein nütz, ich kann vor dem großen Bauche dazu nicht kommen ..." Zwanzig Jahre später schuf Shakespeare seinen Falstaff. Der fürstliche Falstaff in Liegnitz harrt heute noch seines Dichters.

Die gestaltende Kraft war bei uns auf lange Zeit leider gelähmt. Als sie sich nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges wieder regte, verriet sie sofort wieder ihre Neigung zu urwüchsiger Derbheit. Grimmelshausen, der Dichter des „abenteuerlichen Simplicissimus", brachte dem Sankt Grobian oft schmunzelnd ein Opfer. Der Student Christian Reuter, Verfasser von „Schelmuffskys wahrhaftiger kuriöser und sehr gefährlicher Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande" verschrieb sich dem Heiligen gar mit Haut und Haar. „Der Tebel hohl mer!" Wer lachen will, daß ihm der Bauch wackelt — und sei er so groß wie der Falstaffs oder des Herzogs von Liegnitz —, braucht bloß zu lesen, wie das versoffene Luder, der Aufschneider, der Schelmuffsky, zur Welt kam. Diese Geschichte von der großen Ratte und von dem Loche, in das sie fiel — — — „O sapperment!"

Eine Hauptpflegestätte des immer eindeutigen und deshalb rechten Burschen nie anstößigen Grobianismus blieben die deutschen Universitäten. Mochte auch Zacharia im Zeitalter des Rokoko über die „Renommisten" launig zu Gericht sitzen, selbst in dem „galanten" Leipzig rief gelegentlich der junge Goethe schnuppernd: „Hier stinkt's nach Füchsen!" Viele, viele Jahre nach der Kontrahage, die sich der Bruder Studio damals zuzog, kam der größte deutsche Staatsmann, schier geächtet, nach Jena. Er kehrte

in Goethes liebem, närrischem Neste dort ein, wo einst schon Luther zur Fastnacht mit zween Schweizer Studenten geherbergt hatte, im Gasthaus zum Bären. Da packte ihn der Genius des Bären, des Reformators, des größten deutschen Dichters. Die Hand geballt, rief Bismarck im Hinblick auf seinen jämmerlichen Nachfolger unter dem tausendstimmigen Jubel der fackelschwingenden Musensöhne: „Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab ich, wie immer, schuldigen Respekt. Er aber, er kann mich — — —." „Im Arsch lecken", hatte Goethe seinen Ritter mit der eisernen Hand ursprünglich sagen lassen.

Ja, Ihr „klugköpfigen, witzersauften Gurgelhantierer", die schon Fischart brav vexiert hat, laßt es Euch zur Fastnacht verkünden: es ist halt nicht anders, Arsch zu Arsch: Götz von Berlichingen, der Landjunker auf Jaxthausen, gehört zu Till Eulenspiegel, dem Bauernburschen im Ratskeller zu Lübeck, und der Dritte im Bunde ist jener Zauberer und Schwarzkünstler, der Anno 1525 aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfaß strammen Arsches ritt, auch er der Sohn eines Bauern. Einem Jahrhundert sind sie entsprossen, der Götz, der Till und der Doktor Faust, dem unflätigsten, aber auch dem gewaltigsten unserer Geschichte. Mit derber, mit eiserner Faust griff es durch, dies Jahrhundert. Viel hat es zu Boden geschmettert. Weit mehr aber noch aufrichten helfen: Goethe, Bismarck sind nicht denkbar ohne Luther... Und Ihr, verkehrte, nein, nein, verehrte Zeitgenossen? Nun? Wollt Ihr denn zur heiligen Fantastnacht da hocken wie die Oelgötzen? Wie die Trantuten eitel Trübsal blasen? O sapperment! Hebt endlich wieder die Köpfe, leert die Krüge und singt mit mir ein funkelnagelneues Lied:

Wenn sie — statt den Floh zu töten —
Von Humanitäten flöten,
Von dem Frieden, der hienieden
Ewig allen sei beschieden,
Hilf, Sankt Grobian!
Wenn sie schlichte Rede meiden,
Sich am „Edelquatsche" weiden,
Wenn sie tänzeln und scharwenzeln
Und dazu noch temperenzeln,
Hilf, Sankt Grobian!
Heiliger du der großen Männer,
Der Bekenner, nicht der Flenner!
Hilf uns lausen die Banausen,
Daß sie sausen in den grausen
Rachen des Humors!

Bruno Golz.

Unfreiwilliger Humor.

Trotz des Sammel- und Ordnungsfleißes der letzten Generation sind einzelne Gebiete der Literaturgeschichte noch kaum erschlossen. So fehlt uns noch immer eine Monographie über die großen Vertreter des unfreiwilligen Humors, obwohl diese Kunstform gerade einem tiefen Bedürfnis der Gegenwart entgegen kommt. Denn die überwache Bewußtheit

des modernen Menschen ist dem künstlerischen Schaffen sehr gefährlich; die Unschuld der Unmittelbarkeit, welche vor allem der Lyrik unentbehrlich ist, ist uns verlorengegangen. Wo eine Dichtung uns in schlichter, ja, einfältiger Art entgegentritt, können wir uns des peinlichen Verdachtes nicht erwehren, daß sie das Ergebnis besonders raffinierter Mache sei, — selbst der Dadaismus hat nur wenige echte Kunstwerke einfältiger Art geschaffen. Kein Wunder darum, daß man beginnt, die Müllkästen der Irrenhäuser nach künstlerischen Erzeugnissen zu durchforschen, die nicht im Hinblick auf Verleger und Publikum verfaßt sind, sondern elementare Ausbrüche der menschlichen Seele darstellen. Im „Berliner Tageblatt" war kürzlich über eine neue Quelle unmittelbarer Kunstschöpfung berichtet, die ein findiger Zeitgenosse erbohrt hatte: die Zeichnungen Gefangener. Aber obwohl der Kritiker die höchsten Töne einfühlsamer Aesthetik anschlug, konnte er doch nicht verbergen, daß die zutage geförderten Inschriften und Zeichnungen nicht viel Neues brachten; sie genießen großenteils schon eine zwar beschränkte, aber ausreichende Publizität, indem sie auch an den Wänden anderer verschwiegener, jedoch ohne Mitwirkung des Staatsanwalts zugänglicher Zellen prangen.

So scheint uns wahrhaft unmittelbare Kunst unerreichbar geworden zu sein, um so mehr, als kein Fleiß oder guter Wille imstande ist, sie hervorzubringen. Nicht einmal Ullstein, dem es sicher nicht entgangen ist, daß das moderne Publikum der ewig reflektierenden Bewußtheit müde ist, kann es bei seinen Autoren durchsetzen, daß sie ihr Herzblut mit reiner Naivität verspritzen.

Darum wird es sicher mit Dank begrüßt werden, wenn dem Streben unsrer Zeit, die in ihrer Verzweiflung unschuldige Einfalt nur noch im Ninnstein zu finden glaubt, ein edleres Gebiet erschlossen wird, in dem unmittelbare Kunstschöpfung in Hülle und Fülle verborgen liegt: es ist das Gebiet des unfreiwilligen Humors.

Freilich ist auch hier die Zahl der großen Talente begrenzt, aber noch das Mittelmaß leistet darin unvergleichlich besseres, als die meisten bewußten Dichter. Das hängt eben mit dem Wesen dieser Kunstform zusammen, die — als einzige — die Eitelkeit des Künstlers völlig ausschaltet. Der unfreiwillige Humorist schafft, wie die Blume blüht, ohne Zeit seines Lebens von den Reizen seiner Schöpfung zu erfahren; wie die unbewußte Natur Anmut und Schönheit, so entfaltet er die Komik, welche die segnende Hand des Schicksals in seine Seele gelegt hat. Manchem gelingt freilich unter tausenden lederner Verse nur ein genialer. So weiß ich heute — nach zwanzig Jahren — noch zwei Strophen auswendig, die der schöne Ertrag eines Heldengedichtes auf Friedrich den Großen sind, das ein württembergischer Gymnasiallehrer unter dem Eindruck Homers in zwölf erhabenen Gesängen verfaßt hat. Der erste:

O acht und zehnter Tag im Sommermond,
der du, eh zweimal hundertmal die Sonne
mit Sturm und Frost am Horizont gethront,
mit Sehnsucht, vom Zenith beglückt und Wonne,
dreimal geprüft des Vaterlands Geschick
und Ehre gabst, wenn du versagt das Glück:

Ich kann an dir nicht stumm vorübereilen,
ich muß bei dir, als einem Freund verweilen!

Ein zweiter, der die homerische Gleichnisform nachbildet und den Eindruck schildert, den der Tod eines Generals auf Friedrich und seine Umgebung macht:

Wie wenn ihn, der im Feld
der Strahlen nur zu schweben ist gewohnt,
des Staubes schwarzer Schatten überfällt
und jäh sein silbern Licht auslöscht,
den Mond, — und der dem seine Wissenschaft verkündet,
daß nicht der Stern der Nacht auf ewig schwindet,
und auch die andern stehn vor Schrecken trunken,
in der Machtlosigkeit Gefühl versunken.

Dem Scharfsinn des Lesers sei es überlassen, die Verse zu deuten, deren Inhalt mit den prächtigen Mitteln poetischer Anschaulichkeit aus dem nüchternen Bereich der Prosa in die sinnlich-bildhafte Welt der Dichtung gehoben ist.

Das ist, so eindrucksvoll es sein mag, doch nur eine einzelne Blüte auf dürrer Heide. Unsere deutsche Literatur hat aber auch Blumengärten, in denen man kein kahles Fleckchen findet. Dazu gehört der einzige, aber stattliche Gedichtband von Friedrich Kempner, aus dem wir weiter unten einige Proben bringen.

Damit betreten wir klassischen Boden. Friederike Kempner darf wohl unter die ganz Großen der Literatur gezählt werden, fast jede Zeile verrät hier die Meisterin des unfreiwilligen Humors.

Ihre Gedichte hatten in den achtziger Jahren auch den verdienten Erfolg; heute sind sie zu Unrecht vergessen. Freilich ist auch damals die breite Menge nicht in das Innere dieser Dichtungen eingedrungen und hat sich nur an der komischen Außenseite erfreut. Dieses reine Kindergemüt war unberührbar; während sechs Auflagen ihrer Gedichte reißenden Absatz als Kuriosität fanden, ist sie nicht inne geworden, daß ihre Kunst das Gespött aller spießbürgerlichen Gassenbuben herausforderte. Verständige indessen haben die rührende alte Dame immer geschätzt und ihre warme Güte durch die drollige Mißgestalt ihrer Verse hindurchleuchten sehen. Ein paar Zeilen auf ihren Hund Nero:

In den Augen meines Hundes
Liegt mein ganzes Glück,
All mein Innres, Krankes, wundes
Heilt in seinem Blick.

Hier liegt die Wurzel ihrer Kunst; ihr unfreiwilliger Humor entsteht nicht aus bloßem Mißgeschick, aus der Unfähigkeit zu dichten, wie das bei den ersten Beispielen der Fall ist, denn diese Verse sind eigentlich schön und auch nicht nur zufällig gelungen, — sie könnten nicht von einem andern Dichter sein; ihren besonderen Reiz erhalten sie ja erst durch die wunderbare Naivität, aus der sie erwachsen sind. Friederike Kempner ist wie ein Kind, das einen Brief ans Christkindchen schreibt; nur rohe Menschen, die darüber lachen können, konnten auch der arglosen Dichterin kränkende Briefe schreiben und ihr ihre Lächerlichkeit vorhalten; man wundert sich

nicht, daß diese Briefe an die gute alte Dame anonym waren, denn die Niedrigkeit des menschlichen Herzens ist stets von der Feigheit des schlechten Gewissens begleitet, — bekanntlich der stärkste Beweis für die Absolutheit des sittlichen Gesetzes.

Ein anderes Gedicht mag uns den Reiz von Friederikes Persönlichkeit verdeutlichen:

Dieses Leben liebst du noch?
Diese wechselvolle Pein?
Dieses schmerzerfüllte Sein? —
Ach man liebt es heimlich doch! —

Erst wenn wir diese Grundeinsicht in das Wesen unsrer Dichterin gewonnen haben, dürfen wir uns an dem unfreiwilligen Humor ihrer Kunst erquicken. Denn dann verstehen wir erst dessen eigentlichen Sinn. Unfreiwilliger Humor ist nicht notwendig literarisch, sondern er bedient sich nur gelegentlich dieser Form wie jeder anderen auch; er kann uns als Gebärde, als Rede, als Gemälde entgegentreten, ja, auch nur durch das Zusammentreffen zweier an sich ernsthafter aber unvereinbarer Dinge kann er sich plötzlich manifestieren. Gerade an Friederike Kempners Werk lernt man aber auch die bloße äußere Komik von dem innerlichen Humor unterscheiden. Komik läßt sich beschreiben und bewußt herbeiführen; davon zehren die meisten Lustspiele. Während Komik den inneren Zwiespalt der Welt aufdeckt, tritt Humor als ein unauflösbares Ganzes, Neues in die Reihe der Erscheinungen ein. Darum steht hinter jeder einzigen humoristischen Zeile immer ein ganzer Mensch, während selbst wirksame Komik in fleißiger Zusammenarbeit erdacht werden kann.

Im unfreiwilligen Humor aber scheint ein ganzes Volk über sich selbst zu lächeln, — ihn in eine fremde Sprache zu übersetzen dürfte unmöglich sein. Freilich streift er immer die Narrheit, und manchmal wird man mit Schrecken inne, wie nahe das Grausige neben dem Humoristischen wohnt, — aber das ist schon bei den bewußten Humoristen so, sie gehen alle am Rande gemütszerstörender Schwermut dahin.

Unsre andre Probe unfreiwilligen Humors, der wackere Burmann ist auch ein Wunderlicher, aber einer von der gelehrten Art, die ein tüchtiges Maß Narrheit vertragen kann, ohne umzukippen. Von einem Philosophen meiner Heimat erzählt man sich, daß er zeitweise an der Wahnvorstellung gelitten habe, ein zerbrechliches Glasröhrchen zu sein, was seiner Gattin den Seufzer entlockte: „O, Christian, Christian! Und du willst ein Professor sein?!“ Aber wie seine berufliche Logik ihm nicht aus dieser Bedrängnis half, so hat sie auch keinen Schaden davon getragen; Gelehrte und Schweinsleder halten viel aus. So hat auch der wackere Burmann einen ungeheuren Folianten mit seiner Weisheit angefüllt und ist sicher als geachteter Greis gestorben.

Ein moderner Verwandter von ihm, der die germanische Vorzeit mit derselben kühnen Genauigkeit auslegt wie Burmann die Bibel, veröffentlichte im Juni 1924 in der „Tat“ einen bemerkenswerten Aufsatz, den Eugen Diederichs, wie wir hoffen, nicht ohne stille Freude dem Staunen der gelehrten Welt vorsetzte.

Da sucht nämlich der Autor namens Konrad Weichberger aus einer

Stelle bei Tacitus (Annalen I, 59) ein Schlachtlied Hermanns des Befreiers zu rekonstruieren. Seine Phantasie vollführt dabei unglaubliche Sprünge, aber seinen Rang in unserm Fache erweist der Verfasser erst dadurch, daß aus seinen Tollheiten genialische Funken aufstieben. Die literarhistorische Würdigung des unfreiwilligen Humors muß sich eben darauf gründen, daß seine bedeutenden Vertreter „Format" haben müssen, sonst produzieren sie nur „Gelquatsch". Es ist eine sehr äußerliche Wertung, wenn man nur nach dem Grade der Oberflächenkomik geht und einfach etwa die mißlungensten Gedichte als die Blüten dieses Kunstzweiges ansieht. Vielmehr muß ihr Schöpfer das sein, was Lichtenberg — der für unser Gebiet besonderes Verständnis besaß und auch eine Perle unfreiwilligen Humors aus der Vergessenheit zog —, ein Originalgenie nannte.

Ein solches haben wir hier vor uns. Weichberger gibt eine Kennzeichnung des altgermanischen Schlachtliedes, des Barditus, die ein tiefes Verständnis für das der Magie nahestehende Wesen urtümlicher Poesie beweist. Der Barditus habe erst, wenn er in den Schild gesungen worden sei und die feineren Unterschiede der Konsonanten vor der Wucht der Vokale zurücktraten, seine dämonische Macht entfaltet, die darin bestand, daß über dem sachlichen Inhalt des Liedes als Obertöne die Götternamen mitschwangen. Ob dem Barditus solcher Götterklang innewohnte, galt als Vorzeichen für den Ausgang des Unternehmens.

Das ist eine einleuchtende Auffassung, die wirklich dem Seelenleben einer Zeit gemäß ist, in der nicht die grammatikalischen Träger der logischen Beziehungen, sondern die leidenschaftgeladenen bannkräftigen Nomina die Sprache beherrschten, die sich erst zur Rede umbildete und bei großen Anlässen ihre heiligen primitiven Formen benützte.

Aber dann führt den Autor sein Originalgenie ins Ungemessene. So recht er haben mag, wenn er der Ansicht ist, daß — wie nach der Psychoanalyse im Traum — im Barditus lose klangliche Assoziationen ohne Rücksicht auf die Länge des logischen Weges ganze Zusammenhänge vertreten, so tollkühn ist es, die klanglichen Assoziationen, die ihm zu einem Texte, den er geschaffen hat, einfallen, für die Assoziationen der Germanen zu halten, so wenn er behauptet, daß ihnen zu dem Namen des Tiberius „to dür" = zu teuer eingefallen sei und gar „zur Tür", nämlich „zu einer sehr gewissen Tür mit einem Herz".

Noch tollere Entdeckungen fördert Weichberger anläßlich des Spitznamens der Mutter des Tiberius, Locusta zutage, den er Locus—ta (da) liest, und zum Ausgangspunkt „eines ganzen Rattenkönigs handgreiflichster Assoziationen" macht, — nur daß eben dieser Name bei Tacitus gar nicht vorkommt!

Und nun ist kein Halten mehr. An einer anderen Stelle (Annalen 2,88), in der Antwort des Senats an den Hessenfürsten Adganbestrius findet unser Autor sein Hermannslied wieder; aber nicht nur das, sondern sogar eine Landkarte, auf der die Silben (seiner Anordnung) die Lage dreier Dörfer, in denen der Name Gandern vorkommt, und die Zäsur — den Verlauf einer alten Kreisgrenze wiedergeben! Kein Wunder, daß das französische Kinderlied Cadet Rousselle auf diesen Adganbestrius

(Gandeſtrius ille) gedichtet iſt; ſein Refrain „ah, ah, ah, mais vraiment“ iſt ja unverkennbar: ah, ah, ah, magis Varaminius!

Da Hermann ſein Lied auf Quinc-tilius Varus ſelbſtverſtändlich als F ü n f zeiler (Quinque = fünf) gedichtet hat, ſo ſind fünfzeilige Lieder wahrſcheinlich Nachkömmlinge des cheruskiſchen Poeten; daher war es nicht ſchwer, auch die heutige d e u t ſ c h e Form des Hermannsliedes aufzufinden; das Lied des volkstümlichen Sängers iſt jedem Studenten bekannt unter dem Titel „Das Wirtshaus an der Lahn“. (Es handelt ſich um den Aufruf Hermanns zum Kriege gegen ſeinen Schwiegervater, der ihm die Gattin geraubt hatte.)

Bei Tacitus ſagt Arminius, „ihm ſeien drei Legionen, ebenſoviel Legaten unterlegen; denn nicht durch Verrat, nicht gegen ſchwangere Frauen, ſondern offen gegen Bewaffnete führe er Krieg“.

Im Kommersbuch und bei Weichberger, der die Verwandlung der römiſchen Niederlage in ein Wirtshaus mit dem mittelhochdeutſchen Wort niderlage = Ruhe, Aufenthalt plauſibel macht, heißt es:

„Mir niederlagen drei Legionen = Es ſteht ein W i r t s h a u s an der L a h n; mir niederlagen drei Legaten = da kehren alle F u h r l e u t' an; ich wirre tun (führe Krieg) nicht denn offen = die Wirtin ſitzt am Ofen; ich nicht wider d i e ſ ch—wangerun Wib = Die Fuhrleut' um (-bi) den T i — ſ ch herum (-bi); ich offen wider Bewaffnete = d i e G ä ſ t e ſ i n d b e ſ o f f e n!“ — — Proſt! A l b r e c h t E r i c h G ü n t h e r.

Karl Arnold, Literatur

Aus Friederike Kempners Gedichten.

Die Poesie.

Die Poesie, die Poesie,
Die Poesie hat immer Recht,
Sie ist von höherer Natur,
Von übermenschlichem Geschlecht.
Und kränkt ihr sie, und drückt ihr sie,
Sie schimpfet nie, sie grollet nie,
Sie legt sich in das grüne Moos,
Beklagend ihr poetisch Los!

Spruch.

Menschliche Hilfe ist bald kaput,
Göttliche Hilfe allein es thut. —

Es schläft die Welt, es ruhen alle Herzen,
Nur meines nicht —
Ob Böswichter Herzen haben?
Bei mir brennt Licht:
Wie ist solch dunkeln Rätsels Sinn zu lösen?
Sie denken nicht —
Und nur Phantome, ferne Schreckensbilder,
Sind ihnen Recht und Pflicht.

Nachtigallen singen, flöten,
Lerchen steigen jubelnd auf,
Doch die Frösche und die Kröten
Hemmen der Begeist'rung Lauf!

Zanket nicht, hetzet nicht,
Friedlich scheint das Sonnenlicht,
Laßt die Juden und die Christen
Ungekränkt ihr Leben fristen.
Zanket nicht, hetzet nicht,
Jedem scheint das Sonnenlicht,
Laßt die Christen und die Juden,
Muselmänner, Botokuden.
Lasset alle ungestört.
Jede Feindlichkeit zerstört
Harmonien nah und fern!
Lobet alle Gott, den Herrn,
Dessen güt'ge Vorsicht hört
Solch Gezänke gar nicht gern!

Wehmüthig,
Demüthig,
Viel verkannt und tief gebeugt
Ist der Mensch, vom Weib erzeugt.

Vor Schillers Denkmal in Berlin.

Hast erhoben die Nation,
Großer, deutscher Volkessohn,
Klein im Leben ward dein Lohn —
Kleiner noch in Gyps und Thon.

Gegen die Vivisektion.

Ein unbekanntes Band der Seelen kettet
Den Menschen an das arme Thier,
Das Thier hat einen Willen — ergo Seele —
Wenn auch 'ne kleinere als wir.

Ein Mensch, mißbrauchend die Gewalt und Stärke,
Ein lebend Herz zerreißen — wie?
Wer gleicht denn hier dem wilden Thiere,
Ist es der Mensch, ist es das Vieh? —

Auf meinen am 15. November 1890 dahingegangenen Papagei.

Allgeliebter Vogel du,
Gingest auch zur ewigen Ruh
Liebenswürdig, zahm und zart
Und von selten geistiger Art!
Warst mir zweiundzwanzig Jahr,
Was kein anderer mir war,
Steter Freund, ach lebenslang,
Nehme meinen heißen Dank.
Mancher hat dich arg betrübt,
Weil du allgemein beliebt,
Gönnte diesen Trost mir nicht,
— Das ist Wahrheit im Gedicht. —
Nochmals Dank für deine Treu!
Lebe dorten auf, aufs Neu —
Jeder Geist er lebet fort.
Glücklich sei an jedem Ort!

Francisci Burmanni

In seinem Leben weitberühmten Doctoris, Professoris der GOttes-Gelahrtheit in der Hohen Schule zu Utrecht / auch getreuen Dienern des heiligen Evangelii daselbst:

Auslegung und heylsame Betrachtung

Der fünff Bücher Mosis, Josuä, Richter, Ruths, der zweyen Bücher Samuelis, der Könige, Chronicon, Esrä, Nehemiä und Esther usw.
Mit denen darinn vorkommenden sinnreichen

Sinn- und Vorbildern Göttlicher Geheimniß,

und sonst wichtigen Sachen,

Die zur Erkänntniß der Wahrheit, welche nach der wahren Gottseligkeit ist, nöthig sind.

Verlegts Johann Andreas Rüdiger, Buchhändler in Berlin 1733.

Auszüge*.

Frage: Aber wie hat Moses alle diese Sachen so gewußt, da doch die Schöpffung viel mehr dann zwey tausend Jahr vor seiner Zeit geschehen war?

Antwort: Es kan seyn, daß vor Mosis Zeiten viele Dinge beschrieben gewesen; Als Adam konte ja wohl die Historie von der Erschaffung, von seinem Fall, die Verheissung von des Weibes Saamen, etc. aufgezeichnet haben, und also die andern Patriarchen nach ihm, insonderheit Noah dasjenige, was sich zu eines jeden Zeit begeben, dessen allen sich Moses nachgehends kan bedienet, und darvon oder hinzu gethan haben, was ihm GOTT befohlen. Weilen man aber von keinen Schrifften der Alten weiß; So ist glaublicher, daß die Historie von der Schöpffung erst von GOtt selbst offenbahret, von den ersten Patriarchen von Hand zu Hand überliefert, und also allezeit in der Kirchen bekannt gewesen, bis sie nachgehends von Mose zugleich durch GOttes Offenbahrung und Eingeben, Num. 12,7. Hebr. 3,5. aufgezeichnet und beschrieben worden.

Frage: Was thäte GOtt vor dem Anfang aller Dinge?

Antwort: Die Heilige Drey-Einigkeit genoß durch sich selbst ihre Glückseeligkeit, und war vollkommen in sich selbst vergnüget, und beschloß von Ewigkeit was in der Zeit geschehen solte. Will aber jemand noch curiösere Fragen auf die Bahn bringen, dem könte man antworten, wie Augustinus erzehlet, daß er einem geantwortet, daß er für solche fürwitzige Nachforscher die Hölle bereitet.

Frage: Hat GOtt auch in der Erschaffung einige Hülffe der Engel oder etwas anders gebraucht?

Antwort: Keinesweges. Dann die Schöpffung ist ein Werck der Allmacht, welche niemand kan zukommen, dann GOtt allein. Auch kan man nicht begreiffen, daß einige Creatur auf nichts würcken kan, weil alle Creaturen eine vorhergehende Materie erfordern darauf zu würcken. Auch können die Engel zu der Schöpffung nicht geholffen haben, weil sie selbst geschaffen sind, Psal. 148, 2.5. Col. 1,16.

Frage: Hat auch der Heilige Geist zu der Schöpffung geholffen?

Antwort: Ja. Dann er schwebete auf den Wassern, Gen. 1,2. Job 3,34. Ps. 33,6. 104,30. Mal. 2,15.

Frage: Zu welcher Zeit des Jahres ist die Welt geschaffen?

Antwort: Wann man auf die Erde siehet, so ist nach den verschiedenen Theilen derselben zugleich an dem einen Orte Frühling, an dem andern Sommer oder Herbst, oder Winter gewesen, wie auch noch, daß man also auf der Erden sonderlich sehen muß nach dem Orte, in welchem der erste Mensch gesetzt war, und am Himmel nach dem Zeichen, in welchem die Sonne geschaffen war. Und so scheinet es Herbst gewesen zu seyn an dem Orte, da Adam war, als an welchem reiffe und nehrsame

* Wir bringen hier einige Proben „unfreiwilligen Humors". Ueber das Werk vgl. hinten die Zwiesprache.

Früchte scheinen gewesen zu seyn ... Und so ist die Welt wie viele ausrechnen im Herbst geschaffen und ist der erste Abend nach unser itzigen Rechnung der Anfang der Nacht, welche vor dem 23. October hergehet, gewesen; Und dem zu folge würde der Mensch geschaffen seyn den 28. desselben Monaths 4000. Jahr vor Christi Geburth.

Frage: Hat denn GOtt auf den fünfften Tag auch das Ungezieffer geschaffen, welches nunmehr aus der Verfaulung wächst, da damahls keine Verfaulung war?

Antwort: I. Man könte wohl sagen, daß GOtt damahls die Thiere selbst nicht geschaffen, sondern nur ihre Ursachen, und ihnen da Krafft gegeben dieselbe herfürzubringen, wenn die Verfaulung erfolgen würde. II. Man kan aber auch sagen, daß sie GOtt damahls aus der Erden selbst, gleich wie alle andere Thiere geschaffen; Aber daß er zugleich verordnet, daß sie ins künftige entweder von ihres gleichen, wie andere Thiere, oder aus der Verfaulung sollen gebohren werden oder herfür kommen.

Frage: Wie und welcher Gestalt hat GOtt die Fische gemacht?

Antwort: ... Etliche in einer gewaltigen Grösse, die auch absonderlich genannt werden grosse Wall-Fische. Und soll nach etlicher Meinung Wallfische geben, die fünff mahl grösser sind als der gröste Elephant, der das gröste Thier auf Erden ist ... Unter welche grosse Fische auch der Leviathan, d. i. der Crocodil, der sich in Egypten sehen lässet, gehöret, der beschrieben wird Job 40 und 41. Der auch Thannin oder ein grosser Drache, Ezech. 29,3 und cap. 32,2. ein Meer-Drache genannt wird. Ein solcher grosser Fisch war es auch, der Jonam verschlang, Jon. 1,17. welches eigentlich kein Wallfisch gewesen, massen dessen Kehle zu klein einen Menschen zu verschlingen, sondern Lamia Groß-Kopff. Zu dieser Gattung der Wallfischen, d. i. grossen Fischen, gehöret auch der Behemoth, der Job. 40,10. etc. gerühmet wird, welches nicht ein Elephant, sondern nach der Meinung der gelehrtesten Ausleger, ein Hippopotamus oder Meer-Pferd ist, welches sich auch an den Flüssen in Egypten aufhält.

Frage: In was für Geschlecht schuff GOtt den Menschen?

Antwort: Er schuff sie ein Männlein und Fräulein, v. 27. Nicht wie die Juden träumen, daß er sie mit dem Rücken an einander geschaffen, und nachgehends solte getheilet haben, sondern er schuff zween gantze und besondere Menschen, einen jeden auf seine Zeit, wie Cap. 2,21. ausführlicher erzehlet wird. Daß sie auch in der Grösse eines Riesen solten geschaffen seyn, ist nicht glaublich. Noch auch, daß Adam solte der gröste unter allen Menschen gewesen seyn. Sondern gleichwie einige seiner Nachkömmlinge ihn übertroffen haben an Jahren und Lebens-Zeit, so sind auch Zweiffels ohne viele grösser gewesen als er.

Frage: Da GOtt den Menschen so geschaffen hatte, wie empfieng er ihn?

Antwort: Er segnete ihn, d. i. Er gab ihm Krafft fruchtbar zu seyn und sich zu vermehren. Krafft welcher Worte die Juden gläuben, daß einem jeden, insonderheit dem männlichen Geschlecht, der Ehestand auferleget, daher sie sich auch frühzeitig und fleißig in denselben begeben. Allein GOtt giebt hier nicht ein solch Gebot zu heyrathen, das absolut und allgemein ist für alle Menschen, sondern ein conditional-Ge-

bot, welches alle diejenigen, die durch GOttes-Eingeben und Andringung ehrlicher Beweg-Ursachen sich zu heyrathen verpflichtet befinden.

Frage: Was für Materie war es, daraus des Menschen Leib gemacht ist, und wie ist es geschehen?

Antwort: I. Es war Staub oder Leimen der Erden. Eigentlich rothe Erde, wie in den Morgen-Ländern von Natur ist: Und eine solche Erde, die tüchtig und bequem ist gebauet zu werden, wann sie mit Wasser oder ander Feuchtigkeit durchweichet ist. II. Dieser Staub, Erde und Leimen nun wird von GOTT als einem Töpffer formiert zu einem menschlichen Leibe. ... Gott machte und formierte nun diesen Leib so herrlich und temperiert in allen Theilen, daß er alle Cörper und Leiber übertrifft. Seine Beine sind als Pfeiler, die Arme als Flügel, die Hände als Dienstknechte, ja Schreiber des Menschen Verstands, und wie Instrumenten; die Sinnen als Spionen und Ausspäher; das Haupt als ein Castell oder Schloß; das Hertz als ein Sitz des Lebens, und als eine Unruh, die nimmer still stehet biß in dem Tode; die Lunge als ein Blaßbalg; der Mage als die Kuchen. Und das alles mit einer solchen Proportion und Vollkommenheit, die man nicht genug begreiffen noch verwundern kann.

Frage: Wie ist die Seele des Menschen in ihn kommen?

Antwort: Die bließ Gott dem Menschen in seine Nasen, d. i. Er machte, daß der Mensch Odem holete, Jac. 2,26. Und wird die Würckung GOttes, durch welche er machte, daß der Mensch Odem schöpffte, eine Einblasung genannt. Eben als ob er mit einem angenehmen und lieblichen Windgen, oder mit einem sausen den Odem und das Leben, ja die vernünfftige Seele selbst in den Menschen geblasen hätte. Welches blasen ein äusserlich Zeichen war der Lebendigmachung des Menschen; So daß GOtt mit dem blasen die Seele schuf, da er dieselbe in den Menschen gleichsam bließ, nicht außer dem Leibe, sondern in demselben.

Frage: Wie schuf dann GOtt das Weib?

Antwort: Erst ließ Er auf Adam einen tieffen Schlaff fallen, d. i. einen natürlichen und wahren Schlaff, aber der sehr tief und hart war, wie 1. Sam. 26, 12. welches GOtt thäte theils auf daß es Adam nicht empfinden noch schmertzen möchte, indem GOtt eine seiner Rippen nahm, theils daß der Mensch die Erschaffung des Weibes nicht sehen, sondern vielmehr, nachdem sie geschehen, sich darüber verwundern solte. So hat Adam zwar alles geschaffen gefunden, aber nichts sehen schaffen. Und behielt also GOtt seine Wercke für sich selbst.

Frage: Wie sind die Thiere in die Arche gegangen?

Antwort: ... III. Diese Thiere sind in die Archa kommen. Es sey daß sie Noah versammlet habe, weil ihm GOtt solches befohlen. Oder vielmehr, daß sie durch GOttes Befehl und Trieb zu Noah, wie ehrmals zu Adam kamen. So daß der Befehl, den Noah v. 9. 16. empfangen, nicht gegeben war sie zu versammlen, sondern sie in die Arche zu nehmen, als sie GOtt dahin brachte: Welches sie thäten mit Nachlassung ihrer Wildheit für die Zeit, auf daß sie also in der Arche friedlich leben möchten. IV. Hierunter gehörten nun nicht, erst die Fische; dann auch nicht die Thiere, die aus Vermischung verschiedener Gattungen gebohren wer-

den; Endlich auch die nicht, die aus der Faulung, und wie man zu reden pfleget, von selbst wachsen. Dann GOtt ließ die Thiere in die Arche bringen, daß Saamen lebendig bleibe auf dem Erdboden. Welches in gemelten 3. Gattungen unvonnöthen war. V. Weil nun GOtt also allerley Gattung Thiere, eine jede nach ihrer Art und Geschlecht wolte erhalten haben (dann alles was GOtt geschaffen, will er erhalten haben) so dorffte Noah, wiewol er alle schädliche Thiere in der Arche hatte, keines von denselben ausrotten, sondern er muste sie alle erhalten: Dann GOtt will keine Gattung der Creaturen verderbt, und kein Blat aus dem grossen Buch der Natur ausgerissen haben.

Erlesenes

Aus Christian Morgensterns Gedichten.

Muhme Kunkel.

Palma Kunkel ist mit Palm verwandt,
doch im übrigen sonst nicht bekannt.
Und sie wünscht auch nicht bekannt zu sein,
lebt am liebsten ganz für sich allein.
Ueber Muhme Palma Kunkel drum
bleibt auch der Chronist vollkommen stumm.
Nur wo selbst sie aus dem Dunkel tritt,
teilt er dieses Treten treulich mit.
Doch sie trat bis jetzt noch nicht ans Licht,
und sie will es auch in Zukunft nicht.
Schon daß hier ihr Name lautbar ward,
widerspricht vollkommen ihrer Art.

Exlibris.

Ein Anonymus aus Tibris
sendet Palman ein Exlibris.
Auf demselben sieht man nichts,
als den weißen Schein des Lichts.
Nicht ein Strichlein ist vorhanden.
Palma fühlt sich warm verstanden.
Und sie klebt die Blättlein rein
allenthalben dankbar ein.

Die Brille.

Korf liest gerne schnell und viel;
darum widert ihn das Spiel
all des zwölfmal unerbetnen
Ausgewalzten, Breitgetretnen.
Meistes ist in sechs bis acht
Wörtern völlig abgemacht,
und in ebensoviel Sätzen
läßt sich Bandwurmweisheit schwätzen.

Es erfindet drum sein Geist
etwas, was ihn dem entreißt:
Brillen, deren Energien
ihm den Text — zusammenziehen!
Beispielsweise dies Gedicht
läse, so bebrillt, man — nicht!
Dreiunddreißig seinesgleichen
gäben erst — Ein — — Fragezeichen!!

Aus Paul Scheerbarts Nilpferderoman „Immer mutig!"

Die wilde Kralle.

Ein Raketen-Scherzo.

Ich kletterte immer höher; es ging ja so leicht. Die Astknorren waren nicht zu dick und nicht zu dünn — gerade so recht.

Aber die Spitze der Tanne konnt' ich nicht erreichen, so eifrig ich auch klettern mochte.

Es war doch ein schrecklich hoher Baum.

Er war bedeutend höher, als ich dachte.

Einmal, als ich 'runtersah, kam mir's so vor, als wäre die Erde unten längst unsichtbar geworden.

So hoch im Weltall zu sein, erschien mir da ein stolzes Vergnügen zu sein.

Ringsum kein andrer Baum — kein Stück Erde — kein Stück Wasser — nur Himmel — nichts als Himmel — mit unzähligen seligen Sternen.

Mit stiller Andacht starrte ich in den großen Himmel.

Und der Himmel schien mir plötzlich so eng und begrenzt — wie eine kleine Dorfkirche.

Da knisterte was unter mir.

Ich weiß nicht mehr genau, wie's war — ich sah nur allmählich, vor mir an der sternbestickten Himmelsdecke eine weiß schimmernde Riesenkralle zitternd emporsteigen.

Und die Riesenkralle krallte sich in die sternbestickte Himmelsdecke fest und riß ein großes unregelmäßiges Loch hinein; die Eckfetzen flatterten steif ab, als wenn ein starker Wind durch das Loch mich anbliese.

Und ich schaute durch die flatternden Eckfetzen in eine andre Welt, die größer ist als unsre kleine Dorfkirchenwelt.

Dort hinten — weit hinter unserm Fixsternhimmel — war der Hintergrund tiefschwarz und unendlich tief.

Und in der Mitte dieser anderen Unendlichkeit stiegen langsam zwei goldene Riesenraketen empor, die aus lauter goldenen Sonnen bestanden; sie perlten immer höher wie langsam aufsteigende Riesenfontänen.

Aber die Raketen gehen nicht gerade in die Höhe, sie biegen sich nach allen Seiten wie alte Baumstämme, die oft vergeblich nach dem Lichte strebten.

Und sie werden immer größer.

Und sie bekommen wie die Baumstämme Aeste.

Die rechts sich aufreckende Rakete hat keine Ecken; sie biegt sich, wie

Schlangenleiber sich biegen. Die links sich aufreckende Rakete hat jedoch sehr viele Ecken und Kanten wie knorrige Eichen.

Es sieht anfänglich alles ganz friedlich aus — leider darf man keinem Frieden trauen.

Die goldenen Sonnenraketen biegen sich vor und zurück, als wenn der Sturmwind an ihnen rüttle. Und bald wird mir's ganz klar: Die Raketen stehen sich gegenseitig im Wege. — — — —

Ich hatte wohl vorher gedacht, dieses Schwanken, Drängen, Schieben und Stucksen wäre nur eine Aeußerung der Zärtlichkeit. Mir fiel jedoch zur richtigen Zeit ein, daß ordentlichen Feindschaften ein zärtliches Vorspiel was ganz Natürliches ist. — — — —

Die Atmosphäre scheint mir recht heiß zu werden. Die Schlangenrakete dehnt oft ganz beängstigend ihren gierigen Sonnenleib. Und die Eichenrakete schwankt und zittert wie ein wilder Trotzkopf, der gern seine Wutkrone aufsetzt.

Die beiden Ungeheuer stehen sich im Wege — das ist mir bald völlig klar.

Und ich nehme Partei für die goldene Eiche, die mir der Schlange an Schlauheit unterlegen zu sein scheint.

Der Schlauheit mag ich stets an den Hals.

„Ich schütze die Dummheit!"

Also ruf' ich laut. Und ich erschrecke, da mir tausend Echos — der Himmel mag wissen woher — antworten — höhnend antworten. — — —

Hei! Jetzt kommen die goldenen Sonnen ordentlich in Bewegung! Das Gold glitzert und zuckt! Die Raketen machen Ernst! Das ist keine Zärtlichkeit mehr! Ich recke mich auch! Meine sehnigen Muskeln schwellen an wie springende Wildbäche im Frühling!

Es zittern die Spitzen der weichen und der knorrigen Aeste so stark, daß ich mitzittern muß.

Und aus den Spitzen fliegen nun blaue, grüne und rote Lichtblasen heraus — die brennen in dunklen Farben und werden immer größer. Und aus den Lichtblasen schießen in die Nacht gelbe und weiße Lichtkegel, die wie weite Scheinwerfer blitzschnell den Himmel durchfliegen — von einem Ende zum andern — wie rasend!

Eine Lichtschlacht!

Zwei goldene Milchstraßen liefern sich eine Lichtschlacht — eine lautlose.

Ich muß mich sehr wundern.

„Himmel! Wetter!" ruf' ich wieder ganz laut, „ist denn da hinten auch alles so eng, daß nicht mal zwei Sonnenbäumchen Platz haben?"

Ueber mir hör' ich ein heftiges Brummen, und seltsam hüstelnd antwortet mir eine dunkle Baßstimme:

„Was weißt du von Weltwinkeln? Tu doch nicht so, als ob du kosmische Größenverhältnisse besser ausrechnen könntest als unsereins. Die Naseweisheit steht dir nicht gut. Verkrieche dich in der alten Weltpauke! Da ist noch Platz für Dich!"

Ich ducke mich, obgleich ich keinen sehe.

Die Raketen kämpfen weiter.

Es wird furchtbar lebhaft da hinten.

Ich möchte noch mehr sehen; das Loch in der Himmelswand erscheint mir zu klein. Doch da kommt auch schon die weißschimmernde Riesenkralle wieder höher und macht das Loch größer.

Jetzt kann ich bequemer dem Kampfspiele zuschauen.

Die weißen und gelben Lichtkegel flirren immer heftiger. Die roten, grünen und blauen Gasblasen werden mordsmäßig groß und platzen dann — wie alles, was zu groß wird. Dafür spritzen die Spitzen der weichen und der knorrigen Aeste immer wieder neue Blasen hervor, die auch mit weißen und gelben Lichtkegeln herumflirren.

Die Schlangenrakete wird offenbar noch schlauer; sie bedrängt die Eiche wie ein unheimliches Krötenweib.

Ich kann's kaum ansehen; die Schlange wird mit ihren langen Schläuchen, die ihr immer dicker aus dem Leibe herauswachsen und gar nicht mehr was Astartiges haben, so aufgedunsen — so scheußlich groß.

Der Hintergrund, von dem sich die Raketen abheben, ist so bunt wie eine riesige zitternde Opalfläche; die roten, blauen und grünen Gaskugeln mit den gelben und weißen Lichtkegeln flattern umher, als wenn sie ein Weltföhn durchbrause.

Da kann ich mich nicht mehr halten.

Die Schlangenrakete wird von oben bis unten gemein.

Das ist die ewige Niedertracht!

Ich möchte der Schlange an den Hals.

„Eine Kralle möcht' ich haben!"

Das schrei' ich.

Und im selben Augenblick fühl' ich, daß die wilde Kralle, die unsern alten bösigen Dorfkirchenhimmel aufriß, „meine" wilde Kralle ist.

Und mit meiner weißschimmernden Riesenkralle pack ich durchs Loch, mitten in den Schlangenleib rinn.

„Ich will nicht die Schlauheit siegen lassen!" brüll' ich auf und drück' mit meiner wilden Kralle zu — den ganzen Leib der Schlangenrakete entzwei.

Doch dabei muß ich „Au!" schreien.

Ich habe mich verbrannt.

Horngeruch — widerlicher — steigt mir betäubend in die Nase.

Ich sehe nichts mehr.

Ich reiße die Hand mit der Kralle aus dem Loche 'raus, um mich auf meiner Tanne festzuhalten.

Aber die Hand mit der Kralle tut mir zu weh, und ich kann mich mit der Linken allein nicht halten.

Und ich falle mit der Kralle. — — — —

Mich ergriff eine namenlose Wut.

„Die Schlauheit siegt! sie ist zu kaltblütig!" schrie ich noch.

Dabei fiel ich immer tiefer.

Ich hielt den Atem an, indessen — ich fiel trotzdem.

Das Horn roch — brenzlich.

Es war mir auch so, als ob der Docht einer alten, großen Wachskerze verglimmte — in einer Dorfkirche.

Ich fiel — der Teufel — mochte wissen — wohin.

Ich glaube, ich fiel in die alte Dorfkirche unsrer greulich beschränkten Fixsternwelt zurück.

Ich fiel immer tiefer — immer tiefer — immer tiefer!

Und ich wunderte mich, daß unsre beschränkte Welt so tief sein konnte.

Nach der Lektüre dieser Geschichte sprang das Nilpferd wieder sehr erregt von seinem Schaukelstuhl auf und stampfte aufrecht auf den Hinterbeinen in der Stube herum, drehte sich öfters auf dem einen Fuß um sich selbst, wehte mit den Blättern durch die Luft, stellte sich wieder dicht vor mich hin und hielt mir mit wunderbarer Geschwindigkeit eine Rede — ohne mir einen Einwurf zu gestatten.

„Du mußt", sagte es, „nicht gleich so schlecht gelaunt werden, wenn du dir mal die Finger verbrannt hast. Sieh nur unsre Pfoten an, da sind keine Finger dran — und wir wissen uns doch zu helfen; die Pinzetten sind noch viel feiner als die Finger. Intelligente Leute müssen sich zu helfen wissen. Du darfst deine Empfindungen nicht so ernst nehmen. Wenn schon unsre Gliedmaßen nicht als Realitäten von uns genommen werden wollen, so dürfen wir doch die Empfindungen dieser Gliedmaßen erst recht nicht als reale betrachten. Der Schmerz wird erst dadurch für uns zum Schmerze, daß wir ihn so nennen. Wir können den Schmerz auch als potenzierte Wollust auffassen. Intelligente Leute müssen sich zu helfen wissen. Wenn dir ein Bein abgehauen wird, so bedenke sofort, daß dir dieses scheinbare Unglück auch eine große Portion sehr angenehmer Augenblicke verschafft — denn man wird dich verhätscheln dafür. Glaube mir, es ist nicht alles Pech, was schwarz aussieht. Es tut auch nicht alles weh — was sich krümmt. Intelligente Leute müssen sich zu helfen wissen. Und ich finde, daß du dir in deinen Geschichten sehr wohl zu helfen weißt, denn beim Runterfallen amüsierst du dich gleich wieder über die köstliche ‚Tiefe' der Dorfkirchenwelt. Merkwürdig ist es nur, daß du dir in deinem Leben nicht zu helfen weißt — denn deine Mienen lassen nicht den geringsten Grad von Heiterkeit erkennen. Dir scheint die Grütze sehr stark verhagelt zu sein."

Der Weg zur Schlachtbank.

Rede eines Ochsen.

„Ich bin ein großes Tier und ein gutes Tier. Ich weiß, wohin man mich führt. Und ich habe auch nichts dagegen. Ich bin der wahre Wohltäter der Menschheit. Ihr gehört mein Herz — ihr gehören auch meine Nieren und meine Schinken — und meine Knochen mit dem herrlichen Mark! Daß man mich nicht so ehrt wie andere Wohltäter, macht mir nichts aus. Auf Dank hab' ich nie gerechnet. Daß man mich aber noch schlägt mit dem Ochsenziemer — halte ich für gemein. Muß ich auch noch zum Märtyrer werden? Wozu?"

Der grimmige Igel.

Weisheitsidyll.

„Ja!" sprach der Igel zum Maulwurf, „diese dummen Menschen bilden sich wirklich was auf ihr Lachen ein. Als wenn das was Besonderes wäre!"

„Längſt überwundener Standpunkt!“ flüſterte der kluge Maulwurf, „das Lachen haben wir nicht mehr nötig!“

Durch den Wald rauſchte ein angenehmer Abendwind, und der Igel fuhr fort:

„Als wenn das Lachen was Beſonderes wäre! Du lieber Himmel! Nichts als Zerſtörungsluſt! Nichts als Zerſtörungsluſt!“

„Jawohl,“ flüſterte der kluge Maulwurf, „alles Lachen iſt ja eigentlich nur ein Auslachen. Und wer was auslacht, der möchte das, was er auslacht, gern verrichten.“

Da ward der Igel gräßlich grimmig, denn er haßte die Zerſtörer.

„Ich will den Menſchen das Lachen austreiben!“ ſchrie er ganz bleich vor Zorn.

Und er ging hin und ſtach einem unſchuldigen Arbeitsmann in die Hühneraugen.

Der Maulwurf mußte lachen.

Den Igel aber ſchlug der Arbeitsmann mit ſeiner Axt entzwei.

„Nichts als Zerſtörungsluſt!“ flüſterte der Maulwurf.

Durch den Wald rauſchte ein angenehmer Abendwind ...

Weisheit aus der Kreidezeit.

Es war einmal ein altes Maſtodon, das lebte in der Kreidezeit. Und das Maſtodon war viel klüger als alle andern Maſtodons — es ſagte immer nur:

„Mein Freund, wie's auch ſei und wie's auch werden mag — ſei überzeugt: es iſt alles ſo gut!“

Dieſe Worte waren außerordentlich troſtreich für die ganze Kreidezeit.

Aus Carl Seeligs „Nachtgeſchichten“*.

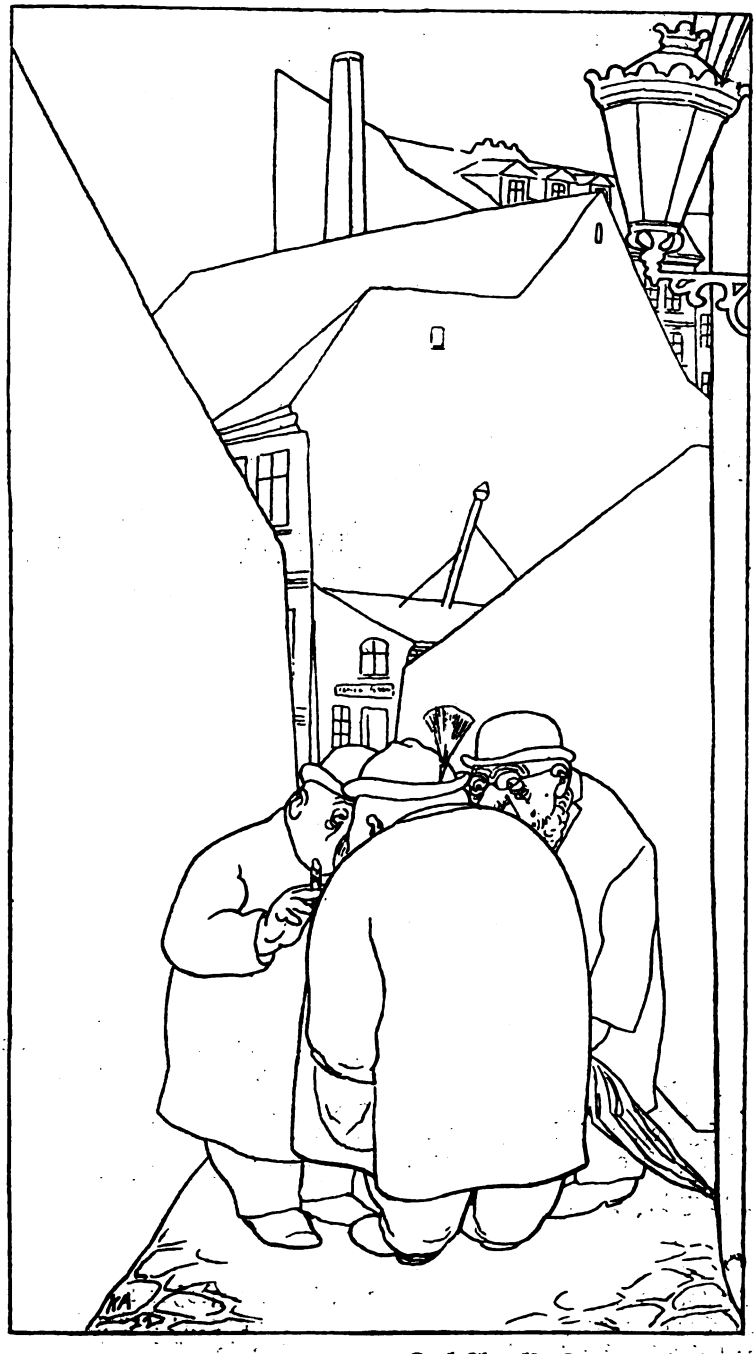
Schlimm und auch nicht ſchlimm.

Zwei Freunde in London, die einander lange nicht geſehen hatten, begegneten ſich von ungefähr. — Wie befindeſt du dich? fragte der Eine. — Nicht allzuwohl, antwortete der Andere; ich habe mich, ſeitdem ich dich nicht geſehen, verheyratet. — Nun, das iſt ja gut. — Nicht, wie du denkſt; denn ich habe eine böſe Frau bekommen. — Deſto ſchlimmer. — Nicht ſo ſchlimm, als du denkſt; denn ihr Heyrathgut beſtand aus 10000 Thalern. — Ey nun, das tröſtet. — So ſehr eben nicht; denn ich habe für dieſe Summe Schaafe gekauft, welche alle am Schwindel geſtorben ſind. — Das iſt in der That ein ſchlimmer Zufall. — Nicht gar ſo ſchlimm; denn ich habe aus ihren Fellen mehr gelöſt, als die Schaafe mich gekoſtet. — Auf dieſe Weiſe iſt ja dein Schaden erſetzt worden. — Nicht ſo, wie du denkſt; denn mein Haus, in welchem ich das Geld hatte, iſt von den Flammen verzehret worden. — O! das iſt ein großes Unglück. — So gar groß auch nicht; denn meine Frau iſt zugleich mit dem Hauſe verbrannt.

Etwas von denen heutzutag ſo häufigen Empfindlern.

Einem vornehmen Frauenzimmer, das ſich durch das Leſen verſchiedener mit Empfindung tändelnder Schriften ſelbſten gern in den Rang dieſer artigen Genies ſetzen wollte, flog eine Fliege unter das Halstuch.

* Vgl. hinten die Buchbeſprechung.



Karl Arnold, Kommunalpolitik

Alle männlichen und weiblichen Bedienten erschraken bereits vor der nahen Gefahr. Ein hübscher junger Herr, vielleicht auch ein Empfindler, lief geschwinde hinzu und nahm die Fliege von der Dame, die schon in Convulsionen fallen wollte. — „Ach, gebt das arme Thier doch an meinen Bedienten ab, damit er das Fenster aufmache und es in Freyheit setze.“ — Man gab dem Bedienten die Fliege, er faßte sie mit zwey ausgespitzten Fingern, gieng damit langsam ans Fenster, kam aber äußerst betroffen und mit einem feyerlichen Gesichte, die Fliege immer sehr behutsam und zärtlich zwischen den Fingern haltend, zu der Dame zurück. — „Ach, warum habt ihr dieses Gottesgeschöpf nicht in Freyheit gesetzt?“, fragte sie in zartem Eifer. — Der Schurke erwiderte: „Ihro Gnaden, es regnet...!“

Das ungefreute Geschenk.

Ein armer Bauer hatte nur eine einzige Kuh und die crepierte. Seine Nachbarn sprachen ihm kein Wort darüber, seine Frau aber grämte sich so sehr, daß sie nach wenig Wochen starb. — Nun kam Nachbar Peter und tröstete ihn: er könne ja eine andere nehmen. Er habe zum Exempel eine Schwester, die brav arbeiten könne. — Dann kam Nachbar Hans und tröstete ihn auch und sagte: du bist ein braver Haushalter, wenn du mys Aenneli willst, ich gebe es dir. — Endlich kam Nachbar Klaus und hatte große Worte und bot ihm seine Bäsi an. — Schönen großen Dank!, sagte der betrübte Wittwer, ich sehe wohl, es ist besser, seine Frau als seine Kuh zu verlieren. Da mein Weib gestorben ist, wollt ihr mir alle ein anderes geben. Als aber meine Kuh starb, bot mir niemand eine an — nicht einmal ein Kalb.

Gefährliche Witterung.

Zwey Bauern unterhielten sich mit einander über die herrliche Frühlingswitterung. „Ja,“ sprach der eine, „wenn dieser warme Regen nur noch wenige Tage anhält, so kömmt alles aus der Erde hervor!“ — „Wir wollen's nicht hoffen,“ sagte der andere, „ich habe auch zwey Weiber drunten liegen.“

Die holländischen Eyer.

Als Georg I. König von England auf seiner Reise durch Holland mehrmals gefühlt hatte, daß mach ihm allzuhohe Zechen machte, wollte er zuletzt in keinem Gasthofe dieses Landes mehr absteigen. Da einstens die Post in Alkmaer vor dem Lamm hielt, ließ er sich, während man die Pferde wechselte, drey gesottene Eyer bringen. Nachdem er sie gegessen hatte, fragte er, was sie kosteten? — Zweyhundert Gulden, antwortete der Gastgeber. Wie? rief der erstaunte Monarch, zweyhundert Gulden! die Eyer sind also hier sehr rar? — Ew. Majestät wollen gütigst verzeihen, entschuldigte sich der Wirt, die Eyer sind bey uns nicht eben rar, wohl aber die Könige.

Weiberwunsch.

Ein gewisser Gelehrter in Deutschland, der ein großer Liebhaber vom Bücherlesen war, bekam von seiner Frau immer den Vorwurf, indem sie sagte: Ich wünschte, daß ich auch ein Buch wäre, so würde mich der Mann

mehr lieben als er thut. — Ja, sprach der Mann darauf, es müßte aber ein Calender seyn, damit ich alle Jahre einen neuen bekäm.

Der hat's besser.

Ein teutscher und ein französischer Offizier waren zugleich in einem Wirtshaus zum speisen, wobey sie ihre Knechte beym Tisch bedienen mußten. Der Franzos, sooft er den Teller wechselte, ließ darauf etwas weniges von der Speis und sagte zu seinem Knecht: „Tenez!" — das heißt: Da hast Du's! — und damit mußte er seine Mahlzeit halten. Der Teutsche aber, nachdeme er von seinem Knecht wohl bedient worden war, forderte nach gehaltener Tafel vom Wirth für ihn dasselbe Essen und sagte, weil jener sich nun bey einem Nebentisch gemächlich niedersetzte, und den Portionen tapfer zusprach: „Hans, friß recht brav!" — Der andere Bediente, das sehend, schielte gierig nach seinem Compagnon und seufzte: „Au weh, ein deutsches Friß brav ist besser als zehen französische Tenez!"

Der reimsuchende Dichter.

Einem gewissen Dichter, der in zahlreicher Gesellschaft neben einer klugen Dame saß, entwischte etwas, das man sonst nur für einsame Stunden aufzusparen pflegt. Der arme, bis auf den Tod erschrockene Musensohn rückte seinen Stuhl hin und her, um dadurch einen ähnlichen Ton hervorzubringen. Seine Nachbarin, welche diese vergebliche Arbeit belustigt mitansah, sagte endlich zu ihme: „Ihre dichterischen Talente, werther Herr, bezweifle ich ganz und gar nicht, aber den Reim, den Sie suchen, werden Sie diesmal schwerlich finden!"

Kleine Beiträge

Der Zauberspiegel.

Dunkle Straße. Verfallene Häuser.
Stresemann und sein Pressechef.

Stresemann (in einen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt): Wohin führen Sie mich?

Pressechef: Gleich sind wir da. (Er klopft an eine Tür. Ein altes Weib steckt den Kopf heraus.)

Pressechef: Schnell! (Sie schlüpfen hinein.)

*

Hexenküche. Der Zauberspiegel an der einen Wand. Die üblichen Requisiten.

Stresemann: Muß das sein?

Pressechef: Na, dann nicht.

Stresemann: Hm. Ich hätte freilich doch gar zu gerne gewußt ...

Pressechef: Na also. Ich hab' mich genug geplagt. Schöner Gesang nicht? (Die Hexe murmelt ihre Beschwörungen am Kessel.)

Stresemann (erregt): Es klingt wie Volksgemurmel.

Pressechef: Unsinn. Hören Sie nur hin. Eher wie Parlamentsdebatte.

Stresemann (erleichtert): Wirklich, jetzt klingt es wie Reichstag.

Pressechef: Na also. Wir sind gleich soweit.

Die Hexe bedeutet Schweigen und sieht starr in den Spiegel.

Stresemann: Was sagt sie?

Pressechef: Gleich wird der Spiegel die nächsten Jahre zeigen. (Reibt sich die Hände.) Das gibt doch wenigstens Informationen.

Hexe rauft sich die Haare und murmelt.

Stresemann: Na nu?

Pressechef: Hm. Das ist dumm. Wir werden nicht *eine* Zukunft sehen, sondern *mehrere* Zukunften.

Stresemann: Mehrere? (denkt nach) Ah, ich verstehe. (Nimmt napoleonische Haltung an.)

Pressechef: Verstehe? Ich verstehe kein Wort.

Stresemann (in seinem Element, belebt): Sie sind doch ein politischer Dilettant. Ein Deutscher. Ohne politischen Instinkt. Kein Realpolitiker.

Pressechef: ???

Stresemann: Das nenn' ich eine politische Hexe. Sie weiß, daß sie einen Politiker vor sich hat und was sie einem Politiker schuldig ist.

Pressechef: Aber sie soll doch wahrsagen?

Stresemann (überlegen): Junger Mann! Wahrsagen! Als ob's so was gäbe! Was ist Wahrheit. Es gibt nur den Plural davon. Es gibt auch nur Zukunften für den wahren Politiker. Wie kann man einen Politiker festlegen? Eine politische Hexe! Sie legt sich nicht fest. Her mit den Zukunften. Wie viele?

Pressechef: Ah, ich fange an zu verstehen. — Zum Aussuchen?

Stresemann (zuckt die Achseln.)

Die Hexe hält die Hand hoch und spreizt drei Finger.

Stresemann (enttäuscht): Drei nur? Na, gleichviel. (Höflich zur Hexe): Würden Sie die Freundlichkeit haben, zu beginnen?

Das Zimmer verdunkelt sich, der Zauberspiegel ist hell. Wie im Kino erscheint erst der Text:

„Im Rat der Vereinigten Staaten von Europa",

und dann folgendes Bild:

Um eine runde Tafel sitzen die Vertreter aller 32 europäischen Staaten, unter ihnen Stresemann. Der Vorsitz wechselt jede Viertelstunde aus Gründen der Parität, und zwar reihum, so daß jeder drankommt. Gerade wird Stresemann Vorsitzender und wirft einen stolzen Blick nach der Galerie, von wo seine Frau ihm zuwinkt.

Pressechef: Ganz hübsch, nicht?

Stresemann (Sofort in der Rolle): Meine Herren. Europa ist...

Alsbald erscheint der zweite Text:

Im Völkerbundheere gegen asiatische Rebellen. Bild: Der englische Befehlshaber sitzt in seinem Zelt, um ihn herum alle Völkerbundsvertreter. Benesch läuft hin und her und beschwichtigt gerade den französischen Vertreter. Der Befehlshaber aber runzelt die Stirn und sagt: Wo nur Stresemann bleibt! Ohne Stresemann geht's unmöglich.

Pressechef: Nun?

Stresemann (in den Anblick des Bildes versunken, dann eilig): Ich hatte wichtige Geschäfte. Verzeihung. Ich schlage einem hohen Völkerbundsrat vor ...

Plötzlich verschwimmt das Bild. Eine wildbewegte Menschenmenge wird sichtbar, von roten Fahnen überflattert, vor der Rampe des Reichstags. Ein Herr tritt hervor, verneigt sich, und die Hochrufe brausen wieder. Der Text erscheint: Hoch der Retter der Republik!

Pressechef: Selbstredend.

Stresemann: (Verbeugt sich unwillkürlich.)

Pressechef: Schluß?

Die Hexe macht Zeichen.

Pressechef: Sie läßt mit sich reden.

Stresemann (Noch in der letzten Rolle): Männer! Frauen! Deutsche!

Pressechef (Voll Journalistenleidenschaft): Die Gelegenheit ist selten. Was man hat, das hat man. (Gibt der Hexe ein Zeichen und einen Scheck.)

Auf der Leinwand erscheint in der Art eines Trickfilms erst das Brandenburger Tor, dann darunter ein uniformierter Prinz in seinem Wagen. Dann rechts und links spalierbildende und begeisterte Menge, dann neben dem Prinzen zur Rechten ein Herr in Frack und mit Orden, dann hebt der Prinz die Hand und weist auf den neben ihm Sitzenden, der plötzlich als Stresemann erkennbar ist. Sodann erscheint der Text: Herzog von Locarno.

Pressechef: Donnerwetter! (Erschrickt und hält sich den Mund zu, wendet sich zu Stresemann): Befehlen Hoheit noch mehr?

Stresemann (in Trance): Ich habe nie gesagt, daß... Und wenn ich es gesagt habe, so bedeutet das nicht... Meine Damen und Herren!... (Er beginnt eine Rede zu halten und zu regieren. Die Bilder wechseln unaufhörlich. Die Hexe verläßt fluchtartig das Gemach. Der Reichspressechef versucht sie vergeblich zu halten.)

Pressechef: Aber was gilt denn nun? Welche Zukunft gilt denn nun? (Die Bilder wirbeln und Stresemanns Rede wechselt je nach dem Bild. Verzweifelt): Ihm ist alles gleich. Alles. Er sucht nicht einmal aus. (Händeringend): Nun hab' ich wieder keine Informationen.

H. Armlos.

Berliner Kostümfest.

Wir saßen in einer Loge und sahen auf das Silvester-Künstlerfest hinab. Von der Mitte des großen Saales hingen als Baldachin riesige Schleier knallgelb, knallrot und knallviolett herab, alle zwei Minuten wechselte das Licht (knallgelb, knallrot und knallviolett) und die Galerien prangten von Plakaten, auf denen, kunstgewerblich und knall- (siehe oben) Inschriften prangten. Wie: Erdal, Humagsolan, Lastkraftwagen — Droschke fragen. Wer sollte denn auch sonst die vielen Kostümfeste, die im Dezember beginnen und im Mai aufhören, bezahlen?

Es war zwar noch nicht spät. Aber da Silvester war und man bis zwölf in Stimmung sein mußte, hatte man sich beeilt, und die Maharadschas und Apachen mit Lieblingsfrauen und Apachinnen (das ist eine Art Uniform für diese Veranstaltungen) waren schon etwas formlos. Sie fingen schon an nachzulassen, und ihre Rolle nicht mehr ganz mit dem Ernst zu spielen wie im Anfang. Alle diese Turbans über wackelnden Börsenmaklerzwickern, diese Louis-Schals zur geschniegelten Pseudoattaché-Lausallee trugen nicht mehr den Ausdruck angestrengten Komisch-Seins, und es kamen die Kommerzienräte, Filmdirektoren und Häuseragenten erlösend zum Vorschein. Man ging schon mehr aufs Wesentliche, und wenn anfangs die Aufmerksamkeit sich vorzugsweise jenen seltenen Damen zugewandt hatte, die Kleider anhatten, so überwog nun allmählich doch die Anziehungskraft der wenig Bekleideten, die sich also doch als die klügeren Jungfrauen erwiesen.

„Warum diese Berliner sich nur überhaupt im Fasching verkleiden?“ sagte mein Freund, ein Wiener, der viel in Deutschland lebt. „Wir Oesterreicher oder die Süddeutschen oder so ein Dienstmädel aus Pritzwalk — na ja, die haben a Freud', wenn's amal eine Dollarprinzessin oder einen Strizzi oder einen Pascha bedeuten können. Aber diese Berliner aus WW. bedeuten doch eh den ganzen Tag was.“

„Das ist wahrer als du ahnst“, sagte ich und half einer Warenhausschönheit, beziehungsweise Haremsdame über die Brüstung. Sie schwang sich mit „Kraft und Schönheit“ in die nächste Loge, nicht ohne sich zu überzeugen, daß ihre Kühnheit bewundert wurde. „Knorke“, sagte sie zum Dank. Was sonst?

„Wage es, diesen Halbakt mit du anzureden —“ riet ich meinem Freund.

„Ich werd' mich hüten“, lachte der. „Soviel weiß ich doch schon von der hiesigen Etiquette. Man bedeut' doch nur was!“

*

„Wir sind hier nur Uebergangsstation. Entweder wir mischen uns wieder unters Volk oder wir ziehen uns noch weiter zurück“, schlug ich vor.

Wir wanderten durch Wandelgänge voll aufeinandersitzender Maharadschas und Lieblingsfrauen. („Ob die du zueinander sagen?“ bezweifelte mein Freund) in ein improvisiertes Kabarett, wo sich die Kommerzienräte und Börsenmakler endlich sammelten. Da waren sie zu Hause und ließen sich für ihr Geld was vormachen. Zu dumm auch, selber mitmachen! Dazu hat man das „heitere Künstlervölkchen“, das ohnehin keinen Eintritt bezahlt.

Wir setzten uns abseits an einen Tisch und bestellten eine Flasche Wein. Auf der Bühne gab's russische Tänzer, indische Gaukler, japanische Luftkünstler, Niggermusik, Spanier — alles echt.

„Siehst du, ich meine,“ begann ich, „in diesem Berlin hat man die ganze Welt. Was braucht man zu reisen? Rußland ist da, und Amerika, Asien und Südeuropa, und so wie hier ist's in ganz Berlin bei Nacht. Alle Sprachen und Rassen versammelt in dem einen Zeichen: Knorke.“

Mein Freund drehte sich eine Zigarette. „Ich hätt' eine feine Maske, fürs nächstemal. Ich mach Aufsehen, wetten wir. Mode mach ich. Berühmt werd' ich. Ich geh' als —“ er erhob triumphierend seine Stimme, „als Berliner geh' ich.“

„Man wird's dir nicht glauben —“

„Mir? A, mir schon. Ich bin ja kein Berliner.“

*

Wir hatten dem Publikum indes doch unrecht getan. Es betätigte sich doch. Da es viertel vor zwölf war, begann es, die Passagen einer Toska singenden Italienerin mitzusingen. Nicht schön, aber deutlich. Die Sängerin kämpfte eine Weile und ging schluchzend ab. „Stimmung!“ brüllte ein Attaché, nahm seine Apachin und tanzte Shimmy zwischen den Tischen. Andre schlossen sich an. Aber die Niggerkapelle brach plötzlich ab, der Bei-

ger hob den Bogen und durch den Saal klang's, daß die Shimmy-Paare mitten in den schönsten Verrenkungen erstarrten:

„Nun danket alle Gott."

„Das können sie a u ch", brummte mein Freund resigniert.

Aber er wandte sich gleich wieder erlöst um. Der Attaché sagte empört zu seiner Tänzerin: „Ausgerechnet jetzt müssen se an Trauermarsch spielen."

„Na also," sagte mein Freund, „Wien ist doch überall, ist's nicht die Ringstraßen, so ist's halt die Leopoldstadt."

„Erlauben Sie, daß ich Sie aufkläre," wandte ich mich höflich an den Attaché, „es ist kein Trauermarsch, es ist ein jüdischer Choral.

„Prosit Neujahr!" sagte der Attaché ebenso höflich.

H e r m a n n U l l m a n n.

Literarische Revuesion.

Man hatte es sich endlich eingestehen müssen, daß gegen den europäischen Revuetrubel mit seinen verdammungswürdigen Folgen für Sitte, Geschmack und Kultur nach den bisherigen Methoden nicht mehr anzukommen war; man hatte einsehen gelernt, daß die Form der Revue der Verfassung des modernen Menschen in einer Weise entsprach, die nur inhaltliche Reform aber nicht Ablehnung der ganzen Erscheinung zuließ. Aus diesen Gedankengängen heraus war von dem bekannten Relativitätstheoretiker Einsteinach jene „Für sich" betitelte Verjüngungsrevue inszeniert worden, die — an Relativität kaum zu überbieten — ihrem Berliner Vorbild alsbald stärkste Konkurrenz zu machen begann.

Es ist heute nicht mehr festzustellen, in welcher prominenten dichterischen Persönlichkeit zuerst der Gedanke keimte, dieser wissenschaftlichen eine literarische Revue an die Seite zu stellen; mag nun Theodor Wolff oder Hans Reimann — diese Namen werden sonderlich genannt — der Vater des Planes gewesen sein, genug, der Vorsatz war einmal gefaßt, und man ging in fieberhafter Eile daran, ihn in die Tat umzusetzen. Der Titel war schnell gefunden; in Anlehnung an eine bekannte Berliner Revue wurden zwei dichterische Namen miteinander verbunden, die für das gegenwärtige, unsere nationale Eigenart bewußt in den Vordergrund stellende Schrifttum besonders typisch waren: „Von A(rsène Lupin) bis Z(etterström)". — Nun der Autor. Für alle literarisch Eingeweihten konnte nur eine einzige Persönlichkeit in Frage kommen, die erst in jüngster Zeit mit staunenswerter diplomatischer Kunst verstanden hatte, „24 führende Geister" zu einer so delikaten, wie „ehe"lichen Angelegenheit zu vereinen: der bekannte Graf Hermann Darmstädter. Nachdem ihm der Festausschuß das Zugeständnis gegeben hatte, im Rahmen der Revue eine indische Fakirtruppe unter der Führung ihres Ober-Rabbis Thrana Tagore auftreten zu lassen, konnte Herr Darmstädter gewonnen werden. Sofort übernahm er mit zielbewußter Hand die Oberleitung.

Auch die Suche nach einem passenden Conferencier war bald beendet. Da es bei diesem Beruf bekanntlich weniger auf geistige Fähigkeiten als auf Zungenfertigkeit und ein jeden Widerspruch bereits im Keim übertönendes Organ ankommt, genügte ein Blick auf die literarischen Anschlagsäulen, um Herrn Ludwig Emil als idealen Ansager zu erkennen; Herr Emil folgte dem Ruf mit Vergnügen, konnte er doch auf diese Weise endlich einige Kapitel seines jüngst erschienenen Kaiserwerkes, die im Tonfall von vornherein auf eine Revue berechnet waren, ihrer eigentlichen Bestimmung zuführen.

Schwieriger war es schon, geeignete Begleitmusik aufzutreiben. Die Orchesterleitung übernahmen liebenswürdigerweise die beiden Stellungslosen der Branche: der frühere Intendant der Berliner Staatsoper, Herr Eric Borchard, und der Führer der größten Berliner Saxophon-Tanz-Kapelle, Herr Max von Schillings. Ihren Verbindungen gelang es, drei deutsche Musiker von Weltruf dazu zu bewegen, sich in die Partitur zu teilen, nachdem ein jeder von diesen sich außerstande erklärt hatte, die Gesamtkomposition allein zu übernehmen: Richard Strauß, da er mit dem Einrichten seines neuen Schlosses überlastet war; Walter Kollo, da er angesichts des ihm zum Verhängnis werdenden Gedächtnisses seiner Hörer sich zur Zeit auf Jagd nach neuen Einfällen befand, Hindemith, da er leider schwer erkrankt an Unterernährung durch Vierteltöne zu Bett lag. (In dem von Richard Strauß wie stets

« Les délégués allemands ont accepté le texte du protocole final non seulement sincèrement, mais joyeusement. »
(M. STRESEMANN, *à Locarno, le 16 octobre.*)

A LOCARNO, APRÈS LA CONCLUSION DES ACCORDS : LA SATISFACTION DES DÉLÉGUÉS

benötigten umfassenden Instrumentarium erregte Aufsehen ein Flettner-Rotor als Schrittmacher für Rundtänze, mit dem große Wirkungen erzielt werden.)

Die Uraufführung gestaltete sich zu einem Ereignis allerersten Ranges. Der Berliner Sportpalast wurde gemietet, Walter Kollo hatte als Jazzbandschläger Hans Breitensträter engagiert, in den Logen sah man Fern Andra neben Frau Stresemann, — sogar die Kritik war geladen!

Die berühmten Tiller-Girls anderer Revue-Theater hatte der Festausschuß — an der Spitze Max Jungnickel und Roda Roda — gegen den Einspruch des letzteren als kulturfeindlich abgelehnt. Da die Rhythmik und Präzision ihres Aufmarsches aber erfahrungsgemäß eines durchschlagenden Erfolges sicher war, suchte man einen Ersatz zu schaffen. Die Revue begann mit dem Einzug der Illu-Boys, der Autoren der Berliner Illustrirten Zeitung. Leider muß gesagt werden, daß sie enttäuschten. Herr von Schillings hatte seine liebe Not, ihnen Takt und geschmackvolles Auftreten beizubringen. Tänze wie „Der Demütige mit dem Löwenhaupt" oder „Das Mädchen und die Sängerin" wirkten peinlich und deplaciert. Selbst die Tragi-Groteske „Kopf hoch, Garragan!" vermochte trotz ihres aufmunternden Rhythmus keinerlei Hoffnungen auf eine bessere Entwicklung des Illu-Balletts zu wecken. Mit Bedauern bemerkte man im Chor Hardi Kellermann, den einst so vortrefflichen Solotänzer. Die Eigenart seiner Erscheinung hatte in diesem Ensemble bereits stark gelitten; hoffen wir, daß er dieses Auftreten nur als kurzfristiges Gastspiel betrachtet.

Es folgte ein scherzhaftes Zwischenspiel: der Spaßmacher Herbert Eulenberg und Bernard Shaw. Allgemeine Ueberraschung erregte es, daß die beiden Künstler, die bisher meist in ähnlichen Kostümen aufgetreten waren, zu deren auffallendsten Bestandteilen langgestieltes Lorgnon und klingelnde Schellen gehörten — daß diese zwei nunmehr einen Gesangssketsch „Die feindlichen Brüder" zum Vortrag brachten. Während Shaw, wie bisher im schottischen Röckchen, das Lorgnon in der Linken, das Florett in der Rechten, in Abwehrstellung lag, ging Eulenberg in Cut und Halstuch unter dem Schlachtruf „Gegen Shaw!" mit Schlagring und Backpfeifen auf ihn los. Die Wirkung dieser Duofzene wurde durch die von Anfang an offensichtliche Ueberlegenheit des Degenfechters stark beeinträchtigt.

Im dritten Bild produzierte sich der Dichter Klabund in täuschendem Kostüm als chinesischer Gaukler. In einen „Kreidekreis" zauberte er seltsamste Dinge, Blumen von märchenhaftem Duft, Bombenrollen, Kino-Kolportage, überflüssige vierte Akte. Dabei ereignete sich ein fatales Vorkommnis: bei einer zu raschen Bewegung verschob sich Maske und Kostüm, und man wurde des Autors snobistischer Hornbrille, sowie großkarrierter Knickerbockers und spitzer Shimmyschuhe gewahr. Es war peinlich. Aus einer Loge des ersten Ranges trug man eine ohnmächtige Dame. Elisabeth Bergner. Darauf wollte keine rechte Stimmung bei diesem Bilde mehr aufkommen.

Da man erfahrungsgemäß bei Kindervorführungen jeder Art eine freundliche, ja, gerührte Aufnahme erwarten darf, folgte in Abänderung des Programms sofort der von dem kleinen Klaus wirklich reizend vorgeführte „Fromme Tanz". Besonders amüsant wirkte es dabei, daß der kleine „Mann" das Kostüm eines Erwachsenen trug und bisweilen mit unnachahmlicher Drolerie die den Großen abgelauschten mondänen Gesten in seine mit brennendem Eifer vorgeführten Darbietungen verflocht. Einige Damen fanden ihn süß. Andere warfen Konfekt auf die Bühne. Und der „Heitere Fridolin" ließ während seines Auftretens im Parkett Kinderballons verteilen. Der starke Beifall galt allerdings zum großen Teil auch den väterlichen „Bemühungen" des anwesenden großen Klaus, der ihn mit aristokratischer Verbeugung, aber leicht geniert in der rechten Prozeniumsloge entgegennahm.

Im Zwischenakt unterhielt Herr von Unruh als Klaviervirtuose am „Flügel der Nike". Leider ließ die übertriebene Pedalbenutzung dieses ehemals rhythmisch so sehr begabten Künstlers die reine Melodieenführung völlig vermissen.

Die den zweiten Teil einleitende und auf Veranlassung des Generaldirektors Graf Hermann Darmstädter mitaufge-

nommene Attraktion der indischen Fakire drohte sich als Schlag ins Wasser zu erweisen. Da gelang es, dank einem genialen Einfall des zufällig anwesenden Emil Jannings, die indische Nummer im letzten Augenblick zu retten. Man verband auf seinen Rat das erst für später angesetzte Auftreten der weltberühmten französischen Chansonette „La Garçonne" (Manager: Victor Margueritte) mit dem der Inder, indem man — trotz Herrn Darmstädters Protest — die französische Künstlerin die Rolle der Lieblingsfrau des Mahara Tschagore spielen ließ. — Wie verbreitet wird, soll der indische Weise nach der Vorstellung den Antrag erhalten haben, gemeinsam mit Hermann Bahr für ein Bartwuchsmittel „Schlipslos" zu reisen. Wir treten diesem Gerücht hiermit entgegen.

Die nächste Nummer der Revue sollte der Clou des Abends werden: ein Schönheitsballett der sechzig Frauen von Ile des Dames, angeführt von ihrem — geistigen — Erzeuger Gerhart Hauptmann im Kostüm seiner berühmten Film-Badeszene (anwesende gesinnungstüchtige Republikaner, in der Meinung, es handle sich um Gustav Noske in seiner durch die Berliner Illustrirte berühmt gewordenen Badehose, brachen in stürmisches Händeklatschen aus). Es war ein Verhängnis, daß gerade während dieses ausgezeichnet vorbereiteten Bildes die Katastrophe eintreten mußte, die unsere Revue in stärkstem Maße gefährdete, ja, geradezu sabotierte. Kaum hatte sich der Zug der schönen Frauen über die Bühne entfaltet, — da durchbrach die Phalanx des Balletts ein kleiner düsterer Trupp schweigsamer Menschen. Unaufhaltsam schritten diese bis zum Souffleurkasten, musterten mit suchenden Blicken Bühnenraum und Publikum, um dann, als diese Umschau scheinbar ergebnislos verlief, in fremder Sprache eiserndeSchmähungen auszustoßen, einander die Haare zu raufen und mehr und mehr in Raserei zu verfallen. Es drohte ein Skandal. Wen sollte es Wunder nehmen, daß beim Publikum von nun an keine Aufmerksamkeit zu finden war? Man ereiferte sich ebenfalls, fragte hin, fragte her, nahm Partei, kurz und gut, ein fürchterlicher Wirrwarr drohte auszubrechen, hätte nicht ...

Ja, nun ist es der rechte Ort, den beiden Persönlichkeiten zu danken, die durch ihr mannhaftes Auftreten die Würde der Veranstaltung vor dem Schlimmsten bewahrten. Hedwig Courths-Mahler, die mit ihrem Begleiter die linke Proszeniumsloge innehatte, erkannte sofort — der Blick war im Verkehr mit ihren tausenden, von gewöhnlichen Augen nicht unterscheidbaren Romanfiguren geschult —, daß es sich hier um Pirandellos „sechs Personen" handeln müsse, die nach ihrer verzweifelten ergebnislosen Autorsuche an allen deutschen Bühnen hier einen letzten Versuch gemacht hatten, an dessen Versagen sie nun zusammenbrachen; nachdem so die Personalien der Eindringlinge festgestellt waren, erhob sich Alfred Kerr, denn er war der Begleiter der Dichterin, nahm eine Handvoll Gedankenstriche und Klammern, die er für etwaigen Bedarf stets in größerer Anzahl bei sich trägt, fesselte damit die übergeschnappten Pirandellen und übergab sie der grünen Polizei. Das Berliner Tageblatt gab Extrablätter aus.

Soll ich nun noch etwas über den Ausgang dieser Revueaufführung berichten? Es fällt mir schwer. Die Literatur machte klägliches Fiasko. Der Kampf auf der Bühne hatte alle rohen Instinkte der Zuhörer entfesselt, die Atmosphäre des Sportpalastes tat das Ihre — und das Ende vom Liede war, daß man Walter Kollos ersten Jazzbandschläger Hans Breitensträter auf die Bühne rief, damit er der Menge am Punching-Ball seine neue Schlagserie vorführe. — Man hat seitdem von weiteren Versuchen in literarischen Revuen Abstand genommen. Das Festkomitee wurde Großaktionär im Sportpalast, und Graf Hermann Darmstädter plant mit seinem indischen Freunde eine Boxtournee in die Vereinigten Staaten.

Harald Braun.

Einfühlungs- und Expressionswissenschaft.
oder
Die Hermeneutik im Dienst des Schauspielers.

Ich muß gestehen: es hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, als ich zum ersten Male Bassermann in der Rolle des Percy Heiß-

sporn sah, und ihn als Stotterer hörte. Da ist doch endlich einmal, so dachte ich, eine Anregung, die der Dichter dem Schauspieler gab, konsequent aufgenommen und durchgeführt worden. Und wozu hätte der Dichter sie sonst gegeben? (Heinrich IV. Teil II. A. II. Sz. 3.) Im allgemeinen aber steht es mit der Einfühlungsfähigkeit der Regisseure und Schauspieler faul: sie denken den Text nicht zu Ende, sie machen sich die Resultate der philologischen und archäologischen Gelehrsamkeit nur ungenügend zunutze, kurz, sie arbeiten einem überzeugten philologischen Expressionisten, als welchen ich mich dem hoffentlich geneigten Leser hiermit vorstelle, selten zu Dank. „Expressionismus" kommt von exprimere = Ausdrücken, Ausquetschen — haben Sie das schon zu Ende gedacht, meine Herren? Ausquetschen sollen Sie den Dichter, seiner leisesten Andeutung sollen Sie Bühnenwirklichkeit verleihen. Sie können darin nie zu weit gehen, haben Sie doch die Ermahnung eines erstklassigen Fachmannes für sich, der da sagt: „Legt Ihr nichts aus, so legt was unter." Und Sie sollen mal sehen, wie hübsch alltäglich die verstiegensten Gestalten werden, wie alles Weinen in ein Lachen übergeht. Jener Kapellmeister, der sich anheischig machte, aus dem Liebestod Isoldens einen flotten Militärmarsch zu komponieren, wird Selbstmord verüben, wenn er erst Proben der neuen Kunst gesehen haben wird, zu der ich hier eine kurze Anleitung in Beispielen gebe.

Um zunächst beim vierten Heinrich zu bleiben: was dem Percy recht ist, muß dem Heinz billig sein — auch er ist keineswegs so makellos aus den Händen der Natur hervorgegangen, wie uns das seine schmucken Darsteller vormachen. Ein „gewisses albernes Hängen seiner Unterlippe" wird ihm Teil I, Akt 2, Szene 4 von Falstaff nachgesagt, und offenbar als väterliches Erbteil. Da hätten wir also in dem Haus Lancaster ein Pendant zu der Habsburger Nase, was auf keinen Fall in künftigen Darstellungen fehlen darf. — Ob man Prinz Heinz daraufhin, im ausdrucksvollen Gegensatz zu Percy, nicht auch „schwabbeln" läßt? Eine sehr wohl zu überlegende Frage! Man denke an die erhebende Wirkung, die sich ergeben muß, wenn nun beide zum Entscheidungskampfe antreten, jeder mit einer charakteristischen Sprachstörung behaftet, der eine stotternd, der andere schwabbelnd. Weiter! im gleichen ersten Teil III, 1 sagt Glendower:

„Die Musikanten, die Euch spielen sollen,
Sind tausend Meilen weit von hier in Lüften,
Und sollen flugs doch hier sein. Sitzt und horcht!"

Was ist klarer, als daß der Mann auf den „Rundfunk" abonniert war — welche vorzügliche Gelegenheit, für den Uebermittelungsapparat Reklame zu machen!

Oh, Shakespeare ist auch in dieser Beziehung unerschöpflich! Daß der Othello als die Tragödie des Schnupfens aufzufassen und bühnenmäßig danach einzurichten sei — diesen Gedanken hat mir Vischers „Auch Einer" vorweggenommen. Natürlich: ich bin ganz der Meinung des „Auch Einer", dem Vischer seine Deutung in den Mund legt, Schauspieler und Regisseure haben bisher das eigentliche Schlüsselwort zum Othello übersehen! „Was sagt denn Othello im vierten Auftritt des dritten Aktes zu Desdemona? ‚Ich fühle Schmerz an meiner Stirne hier' und wie erläutert er es deutlicher im vierten? ‚Mich plagt ein widerwärtiger böser Schnupfen.' Beiher ist hier zu bemerken, wie erbärmlich die Uebersetzer verflachen: ‚Widerwärt'ger!' Salt sagt Shakespeare: salzig; oh, Shakespeare ist konkret, nie abstrakt allgemein! oh, der kennt es! — Nun meinen die seichten Köpfe, das sei bloß Vorwand von Othello, um herauszubringen, ob Desdemona das Schnupftuch noch habe. Schnupftuch! Handkerchief! Worüber die gemeinen Seelen noch lachen! Als ob Shakespeare nicht leicht sonst ein Tuch hätte setzen können, wenn nicht tiefere Absicht gerade dies verlangt hätte! Meint man denn, eine Wut, eine Tat wie die des Othello sei aus moralischer Verfinsterung allein zu erklären? Nimmermehr! Der Schauspieler, der sich ganz in die Tiefe des Dichtergeistes versetzt, wird schon im zweiten Akte, bei der Ankunft auf Zypern durch eine gewisse Dumpfheit, eine nasale Färbung des Tons sein andeuten, daß sich Othello auf der stürmischen Seefahrt bedenklich verkältet hat; man erwäge nun, daß es ihm, schon ange-

schnupft, wie er ist, unmöglich gut sein kann, wenn er bei dem nächtlichen Skandal auf der Wache schnell das Bett verlassen muß; der darstellende Künstler wird also vom dritten Akt an die Symptome etwas steigern, etwa auch durch Auftragung von etwas Rot auf dem Nasenzipfel — (hier fühlte A. E. nachdenklich an seinem eigenen) — oder, als Mohr, — von etwas Dunkelblau — oder Grün? — er wird beim ersten Ausbruch von Heftigkeit gegen Desdemona durch scharfes, trockenes Husten dem Zuhörer die Ueberzeugung einflößen, daß der Katarrh jetzt in den Hals getreten ist und allda wie mit einer Nadelspitze kratzt, kribbelt und krabbelt. Jetzt tritt das eigentliche Katarrhfieber ein, das Hirn ist eingenommen, giftig gereizt, alles Blut im Kopf, nicht nur die Nase ist rot oder blau, auch die Ohren sind es — Sie wissen, mein Herr, wie wütend und blutdürstig der Mensch ist, wenn er heiße, rote Ohren hat —; mit Jagos Scheinbeweisen, stets erneuten Einflüsterungen steigt in gleichem Schritt dieser traurige Zustand, die Ohnmacht im vierten Akt, aus bloßer Phantasieaufregung denn doch nicht erklärlich, ist Beweis einer radikalen inneren Verpfropfung, das Uebel ist offenbar in den Magen niedergestiegen, ist ganz zur höllischen Grippe geworden; von nun an begleiten Räuspern, Husten, unendliches Schnäuzen jeden Schritt des Unglücklichen! So gelangen wir zur Mordszene; hier leiste der Künstler das Höchste! Othello ist jetzt auf dem Gipfel seines Leidens; nicht in kleinlich naturalistischer Weise, nein, ganz in furchtbar hohem Stil werde dies Aeußerste des tragischen Zustands dargestellt, es seien Hustenanfälle erhabener Art, die wie Kanonenschüsse explodieren, endlich wird der Unselige blaurot-grünschwarz im ganzen Gesicht, er kann mit aller verzweifelten Anstrengung die im Halse sitzenden, zähen, schmählichen Hindernisse nicht herauswürgen, er kann durch den Mund nicht genug atmen und die ganz verschwollene Nase versagt völlig den Luftdurchgang; er ist am Ersticken; da, in der Wut, in diesem Krampf des Lebens, diesem rasenden Sieden des Gehirns wird er zum Teufel; soll ich ersticken, so sollst du es auch, so denkt er; das Schnupftuch! das Schnupftuch! Dieser Ausruf — (er hat das seinige offenbar verlegt) — zeigt an, mit welchen Objekten seine tollgewordene Phantasie sich einzig noch beschäftigt, und jetzt — erwürgt er Desdemona. In diesem Sinn und in diesem allein richtig aufgefaßt, haben wir im Othello die Tragödie aller Tragödien, die erste, vollkommenste, ergreifendste Dichtung aller Zeiten."

Auf Hamlets Fettleibigkeit und Atemnot (Schlußszene) hat schon Goethe hingewiesen; aber für die daraus folgenden Winke für die Darstellung sagt er nichts. Und doch liegen die klar auf der Hand. Im Schlußakt des Hamlet ist der Tausch der Rappiere bühnentechnisch sehr schwer zu motivieren, wenn man den Hamlet, wie üblich, so darstellt, als ob er die ganze Kriegszeit sich an die Lebensmittelkarten gehalten hätte und im übrigen Privatdozent für Tibetanisch wäre. Wie anders, wenn man ihm, wie das der Dichter verlangt, ein flottes Schieberbäuchlein gibt und stark schwitzen läßt! Da er seine Füße nicht sehen kann, so stolpert er bei einem Ausfall über sie und verliert sein Rappier. Laertes, hilfsbereit, fängt ihn auf, und muß dabei ebenfalls sein Rappier fallen lassen, wodurch sich dann die Verwechselung zwanglos ergibt.

Faust, Gretchengestalt; das Aeußere Gretchens. Ja, da möchte ich wissen: wozu haben wir eigentlich eine Goethephilologie? Die hat uns doch ganz genau gezeigt, wer alles zum Gretchen Modell gestanden hat. Das ist zunächst die Friederike Brion, und von der hat das Gretchen die „gewaltigen blonden Zöpfe" und, wenn es sich machen läßt, auch die blauen Augen. Schön; soviel hat der Regisseur zugestanden. Aber, wo bleibt das „artige Stumpfnäschen", mit dem Friederike so „frei in der Luft forschte"? Im Namen der Wissenschaft, im Namen der Manen Düntzers, verlange ich dringend das Gretchen künftig mit diskreter Himmelfahrtsnase zu sehen. Vielleicht auch indiskreter?? Diese Nasenform unterstreicht (man verzeihe, aber wir reden hier wissenschaftliche Sprache!) nämlich sehr hübsch den Einschlag Leichtsinn, der doch unleugbar in dieser lieblichen Gestalt west: Alle weiblichen Stumpfnasen nämlich sind, wie eine untrügliche Wissenschaft, die Physiognomik, lehrt, leichtsinnig.

Wie sollte auch Gretchen anders als leichtsinnig sein, da ihre zweite, namengebende Patin aus Goethes Leben, das Frankfurter Gretchen, Kellnerin war! Soll das so ganz unbeachtet bleiben? Könnte man Gretchen nicht ein bißchen frankforteln lassen? Oder ihr eine Kellnerinnenschürze umbinden? Oder (das Improvisieren ward ja durch Pallenberg wieder Mode) durch irgendein neckisches Einschiebsel auf dieses Teil-Ich Gretchens hindeuten (etwa indem sie dem Mephisto, zum Dank für seinen langen Bericht an Frau Marthe einen Schnaps präsentiert?)

Weiter: Gretchens Zimmer. Oh, Einfühlung, meine Herren, Einfühlung und Logik! Das schmucke Nest, das ihr uns als Gretchens Zimmer auf die Bühne zaubert, mag ja sehr „poetisch" sein, ist es aber billig — es entspricht nicht den Absichten des Dichters. Wovon leben denn Gretchen und ihre Mutter? Sie sind Kleinrentner (Vers 3117), aber die Mutter befaßt sich nebenbei mit Verleihgeschäften (Vers 2786 f.). Also ist sie vermutlich Althändlerin. Erfahrungsgemäß wohnen Althändlerinnen immer in Kellerlokalen, und so erklärt es sich leicht, daß Gretchen („es ist so schwül, so dumpfig hie") über schlechte Luft klagt. Also: ihr Zimmer ist zu denken als Kellerlokal mit vielen herumhängenden, übrigens aber sauber abgebürsteten Sachen (2686). Noch ein Detail: die gute Mutter kümmelt, namentlich abends, und das ist stadtbekannt, denn Faust spricht darüber zu Gretchen, ohne daß sie vorher eine Andeutung in dieser Richtung gemacht hätte (3512). Gretchen hält, wie sich ebenfalls aus dieser Stelle ergibt, die Flaschen unter Verschluß, vermutlich, damit die gute Mutter nicht gleich am frühen Morgen anfängt, sich die Sorgen zu vertreiben. Eine ansehnliche Batterie Flaschen, mit unmißverständlichen Etiketten, gehört daher nötigst zur Ausstattung des Gretchenzimmers. Und dann, meine Herren — tüchtig, tüchtig — wir leben in der Zeit der Reklame, sogar Eisenbahnwagen, Postautos tragen Reklame; die Etikette ausnutzen: „Uralter Nordhäuser", „Danziger Goldwasser" „Trinkt Mampe" „Asbach uralt" — was meinen Sie, was kunstverständige Firmen der Branche Ihnen für ein solches Entgegenkommen bezahlen würden!

Zur Faustgestalt nur eine grundsätzliche Anmerkung, die es aber verstattet, die Motivation von Faust I ungleich schärfer zu gestalten, als dies Goethe gelungen ist — das Fläschchen, das Faust an der eben erwähnten Stelle Gretchen gibt, bringt mich darauf. Es enthält offenbar Opium, und ist aus der großen Flasche abgegossen worden, die in der ersten Szene (690) erwähnt wird, und die, wie sich aus der Schilderung des Aussehens und der Wirkung des Giftes (733 und 697) ergibt, ebenfalls Opium enthielt. Ein Fingerzeig Goethes, den noch kein Mensch beachtet hat! Man überlege: Faust nimmt auf die Reise nichts mit, als nur das geliebte Opium, das er ständig bei sich trägt. Bedarf es mehr: Faust ist chronischer Opiumesser. Faust ist opiumsüchtig — das verrät sich dem Kenner auch sofort aus der Art, wie er das Fläschchen begrüßt („Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?" 697 f.). Die nähere Ausgestaltung dieser Andeutung muß zu einem Triumpe der Darstellerkunst werden. Leise aber unvermeidlich zieht der böse Dämon der Flasche Fausten an sich, so ähnlich wie eine andere Flasche die fromme Helene im sechzehnten Kapitel bei Wilhelm Busch. — Faust ist Opiuminist geworden, nachdem er bereits früher durch nächtewieriges Vertilgen unheimlicher Mengen geistiger Getränke seine Gesundheit untergraben hat. („Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären, — Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren, — Erinnert mich an manche Jugendnacht".) Ich hatte an der Darstellung von Gretchens Nase allerlei auszusetzen — man ahnt vielleicht die Farbenkorrektur, die ich an der Faustens angebracht sehen möchte... Daß Faust sich dem damals gerade aufkommenden Laster des Tabakrauchens auch gleich mit Inbrunst ergeben hat und raucht wie eine Lokomotive, hat der mitdenkende Leser hoffentlich selbst schon daraus erschlossen, daß seine Papiere „bis ins hohe Gewölb" hinauf angeraucht sind.

Aber nun kommt erst die Hauptsache! Durch die Annahme, daß Faust opiumsüchtig sei, schließt sich erst, und schließt sich vollkommen befriedigend die große Motivationslücke, die da klafft zwischen der Verführung Gretchens und ihrem Imstichegelassenwerden im Unglück,

denn nun wird die Frage beantwortbar: was hat denn Faust in der ganzen Zeit gemacht? Sehr einfach: die Szene mit Valentin hat Faust so aufgeregt, daß er sich in unmäßiger Weise dem Genuß des geliebten Giftes hingegeben hat. Dadurch ist er für dreiviertel Jahr in einen Zustand vollkommener Abulie (Willenslähmung) verfallen. Bitte: das ist medizinisch durchaus möglich, wie ich überhaupt darauf halte, mich nur in den Bahnen des Plausiblen zu bewegen: der englische Opiumesser Thomas de Quincey war in den vier Jahren, in denen er täglich 8000 Tropfen Laudanum nahm, unfähig, auch nur die nötigsten Briefe zu schreiben. (Bekenntnisse eines Opiumessers, Verlag Bard.) So ist Fausts Untätigkeit motiviert, das einzig wirklich unverzeihliche Verbrechen seines Lebens durch gerichtlich gültige mildernde Umstände entlastet, und Gottvater die Erlösung merklich erleichtert. (Türk erklärt sie dadurch, daß Faust durch den Anhauch der Sorge teilweise unzurechnungsfähig geworden ist — ein unfreiwilliger Witz, der durchaus hierher gehört.)

Also: ich schlage vor: in der „Walpurgisnacht" sitzt Faust allein auf der Bühne, mit einer langen Opiumpfeife, deren Rauch er in das Publikum bläst, und nun ist alles motiviert. (Zur Not könnte man noch eine kleine wissenschaftliche Abhandlung über die Wirkung des Opiumgenusses dem Theaterzettel beidrucken.) Die ganze Walpurgisnacht nämlich erscheint so als ein Opiumtraum Faustens. Das erleichtert deren schwierige Darstellung ungemein, denn man kann diese Szenen nun kinematographisch darstellen, wodurch auch Herr Raffke, der sich nur schwer getrieben in den ersten Rang gequält hat, bei geeigneter Ausbeutung der Andeutungen des Dichters auf seine Rechnung kommt. („Da seh' ich junge Hexchen nackt und bloß ...") In einer Ecke aber sitzt Faust, der für diese Szene durch einen Rauchkünstler aus dem Wintergarten darzustellen ist, und bläst kunstvolle Ringe. Sie verschlingen sich, lösen sich, und am Ende schwebt als ein Rauchbild vor der Szene:

FASTNACHT.

Friedrich Kuntze.

Karl Arnold.

Gute Karikaturisten sind unter den Deutschen nicht eben häufig; wenn wir alte Witzblätter, etwa die „Fliegenden Blätter" in ihrer Glanzzeit um 1848 betrachten, so begegnen wir fast nur breiten, behaglich-volkstümlichen Holzschnitten, die vortrefflich zu den mehr gemütlichen als scharfen Witzen passen. Sie sind mehr Nachläufer des mittelalterlichen Flugblattes als Vorläufer der modernen Karikatur, und ihre Schöpfer beschränken sich, trotz aller humoristischen Veranlagung, auf konventionelle lustige Gestalten, anstatt sich ihre Opfer mit scharfem Blick auf dem Marktplatz menschlicher Lächerlichkeiten selbst zu suchen.

Das verlangen wir aber vom modernen Karikaturisten. Es hängt mit der größeren Härte und Schärfe, mit dem Schwinden „gemütlicher" Weltbetrachtung im Leben unsrer Zeit zusammen, daß wir an jenen Holzschnitten kein Genügen mehr finden, die meist nur die Illustration zu einer heiteren Geschichte waren. Wir erwarten vom Karikaturisten größere Selbständigkeit. Seine Zeichnung soll nicht aus der Anekdote, sondern aus der Beobachtung leben; nicht ein lustiger Vorgang soll erzählt, sondern die Komik der Lebensgestalt verdeutlichend erfaßt werden.

Unsre Bilder geben davon eine Probe. Karl Arnold hat wohl von den Künstlern, die nachträglich zum Münchener Simplizissimus gekommen sind, die stärkste Eigenart, ohne doch im mindesten maniriert zu sein. Freilich ist die Zahl der Gegenstände, die er mit voller Eindringlichkeit gestalten kann, begrenzt, aber innerhalb dieser Schranken hat er sehr vielfache Möglichkeiten, da seine Satire aus dem Porträt hervorgeht. Er hat einen scharfen Blick für Individualitäten, in denen sich ein Typisches deutlich ausprägt — man verliert, namentlich, wenn man eine größere Reihe seiner Zeichnungen betrachtet, allmählich das Gefühl, Karikaturen zu sehen und entdeckt mit gelindem Schauder ein wohlbekanntes Gesicht nach dem andern. Ja, wenn man hernach in der Straßenbahn sitzt, sieht man sich plötzlich von Arnoldschen Gestalten umgeben. Als ob nicht der Karikaturist die Lächerlichkeit seiner Objekte steigernd hervortreten ließe,

sondern als ob wir in wohlweislicher Solidarität mit unsern Mitmenschen ihre Schwäche bisher diskret übersehen hätten, tritt uns die erstaunliche Häßlichkeit des fragwürdigsten Geschöpfes der Erde unverhüllt entgegen.

Namentlich den bayrischen Bierspießer — besser als den Berliner — kann Arnold unerschöpflich in kropfeter Vollendung erstehen lassen, jene mißratene Zucht von bäuerlicher Herkunft, die vom städtischen Leben nur die Entwöhnung von körperlicher Arbeit, nicht aber die Beweglichkeit übernommen hat und nun wie ihre Dackel völlig aus der Form geraten ist.

Schärfer und härter wird sein Stift, wenn es gilt, das Jagdwild aus der Sphäre der Gebildeten zu stellen.

Hier begegnet man mehr als einem wohlvertrauten Gesicht, das nur eindeutiger, offenherziger geworden zu sein scheint. Vielleicht das Beste dieser Art ist das „versteinerte" Mädchen auf dem Blatte „Stabilisierung der Seele". Solch dünner Geistigkeit, diesen seltsamen leeren Strahlaugen unsinnlicher Verstiegenheit kann man oft in anthroposophischen Kreisen begegnen.

Arnolds Literaten und geschäftige Mächler sind mit bösem mitleidslosem Blick aber mit scharfem Auge und ohne Niedertracht gesehen —, was um so bedeutsamer ist, als der kalte schneidende Witz der modernen Karikatur sehr häufig nicht aus männlicher Härte, sondern aus tückischem Ressentiment entspringt. Anstatt mit dem grimmigen Lächeln, das der Karikaturist in uns erwecken soll, legt man ein solches Blatt nur mit einem Widerwillen beiseite, der mehr dem Zeichner als dem Gegenstande seiner Satire gilt. Solche Blätter habe ich bei Arnold nicht gefunden. Freilich zeigt er auch selten warmen Humor — seine Bilder vom sozialen Elend sind z. B. kälter als die Zilles, — aber daß er ihm nicht fehlt, beweist etwa das Bild mit dem Affen, das wir wiedergeben. „Wärst du halt ein Aff' geblieben" sagt der Stammvater zu dem beklommenen Enkel, dem der reißende Fortschritt der Entwicklung so übel mitspielt.

Ganz unrecht hat der Stammvater vielleicht nicht; aber hätte er den Mund nicht auch früher auftun können, als es noch Zeit war?

Albrecht Erich Günther.

Der Beobachter

Literarische Völkerversöhnungskonjunktur.

Zum Zweck der westeuropäischen Völkerversöhnung werden von jenen politischen Gruppen, die sowohl pekuniär als auch — selbstverständlich — ideell an der rest- und bedingungslosen Menschenliebe interessiert sind, deutsche Dichter auf Reisen geschickt, um die nötige Stimmung — Stimmung ist ja die Spezialbranche der Dichter — zu produzieren. Die Dichter werden herumgereicht, eingeölt, aufgezogen und so aufs Podium gestellt. Dort lassen sie die ihnen geläufigen Gedanken auf französisch abschmurren. Das übrige besorgen die an der rest- und bedingungslosen Menschenliebe interessierten politischen Gruppen. Es ist ein Vergnügen, das Funktionieren des Apparates in den dazugehörigen Organen der öffentlichen Meinung zu verfolgen.

Thomas Mann und Alfred Kerr — es sollte richtiger heißen: Alfred Mann und Thomas Kerr — sind nach Paris versandt worden und haben die Erwartungen, die man in sie setzte, nicht enttäuscht. Die Einladung Manns wurde auf dem Weg über die Carnegiestiftung gemanaged. Alfred Kerr aber war durch einen anderen Konzern lanciert worden. Eine entzückende Indiskretion bringt nun die Frankfurter Zeitung in einem vortrefflichen Bericht „Die geistige Brücke" in ihrer Nummer 71: „Uebrigens war Alfred Kerr, der bekannte Berliner Theaterkritiker, Thomas Mann in des Wortes doppelter Bedeutung „zuvorgekommen". Herrn Kerr gelang es dank der vielleicht nicht ganz uneigennützigen Bemühungen Gemiers, des Direktors des Odeon, drei Tage vor Thomas Mann zu sprechen. Da sein Reklamechef erstaunlich gut gearbeitet hatte, war der Erfolg nicht ausgeblieben. Herr Kerr hatte Zulauf, so großen Zulauf, daß sogar die Polizei sich ernstlich beunru-

higte und in Befürchtung von Zwischenfällen die Anordnung traf, daß nur die zu der Veranstaltung schriftlich geladenen Gäste zugelassen werden durften. Als Thema hatte Herr Kerr „Das Theater und seine Aufgaben im Dienste der Völkerversöhnung“ gewählt; vielleicht hat er etwas zuviel aus eigenen Werken zitiert, so daß er damit der überzeugenden Spontaneität, die allein solch programmatisches Auftreten rechtfertigen kann, Abbruch getan hat.“ Die Spontaneität scheint uns nicht nur bei Alfred Kerr der dunkelste der dunkeln Punkte zu sein.

Hier sieht man klar wie selten nur ins innere Walten der — Kultur.

Alkoholische Christenpflicht.

Im „Gasthaus“, dem Organ des Deutschen Gastwirts-Verbandes, lesen wir einen Aufsatz über die „Gemeingefährlichkeit der Alkoholbewegung“ von dem Berliner Staatsrechtslehrer Professor Dr. Conrad Bornhak. Dieser Aufsatz hat uns ein Hauptvergnügen gemacht; wir begreifen nur nicht, warum er nicht zur Fastnacht, sondern schon im Oktober veröffentlicht wurde. Freilich, der Oktober ist der Weinmonat. Aber eine religionsphilosophische Bierrede wie die folgende findet doch wohl im Februar verständnisvollere Andächtige:

„Christus sorgte, als auf der Hochzeit zu Kana der Wein ausgegangen war, für frischen Stoff, und zwar, wie die Bibel bezeugt, für eine gute Sorte. Und wenn wir von der fröhlichen Hochzeit gleich auf das bittere Leiden und Sterben des göttlichen Heilands kommen, so stellt sich im heiligen Altarsakrament das höchste Geheimnis des Christentums in der Gestalt des Brotes und des Weines dar. Will man dieses etwa in Zukunft, entgegen der göttlichen Einsetzung, mit Tee oder einem anderen alkoholfreien Getränk begehen? Und selbst im ewigen Leben wird uns der Wein nicht fehlen. Denn Christus sagt kurz vor seinem Hinscheiden, er werde nicht mehr vom Stock der Reben trinken, bis er ihn wieder trinken werde in seines Vaters Reiche. Wo bleiben da die Abstinenzler. Sie müssen samt und sonders an der Himmelstüre umkehren und zur Hölle fahren. Da gehören sie hin. Denn beim Teufel gibt es nur höllische Glut und entsprechenden Durst, aber nichts zu trinken. Die Bekämpfung des Antialkoholismus ist also Pflicht jedes gläubigen Christen, der noch an Gottes Wort festhält.“ Ein Prosit, ein Prosit, ein Prosit der himmlischen Gemütlichkeit! Schwingt ihr die Becher noch wie drunten? Gott Vater als Präside beim Himmelskommers kommt dem Professor Bornhak einen Ganzen vor. Dieser gläubigen und beherzten Naivität gegenüber wird der Teufel nichts ausrichten können, und so ist denn dem Professor Bornhak der Himmel sicher. Er wird voraussichtlich in den Himmelskeller als Himmelsweinzapfer kommen.

In kirchlich gesinnten Gastwirtskreisen will man, wie wir hören, die praktischen Konsequenzen aus der Bornhakschen Theorie ziehen. Man bereitet eine Eingabe an den Oberkirchenrat vor, daß in jeder Kirche eine besondere Alkoholkapelle eingerichtet werden soll, in der die Kirchgänger ihrer „Pflicht als gläubige Christen“ genügen können. Man erwartet davon eine bedeutende Hebung des Kirchenbesuches. Auch wollen die Vereinigten Alkohol-Verbände alljährlich zur Fastnacht ein Convivium für die General-Superintendenten auf eigene Kosten veranstalten. Derjenige Super, der super bleibt, während alle übrigen unter den Tisch sinken, wird zum offiziellen Alkoholheiligen ernannt.

Annemie Lehmanns Brief an den lieben Onkel Kästner.

Lieber Onkel Ministerialdirektor! Du hast in ein großes Buch die Briefe drucken lassen, die wir süßen kleinen Kinderchen an Dich geschrieben haben, als Du unsre Schule inspiziert hattest und wieder nach Berlin abgefahren worden warst. Unser Lehrer hat uns gesagt, daß das eine Segnung der neuen Zeit wäre. Früher in der bösen kaiserlichen Thrannenzeit wäre das ganz anderst gewesen. Da haben sich die Ministerialdirektors nicht um die Kinder gekümmert, sondern bloß um die Lehrer. Wenn sie kamen, haben sie immer ganz finster ausgesehen wie der Pumpelirio Holzebocke und zum Frühstück wurden ihnen immer unschuldige kleine Kinder geschlachtet und die fraßen sie dann auf. Hu, das muß schrecklich schön gewesen sein. Aber jetzt in der Republik wäre das ganz anderst,

sagt unser Lehrer. Er sagt, daß es im Kultusministerium jetzt furchtbar gemütlich wäre. Da sagen sie nicht mehr Exzellenz und Herr Geheimrat, sondern sie sagen Onkel Ministerialdidi, und zum Minister sagen sie Väterchen und zum Ministerialrat sagen sie Kleiner, und Du bringst jeden Morgen Deinen Ministerialräten eine Tüte Bonbons mit ins Ministerium. Darum will ich später, wenn ich groß bin, auch einmal ins Ministerium kommen wie Tantchen Gertrud Bäumer.

Aber ich will Dich man sagen, der Brief, den ich und Lotte Meier an Dich schreiben mußten, ist gar nicht von uns. Gestern hat uns unser Lehrer gehaun, und wir hatten ihm doch man bloß ein büschen die Zunge rausgesteckt, und nu wollen wir es man nachsagen. Der Lehrer hat uns getrietzt, daß wir an Dich schreiben sollten und dann hat er den Brief korrigiert und hat gesagt, der Brief wäre nicht kindlich genug, und die Dummheiten hat er alle selbst reingemacht, weil er sagt, das wäre süß und das läsen die republikanischen Ministerialdirektoren gern. Daß der Unterricht bei unserm Herrn Lehrer eine sehr große Freude wäre, haben wir gar nicht geschrieben, den Satz hat uns das Ekel auch reingeschmiert, weil er denkt, dann kriegt er mal einen Schulratposten oder er kriegt sonst was aus Deiner Bonbontüte. Und dann, Onkel Didi, wollen wir auch man gleich sagen, daß es scheußlich ist, daß wir mit solchen süßen anschmierigen Zuckerbriefen geplagt werden. Zungerausstecken macht uns viel mehr Spaß. Mein Onkel Hermann sagt, ihre Lehrer hätten ihnen früher mit den Aufsätzen bloß die deutschen Klassiker verdorben, sie hätten bloß über Tell und über Hermann und Dorothea und so was schreiben müssen und die Themen hätten immer mit Inwiefern angefangen. Aber jetzt müssen wir über jeden Schulausflug einen Aufsatz machen, und sogar die Spaziergänge werden uns durch Aufsätze verekelt. Und über Weihnachten und was wir zu Weihnachten gekricht haben, hat uns unser Lehrer einen Klassenaufsatz machen lassen. Nicht mal mit Weihnachten lassen sie einen mehr in Ruh! Früher wurde den Kindern bloß die Literatur verekelt, jetzt wird uns das ganze Leben verekelt. Wir mögen schon gar keine Bonbons mehr. Wir kriegen Leibwehtage von dieser ewigen Süßigkeit, die die Lehrer Kindertümlichkeit benennen. Da ist es schon besser, von kaiserlichen Tyrannen mit bunten Uniformen aufgefressen zu werden. Hu!

Lieber Onkel Didi, es ist schon grade dumm genug, daß wir über die Schulausflüge und über die Ferien kindliche Aufsätze schreiben und die Phantasie üben müssen. Daß wir nun noch wegen die Besuche aus dem Ministerien süße Briefe anfertigen müssen, finden wir ruppig. Denn bleib man lieber in Deinem Ministerium und lutsch mit Deinen Geheimräten Bonbons. Ihr könnt da ja auch mit Puppen spielen und eine Blecheisenbahn rumschnurren lassen, statt mit richtigen Kindern und auf der richtigen Eisenbahn im Land herumspielen.

Dies wünscht Dich von Herzen Deine Annemie Lehmann aus Treuenbritzen.

Ein Brief Wilhelm Raabes an seinen Denkmals-Ausschuß.

Meine hochverehrten Herren Ehren-Ausgeschossenen! Sie haben die Güte, mich als eine Bildsäule auf einem geeigneten Platz in Deutschland aufstellen zu wollen. Auf die Ehre habe ich hier oben wahrlich schon lange gelauert. Die Herren Goethe und Schiller tun sich hier mit ihren vielen Denkmälern sehr groß, ich aber muß mich sogar von Herrn Heinrich Heine nachsichtig und ironisch anlächeln lassen. Ich dachte schon: seit es keine Titel mehr dafür gibt und keine Orden mehr dabei regnen, findet der deutsche Biedermann keinen rechten Gefallen mehr daran, ein Komitee von deutschen Bürgern unter einen Hut zu bringen, eine preiswerte Denkmalsfabrik ausfindig zu machen und in Frack und Zylinder am Sockel des zu enthüllenden Kunstwerkes die Angst auszustehen, in der Festrede stecken zu bleiben. Nun sehe ich aber, daß in den Vereinen unsres Vaterlandes noch immer wackere Männer gedeihen, die sich aus purem Herzenseifer für so was in Bewegung setzen und aufopfern.

Darf ich, meine sehr verehrten Herren, in bezug auf dieses Denkmal, das meine Person betrifft, einige Wünsche äußern? Zunächst: bitte, keinen Marmor, sondern Bronze. In Bronze kann man meinen lebenslänglichen Sonntags-Gehrock — Sie werden mich doch

nicht im Schlafrock mitten unter die Menschen stellen wollen? — viel naturgetreuer abbilden als in Marmor. Nehmen Sie eine möglichst schwärzliche Mischung, und eine solche, die tüchtig Grünspan ansetz'. Schon als ich noch da unten lebte, habe ich immer viel auf Patina gehalten. Und vergessen Sie die Hauptsache nicht: meinen alten Filzhut. Den möchte ich gern recht sorgfältig modelliert haben. Ich freue mich schon darauf, wie in der Höhlung des Bronze-Filzes ein Sperlingspaar sein Nest bauen wird, und die lieben Kleinen werden mir ihre Naturprodukte sanft über den Rand auf die Nase rinnen lassen. Schließlich noch eins: In den Großstädten als Denkmal herumzustehen, verlohnt sich nicht recht; da ist man völlig nebensächlich. Es wäre sehr nett von Ihnen, wenn Sie mein Denkmal in Paddenau im Drömling aufstellen würden, und zwar mitten auf dem Marktplatz, damit ich am Wochenmarkt den Bauerfrauen in die Eierkörbe und Kartoffelliepen sehen kann und höre, was an Interessantem in der Welt vorgeht. Seien Sie versichert, daß ich am Tage der Enthüllung hier auf meinem Wolkenkanapee das Meinige zu der Sache beitragen werde. Es wird mir ein Vergnügen sein, mich durch ein richtiges Raabe-Wetter auf Ihre Zylinder bzw. Glatzen zu revanchieren.

Wie ich in Ihrem Rundschreiben lese, hat Gerhart Hauptmann telegraphiert: „Bin selbstverständlich mit Freuden bereit, dem Ehren-Ausschuß der ‚Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes' beizutreten, dessen Kultus eine tiefdeutsche Angelegenheit ist und bleiben muß." Diese Redewendung erinnert mich ganz fatal an die Ausdrucksweise des Herrn Hofrates Brokenkorb. Der deutsche Repräsentationsdichter mit seinem verfluchten „Kultus" wird, so hoffe ich, hier oben einmal dem alten braven Peter Uhusen und seinem Knotenstock begegnen!

Im übrigen aber habe ich mein Vergnügen an der ewig sich gleichbleibenden Torheit der Menschenkinder und grüße Sie in diesem Sinne als Ihr weiland Menschenbruder Wilh. Raabe.

Edelquatsch. 5.

In Stefan Großmanns „Tage-Buch" feiert ein diesem Ort entsprechender Enthusiast die „Entdeckung des weiblichen Körpers": „Wir beginnen den weiblichen Körper vom Schmutze naturlästerlicher Umhüllungen, von der Sünde der Bewegungsarmut zu befreien. Wir reißen ihn heraus aus Verfettung, Muskelverkümmerung. Wir brandmarken das „Weibliche" als Sünde gegen den heiligen Leib. Und siehe da! Nach den plumpen Laufversuchen der domestizierten Frau mit dem schaukelnden Fleischgehänge entdecken wir plötzlich den schlanken, pfeilschnellen Lauf straffbusiger Mädchen. Wir entdecken den federnden Sprung, den schleudernden Arm. Der Körper duckt sich wieder, schleudert sich wieder und verborgen unter zarterem Fleisch nährt sich wieder der Muskel zur Kraft. Das uralte wunderbare Weibtier reckt sich wieder vor uns auf. Und wie die Löwin neben dem Löwen schreitet es neben uns, kraftvoll, geschmeidig und gefährlich."

Wir aber entdeckten (am Stil): es ist mehr ein Levy als ein Löwe, neben dem das wunderbare Weibtier schreitet.

H.

Wo bleibt Wolfgang Heine?

Wenn irgendwo eine unschuldige kleine Nackttänzerin von der Polizei belästigt wird, oder wenn ein Staatsanwalt die deutsche Sittlichkeit durch die Schaufensterkunst des Herrn Blütenzweig gefährdet sieht, klimmt eilenden Fußes Wolfgang Heine als Lohengrin für die verfolgte Kunst auf das Podium der Entrüstungsversammlung, und sein dröhnendes Pathos hallt durch ganz Berlin wie das Röhren des Hirsches durch den nächtlichen Wald.

Nun ist im Dezember einem deutschen Künstler nicht nur von Polizei und Staatsanwalt, sondern vom allerhöchsten Kultusministerium eine Gewalt ohne Beispiel angetan worden. Es ist denn doch wohl eine ernstere Angelegenheit der Kunst, wenn ein Schillings Knall und Fall davongejagt wird, als wenn irgendwo ein paar Platten mit zweideutigen Radierungen von Amts wegen unbrauchbar gemacht werden. Hier hätte Wolfgang Heine seinen Mannesmut nicht nur gegen Nuditätenschnüffler, sondern sogar gegen Parteigewaltige und Parteiminister beweisen können. Warum kümmert sich Wolfgang Heine in diesem Falle

nicht um die Freiheit der Kunst, die doch seine anerkannte Spezialität ist?

Warten wir ab, bis es wieder einmal bloß um Auditäten geht.

Anträge der Fraktion Eulenspiegel.

Der Reichstag wolle beschließen: Ueber alle Gelder, die durch die Parteien für die Wahlen aufgebracht und ausgegeben werden, ist unter genauester Angabe der ursprünglichen Herkunft öffentlich Rechnung zu legen. Findet eine Täuschung statt, so verliert die betreffende Partei für die Dauer der Wahlperiode sämtliche Plätze im Reichstag.

Der Reichstag wolle beschließen: Das statistische Amt hat allmonatlich den Gesamtleibesumfang und das Lebendgewicht der einzelnen Fraktionen — nicht der abgeordneten Individuen als solcher — festzustellen und zu veröffentlichen. Begründung: Das deutsche Volk muß über die zu- oder abnehmende Bourgeoisierung der einzelnen Fraktionen zuverlässig unterrichtet werden. Der Geist ist trügerisch, aber das Fleisch ist ehrlich.

Der Reichstag wolle beschließen: Der Strafvollzug ist zu vergeistigen. Die Zuchthaussträflinge sind fortan nicht mehr mit manuellen Arbeiten zu beschäftigen, sondern mit der zwangsweisen und restlosen Lektüre aller Besprechungsexemplare, die unaufgefordert bei den Redaktionen eingehen.

Außerdem bereitet die Fraktion Eulenspiegel eine Volksabstimmung vor. Sie ist der Meinung, daß die Großbanken ihr Vermögen keineswegs auf bessere Weise erworben haben als die ehemaligen Fürsten. Enteignet man die Fürsten, warum nicht auch die Großbankiers? Da das Volk grundsätzlich stets für eine Enteignung ist, soweit es den Geldbeutel der andern und nicht den eignen betrifft, so ist damit zu rechnen, daß die Enteignung der Großbankiers trotz dem heftigen Widerstande Stampfers, Kuttners, Heilmanns usw. mit erdrückender Majorität beschlossen werden wird.

Neue Bücher

Johann Peter Hebel, Schelmen-, Scherz- und Judengeschichten. Aus dem Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. (Zweiter Froschauerdruck.) 64 S. Pappbd. 4,80 Mk. Orell Füßli Verlag, Zürich.

Die kleine Auswahl, die Trog besorgt und mit einem guten und verständigen Nachwort versehen hat (worin er auch die Aufnahme der Judengeschichten entschuldigt — du lieber Himmel, wie voller Ressentiments steckt diese Atmosphäre! Kann man denn nicht mehr ohne höfliche Entschuldigung an die Adresse des Zentralverbandes usw. ganz einfach seinen Spaß am Nausel oder am Mauschel Abraham haben so wie an dem Franzosen auf der Brücke oder am Instrumentenmacher?) die Auswahl ist vortrefflich: lauter vergnügliche Stücke feinster anekdotischer Erzählkunst. Trotz des geistlichen Urhebers ohne Moralinsäure. Hebel kann man gar nicht genug lesen, schon seiner unvergleichlichen Sprache wegen. Der Druck ist ausgezeichnet, ebenso sind die eingestreuten alten Holzschnitte diesen Geschichten aufs hübscheste angemessen. St.

Carl Seelig, Nachtgeschichten aus der guten alten Zeit. 156 S. Halbl. 3.—, Ganzl. 4,— Mk. Greifen-Verlag, Rudolstadt.

Bewußt in der Nachfolge Hebels gibt Seelig über hundert kürzeste Geschichten, die er aus schweizerischen Bauernkalendern und aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt hat. Alle diese Stücke gehen, man merkt es ihnen sofort an, auf das achtzehnte Jahrhundert zurück, sie haben alle den unbeschreiblichen Duft jener Zeit, die auch Raabe so liebte („Die Innerste"!). Seelig hat diese Stücklein mit meisterlichem Sprachgefühl, ohne jede Prätension und „Originalität", „schlicht und unverschminkt" erzählt, wie Luther und Lessing ihre Fabeln, Hebel seine Schnurren. Nichts Verziertes, nichts Aufgeplustertes, nichts Parfümiertes. Jeder Satz ist klar und wohlbemessen, und die Pointe „sitzt". „Zart" sind die Witze großenteils nicht, sie riechen nach

der Bauern- und Bürgerderbheit der „guten alten Zeit." Eben darum sind sie für unsereinen ein wahres Labsal nach den parfümierten und geschminkten Witzblattwitzen der Bahnhofs- und Zeitungsbuchhandlungen. Oder ist es etwa nicht wahr, daß eine dralle Bauernmagd, die rotbäckig und lachend aus dem Kuhstall kommt, viel angenehmer riecht als eine morbide Shimmy-Schöne, die sich mit einem mondänen Parfüm bespritzt hat? St.

Theodor Seidenfaden, Das rheinische Narrenschiff. Alte und neue Schwänke. Mit 37 Holzschnitten von Peter Gitzinger. 128 S. Pappband 5,— Mk. Eugen Kuner, Köln.

„Ich lauschte an Feierabenden dem Geplauder, blätterte in alten Kalendern und Schriften und saß zwischen Kindern, Männern und Frauen und ließ mir erzählen." Dieser Satz des Vorwortes charakterisiert das Buch. Es sind gute, biderbe Volksgeschichten — ein trefflicher Stoff. Aber nicht aus dem Volke erzählt, sondern literarisch. Der Erzähler ist nicht Volk, sondern begibt sich als Individuum unter das Volk. Man nehme einen Satz wie S. 33 „Am Donnerstag vor Fastnacht, wenn das Narrengetriebe schon heimlich im Blut spukte ..." oder S. 49: „. . . zogen sie in die Stille, der die Lenzbäche selig rauschten ..." Das ergibt einen Widerspruch von Stoff und Form, den ich nicht ertragen kann. Nicht in allen Geschichten ist es so, aber doch des öfteren. Und diese Stilunsicherheit macht, daß wir das Buch nicht ohne Vorbehalt empfehlen können. St.

Hermann Gumbel, Alte Bauernschwänke. 84 S. Kart. 2,— Mk. Fritz Wortelmann, Alte Landsknechtschwänke. 84 S. Kart. 2,— Mk. Sammlung „Deutsche Volkheit". Eugen Diederichs, Jena.

Beide Bändchen enthalten Sammlungen aus guten alten Texten, über die am Schluß der Nachweis gebracht wird. Die Uebertragung in unser Hochdeutsch ist schlicht und sachlich, so daß der Geist des Originals nicht verdorben wird. Dazu passende Bilder aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Nicht nur wer Interesse für Volkskunde hat, sondern jeder, der sich an der biderben Art dieser Späße zu freuen vermag, kann sich ein paar angenehme Stunden durch diese Bücher bereiten. Das Ineinander der volkskräftigen Art und der kulturgeschichtlichen Atmosphäre ergibt einen eigentümlich anziehenden Reiz. St.

Otto Walter, Pommerscher Humor. 1. Teil. 60 S. Geh. 70 Pfg. 2. Teil. 80 S. Geh. 1,25 Mk. Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin.

Otto Walter hat in den beiden Bändchen die Volkswitze und Scherze gesammelt, wie sie in den Wirtsstuben, auf den Bänken vor der Haustür, auch wohl von den Kindern in der Schule erzählt und oft von Generation zu Generation in zahllosen Fassungen weitergetragen werden. Es war ein guter Gedanke im zweiten Teil, diese Volkswitze nach Ständen zu ordnen; damit scheint mir das sachlich angemessenste Ordnungsprinzip für derartige Sammlungen entdeckt zu sein. Freilich werden immer einzelne Gruppen, zum Beispiel die Papageienwitze, für sich besonders bleiben müssen. Diese Bändchen zeigen, wie lohnend die Sammlung solcher Scherze ist, volkskundlich nicht nur, sondern auch stammes- und standespsychologisch. Die Erzählungsweise Walters ist sehr verschieden von der hamburgischen Erzählungsweise in dem bekannten Quickbornbändchen Paul Wriedes. Der Hamburger erzählt wortkarg, die Pointe lauernd, überraschend und meist mit schlagender Trockenheit herausbringend. Der Pommer erzählt mit Reuterscher Behäbigkeit und mit Redseligkeit, dies und das mit einflechtend, mit Behagen auf allerhand Einzelheiten hinweisend. Diese Witze sind wohlwollender und gemütlicher erzählt, die hamburgischen drastischer und einschlagender, fast möchte man sagen: grausamer. Ob Kindermundwitze wie der auf S. 33 in Teil 2 in solche Sammlung gehören, ist mir zweifelhaft. Aber im ganzen: eine erbauliche, vergnügliche Sammlung, der wir guten Fortgang wünschen. St.

Fritz Müller-Partenkirchen, Kramer und Friemann. Eine Lehrzeit. 13. bis 17. Tausend. 246 Seiten. Geb. 6,50 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Von den humoristischen Geschichten-

büchern Fritz Müllers halte ich dieses für das beste. Es ist offenbar sehr viel Selbsterlebtes darin, dazu ist es mit viel Liebe geschrieben. Gesund, kräftig, humorvoll. Besser als alle weisheitsvollen Konfirmationsmoralbücher. Jeder Kaufmannslehrling wird seine Freude daran und innere Förderung davon haben; aber auch der, welcher über dieses Alter hinaus ist, wird es mit Behagen lesen. Die neue Auflage ist mit Bildern von Fritz Eggers geschmückt, welche die Atmosphäre der Geschichten nicht übel wiedergeben. St.

Zwiesprache

Wir haben wohl Ursache, unserm Heft ein „Vade liber“ mitzugeben und möchten fast die Worte der Tristien auf dieses Fastnachtsheft anwenden: „Infelix habitum temporis hujus habe. („Trage das unglückliche Antlitz dieser Zeit!“) Wir haben wieder einmal einen zu großen Mut gehabt, als wir uns zu einem lustigen Heft entschlossen. Wir wollen nicht sagen, daß uns der Humor ausgegangen sei, aber der Humor allein tut's beim Fasching nicht; er ist bei dieser Gelegenheit sogar ein wenig hinderlich, weil er den Mund eher schließt als öffnet. Zum Fasching gehört Vergnügtheit und Lustigkeit. Woher aber sollen wir, denen in der Hetzjagd der alltäglichen und allnächtlichen Arbeit höchstens hin und wieder ein wenig Zeit zu einem nachdenksamen Spaziergang bleibt, duris laboribus obstantes die Vergnügtheit nehmen? Nur ganz wenige unsrer Beiträge sind aus vergnügter Laune geboren. Im übrigen muß man sich bei dem stillen Humor und bei der unausweichlichen Bewußtheit bescheiden. Die stets etwas melancholische Arbeit des Zuschauens und Betrachtens!

Wenn wir diesem Heft eine Ueberschrift zu geben hätten, so würden wir darübersetzen: vom Zartesten bis zum Derbsten. Der Humor Morgensterns, auch der Wolframs bildet den einen Pol dieser bunten Faschingswelt: das Zarte. Den andern Pol bildet der Grobianismus Fischarts und des Herzogs von Liegnitz mit seinem getreuen Herrn von Schweinichen. Es ist wohl das denkbar Wüsteste, Feistesteste, Roheste, Anrüchigste, was im Bezirke des deutschen Humors an bizarren, fleischigen Blüten aufgebrochen ist („aufgeblüht“ kann man nicht wohl sagen). Die Veröffentlichung wage ich auch nur in Anbetracht des Umstandes, daß wir eben keine „Familien- und Lesezirkel-Zeitschrift“ herauszugeben haben und nicht Gefahr laufen, daß unsre Aufsätze zarten jungen Damen in die Hände geraten. Sollte es doch geschehen, so bitten wir um die Selbstzucht, wenigstens den Aufsatz über den Grobianismus zu überschlagen. Der Grobianismus ist eine kaum weniger charakteristische Erscheinung als das dämonische Narrentum und Fratzentum der Zeit um 1500, womit wir uns auch einmal beschäftigen werden. Narrentum und Grobianismus liegen wohl auf einer Lebenslinie, von der Gotik zum Barock. Wenn man mir nun sagt: Aber das ist doch gräßlich unanständig, so kann ich nichts andres antworten als: Allerdings, dies festzustellen braucht man nichts weiter als den gebildeten Geschmack. Aber darüber hinwegzukommen und in dieser grotesken Tollheit den Humor zu genießen, das lohnt sich sehr wohl.

Vor den mütterlichen Frauen scheue ich mich wegen dieser subterranen Dinge weniger als vor den emanzipierten. Die Hausmütter werden sich, sobald sie die Nähe Sankt Grobians wittern, je nach ihrem Naturell entweder unangenehm berührt mit einem strengen Pfui! abwenden, oder sie werden mit einem unterdrückten Kichern errötend und abwehrend flüstern: Das ist denn doch zu stark! Aber die Emanzipierten, die sich den zarten Schimmer der Holdseligkeit mit männlich-zynischem Bimsstein von den Wangen gescheuert haben, werden sich nicht still abwenden, sondern laut herzuwenden, um mit mir über Sachen zu diskutieren, die selbstverständlich völlig indiskutabel sind. Diese wollen folgendes erwägen:

Meine Damen, Sie bleiben ohne Scheu vor jeder Anschlagsäule mit Kino- und Kabarettplakaten stehen, Sie stehen in der gemischtesten Gesellschaft vor den Schaufenstern, in denen Ihre

intimsten Dessous und Schlafzimmergeheimnisse auf Wachs drapiert veröffentlicht werden. Sie finden nichts weiter dabei, daß Ihre halbflügge Jugend vor den Zeitungshäuschen der Bahnhöfe des deutschen Volksstaates sich Kopf und Herz mit den Dirnenidealen des lüsternen kleinen Isidor vollsaugt, Sie verhindern es nicht, daß Ihre Töchter die Ullsteinsche „Berliner Illustrirte" lesen, in der ihnen beispielsweise Abtreibungsgeschichten in Romanform serviert werden. Aber bei der eindeutigen Derbheit, die kein junges Ding zu verführen imstande ist, weil diese Derbheit das Ekle nicht als Edles drapiert und den Stallgeruch nicht durch Parfüm übertäubt, schrecken Sie zusammen. Das ärgerliche Sich-abwenden ist schon gut, wenn es aus gesundem Feingefühl kommt. Es ist aber bedenklich, wenn es aus Schwäche kommt, d. h. wenn man den Mist nicht mehr mit Humor als rohen Mist, wohl aber mit Lüsternheit als psychologisch interessanten Kunst- und Edeldünger ästimiert. Das ist das biologische Elend unsres Zeitalters: Man verträgt keinen starken Tobak mehr, wohl aber starke Zigaretten. — —

Ob je eine „Zeit" für Scheerbart kommt? Oder ob seine sonderbaren Geschichten immer nur einen „Kreis" von Verehrern haben werden? Mögen es unsre Leser einmal mit ihm versuchen. Der „Nilpferdroman" ist in J. C. C. Bruns Verlag erschienen; ich habe der ersten Probe ein Stück der Rahmenerzählung mit angefügt, auch ohne den „Zusammenhang" wird der Prädestinierte seinen Genuß daran haben und — nach mehr verlangen. —

Francisci Burmanni heylsame Betrachtungen füllen einen dicken Folianten. Als einmal ein profan gewordener Zeitgenosse die Bibliothek seiner theologischen Vorfahren, nachdem der Antiquar sich das Profitversprechende herausgesucht hatte, zum Einheizen benutzte, habe ich den gewaltigen Schweinslederband für mich gerettet. Das Opus diente dann bei uns zu Hause teils als Fußschemel, teils als Erbauungsbuch. Natürlich hängen wir der Menge der Leser die schönsten Dinge aus dem Buche nicht auf die Nase, denn man kann sie nur in den Lettern jener Zeit und in dem Duft des alten Papieres voll genießen. Auch muß man für den rechten Genuß dieser durchaus nicht nur „humoristisch" zu nehmenden Weisheit vorgebildet sein. Hätte ich die Sonntagvormittage meiner Jugend nicht in alten gotischen Backsteinkirchen zubringen müssen, wo die Predigt unverständlich durch die hohen Gewölbe hallte, und zwar ausgiebig, so wäre mir der Sensus für solche Schweinslederweisheit schwerlich ausgebildet worden. Aber ich las und sang meine Lieder noch aus einem angestammten Gesangbuch des achtzehnten Jahrhunderts. Und wenn die Stimme des Prädikanten nicht weniger unverständlich durch den Kirchenraum hallte, als die Stimme Gottes durch die Schöpfung, so las ich in dem „Altmärkisch- und Prignitzischen Gesang-Buch" hinten die schöne „Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem", die von keiner Indianergeschichte übertroffen wird, und erbaute mich an manchem schönen Gesang, als zum Exempel dem sinnreichen Bußlied Sigismund Birkens: „Erde bist du, gehst auf Erden, lebst von Erd und wirst einmal Erde wieder müssen werden in dem finstern Todestal. In dem Koth bist du daheim: Koth kömmt von dir, Rotz und Schleim, Koth wird aus dir nach dem Leben, was willst du dir dann erheben? — Was will dann der Staub viel prangen? was macht er so grossen Staub? kommt in Stolz herein gegangen? was hebt er empor die Haub? ist er nicht ein Maden-Aas? ein aus Staub geblasnes Glas? Maden werden, laßt ihn pralen, ihn zu Staub bald wieder mahlen." Ich weiß nicht, ob die zierlicheren Reime und poetischeren Gedanken, mit denen wir heute unsre Kinder zum — Genuß ihres Kindseins anleiten, eine gesundere Kost sind. Jene eindrucksvolle Bußbetrachtung wurde so um 1900, als auch die Altmark und die Priegnitz mehr und mehr an den übrigen Planeten angeschlossen wurde und die Volksbildungsvereine in den Kreisstädten das Ihrige taten, schamhaft und stillschweigend aus der neuen Auflage des Gesangbuches entfernt. Es ist aber meines Wissens kein Mensch dadurch besser geworden. Es soll mich wunder nehmen, wie sich die Weisheit und Dichtung unsrer Zeit nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten ausnehmen wird. Vielleicht ziert man dann ein Fastnachtsheft mit Proben aus unsern Popularphilosophien.

Aber wie auch immer, mag das schätzenswerteste Altertum ins Unverständliche sinken, der Mensch muß sich in die unentrinnbare Zukunft hineinfinden. Wie das zu machen sei, lehrt uns Adam August Asche in der schönen Hundstagsgeschichte von „Pfisters Mühle". Setzen wir also an den Schluß dieses Heftes wieder einmal einige heylsame Raabe-Weisheiten.

Durch unser Bild aus Locarno wollen wir zeigen, was für ein vergnügter und heiterer Gesell der vielzitierte Geist von Locarno ist. Die Pariser Zeitschrift „L'Illustration" hat das Verdienst, diesen Geist in seiner wahren und herzerfreuenden Gestalt für die Nachwelt photographisch festgehalten zu haben. Die Unterschrift lautet auf Deutsch: „In Locarno, nach dem Abschluß des Uebereinkommens: die Befriedigung der Delegierten." Der aus Stresemanns Rede vom 16. Oktober angeführte Satz lautet: „Die deutschen Delegierten haben den Text des Schlußprotokolls nicht nur aufrichtig, sondern auch mit Freuden angenommen." Geht nicht von dem Vertreter Deutschlands eine Strahlengloriole der Erfreutheit aus? Also! Warum tadelt man uns, wenn wir uns — auf unsere Weise an dieser Locarno-Freude belustigen? Möge das Bild zur Ausbreitung der deutschen Fastnachtstimmung das Seinige beitragen. Wer aber die Freude der Pariser Journalisten an Bosheiten kennt, wird bei der Betrachtung dieses Bildes wissen, was — man in Paris über die deutsche Freudigkeit denkt. Dieses zeitgenössische Dokument möge zugleich als unfreiwillige Illustration zu dem nicht minder fröhlichen Beitrag über den Zauberspiegel gelten. —

Nun haben wir noch einige Ankündigungen von der Kanzel zu werfen.

Nachtrag zum Jean-Paul-Heft: in Bayreuth ist eine Jean-Paul-Gesellschaft gegründet worden. Erster Vorsitzender: Oberstudiendirektor Dr. Caselmann in Bayreuth, zweiter Vorsitzender: Professor Dr. Franz Muncker in München. Tätigkeitsgebiet, erstens: Verbreitung billiger Ausgaben, Vorlesungen aus Jean Pauls Werken, Vorträge usw., zweitens: wissenschaftliche Ergründung der Persönlichkeit, der Werke und des Wirkens auf die Zeitgenossen und der Aufdeckung aller loseren und engeren Zusammenhänge der Zeit mit seinem Genius. Anschrift: Jean-Paul-Gesellschaft, Bayreuth, Neues Rathaus. Jahresbeitrag 6 Mk.

Am 5. und 6. März hält die Fichtegesellschaft ihre zweite Tagung für deutsche Nationalerziehung in Halle ab. Alles Nähere teilt der beiliegende Tagungsplan mit.

Im Februar und März bin ich sehr stark, großenteils außerhalb, beschäftigt. Ebenso Herr Günther. Wir bitten für diese Zeit um Geduld beim Briefwechsel. St.

Zu unseren Noten.

Konrad Ramrath ist Rheinländer wie Othegraven und ihm verwandt in der Begabung für alles Gesangliche und Volkstümliche zugleich, von frischer natürlicher Erfindung und einem gesunden Können. So ist sein Gebiet das kleine Lied, der Männerchor, aber auch auf dem der Ballade hat Ramrath sich mit Glück versucht, so in seinem „Fasching zu Prag", der „Mähderin", die ihn zum Erben Löwes vorbestimmt erscheinen lassen. Ramrath, geboren 1880 zu Düsseldorf, wirkt heute als Theorielehrer an der Rheinischen Hochschule für Musik in Köln.

H. Unger.

Stimmen der Meister.

Schnurren, Miezchen, müßte der Mensch können und dabei wiederkäuen; nach „her wäre mein Ideal von ihm fertig", pflegte er dann und wann zu bemerken.

Wer nicht seiner Palmen Keime in ein — Mistbeet pflanzt, wird sehr selten Datteln davon in seine eigene Tasche, für sein eigen Maul herunterholen.

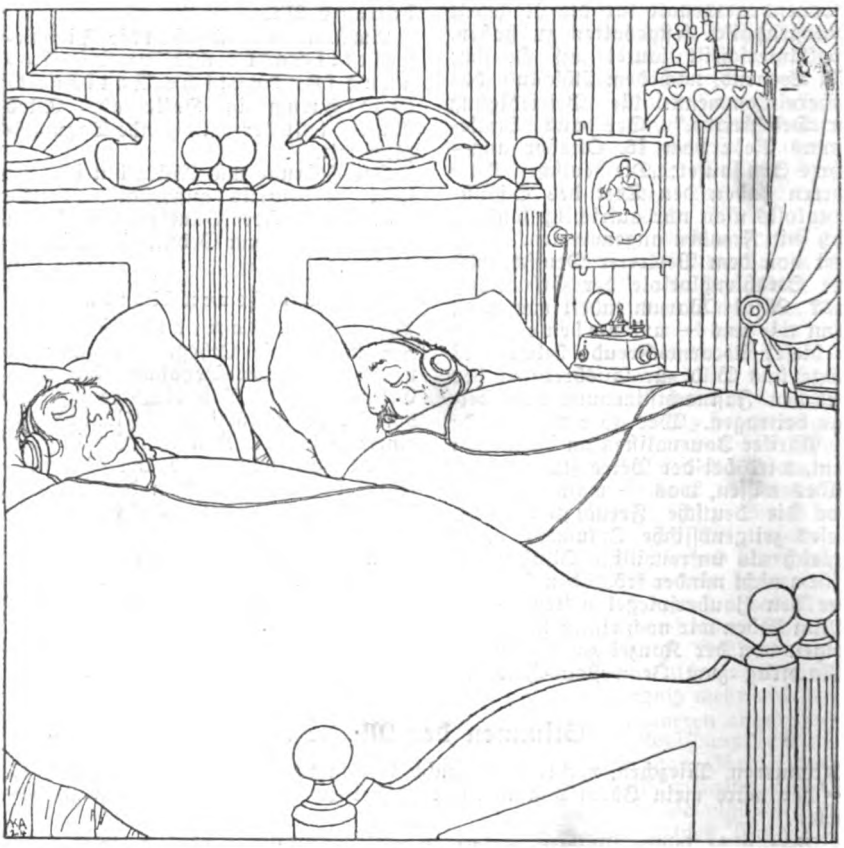
Es ist schon recht viel auf der Erde, wenn der Mensch für einen zu spät kommenden Triumph noch ein sauersüßes Lächeln übrig behalten hat.

Nichts bockbeiniger als Lottchen, Laura oder Beatrice, oder wie sie sonst heißen, die lieben Seelen, diese kleinen braven Femina, wenn sie das Bedürfnis

fühlen, im weißen Schleier drapiert über unſereinem im Blau dahin zu ſegeln, wenn ſie, um in ihre guten, dummen Herzen hineinzuweinen, ihren Kopf aufſetzen zu müſſen glauben!

Fräulein Albertine, wer dieſes ſtrubbelköpfige Geſchöpfe (den Chemiker Adam Aſche) in ſeinem ſeligen Schlummer am Feldwege unterm Hagedorn bekopfſchüttelt, und es nachher an der chemiſchen Wäſche geſehen hat, und es heute in ſeinem Weſen und Treiben, Spaß und Ernſt ſieht, der muß ſich bekennen: Der richtige Menſch hat am Ende auch nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüſche und das edle klare Waſſer von Quell, Bach und Fluß nötig, um ein rechter Mann zu ſein.

Der beſte Mann wird immer derjenige ſein, welcher ſich auch mit dem ſchofelſten Material dem gegenüber, was über der Zeit und dem Raume liegt, zurechtzufinden weiß. Wilhelm Raabe.



Karl Arnold, Parlamentsreden durch Radio

Gedruckt in der Hanſeatiſchen Verlagsanſtalt Aktiengeſellſchaft, Hamburg.

Aus dem Deutſchen Volkstum

Wilhelm Kreis: Bismarckturm von Zehdenick

Deutsches Volkstum

3. Heft Eine Monatsschrift 1926

Die innere Entwicklung des Deutschtums in Westpolen.

Sieben Jahre besteht Entente-Polen. Wie es seine Minderheiten behandelt und seine „traditionelle Toleranz" verwirklicht hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden, wenngleich der Deutsche aus Polen beim Erzählen einiger besonders treffender Beispiele aus dem staatlichen Leben der Minderheit in Deutschland noch immer ungläubigen Ohren begegnet. Aber der Auslandsdeutsche wird es im allgemeinen nicht bedauern brauchen, daß es zu Bedrückungen seiner Volksgenossen gekommen ist. Denn nur getretener Quark wird breit und nicht stark. Immerhin ist die Frage am Platz, ob das Deutschtum erstarkt ist. Von einer zahlenmäßigen Erstarkung kann in Westpolen bei einer Abwanderung von nahezu 800 000 Deutschen nicht gesprochen werden. Wichtiger ist es, ob die seelische Dichtigkeit des Volksbewußtseins zugenommen hat, ob die Umstellung aus einem Staatsdeutschtum zu volksbürgerlichem Bewußtsein, wie es vor allem für das Deutschtum in Westpolen notwendig war, überall geglückt ist oder vielleicht mit einer Vertiefung des Volksbewußtseins Hand in Hand ging. Ist die Zeit der völkischen Bedrückung, die eine Zeit der Sammlung und Erstarkung sein müßte, von den Volksführern fruchtbar verwandt worden? Auf solche Frage wird durch den Dunst und Brodem politischer und propagandistischer Reden hindurch eine rücksichtslos selbstkritische Antwort nicht unverdienstlich sein, wenn nicht allmählich die zweckhaft gefärbten Berichte selbst die Verantwortlichen über die Lage ihres Volkstums hinweg täuschen sollen.

Die politische Umwälzung hatte nur kurze Zeit Hoffnungen für eine gerechte Behandlung der Minderheit großwachsen lassen. Schon im Frühjahr 1919 brachten die Unterdrückungsmaßnahmen im polnischen Aufstandsgebiet die große Masse zur Selbstbesinnung, was trotz den Versprechungen der Polen von einer Gleichberechtigung für die große und wirtschaftlich führende deutsche Minderheit zu erwarten sein würde. Die Internierung Tausender von Männern aller Kreise und verschiedenster politischer Gesinnung brachte sehr bald eine geschlossene Einheit und einen energischen Abwehrwillen zustande. Ein starker völkischer Auftrieb konnte ein deutsches Gemeinwesen schaffen, das alle politischen Parteien und Berufsstände umfaßte. Dieser im Deutschen Volksrat in Posen und später im Deutschtumsbunde zur Wahrung der Minderheitsrechte sich zeigende nationale Wille ließ für das Deutschtum eine nicht ungünstige Entwicklung

erwarten. Da setzte unter den Bedrückungsmaßnahmen Polens auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet die katastrophale Abwanderung ein, die jeden planmäßigen Aufbau einer Volksgemeinschaft im Entstehen vernichtete. Ein jahrelang in immer wieder neuen Aufnahmestellungen geführter Abwehrkampf war notwendig. Die Tätigkeit der Volksorganisation wurde aus der Notlage heraus immer einseitiger politisch, sie wurde Notstandsarbeit. So mußte die Entwicklung des Deutschtums, soweit es im Lande zu bleiben gedachte, mit immer größerer Besorgnis betrachtet werden. Die einst verheißungsvollen Anfänge des großen, alle Gebiete des völkischen Lebens umfassenden Gemeinwesens, namentlich in der vorbildlichen Ausprägung im Posener Gebiet in den Jahren 1920 bis 1922 wurden durch die polizeiliche Auflösung 1923 zerstört, ohne daß seither ein Prozeß anhängig gemacht wurde. Aber dem Eingeweihten war klar, daß von der Auflösung eigentlich nur ein innerlich bereits totes Gebilde betroffen wurde. Der völkische Auftrieb war verschwunden, in weiten Kreisen zeigten sich Teilnahmlosigkeit und Ruhebedürfnis. Es fragte sich, ob, aus welchen Gründen auch immer, die innere Entwicklung der Volksgemeinschaft nicht eine wesenhafte Schwäche aufwies.

Da darf nicht mit der Erkenntnis hinter dem Berge gehalten werden, daß mit der Zeit die Einstellung der Führer in den fünf Jahren eine überwiegend politisch-parlamentarische geworden war. Die deutsche Sejmfraktion, die 1922 mit dreiundzwanzig Mandaten in den polnischen Sejm und Senat einzog, riß zum Schaden der größeren und umfassenderen Aufgaben nicht nur die politische Führung, sondern auch die Führung auf den anderen Gebieten an sich. Der Schwerpunkt der völkischen Tätigkeit verschob sich nach Warschau, sie erfolgte fast unter Ausschluß der Mitwirkung breiterer Kreise. Sie täuschte eine Tätigkeit vor, die nach Lage der Dinge und früheren Erfahrungen unfruchtbar bleiben mußte. Sie lenkte das Hauptaugenmerk von den Aufgaben wirtschaftlichen und kulturellen Aufbaues ab und bestärkte weitere Kreise des Volkstums in ihrer verantwortungslosen Gleichgültigkeit. Wer die in ständiger Wiederholung vorgebrachten, meist nicht einmal geschickt und schlagend verfaßten Interpellationen der deutschen Partei im Sejm über Mißgriffe und Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung durchblättert, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß hier lediglich Material geschaffen wurde für eine wirksame Propaganda im eigenen Volkstum und Auslande. Aber die Auswertung wurde zum großen Teile unterlassen. Es sind außer zwei Schriftchen der Historischen Gesellschaft in Posen und den mageren Denkschriften an den Völkerbundsrat keine zusammenfassenden Darstellungen über ein Lebensgebiet der Minderheit veröffentlicht worden. Selbst die als Folge unerhörter Zwangsmaßnahmen leicht nachzuweisende Abwanderungsbewegung erfuhr keine geschickte erschöpfende Darstellung in ihrem Ablauf und inneren Gründen. Es wurde nicht einmal der Legendenbildung entgegengetreten, das ostmärkische Deutschtum sei ohne Not als ein nicht seßhaftes und entwurzeltes Deutschtum „weggelaufen“. Erst solchen polnischen Selbstzeugnissen wie des jüngsten Bekenntnisses des Kurjer Poznanski in Posen, daß durch systematischen Druck das Deutschtum aus Polen vertrieben sei, bedurfte es, um

dafür die Erkenntnis zu wecken, welch schlagendes Material bisher unverwandt geblieben ist.

An sich kann der parlamentarischen Tätigkeit der Sejmvereinigung kein großer Wert beigemessen werden. Daran ist freilich nicht die Persönlichkeit oder Taktik der Abgeordneten, sondern die Lage der Parteien innerhalb der polnischen Parteikonstellation schuld. Wie immer auch das politische Parteibekenntnis der polnischen Parteien sein mag, in dem Kampf gegen das Deutschtum waren und sind sie sich einig. Ein Versäumnis der Fraktion ist aber darin zu erblicken, daß auch nicht der Versuch unternommen worden ist, von den Abgeordneten die Volksgemeinschaft in neue Formen fassen zu lassen. Selbst die parlamentarische Berichterstattung in den Wählerkreisen ist sehr dürftig gewesen. Und so ergab sich denn allmählich ein Zustand fast völlig unorganisierten Volkstums, das zum großen Teil in Stumpfsinn, Trägheit, Eigennutz und Gleichgültigkeit versinkt. Ein Zustand, der an der Zukunft des Deutschtums in peinigender Weise verzweifeln läßt. Es hat sich eine Geschäftsführerdiktatur ausgebildet, die die Mitarbeit weiterer Kreise unter fadenscheinigen Gründen ausschaltete. Rein büromäßig wurden noch politische Geschäfte weiter fortgeführt. Aber die wichtigste Aufgabe einer lebendigen Zusammenfassung des gesamten Deutschtums, der Weckung der Teilnahme, der Anregung zur Mitarbeit wurde versäumt.

Dabei hatte der Deutschtumsbund schon in sich die Keime zu einer weiteren Entwicklung getragen: unter Verzicht eigener Mitglieder sollte durch Zusammenfassung und Ausbau berufsständischer Organisationen ein elastisches aber fest verbundenes Gemeinwesen geschaffen werden. Die seit fast zwei Jahren gegenüber der vorwiegend politisch parlamentarischen Führung vorgebrachten Vorschläge eines grundsätzlich berufsständisch aufzubauenden Gemeinwesens (unter bewußter Weiterführung der von Heinz Brauweiler u. a. in Deutschland vertretenen Gedanken, die für die Organisation des Auslandsdeutschtums für die Zukunft von wachsender Bedeutung sein werden) wurden als „leeres Theoretisieren" abgelehnt. Man glaubte von einer durch parlamentarische Schachzüge zu erringenden Kulturautonomie das Heil der Zukunft baldigst erwarten zu dürfen. Dabei hat sich bereits in Estland wie auch in Lettland gezeigt, wie ungenügend die Pflege der eigenen Kultur als einziger Organisationsgrundsatz und wie gefährlich leicht die wirkliche volksbürgerliche Erziehungsarbeit auf dem Verwaltungswege zu hintertreiben ist. Hier in Polen lag es besonders nahe, sich der Bedingungen für die Ausbildung des polnischen Gemeinwesens im preußischen Staat zu erinnern. Aber die Erfahrungen, die in dem bekannten Bernhardtschen Buch für jeden Politiker klar vor Augen lagen, wurden auf keinem Gebiet ausreichend benützt. Auf eine Formel gebracht heißen sie ganz allgemein, daß eine Minderheit nur wirtschaftlich zusammenzuhalten und zu kräftigen ist, daß eine politische Partei lediglich als taktische Arbeit zu leistendes nachgeordnetes Organ aufzufassen ist, daß die wichtigste Aufgabe der Volkstumserhaltung durch eigene Kulturpflege ohne wirtschaftlichen Untergrund unwirksam bleiben muß.

Ob in der hier gekennzeichneten verhängnisvollen politisch-parlamentarischen Grundeinstellung der Deutschtumsführer in allerjüngster Zeit eine

Wendung einzutreten beginnt, ist eine Frage, die zur Zeit noch nicht beantwortet werden kann. Aber auch auf anderen Gebieten zeigt sich Bedenkliches genug.

Völlig versagt das höhere Privatschulwesen und ihre Führerschaft. Ihre Arbeit galt bisher lediglich äußerem Aufbau, Gehalts- und Anstellungsfragen. Von den Führern wurde versäumt, der darauf wartenden jüngeren und willigen Lehrerschaft in der Ausprägung eines klaren Bildungszieles eine Richtung zu geben. — In entsagungsvoller, unermüdlicher Arbeit wurde von anderer Seite die Ersatzlehrerschaft für die deutschen staatlichen Volksschulen herangebildet. Aber hier wird die Arbeit notwendig durch die Rücksicht auf den Staat in volksbürgerlicher Hinsicht beschränkt. Das Junglehrermaterial ist schlecht, eine große Anzahl ist aus wirtschaftlicher Notlage bedingungslos ängstlich und lehnt jede, ihre eigene Stellung gefährdende völkische Arbeit ab. — Die Zukunft des Deutschtums in Polen hängt davon ab, ob es der Träger von Qualitätsarbeit wird sein können. Die Wichtigkeit von Berufsschulen und eigenen wirtschaftlichen Fortbildungsanstalten ist damit begründet. Auf diesem Gebiet ist so gut wie nichts geschehen, einige wohlgemeinte Anfänge können nicht rechnen. — Aus demselben Grunde ist der Ausbau eines großzügigen Stipendienwesens nicht nur für akademische Berufe, sondern für alle, höhere Ausbildung erfordernden Berufsarten notwendig. Der zur akademischen Berufsausbildung gegründete Stipendienverein „Kantverein" ist nicht nur ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln, sondern auch völlig undurchdachten Aufbaues. Der Vergleich mit dem großzügig arbeitenden polnischen Marcinkowski-Verein liegt nahe. Hier war ein wohlabgewogenes System zentralisierter Leitung und dezentralisierter Beaufsichtigung der Stipendiaten sowie der Einziehung und Verwertung der Sammelbeiträge geschaffen worden. — Auch die Rolle der Geistlichkeit ist nicht durchweg erfreulich. Abgesehen davon, daß ein verhältnismäßig großer Teil sich als Reichsdeutsche vor jeder auf politisches Gebiet überspielenden Tätigkeit, und als solche gilt auch die Volkstumspflege, zu hüten hat, ist die Gesamteinstellung der evangelischen Kirche noch unlebendig und zu kirchlich. Auf dem Lande wirkt vielfach die völkisch völlig gleichgültige Gemeinschaftsbewegung in höchst verhängnisvoller Weise für die Dorfgemeinschaft aufspaltend. Die Verbindungen von Volkstum und Kirche sind in der unierten Kirche in der Hauptsache nur erst theoretische; anders ist es nicht möglich, daß Tausende von Kindern auf dem Lande nicht nur ohne deutschen Schulunterricht, sondern auch ohne Kenntnisse des kleinen Katechismus oder eines Kirchenliedes nun seit Jahren zu vollständiger Verblödung heranwachsen. Es sind zu wenig lebendige Kräfte unter den Geistlichen vorhanden, die Erstarrung in Bürokratie und Reglementierung macht sich verhängnisvoll bemerkbar. Fast hoffnungslos trotz einiger lebendiger Kräfte unter den Geistlichen ist die Lage des katholischen Deutschtums. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es nicht anders wie in den Bamberger Ansiedlungen aus dem achtzehnten Jahrhundert um Posen in absehbarer Zeit poloniſiert sein wird.

Diese wenigen, nicht übertriebenen Hinweise erklären es, wenn in der

Stadt unter dem hauptsächlich wirtschaftlich eingestellten Mittelstand, noch mehr aber auf dem Lande unter der häufig fast jeder deutschen Beeinflussung ermangelnden Bevölkerung eine erschütternde Gleichgültigkeit heranwächst. Ob die Versuche von Mutterschulen, spärliche Anregungen der Jugendbewegung und Erwachsenenbildung noch einen Funken zu schlagen in der Lage sein werden, ist wohl zu bezweifeln. Das freie Volksbildungswesen, das berufen wäre für das vielfach geknebelte Schulwesen in völkischer Beziehung eine Ergänzung zu bilden, ist nicht ein Gebiet planmäßiger Erziehungsarbeit geworden, sondern der Tummelplatz von allerhand kulturellem Winkelprophetentum. Nicht einmal auf dem Gebiete des Büchereiwesens konnte es zu einer zusammenfassenden, planmäßige Arbeit leistenden Organisation kommen. Die Tätigkeit der an sich wohl erfreulichen deutschen Bücherei in Posen geht kaum in die Tiefe. Auch die Anfänge einer planmäßigen volksbürgerlichen Erziehungsarbeit, die die Historische Gesellschaft in Posen betreibt, ermangeln jeden Widerhalls und der Stetigkeit. — Was auf dem Gebiet des Theaterwesens geleistet wird, ist nach Abstrich der üblichen verbindlichen Verbrämung übelster Dilettantismus, aber keine Kulturarbeit. Hier wurde bisher nicht einmal das Ziel erkannt.

Will man das eine oder andere auf diesen Gebieten immerhin als Anfänge, die eine Zukunft haben könnten, buchen, so fehlt ihnen allen doch die Planmäßigkeit. Daß es zu einer geistigen Planwirtschaft nicht gekommen ist, das dürfte das Hauptversäumnis der Führer des Deutschtums sein, die einerseits zu stark durch politisch parlamentarische Arbeit beschäftigt waren, um diese Arbeit in Angriff zu nehmen, anderseits aber auch nicht die Notwendigkeit ausreichend erkannten, hierfür andere Kräfte verfügbar zu machen. So ist das gesamte Deutschtum in Westpolen auf einen Tiefstand angelangt, wie es erschütternder nicht gedacht werden kann. Vor dieser Erkenntnis helfen keine Ausflüchte und Bemäntelungen. Mit Riesenschritten geht das Deutschtum über Verwahrlosung und schlechte Erziehung, über wirtschaftlichem Herabsinken, über Analphabetismus der völligen Polonisierung entgegen. Die Ergebnisse einer siebenjährigen Entwicklung sind: auf der einen Seite äußerlich formale aber unwirksame politische Erfolge (Völkerbund), denen auf der andern Seite unendliche Einbußen am Vertrauen des gesamten Volkstums, am Zusammengehörigkeitsgefühl, an der geistig sittlichen Gesamthöhe gegenüberstehen. Es fehlt nicht nur bei aller Betriebsamkeit an der Geduld planmäßiger kleiner Arbeit, es fehlt die eigentliche, nicht nur formal, sondern auch geistig-sittlich richtunggebende Führerparole trotz aller Verehrung für die in vorderster Reihe stehenden Führer, die hier zum Ausdruck gebracht werden mag.

Unser Deutschtum kann nicht umhin, die Lage zu erkennen, daß hier Führer ohne Gefolgschaft, dort verwahrloste Massen ohne Führer sind. Dem gegenüber wird die zukünftige Arbeit zunächst der Ausbau der Selbstverwaltung auf berufsständischer Grundlage unter weitgehender Selbstbesteuerung sein müssen. Die gesamten kulturellen Gebiete einschließlich der Schule sind unter das Selbstverwaltungsorgan zu stellen und dürfen nicht mehr eigenwillige Glieder bleiben. Ebenso wird sich die politische

Fraktion unter die Aufsicht der Volksgemeinschaft zu stellen haben. Nur so wird die Teilnahmlosigkeit überwunden und eine wirkliche Volksverbundenheit erzielt werden.

Daß die Versäumnisse Deutschlands gegenüber dem Deutschtum in Polen besonders groß sind, kann hier nicht im einzelnen mehr dargelegt werden. Der Standpunkt eines Mittelstandskassenrendanten wird gegenüber den hier auf dem Spiele stehenden wichtigen Zukunftsmöglichkeiten des Gesamtdeutschtums aufzugeben sein. Die subalterne Art, mit der Zukunftsmöglichkeiten Jahr für Jahr preisgegeben werden, zeigt sich nicht nur in finanzieller Art. Gewisse Kreise, die heute noch immer einen vorzeitigen Handelsvertrag mit Polen abschließen wollen, haben die Gefahr noch nicht einmal erkannt, daß für das Niederlassungsrecht von ein paar tausend Reichsdeutschen das angestammte Deutschtum in Polen zu einem Deutschtum zweiter Klasse herabzusinken in Gefahr ist. Hier liegen die großen außenpolitischen Gefahren für unser Deutschtum, die zusammen mit den eigenen inneren Schwierigkeiten unserem Volkstum keine günstige Zukunft bescheren werden, wenn nicht zur richtigen Zeit Selbstbesinnung und ausreichende Unterstützung erfolgt.

Briefe aus Berlin nach Oesterreich.

4. Konservative Lebensführung.

Lieber Freund! Es ist also entschieden. Wir werden uns bald nicht mehr über die Fragen, die uns bewegen, schriftlich verständigen müssen, wir werden sie gemeinsam leben.

Jeder muß ja nun freilich seine eigenen Erfahrungen machen, aber schließlich sind wir Freunde doch dazu da, sie uns gegenseitig zu vertiefen und zu klären, und Deine Einwendungen haben in der Tat nicht wenig dazu beigetragen, mir selbst den Weg, den ich seit meinen ersten Jahren im Reich zurückgelegt habe, deutlicher zu machen. So kann ich denn auch jetzt Deiner Bitte leichter willfahren und Dir Deinen Weg gleichsam abkürzen helfen. Du wirst mir dafür, das sehe ich jetzt schon, immer wieder von dem Wesentlichen spenden, das hier so leicht vor lauter „Taktik" verlorengeht.

Du wirst zunächst und vor allem vermöge Deines reiferen Alters und Deiner weitergediehenen Bildung vor einem Umweg gefeit sein, den ich bitter ausgekostet habe: Du wirst Dir nicht allzuviel — imponieren lassen. Das aber ist sehr wichtig in dieser Stadt, in der neun Zehntel des Lebens besteht aus Imponieren und Sich-imponieren-lassen. Du wirst wissen, daß Du dafür etwas mitbringst, was man hier unter den gegenwärtigen Umständen schwer erwerben kann, wenn man es nicht aus ruhigeren Zeiten und Umständen herübergerettet hat: eine geschlossene innere Anschauung Deiner Kräfte und Möglichkeiten, ein inneres Ziel. Man verwechselt hier allzuoft einen äußerlich zurechtgemachten Plan, der vor allem irgendwie zur Macht und „nach oben" führt, mit einer inneren Lebensanschauung und glaubt, für Kompromisse mit „Berlin" und all seinem äußeren Apparat reif zu sein, weil man „ein Programm" hat.

Dabei ergeben sich dann Grenzverwirrungen und Halbheiten, die der konservativen Sache mehr schaden als bewußte Gegner. Oder man lehnt, wieder aus einem „Programm“ heraus, ohne innere Anschauung, schroff Zugeständnisse ab und landet in der unfruchtbaren Sekte. Daran krankt die ganze „nationale Bewegung“: daß die meisten ihrer Führer allerhöchstens ein unklares Lebensgefühl, keine klar umrissene Anschauung haben — die niemals durch „Programme“ ersetzt werden kann.

Dem Deutschösterreicher und dem Grenzdeutschen überhaupt kommt ja zustatten, daß seine Bildung noch immer weniger naturwissenschaftlich als humanistisch ist. Durch den Einfluß der nahen Sprach- und Volkstumsgrenze wird seine Besinnung auf nationale geisteswissenschaftliche Werte immer noch besser gepflegt von Jugend an als im stärker technisierten Binnendeutschtum; und auch das engere äußere Leben, meist kleinstädtischer und ländlicher Art, begünstigt die Vertiefung in die Vergangenheit — ganz abgesehen von dem größeren Reichtum der alten Architektur, der Landschaft, der lebendigen Volksüberlieferungen.

Nebenbei: unsere „Demokraten“, die für das englische Vorbild im Politischen zu schwärmen vorgeben, tun so, als ob sie nicht wüßten, auf welchen konservativen geistigen Grundlagen jene parlamentarisch-politische Technik aufgebaut ist. Das paßt freilich nicht in das „demokratische“ und liberale Schema, und sie wissen, was sie wollen, wenn sie das deutsche Bildungswesen zentralisieren und rationalisieren möchten bis zur Blutleere.

Also: „imponieren“ mag uns Grenzlanddeutschen, die wir im allgemeinen doch eine tiefere Sicherung nicht nur des Gemüts und der Seele, sondern auch des Denkens und Wissens durch ein innigeres Leben in den Ueberlieferungen der schöpferischen deutschen Vergangenheit mitbringen, der Zentralenbetrieb nicht sonderlich. Aber auch die Opposition gegen den im Wesen liberalen „Zentralen“geist, die wir in „Berlin“ vorfinden, mag uns nicht genügen. Die nationale Bewegung im Reich ist viel zu sehr aus politischen, zum Teil auch rein klassenmäßigen „Rückgefühlen“, Ressentiments erwachsen und viel zu wenig aus rein elementarem, jugendfrischen nationalen Erlebnis.

Wir Grenzdeutschen bringen, auch wenn wir von politisch-liberalen Vätern stammen, eine durchaus konservative Grundstimmung mit, gestärkt durch den nationalen Kampf mit den sogenannten „jungen Nationen“, die alle ihr jugendliches Wesen durch kritiklose Hingabe an die westlerische „Demokratie“, an freidenkerischen Rationalismus, an einen seichten Gloire-Chauvinismus verdorben haben. Wir Grenzdeutschen alle sind aufgewachsen in der Verehrung für die Kolonisationsleistung unserer Väter, für unsere gute Bauern- und Bürgerabkunft, die auch im sogenannten Proletarierssohn wieder auflebt, wenn er den Zynismus der neuen Prager oder Warschauer oder Laibacher Gewalthaber erlebt, die jede alte deutsche Leistung brutal zerstören möchten, ohne an Aufbau zu denken. Dieses im Innersten konservative Unabhängigkeitsbedürfnis von Bauern- und Bürgersöhnen, deren Väter Herren und Kolonisatoren waren, behält der Grenzdeutsche, der ins Reich kommt. Er versucht es durchzusetzen gegen die drohende Vernichtung in der Masse nach „oben“ und „unten“, gegen das

Proletariertum wie gegen das unpersönliche Kapital. Soviel wir zurückdenken können, war dieser Kampf um innere Unabhängigkeit unser Lebensziel.

Dieser persönliche Kampf erweitert sich in den verwickelten Zuständen des heutigen Lebens, je breiter und vielfältiger die Beziehungen werden, desto weiter über das Persönliche hinaus ins Kulturpolitische und Politische. Jene Ueberlieferungswerte müssen in unermüdlicher Anpassung an die „neuen", rasch sich ändernden Lebensformen immer wieder gegen das geistig-seelische Chaos, das teils aus den neuen Verhältnissen erwächst, teils von neidvollen Gegnern bewußt gefördert wird, verteidigt werden.

Zwar sind wir uns dessen bewußt, daß all unsere Hilfe für das alte, treue ringende Leben der Nation verloren ist, wenn es sich nicht letzten Endes selbst hilft. Wir wollen aber doch lieber seine Helfer sein als — seine Schmarotzer.

Das ist unser Gegensatz zum Liberalismus. Alle liberalen Oberschichten (auch in England und Amerika) leben von einem konservativen Unterbau, auf einer Grundlage von konservativen Ueberlieferungen und Volkskräften. Der Liberalismus gibt preis und vergeudet, wo die konservativen Kräfte sparen und sammeln.

Wir Konservativen von heute sind nicht selten Söhne von liberalen Vätern. Und wer wollte seine Väter schmähen? Aber jener Liberalismus war national und im tiefsten Wesen konservativ — er bekämpfte nur die Reaktion. Gerade wer das alte Oesterreich kennt, kann sich sehr gut Zustände denken, in denen die konservativen Kräfte durch Mangel an Bewegung stockten und erstarben. In solchen Zuständen kann Liberalismus nationale Pflicht sein. Jener kämpfende Liberalismus, den Gottfried Keller meinte, als er erklärte: „Freisinnig sein heißt sich und den andern was Rechtes zutraun."

Heute ist Liberalismus, in ganz Europa mindestens, vielleicht auch schon darüber hinaus, nicht mehr Kämpfertum, sondern träger und zynischer Nutzgenuß des Chaos. Wo Auflösung und Verwirrung von außen gegeben ist, da kann die innere Auflehnung des freien Menschen, der sein Schicksal selbst gestalten und nicht blindlings mittreiben will, nur auf die Bewahrung der echten alten Werte zielen. Und gerade der in liberalen Gedanken aufgewachsene Deutschösterreicher wird, sofern ihn nicht schon das trostlose soziale Chaos der vom Schiebertum zerstörten Heimat zum Widerstand erzogen hat, notwendig konservativ wirken müssen, wenn er ins heutige Deutschland kommt.

*

Ueber die seelische Grundeinstellung sind wir uns also beide klar. Wie sie nun betätigen? Ohne abseits und ins Sektenwesen zu geraten?

Ein sehr kluger, wahrhaft konservativer Mensch, der in einer von Pseudoliberalismus und Halbsozialismus, von faulstem „Republikanertum" zerfressenen Partei wirkt, mitten unter Fremden sozusagen, wahrhaft in partibus infidelium, ein „ewiger Soldat", für den der Krieg noch lange nicht zu Ende ist, sagte mir kürzlich: Man kann diese konservativen Antriebe nicht formulieren. Man darf es nicht. Man kann sie nur leben.

Wir verlangen deshalb keine Formeln, wie sie der Liberalismus und die „Demokratie", die scheinbare, so leicht zur Hand haben. Das Wichtigste ist die klare und starke Grundrichtung — und dann aus dieser Grundrichtung heraus die Betätigung an der Stelle, an der jeder von uns nun einmal steht. Und entscheidend — nicht für den äußern Erfolg, aber für den inneren Weg — wird sein, ob es uns gelingt, zwar in all der liberalistischen Mechanik dieser Zeit, in Geschäft, Verwaltung, Politik, Presse, Wirtschaft mitzuarbeiten, aber immer genau die Grenze einzuhalten, wo alle diese Technik des Zeitalters Selbstzweck zu werden beginnt. Nie darf die Zahl, der Profit, der Massenerfolg wichtiger werden als der Mensch, und zwar der noch gemeinschaftsfähige Mensch.

Sich selbst gemeinschaftsfähig zu halten und dafür zu kämpfen, daß gemeinschaftsfähige Menschen erhalten werden und aufwachsen: das wäre das Ziel.

Diese Art konservativer Lebensführung beginnt freilich nicht in der Politik, sondern im engsten persönlichen Kreise, vor allem in der Familie. Die Pflege der Erbwerte, der seelischen und körperlichen, ist die Grundlage jeder konservativen Leistung. Staatskonservative Bestrebungen ohne diese Grundlage sind fruchtlos und halb. Ich habe immer Mißtrauen gegenüber Politikern, Volkserziehern und „Führern", die ihre Familie nicht zu führen und zu gestalten imstande sind. Nicht nur die Karitas, auch das Kämpfertum beginnt heute im Heim. Es ist natürlich unverhältnismäßig leichter, Vorträge und Reden zu halten, als bei allen äußeren Anforderungen und Ablenkungen der großstädtischen Zivilisation das bedingungslose Vertrauen seiner Kinder von früh an bis ins Erwachsenenalter zu gewinnen und zu erhalten. Hier gibt's eine ganz klare und starke Regel für uns alle: Wenn die Kräfte für öffentliches Wirken und für die Familie nicht reichen — lieber das eine oder andere Ehrenamt, die eine oder andere „Wirkungsmöglichkeit", die doch oft nur auf eine Eitelkeitsbefriedigung hinausläuft, diese oder jene „Anregung" und „gute Sache", eine Gesichtskreiserweiterung (oder auch nur eine Vergnügung) fahren zu lassen und dafür sich die tägliche ruhige und reine Stunde für die Seinen zu sichern. Wieviele sehe ich trotz bester Grundanlagen menschlich doch verkümmern und veräußerlichen, weil sie sich zu sehr imponieren, wenn sie ihre Kinder nur schlafend sehn, keine gemeinsamen Mahlzeiten mehr zustandebringen und ihre Frau schließlich auch in allerlei anregende oder einfach nur ablenkende „Betätigung" hineinhetzen. Die gehüteten Penaten: der letzte und höchste Lebenswert des konservativen Menschen. Ein Lebenswert, für das kein Opfer, keine Anstrengung zu groß ist. Ich kenne wenige selbst unter den Besten, die nicht unter Schutzgedanken wie dem der „Pflichterfüllung" diese ihre ursprünglichste Pflicht vernachlässigten. Von den zahllosen Familien, die nie welche gewesen sind, rede ich gar nicht.

Das Antlitz der Familie hat sich gewandelt. Sie ist eine Burg geworden, die heroisch verteidigt werden muß. Gegen materielle Not und gegen seelisches Versagen, gegen die Verführungen der zügellosen „Freiheit", wie sie das heutige autoritätslose Leben bietet, gegen die eigene Unruhe und gegen die Entwurzelung der Frau, gegen die Schule und gegen

die Altersgenossen der Kinder, gegen die Unruhe, die von allen Seiten eindringt. Auch hier kann der Kampf nicht in starrer Front geführt werden, sondern nur mit kluger Anpassung an das Lebendige und Wertvolle in dieser Zeit. Sport und Technik gewinnt die Knaben und Mädchen — warum sollte solche Neigung nicht mit alten Werten vereinbar sein! All die tausend Fragen des heranwachsenden Geschlechts entscheiden sich seelisch in der Familie. Und je schmaler das Kinderland außerhalb des Hauses wird, desto reicher, desto liebevoller muß es in der Familie gepflegt werden. Die Familie ist kein Idyll, sie ist eine Aufgabe, und eine oft geradezu heroische dazu. Würdig fester Mannesarbeit und noch immer die wahre Bahn für die Vollendung des Weibes.

Auch wer nicht Familie gründen und führen konnte, wird doch wenigstens aus diesem Geiste: gleichsam als Hüter und Helfer fremder Familienheiligkeit leben müssen, um konservativ zu wirken. Er wird hier immer einen Maßstab finden für die Beurteilung öffentlicher und selbst staatlicher Fragen. Das Ziel aller konservativen Politik sind die kommenden Geschlechter, wie ihre Grundlagen die Ahnen sind.

*

Ueber die „Technik" des Lebens und Arbeitens im Bannkreis der rasenden Maschine dieser Zivilisation wäre noch viel zu sagen. Unsere Schaffenden auf allen Gebieten sind ja deshalb so ziellos und gottlos, weil sie die einfachsten lebenstechnischen Geheimnisse aller Kulturen und Zeiten nicht mehr kennen oder nicht beachten. Alle Menschen der „Welt", des starken äußeren Lebens suchten Sammlung und Einsamkeit zu regelmäßigen Zeiten, und selbst die verflachte angelsächsische Zivilisation von heute ist an alte puritanische Kulturüberlieferungen wenigstens durch strenge Gewöhnung geknüpft. Natur, Einsamkeit, Wandern, Sammlung: selbst das ist dem deutschen Menschen heute im Ueberdrang der Geschäfte oder der Lebensnot oft verwehrt. Und doch bleibt auch diese Aufgabe neben allen andern Pflichten noch zu erfüllen: die des Alleinseins, der Einkehr, des Sichbesinnens.

Aber alle diese „Lebenstechnik" ist natürlich und selbstverständlich für den, der Gemeinschaft, Familie, Heimat, Volk, Erbgesinnung hinter sich weiß. Die unsichtbare, weitzerstreute Kameradschaft der Treuen und die heiligen Güter der Ahnenleistung im Rücken: so wagen wir uns frisch und keineswegs zaghaft in das Toben des Zivilisationschaos, wo es am verworrensten ist. Alle Tücken und Schliche des Wurzellosen sollen wir kennen, nicht bequem entsagen und abseits bleiben. Nach Macht und Mitteln streben wie sie — aber nie mit letzter Hingabe, immer mit der inneren Reserve: Laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn.

Ich weiß: die Versuchung, Erfolge der Beweglichen zu überschätzen, ist groß, solange man nicht gewohnt ist, über große Zeiträume hinwegzuschauen. Ich weiß auch: unsere Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Ob wir je dazu gelangen, mehr als eine „störende", wachende, im stillen einflußreiche Minderheit zu sein, ist fraglich. Es hat etwas Unwahrscheinliches, beinahe Utopisches, daß wir zur Macht gelangen könnten. Wenigstens in der heutigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Lage, die auch die gesunden, mit konservativen Reserven reich ver-

sehenen Völker einem mit dem Liberalismus oder seinem legitimen Kind, dem Sozialismus verbundenen Apparat unterwirft. Und wer es nicht verträgt, lange Jahre, vielleicht lebenslang, zur Minderheit zu gehören, der tut wohl doch besser, seinen Frieden mit jenem Apparat und den ihn beherrschenden Menschen zu machen und seine inneren Reserven aufzugeben, wenn er kann. Welch ungeheure Aufgabe harrt unser, wenn wir wirklich einmal an erster verantwortlicher Stelle den Apparat lenken sollten! Manchen, der lange Jahre um die Macht gekämpft hatte, sah ich in solchen Augenblicken erbeben, in denen solche Aussicht sich ergab. Denn es wird dann gelten, nicht nur den Apparat in Gang zu halten um seiner selbst willen, wie die Jetzigen tun, sondern ihn auch noch in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen, die wir durch verworrene Jahre hindurch gepflegt und verteidigt haben.

Man macht uns denn auch den Vorwurf, daß wir Romantiker seien, daß wir einer überlebten Bürgerlichkeit oder einem nur erträumten Bilde von Volk und Gemeinschaft zuliebe die „Entwicklung" aufhalten wollten. Wir glauben an keine „Entwicklung" und können sie daher auch nicht aufhalten wollen. Wir sind nur nicht gesonnen, kampflos das, was wir besitzen und lieben, gegen das vollkommene Nichts, die zynische oder ratlose Formlosigkeit auszutauschen. Die überlebten Formen jener doch im Grunde liberalen Bürgerlichkeit sind uns gleichgültig, wir verwechseln nicht Treue mit Sentimentalität, und das „Behagen" der Vorkriegszeit, ihr „Aufschwung" und ihr „Fortschritt" sind uns in bitterer Erinnerung, waren uns schon damals nicht geheuer. Selbst die böswilligste „demokratische" Propaganda wird uns nicht reaktionäre Gesinnung nachweisen können. Weder staatspolitisch noch kulturell wird uns je das Bismarckreich als verlorenes Paradies erscheinen. Wohl aber wird uns jede Art von Tüchtigkeit und Selbstzucht, die einem großen Gedanken treu dient, immer das verehrungswürdige Gegenbild zu jenem ruchlosen Optimismus bleiben, der uns jetzt als Muster vorgehalten wird und der eine bessere Zukunft erpokern will.

So haben wir denn, als Gemeinschaft, kein „Programm", sondern nur eine Grundrichtung des Denkens und Wollens — und das ist gut so. Schlimm freilich ist, daß wir auch keine Führung haben. Wir Autoritätswilligen sind ohne Autorität. Die Gegenseite, deren Programm die Autoritätslosigkeit ist, hat vielfach mehr Führung und Einordnung als wir. Wir gehen jeder unseren Weg als Einzelkämpfer, zwar mit dem gemeinsamen geistigen und seelischen Vaterland im Rücken, um des willen wir kämpfen, aber doch ein jeder auf sich und seine Verantwortung angewiesen, sofern wir nicht uns selbst einordnen und Einordnung da und dort gefunden haben. Die größten konservativen Lebensmächte lassen uns vielfach im Stich. In die Kirchen sind liberale Strömungen so tief eingedrungen, daß wir nicht mehr voll vertrauen können. Die konservativen Staatsmächte sind zerstört, die sozialen und gesellschaftlichen Bindungen ohne geistigen und seelischen Inhalt. Die wirtschaftlich Mächtigen entweder „demokratisch" oder als Konservative nicht zuverlässig. Wir sind fast ganz auf uns gestellt, voll Verlangen nach Führung und Zusammenschluß.

Aber vielleicht — wer wagt es, aus so irdischen Dingen heraus an

die letzte und höchste Frage zu rühren, die auf unser aller Lippen zittert — werden uns nur deshalb nahe und leichte Erfüllungen jenes Verlangens in Staat, Gesellschaft, „Kultur“ vorenthalten, damit unser Dürsten groß und stark genug würde, eine höhere seelische Erfüllung zu erzwingen? Damit wir wirklich es wieder lernen: das Unerforschliche fromm verehren?

Und darum entbehren wir nichts, wenn wir, als „ewige Soldaten“, unsern Frieden mit der „Entwicklung“ nicht machen, in der Minderheit und außerhalb der Macht bleiben. Sondern wir halten uns bloß frei.

Und nun fühle ich, daß ich schon lange auf Dich gewartet habe und daß ich dessen nur sicher werden wollte. Warten-können ist ja heute die höchste Kunst. Nun ist genug gesonnen und erwogen. Man hat nicht oft das Glück, sich mit Jugendfreunden wieder zusammenzufinden. Und schon ist es mir, als könnte ich Dich persönlich begrüßen und brauchte Dich nicht mehr aus der „Fremde“ zu grüßen als Dein Hinterwäldler.

Neuwerk.

Die nach dem Kriege mit Leidenschaft von weitesten Kreisen ergriffene Siedelungsidee, welche aus Geldmangel und Interesselosigkeit der Maßgebenden sehr zum Unheil Deutschlands nie recht vom Flecke kam, hatte meist den Sinn oder in ihrer Verwirklichung wenigstens die Wirkung, Entwurzelte in ihrer geistig-sozialen Existenz zu konsolidieren und damit zu verbürgerlichen. Und der Vorschub, welchen die Siedelung dem Gedanken des Privateigentums und der Staatsbejahung leistete, hat immer die Sozialdemokratie davon abgehalten, ihre Macht ernstlich in den Dienst jener zu stellen. Eine Ausnahme jener Einstellung macht die nach dem Kriege entstandene Siedelung „Neuwerk“ bei Schlüchtern, einem freundlichen Städtchen in Hessen, das jedem von Berlin nach Frankfurt Reisenden wegen seiner prächtigen Lage in Erinnerung bleibt. Hier waren von Anfang an zwei Gesichtspunkte maßgebend: Gütergemeinschaft und Staatsverneinung. Es spricht für den ernsten Idealismus der Begründer dieser Siedelung, daß ihr Unternehmen trotz seiner problematischen und eine tiefgreifende Umstellung erfordernden ideellen Grundlage nicht unterging, sondern wuchs, verwandte Geister in erheblicher Zahl anzog. Es konnte sich allerhand Zweigunternehmungen angliedern, so vor allem ein recht rühriger Buch- und Zeitschriftenverlag: „Neuwerkverlag Schlüchtern-Habertshof“ — dies letztere eine Tochtersiedelung der ersten. Schlüchtern wurde zur Grundlage einer ziemlich umfassenden und allerorts Anknüpfungen und Zusammenschlüsse suchenden Bewegung, welche sich „religiöser Sozialismus“ nannte. Von diesen Komplexen gilt es im folgenden, soweit wir uns auf Grund veröffentlichten Schrifttums ein Bild schaffen konnten, Kunde zu geben.

Von den drei Fußpunkten der Gemeinschaft „Neuwerk“: Religion, Sozialismus und Siedelung ist weitaus der erfreulichste, echteste und fruchtbarste der letzte: die Siedelung. Die neu errungene Bodenständigkeit, die Verwurzelung in der unbedingt sinnvollen und innerlich verläßlichen Arbeit an der Heimatscholle gibt dem Innenleben ein gesundes Schwergewicht in sich selbst. Sie läßt die Denkbewegung sich nicht ins Gegenstandslose und

Leere verlieren, sondern führt immer wieder zu Sinn und Fruchtbarkeit zurück, welche nur die letzten inhaltlichen Wirklichkeiten des Daseins, nicht aber formale Vernunft und schwärmendes Gefühl verleihen. In diesen Bezirken kommt von Neuwerk fast restlos Erfreuliches zutage: so zum Beispiel ein Bändchen „Dorfgedanken“ von Flemmig. Dies ist ein trauliches Büchlein, mit weislich eng und erwärmend gespannten Horizonten. Schlichte Innerlichkeit, warmherzige Besinnlichkeit, patriachalische Religiosität in schönem warmen Ernste, die altväterischen und doch ewig neuen Werte und Ueberlegenheiten des Dorfes, mit seinem gebundenen, ganzheitlichen, seinen Sinn nahe bei sich besitzenden Dasein gegen alles laute, leere, bloß technische Wesen der Städte — das alles kommt hier zum überzeugenden und frohmachenden Ausdruck. Nur stellenweise stört eine kleinliche Stichelei gegen die weiträumigen Perspektiven des Staates, welche hier mit Erbitterung ferngehalten und abgelehnt werden, in dem nicht unrichtigen Instinkte, daß nur das gänzliche Aufgehen im rein Heimatlichen jene sozusagen vorgeschichtlichen Werte in sich selbst festhalten kann. Soweit sich dieser Standpunkt vorsichtig erweitern läßt auf etwas wie ein Staatliches hin, leistet dies Georg Koch in seinen beiden Druckheften: „Bauer, Bürger, Arbeiter“ und „Zur Grundlegung der Volkshochschule“. Koch ist bei weitem der tiefste, ehrlichste und denkstärkste der hier vertretenen Autoren. Unter ganz folgerichtiger Aufrufung der Namen Riehl und Möser baut er von einer geradezu religiösen Anschauung des Volks in seinem elementaren hellseherischen Wesen, das dem Höchsten verwandt ist und als Ganzes dem Größten des Geistes nahe kommt, an einem ständischen Aufbau. Volk ist ihm nicht ein naturwissenschaftlicher Begriff, sondern ein emphatischer, ein Wertbegriff, ein Postulat. Aber dies ist nicht Rousseauisch gemeint, nicht als Aesthetentum, als geile Sehnsucht und ihr Selbstgenuß — solches Wesen bedeutet ihm zutreffender Weise bourgeoise Seelenüppigkeit, marklosen Gefühlsluxus und Bildungsschwindel. Derartiges wäre kein Baugrund. Sondern, anklingend an bestimmte neurationalistische Lehren, wie die Albert Schweitzers oder Karl Barths, benennt er die Grundkategorien zur Erkenntnis und Bildung (dies im zwiefachen Sinn von Erzeugung und Höherformung) des Volkes mit: Sittlichkeit, Gewissen, Lehre, denkende Erkenntnis von Gut und Böse. Um *ein* Volk zu werden, müssen wir *eins* werden, jeder einzelne muß *eins* werden, indem er *einfach* wird. Am tiefsten geht der Riß durch die Arbeiterschaft. In ihr ist der Drang zum Menschentum im Sozialismus lebendig geworden, aber zuerst durch flache Aufklärungsideale abgelenkt; jetzt erst vollendet sich dieser Drang durch die religiöse Wendung als der zum *ganzen* Menschen. Allerdings bleibt hier letzte Ganzheit immer durch die fürchterliche Teilmäßigkeit der Arbeit verunmöglicht.

Weiterzugehen versucht Koch nicht; wir vermissen ihn gern unter der Schar derer, die sich in jenen Blättern fruchtlos und mit größtenteils wenig Spannweite und Würde mit den Problemen der engeren Staats- und Gemeinschaftsphilosophie, vorab dem der Gewalt abmühen. Man müßte ein dickleibiges Werk schreiben, oder vielmehr zwei, ein historisches und ein systematisches, um diesem Problem nur als solchem ein wenig näherzurücken. Immerhin hätte es den größtenteils wohl jungen Leuten,

welche hier unermüdlich und meistens im Kreise sich drehend darüber diskutieren, nichts geschadet, sich darüber zu informieren, wie seit Jahrtausenden, zumal aber seit der Entstehung des Christentums, die denkende Menschheit sich immer wieder daran versucht hat, und schon vor vielen hundert Jahren zu Problemformulierungen und -lösungen gelangt ist, welche vor den hier gebotenen Gedankensetzen und Stimmungsvelleitäten immerhin den Vorzug der Denkschärfe, Denkbreite und Denkwilligkeit haben. So aber entsteht ein schlechthin niederschlagendes Bild, das über den besonderen Fall hinaus für weite Kreise unserer Jugendbewegung charakteristisch ist. Eine große Front des Welterlebens, ja, geradezu eine Gier nach Problematik, nach Fragwürdigkeiten, nach Unzulänglichkeiten des Wirklichen am Absoluten gemessen; und das alles ohne irgendwie präformierte Lösung, ohne hindurchführenden Gesichtspunkt; so wirr und schließlich doch bereit, dauernd beisammen zu wohnen, da ja doch nie Lösung erfolgt — daß man sich des Gedankens nicht entschlagen kann, hier würden nicht Endgültigkeiten gesucht, sondern nur Spannungen, das erhebende Gefühl, ein absoluter Mensch zu sein, dem nichts einzelnes genügen kann. Denn ernste Probleme in solcher Menge und Gespanntheit zerreißen den Menschen schließlich. In der Jugendbewegung ist zuviel Sehnsucht nach Abbruch des Verhältnismäßigen, nach Aufbruch zum Unbedingten, um in den relativ fruchtbaren Bezirken des Relativen zu bleiben — aber anderseits zu wenig Kraft und Glaube, um sich mit brutalem Lösungswillen zum anderen Ufer hindurchzustemmen. So ertrinkt man in endlosen selbstgefälligen Diskussionen politischer, philosophischer, religiöser und sexueller Probleme, und alles bleibt richtungslos, instinktleer, zuletzt negativ; nirgends wird ein Punkt erreicht, an dem man sich eine Minute halten könnte. Das Ergebnis ist ein ewiges Pendeln zwischen den Polen des Geistes, ohne jede Selbstbestimmung des Denkens.

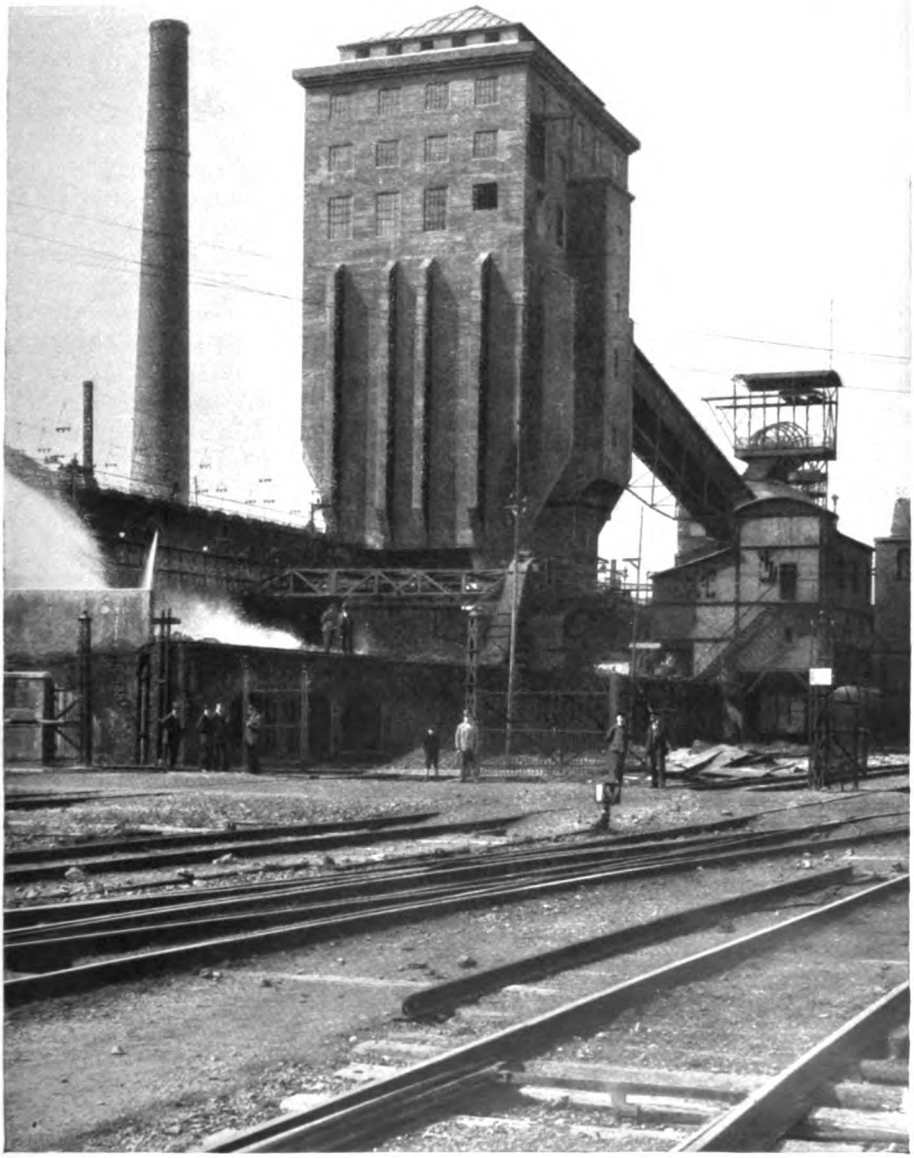
In diesem Verhalten zu verharren ist nur möglich, wenn die Problematik in ihrer Schärfe ermäßigt wird, weil man sonst einfach an solchem Wesen ersticken würde. Oder man gibt wie hier vor, daß es gar nicht um eine Problematik im letzten Sinne gehe, um eine solche, bei der gleichberechtigte Faktoren gegeneinander streiten, sondern es handele sich um das Absolute, gegen das alles andere nichts ist. Hier flutet breit der Einfluß Karl Barths herein, welcher häufig angeführt wird und gelegentlich auch selbst das Wort ergreift. Barths Absolutheitsstandpunkt ist derjenige einer Zeit, in der alles einzelne als relativ bewußt geworden ist und daher vom Absoluten her immer nur das große Nein wiederholt werden kann. Die großen Revolutionäre und Reformatoren der Geschichte zwangen das Relative und Einzelne in ihr Absolutes hinein und gaben diesem damit Inhalt und Färbung, ohne daß dazwischen ein Bruch sich auftat. Dieser kam erst, indem eben diese Synthesen in ihrer Gültigkeit erschlafften und das Besondere wieder zum Relativen herabsank; heute ist keiner mehr stark genug, das Absolute über die Vielheit des einzelnen auszudehnen; darum bleiben die Barthianer immer in dem ausdehnungslosen Punkte ihres Gottes, von dem kein Weg zur Welt führt, weil sie nicht die Kraft haben, ihn als Welt und in der Welt zu finden, ohne ihn zu verlieren. Und damit wird eben auch Gott zu nichts.

Ebenso ist es mit den absoluten Forderungen dieses Gottes. Die Bergpredigt wird hingestellt — ihre Forderungen sind eindeutig. Schlankweg wird Feindesliebe auch im politischen Leben gefordert, dann wird die Notwendigkeit von Kompromissen zugegeben; es wird die Wörtlichkeit des Gebots an den reichen Jüngling betont, dann wieder etwas daran gedeutelt und abgehandelt: Das alte Schicksal innerhalb des Christentums, nicht zur Einsicht in die polare Problematik seiner Grundlage gelangen zu können, erneuert sich hier in besonders sinnenfälliger Weise. Dabei ist hier nur ein Schritt (allerdings einer, der weltentiefe Kraft erfordert) von lügnerischem lauen Kompromiß bis zu der tieforganischen Doppelheit dialektischer Synthese, welche dem Christentum immer vorschwebt (aber seinem Wesen nach nicht in Begriffe gebracht werden kann), seit sich das Wort von dem Nichtwiderstand gegen das Uebel und das Gleichnis von den Pfunden, der wechsleraustreibende und der seinen Feinden sich überliefernde Jesus gegenüberstehen. Die großartige und sachgemäße Zusammenfassung, welche die mittelalterliche Kirche, in ihrer Idee, von Geist und Willen, von Hingabe und Zwingen, von Mönch und Ritter, von Relativem und Absolutem gab, mußte in der Wirklichkeit nur zu häufig zu einer übelriechenden Unwahrhaftigkeit, einer doloſen Doppelmoral und Schwäche werden. „Neuwerk" scheint zu sehen, daß der Protestantismus, gerechtfertigt durch die tatsächliche Entartung dieser Idee, in ein Absolutes ohne Gegenglied hinein wollte und so stellenweise dabei endigte, alles weltlich zu machen, indem er alles göttlich machen wollte. Welt und Seele bleiben dann bloß nebeneinander stehen, und das Ende ist schließlich eine banale gewohnheitsmäßige Rechtfertigung von Gewalt, Mammon und Bourgeoisie, zu welcher das Luthertum stellenweise ausartete. „Neuwerk" erhebt diesen Vorwurf nicht mit Unrecht, geht aber dann doch denselben Weg. Jene Synthese des Mittelalters ist hier nirgends auch nur erwogen. Man meint sich in einem undialektischen Absoluten halten zu können und, denk- und willensmäßig zu schwach auf den Beinen, wird man von der Bewegung der Idee willenlos zum untrennbaren Gegenpol, nun in seiner radikalsten Ausprägung, fortgerissen. Man will Gott, die Welt ist nichts. Allein wo lebt man dann? Was ist man, was erstrebt man? Hier bleibt nur das Nirwana, das Nichts. Andernfalls muß der Mensch etwas tun, besser werden und besser machen, will die Welt durchgottet, in Gott hineingezogen, für ihn erobert sein. So wird Schopenhauer überwunden, der für den großen Christen, Herrn Friedrich Wilhelm Förster, der hier gleichfalls sein Wesen treibt, mit seiner Entwertung der Wirklichkeit das Ideal ist (ausgerechnet Schopenhauer! „Der Pflug" S. 117). So könnte der ewige Protest, in welchem Herr Förster seine Glorie findet, sich zum Ganzen, zum Bejahen ohne Beruhen, Schopenhauer zu Hegel erweitern. Aber dazu gelangt man nicht von einem solchen Standpunkt. Man sinkt wieder in die reine Gesinnung, Innerlichkeit, in das „Dein Reich komme" zurück. Oder aber die absolute Verneinung der Welt führt zum Umschlagen in die Sklaverei vor dem Tatsächlichen, der „priesterliche Mensch", der beide Backen hinhält, gelangt mit einem Schritt zur Roten Armee, die für Christus streitet. Der strenge Richter des Staates, des eigenen, versteht sich,

in ihm erkennt er das Tier aus dem Abgrund — gelangt zu einem feilen knechtischen Bauchrutschen vor der Macht der Franzosen, unter gebückter Anerkennung ihrer sittlichen Berechtigung, daß es wunder nimmt, wie Menschen von Ernst und Ehrlichkeit hiermit zugleich das Wort Christentum in den Mund nehmen wollen — welches schon viele Gestalten hatte, aber niemals außer in seiner kleinbürgerlichen Form des Sklavenaufstandes mit Feigheit zusammenging. Christentum war noch nie Mangel an moralischem Mut, sondern entweder Revolution oder Ehrfurcht aus tieferer Anschauung des Positiven (im Grunde aber ist beides dasselbe). Noch nie war Christentum Kriechen vor äußerer Macht und moralischer Nacht, vor dem breitmäuligen Weltgewissen, vor dem feierlichen Gutbefinden des Herrn Omnes. Es ist belehrend, in der Neuwerk-Zeitschrift den Ruhrkampf zu verfolgen, wie im Anfang auch in diese zu- und abflußlosen Teiche eine Welle reinerer Empfindung hineinschlägt, um gegen Ende allen Hysterien der Franzosenanbetung Platz zu machen — eine verkleinerte Wiedergabe der deutschen Kurve im Weltkrieg. Einen Höhepunkt bildet hier das Druckheft von Herpel: „Europa und das Reich" — welches menschlich zu tief steht, um sich damit eingehend zu befassen. Sein Grundgedanke ist, Frankreich hat die Macht und will sie gebrauchen, darum müssen wir vor ihm im Staube liegen. Deutschland hat keine Macht, darum müssen wir allen Versuchen, sie wieder herzustellen, als Verbrechen und Hochverrat absagen. „Frankreich muß" (muß!) „als zur Zeit noch ungebrochener Machtstaat auf deutsche machtpolitische Verirrungen machtpolitisch reagieren." Welcher von euch hat dieses „Muß" Deutschland zugebilligt, als es noch aufrecht stand? „Deutschland hat alle erschossen, die sich als Staatsmänner gegen den alten Kurs aussprachen. Deutschland ist natürlich am Ruhrkampf schuld; es hätte gut bezahlen können." „Alle Rüstung mit Ausnahme Polens ist nur gegen Deutschland. Wenn wir daher das Mißtrauen gegen uns besiegen, so hört alle Rüstung auf."

Es wird schließlich den Deutschen ein Kreuzzug nach Frankreich gepredigt, damit sie dort als „lohnlose Knechte" um Gotteswillen die Schandtaten der deutschen Militaristen wieder gutmachen. Wie weit diese Pläne in Wirklichkeit umgesetzt worden sind, ist uns nicht bekannt, es scheint aber der Versuch gemacht worden zu sein.

Es wird also — wir müssen noch weiter in die Niederungen dieser Geistesdialektik hinein — als innerdeutsches politisches Ideal — die Sozialdemokratie erwählt. Wir sprachen vorhin vom Sklavenaufstand als der Christentumsform des typischen Kleinbürgertums. In diesem Sinne vielleicht möchten wir das Christentum in einem vorzüglichen Sinn der Sozialdemokratie zubilligen, wie es die Neuwerk-Leute tun. In einem umfassenderen Sinn das zu tun kommt uns aber blasphemisch vor, als eine Herabziehung, die kaum noch erträglich ist. Sollen wir hier die ganze traurige Geschichte dieser Kleinbürgerherde entrollen? Ihr jahrzehntelanges Organisieren und Arbeiten auf e i n e n Tag hin, und ihren völligen inneren Zusammenbruch, als dieser Tag eintrat? Ihren haltlosen Uebergang zu den bekämpften Bourgeoisidealen: Versorgung, Aemtchen, Staatskrippe, Verordnungsgewalt, Machtkitzel? Das Einlenken der gesamten Führerschaft in den Hafen der bürgerlichen Zivilisation ohne deren



Aus dem Deutſchen Volkstum

Wilhelm Kreis: Kohlenkoksturm der Zeche Hannibal

innerlichen Gehalt, mit dem Erfolg eines wüsten Emporkömmlingtums? Ist das der Geist des Absoluten? Oder sollen wir die vielen hundert übelduftenden sozialistischen Winkelblätter vorweisen, welche tagtäglich ihren Lebenszweck darin sehen, alles was einem jeden anständigen, reinlichen, positiven und geschmackvollen Menschen, wie seine inhaltliche Stellungnahme sonst auch sei, unbedingt heilig oder doch wenigstens ehrwürdig ist, in niedriger Weise zu begeifern, mit stupiden Schimpfwörtern zu überhäufen, den Arbeitern unter dem Vorwand der Verhöhnung bürgerlicher Vorurteile das Letzte zu nehmen, die Frömmigkeit mit der Abtötung ihrer Wurzel: der Ehrfurcht, im Volke ganz auszurotten? Ist das Christentum? Ist das die Partei, welche seine Ideale am reinsten darstellt? Ja, wenn das Christentum die Apotheose des geist-, bildungs-, schwung-, saft- und kraftvollen Spießbürgertums bedeutet. Wo ist in der Sozialdemokratie heute das große Pathos des Kampfes für die Entrechteten, wo der große Atem der Gewaltfeindschaft aus tiefster Religiosität?

Vielmehr handelt es sich hier immer nur einfach um die Ersetzung des Völkerkampfes durch den Klassenkampf. Das ist denn auch bei „Neuwerk" sehr häufig die durchbrechende Meinung. „Der Bürgerkrieg als heiliger Krieg ist im Namen Christi unter Umständen zu führen." Mit welchem Format von Tiefsinn dieser Uebergang verkleistert wird! Ein Schüler von Förster wird gefragt: Was tust du, wenn ein Räuber dein Weib und Kind totschlagen will? Antwort: Ich schlage ihn tot, denn da kann man nicht verhandeln. Zwischen Völkern aber sind Verhandlungen möglich, darum ist der Krieg zu verwerfen!! Zur Rechtfertigung des Krieges (natürlich des Bürgerkrieges) wird das schöne und zutreffende Wort gefunden: „Wir müssen die Schuld tragen und die aus ihr erwachsende Not auf uns nehmen. — Keine äußere Handlung darf christlich oder unchristlich genannt werden." So ist es in der Tat. Wir sollen nicht schädigen, aber das größere Gebot ist, wir sollen leben und handeln, und damit verletzen wir und werden schuldig. Diese Schuld ist wirkliche Schuld und nicht aufgehoben durch ihre Umstände. Aber es ist göttliches Gebot, durch sie hindurchzugehen. Wir dürfen das Böse nicht wollen, aber darum muß es doch sein. Wir sollen gegen das Negative arbeiten mit aller Kraft des Absoluten, aber eine Welt ohne den Ernst und die Tiefe des Nein wäre unausdenkbar flach und ungöttlich, überhaupt nichts. Wir dürfen und sollen das Positive tun und denken, auch wenn es mit dem Negativen durch und durch behaftet ist. Auch die „Neuwerk"-Leute freuen sich vermutlich an ihren Blumengärten, ihren sauberen Häusern und ihrer naturgemäßen Arbeit und widmen sich nicht ausschließlich syphilitischen Proletarierkindern in lichtlosen Höfen und betrunkenen Dirnen in Großstadtgossen. Auch sie suchen die Höhen des Geistes und bekümmern sich nicht ängstlich darum, ob die Arbeiter, welche sonst den Maßstab aller Dinge liefern, wenn nicht mehr unterdrückt, Willen oder Zugang dazu hätten. Allerdings fehlt es hier natürlich auch nicht an Stimmen, die im Arbeiter den Idealmenschen sehen, mit dessen Sieg das tausendjährige Reich des unterschiedslosen Heils anhebt. Da lesen wir z. B.: „Die Solidarität des Arbeiters ist nicht geballter Egoismus, sondern zielt auf die Menschheit. Der Klassenkampf will die klassenlose Menschheit. Der Ruhr-

kampf ist die Solidarität des Kapitals, um die Solidarität der Arbeiter zu zerbrechen." Aber das Leben speist sich nicht aus solchen Phantasmen, es behält das Negative immer bei sich; und allein der Glaube kommt darüber hinweg. Wer wirklich lebt, glaubt, und, wer glaubt, lebt; verflucht ist nur einer, der aus Angst vor der Ungöttlichkeit der Welt sein Wesen in sie hineinzuflechten ablehnt, der Vergräber des Pfundes. Der Glaube ist ein innerlich Gegensätzliches und dessen Ueberwindung: er ist die unbewußte Fähigkeit, das sich Ausschließende in Einem zu denken, sich dem Bösen, Negativen, Schmerzhaften in Ehrfurcht als einer göttlichen Ordnung zu beugen, welche erst das Gute zum Guten macht; und es doch, ja, darum erst mit dem ganzen Ethos des Absoluten zu bekämpfen. Wer das bewußt verstehen will, der lese den Cusaner, Paracelsus und Böhme, Schelling und Hegel. Und wer in dem Bezirke schlichterer Christlichkeit bleiben will, der greife zu Seuses Schriften (in der Diederichsschen Ausgabe), schlage daselbst im 2. Bande Seite 127 auf und lese: „Es sei denn, daß der Mensch zwei Contraria in Einem miteinander versteht, so ist nicht gut mit ihm von solchen Dingen zu reden."

Wenn die „Neuwerk"-Leute ehrlich sind, so werden sie durch manche harte Enttäuschung und bitteren Ekel noch auf ihrem Wege von ihrer Scholle ins Allgemeingeistige und Politische hindurch müssen. Wenn sie Kraft und Willen zur Klarheit haben, so werden sie hindurchkommen und danach vielleicht kleinere und bescheidenere Worte, aber größeres Wirken haben.

Erich Brock.

Volksmärchendichtung und Raabedichtung.

Das deutsche Volksmärchen ist, solange es im Volksmund gelebt hat, auf einer steten Flucht vor Kultur und Bildung begriffen gewesen. Es hat sich vor all den Mächten, die von außen den deutschen Geist befruchteten oder nicht befruchteten, mögen sie nun Humanismus, Rationalismus oder Klassizismus heißen, immer in die Volksschicht zurückgezogen, die von diesen Fremdmächten und der mit ihnen verbundenen bewußten Bildung in ihrem innersten Wesen nicht berührt wurde. Wenn es sich deshalb in seltenem Maße natürlich und artecht erhalten hat, so war mit diesem Zurückweichen vor der durch jene Mächte genährten Bildung und Buchkultur doch zugleich das Schicksal des Volksmärchens entschieden. Es hatte den Anschluß an die durch Wissenschaft und Literatur aufwärtsstrebende Entwicklung des deutschen Geisteslebens nicht gefunden, die nun einmal durch jene Mächte so maßgebend bestimmt wurde, daß ein Zurück hinter sie nicht mehr möglich war. Wohl aber war das deutsche Wesen tief genug gegründet, um sich durch fremde Art nicht entwurzeln, wenn auch zeitweise überwuchern zu lassen, und immer fand es den Weg durch jene Strömungen hindurch zurück zu eigener ursprünglicher Art. Darum haben von Herder und Goethe ab die wirklich deutschen Dichter stets die Verbindung mit der Quelle der Volksdichtung gesucht und gefunden, und darum schrieb selbst ein Karl August Musäus seine „Volksmärchen der Deutschen". Man hat es, seit durch die Brüder Grimm auch dem Gebildeten die rein und getreu aus dem Volksmund gewonnene Gestalt des

deutschen Märchens wieder vertraut wurde, dem Gymnasialprofessor und Pagenhofmeister von Weimar arg verübelt, daß er die Ueberlieferungen des Volksmundes respektlos als Rohstoff behandelte und seine Volksmärchen im „eigenen" schalkhaft ironischen Ton des Rokoko erzählte. Aber ihm bleibt doch das Verdienst, bereits dreißig Jahre vor den Brüdern Grimm eine Verbindung mit der abseits der Literatur im verborgenen Unterstrom fließenden Volksmärchendichtung gefunden zu haben, und wir geben auch Wilhelm Raabe recht, wenn er in seiner geistvollen Skizze über den „alten Musäus"* sagt: „Wer das Märchen nicht in naiver Schönheit und Hoheit abschreibt, wie Jakob und Wilhelm Grimm, wer es nicht mit parfümiertem Wasser besprengt, wie Hans Christian Andersen, dem wird sich Orient und Occident in demselben ironischen Helldunkel bewegen, wie dem Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts."

Wenn uns, neben der Anerkennung für Musäus, dies Wort zugleich bezeugt, daß Wilhelm Raabe sehr wohl die „naive Schönheit und Hoheit" des Volksmärchens in seiner reinen Form empfand und zu würdigen wußte, so war ihm — wenigstens damals (1865) — sicher nicht bewußt, wie tief verwandt seine eigene Dichtung dem ursprünglichen Sinn und Geist des deutschen Volksmärchens war und mit zunehmender Reife immer mehr wurde. Die Erkenntnis freilich läßt sich schon aus diesen Worten Raabes deutlich genug ablesen, daß wirklich ernste Dichtung voller „Hoheit und Schönheit", wie sie uns noch aus den in unsern Sammlungen geborgenen Resten unserer Volksmärchendichtung entgegenleuchtet, *in der Form des Märchens* für uns überhaupt nicht mehr möglich ist. Den Ernst und die Wahrheit reiner und großer Dichtung finden wir weder in den sich ehrlich ironisch überhebenden Märchen des alten Musäus noch in den gemacht naiven, absichtlich kindertümlichen der meisten deutschen „Kunstmärchendichter", die, wie alle „gemachte Dichtung", nur von sentimentalen Ersatzgefühlen gespeist sind und darum auch nur solche wecken und nähren können. Alle echte Dichtung aber, die uns den Sinn der Welt und des Lebens schauen und fühlen lassen und deuten will, muß sich, um ernst genommen zu werden, in das durch bewußte Bildung erweiterte und vertiefte Weltbild unserer Kulturzeiten kleiden und darf nicht den Glauben an eine zaubervolle Märchenwelt vortäuschen wollen. Denn nur darum weht uns aus unserm Volksmärchen noch heute der Hauch wahrer Dichtung an, weil es ursprünglich ebensowenig als Märchen gedichtet wurde, wie jede andere ernste Dichtung, sondern erst dadurch zum Märchen für uns geworden ist, daß die Wunder- und Zauberwelt, die dem ursprünglichen Märchendichter nicht weniger ernste Wirklichkeit war wie uns unser heutiges Weltbild, von uns nicht mehr geglaubt und ernst genommen werden kann.

So kleidet denn auch Wilhelm Raabe die Welt- und Lebensweisheit seiner Dichtung nicht in ein Märchengewand, sondern in das Weltbild *seiner* Zeit und verleugnet in ihr keineswegs den durch jene fremden Einflüsse wesentlich mitbestimmten Geist der deutschen Bildung. Aber er hat die geschichtlichen Durchgangsstufen des deutschen Geisteslebens sicher genug unter seine Füße gekriegt und ist in der Gelassenheit seines tief in

* Mitteilungen der „Raabegesellschaft", 1912, Nr. 2.

deutscher und eigener Art gegründeten Wesens über sie hinweggeschritten, mit dem scharfen und untrüglichen Blick dafür, daß sie nur tragfähig sind, solange sie auf volkseigener Grundlage ruhen. Darum spüren wir in seiner Dichtung wie bei keinem zweiten deutschen Dichter die wesensverwandten Beziehungen zur Volksmärchendichtung, die einst nicht nur eine Dichtung neben andern, sondern die Dichtung des deutschen Volkes im engeren Sinn gewesen ist.

Freilich sind auch unsere Volksmärchensammlungen nicht mehr reiner Ausdruck des ursprünglichen ernsten Wesens dieser Dichtung. Wir müssen über all die Schwank-, Scherz-, Neck- und Lügenmärchen hinweg, in denen sich der naive Märchenernst völlig verflüchtigt hat, und über die Kleinkindermärchen, in denen meistens auch die Helden nicht mehr über das Kindesalter hinauskommen, hindurchdringen zu jenen ernsten Schicksals- und Zaubermärchen, die uns trotz aller Naivität noch spüren lassen, daß sie ursprünglich nicht nur von Erwachsenen, sondern auch für Erwachsene gedichtet und erzählt worden sind, und in denen die Wunder- und Zauberwelt und darum auch jedes Menschenschicksal, das sich in dieser Welt abspielt, wirklich ernst genommen wird.

In diesen Schicksals- und Zaubermärchen greift der Märchendichter gleichsam das Herzstück des menschlichen Lebens heraus. Er faßt das Leben dort, wo seine Pulse am höchsten schlagen, in seiner Gipfelung und entscheidenden Wende, in dem unmittelbaren dunklen Lebens- und Liebesdrang des jugendlichen Herzens. Darum ist jedes Märchen in seiner reinen und ursprünglichen Ausprägung eine Liebesgeschichte, seine Helden der Jüngling, die Jungfrau, sein Ziel und seine Krönung die Vereinigung der beiden. Dies Kern- und Herzstück des Lebens gilt dem Märchen für das Leben selbst, dient ihm als Symbol, in dem sich das ganze Menschenleben zusammenfaßt und verkörpert.

In diesem Ring des jugendlichen Lebens, in dem Schicksal und Liebe die einander bestimmenden und bedingenden Brennpunkte sind, erweist sich nun der Welt und Leben deutende Sinn des Märchens darin, daß der eigentliche und wesentliche, der naturhaft edle Mensch, der zum Erleben und Erleiden eines höheren Schicksals berufen wird, durch alle Schauder und alle Schrecken des durch die schicksalsmächtigen Gewalten bestimmten Lebens, im Bund mit den guten und im Kampf mit den bösen Schicksalsmächten, sich selbst behauptend hindurchschreitet und die durch Liebe erlösende Kraft des edlen Herzens siegreich bewährt.

Wir könnten schon hier fragen: Hat die Dichtung Wilhelm Raabes einen anderen Sinn? Aber die innigen Beziehungen zwischen Märchendichtung und Raabedichtung werden erst überzeugend deutlich, wenn wir die Gestalten beider Dichtungen im ganzen und im einzelnen näher beleuchten.

Die Behauptung: Im Märchen gibt es nur gute und böse Menschen, erhält erst dann ihren rechten Sinn, wenn in dieser Gegenüberstellung keine moralische Bewertung ausgesprochen werden soll. Der Unterschied zwischen den Menschen des Märchens ist kein moralischer, sondern ein natürlicher. Nicht gut und böse sind die Gegensätze, sondern edel und gemein. Darum wollen die Helden des Märchens nicht als Muster- und Tugendvorbilder,

sondern eben als Helden angesehen sein. Der sinnlichen Gegenständlichkeit der Volksdichtung entsprechend, tritt der natürliche Adel der heldischen Märchengestalten auch in äußerem Schönheitsglanz in Erscheinung. Das Volksmärchen wird nicht müde, immer wieder die alles überstrahlende Schönheit der jungfräulichen Heldinnen hervorzuheben. Die Märchenheldin ist immer schöner als alle anderen „Mädchen", das „schönste Mädchen unter der Sonne". Recht eigentlich aber erweist sich der Adel ihres Menschentums erst durch den Glanz ihrer Erscheinung. Nur das edle, glänzende Metall vermag den Edelmenschen als solchen zu kennzeichnen. Daher die vorherrschende Rolle, die das Gold, und zwar nicht als Schmuck, sondern als Ausdruck des adligen Wesens noch in unsern Märchen spielt und ursprünglich sicher noch ausschließlicher gespielt hat. Nicht Kleider aus Samt und Seide oder anderen kostbaren Stoffen trägt die Märchenheldin, sondern das Goldkleid, goldene Haare, ein „goldener Stern auf der Stirn" sind die rechten Adelzeichen.

Auch in Raabes Dichtungen sind die Helden sämtlich adlige Naturen, wenn auch ihr Herzensadel sich nicht immer in äußerem Schönheitsglanz kundtut. Seine jungfräulichen Mädchengestalten aber, wie Mechtild Grossin, Tonie Häusler, Else von der Tanne erstrahlen ebenfalls in wahrhaft märchenhafter Schönheit. Die innere Verwandtschaft aber zwischen einzelnen Raabe- und Märchengestalten finden wir in einem ganz besonderen Wesenszug.

Unter den weiblichen Märchengestalten scheint uns bei keiner zweiten das ursprüngliche Märchenwesen noch so deutlich hindurchzuschimmern, wie bei Aschenputtel. In ihm hat sich reiner als in andern bekannten Märchenheldinnen der ursprüngliche geheimnisvolle Märchenzauber erhalten. Aschenputtel ist verwandt mit „Allerleirauch", dem „Rauhtierchen", das seinen königlichen Adel unter der Hülle des aus tausenderlei Tierfellen gefertigten Mantels verbirgt. Wir dürfen hier als ursprüngliches Motiv die Verwandlung in Tiergestalt annehmen, und auch in Aschenputtels plötzlichem Verschwinden ins Taubenhaus oder auf den Birnbaum hat sich noch ein Rest seiner ursprünglichen Vogelnatur erhalten. Diese Aschenbrödelnatur scheint uns nun in einer Raabeschen Mädchengestalt lebendig zu sein, die wie keine andere von geheimnisvoll fremden Schauern über- und untermenschlicher Jenseitigkeit umwittert ist. Es ist die Gestalt der Gilike Querian in „Frau Salome": Dies „unverständige, verwahrloste Geschöpf", das „klettern kann", das, wie Aschenputtel dem Königssohn, dem Justizrat Scholten und der Frau Salome „fortspringt und plötzlich verschwindet", auf den Baum klettert und „mit einer schlängleingleichen Behendigkeit in ihr Dachfenster gleitet", das „den Schlaf der Tiere hat, die . . . sich zusammenrollen und die Augen zudrücken". „Behende wie eine Katze, geschmeidig wie eine Schlange" gleitet sie auf dem Dache aufwärts bis zum First, dort steht sie „im weißen Lichte" und schaut nun mit Geisteraugen und erlebt im blauen Glanze der Mondscheinnacht „das ewige Kontrarium zwischen Finsternis und Licht" — die „Qual im Universo", das mystische Geheimnis des Lebens. In dieser Gestalt der Gilike berühren sich die beiden Pole des naturhaft Tierischen und des geistig Göttlichen, in deren Durchdringung alles wesentliche Menschentum beschlossen liegt, zwischen

denen aber, gleich fern von beiden, die Durchschnittsmenschen ahnungslos dem Tage leben. Hier im dumpfen Drang der Werdenot der jungen Mädchenseele fühlen wir Quelle und Qual des Lebens zugleich, und „aus der Qual des Alls rettete das hilflose Menschenkind . . . sich auf den nächsten Weg, der aus der Unzulänglichkeit und Verwirrung der irdischen Zustände . . .“ aus der Welt mit den „vielzuvielen Menschen“ herauszuführen scheint.

Dieselbe Qual und Sehnsucht, derselbe Adel, der sie in notwendigen Gegensatz zur menschlichen Gemeinheit bringt, treibt die mutterlosen, von dieser Gemeinheit „stiefmütterlich“ behandelten Märchenkinder und Märchenhelden hinaus aus der Menschenwelt, ihrem Schicksal entgegen. Und suchen wir unter Raabes Jungmädchengestalten andere, die sich auch aus tiefer Aschenbrödelniedrigkeit herausssehnen und aus der drängenden Dumpfheit des werdenden Menschen emporreifen, so finden wir sie in Tonie Häusler, in Lottchen Achterhang, in deren Leben, wie in dem jeder Märchenheldin, zugleich die Liebe die entscheidende Rolle spielt.

Noch deutlicher aber als in der Gestalt des weiblichen, offenbart sich in der des männlichen Aschenbrödels die Verwandtschaft zwischen dem Volksmärchen und Raabe.

In unsern Volksmärchen, vor allen in den niederdeutschen, tritt uns, hin und wieder auch noch unter dem Namen Aschenbrödel, die Gestalt des „dummen Hans“ (Peter, Michel) so häufig entgegen, daß wir geneigt sind, in ihm das Urbild des deutschen Märchenhelden zu sehen. Fast immer ist er der jüngste von drei Brüdern, wird vom Vater und seinen „klugen Brüdern“ mißachtet und verlacht, kann nichts und lernt nichts, sitzt träge hinter dem Ofen oder muß die Schweine hüten oder andere niedrige Arbeit tun — bis er sich durch Lösung von Aufgaben, die die Brüder vergeblich zu lösen versuchten, und die ihn immer in die Wunder- und Schicksalswelt des Märchens führen, als der Ueberlegene, der rechte Märchenheld erweist, der nach furchtloser Ueberwindung der ihm auf seinem Schicksalsweg begegnenden Schrecknisse die Königstochter befreit und freit und nach dem Tode des alten Königs selbst König wird.

Es ist nicht schwer, im Bilde dieses Märchenhelden den einfältigen tumben deutschen Jungen, den reinen Toren zu erkennen. Daß er uns immer erst in der Rolle des verkannten, verachteten und verlachten Aschenbrödels entgegentritt, bringt den Gegensatz seiner geheimen Adelsnatur zu der gemeinen Alltäglichkeit aller in dieser irdischen Zeitlichkeit Heimischen zum Ausdruck. Seinem inneren Adel gegenüber versagen alle Maßstäbe der verständigen, braven, gesitteten, fleißigen Bürger dieser Welt. Und er, der Bürger eines höheren Reiches, kehrt, solange er sich noch im „Erdendreck und Lumpenbehang“ dieser Welt „verkommen fühlt“ und gefangengehalten wird, die Gegenseite aller hier geltenden Tugenden hervor. Er hat in der Welt der geschäftigen Erdenbürger „nichts zu tun“, sitzt müßig und träge „auf dem Stein am Wege und wartet auf menschliche Schicksale.“

Mit diesem von Raabe oft zitierten Goethewort ist wieder die Brücke vom Märchen zur Dichtung des Meisters geschlagen. Auch seine Helden fühlen, daß sie im Grunde bei und mit der so wichtig genommenen Viel-

geschäftigkeit der Erdenwelt eigentlich nichts zu tun haben, und sehen ihre Aufgabe einzig darin, das Schicksal, dem sie nicht entrinnen können und wollen, an sich herankommen zu lassen, um es mutig zu bestehen. Auch sie suchen ihm nicht rechts oder links auszuweichen, wie die klugen Brüder des dummen Hans, sondern gehen wie er „geradeaus", biegen nicht seitwärts vor dem Schicksalsweg aus, sondern haben wie Hans „Courage", über die Samtdecke oder die Goldstraße zu reiten, die zum Schloß der Prinzessin führt.

Auf dem „Stein am Wege" sitzt Hans Unwirrsch „in bangem, wehmütigem Sinnen" und hat „keine Ahnung davon, wie nahe die Wendung seines Schicksals ist". Die Kur des guten Professors Fackler, die ihm seinen Wissenshunger gestillt, „ihn in den Styx getaucht hat . . ., auf daß er gegen der Welt Bedrängnisse gefeit sei und als Sieger aus der Männerschlacht hervorgehe", hat doch allein nicht anschlagen wollen. „Der Träumer" sitzt, wie der Leutnant Götz sagt, wieder „auf dem Stein am Weg, wie ein Schneider, der Leibweh hat", und wartet auf sein wahres Märchenschicksal, das ihm erst jetzt entgegentreten soll in seiner Liebe zu Fränzchen Götz, das aus den Klauen der verschiedenen Weltdrachen zu erlösen, seine Schicksalsaufgabe ist. Und schon führt ihn der Leutnant Götz dem ersten „drohenden Untier" entgegen; es ist „die Stadt — die Stadt", zu der es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinabtreibt, deren Anblick ihn aber zugleich mit „tiefem Grausen" erfüllt.

Hans Unwirrsch ist der rechte Märchenhans, der „Hans Wunderlich", der in dem dunklen Drange seines einfältigen Herzens seinen Schicksalsweg durch alle Erdennot und Erdenqual geht, durch Liebe seine Prinzessin erlöst und mit ihr im Märchenwinkel der Hungerpfarre zu Grunzenow, abseits der bösen Welt, sein inneres Königreich behauptet.

Noch bewußter in der dichterischen Absicht, noch tiefer in der seelischen Erfassung, gestaltet Raabe den Typus des dummen Hans in zwei Helden seiner reifsten Dichtungen; in dem „Vetter Just" der alten Nester und in „Stopfkuchen".

Just Everstein, der zwanzigjährige, „lang aufgeschlodderte, wehleidig verblüfft um sich stierende große Junge", der über seinem Träumen und Sinnen den Steinhof verkommen läßt, erhebt sich bei dem ersten Besuch seiner Freunde vom Schloß Werden gähnend, grinsend, sich reckend und dehnend von dem „Stein am Wege", und kommt ihnen als Fünfundzwanzigjähriger „langsam und langbeinig, unbeholfen, fett und äußerlich unsagbar vertiert" über den Hof entgegen. Er wird von seinen Bekannten verlacht und in sich steigernder Abstufung ein „drolliger Patron", ein „schnurriger Kauz", „'nen ganz verrückten Minschen" genannt. Selbst seine jungen Freunde, die es doch immer unwiderstehlich zu ihm „dem Ideal alles dessen, was die Jugend lieb hat an der Sonne, den Weibern, den Professoren und den Königen" hinzieht, lachen über den Vetter Just und schämen sich ihres Lachens erst — gleich den Angehörigen des dummen Hans im Märchen — als sich, am Ende ihres Schicksalsweges, der Vetter Just als der wahre Held und König erweist.

Die äußere „Vertiertheit" des Vetter Just, die ihn in diesen Traumjahren, in dieser Werde- und Wartezeit, so lächerlich erscheinen läßt,

spiegelt die Größe der inneren Not und den Ernst des Kampfes wieder, der in der stillen Tiefe seines Herzens ausgefochten wird. „Der liebe Gott weiß es, wie oft ich mich schon dem Teufel vor Angst und Verdruß hätte übergeben mögen!“ gesteht er Fritz Langreuter unter vier Augen. Aber er läßt „die Leute reden und lachen“ und hält durch, denn „Heldenhaftigkeit, und somit die Sonne, das Geheimnis und Wunder der Erde, das Weib und die Wissenschaft steckten in dem Vetter Just Eversteín“. Den tiefsten Aufschluß über den „dummen Jungen vom Steinhof“ gibt der Vetter Just selbst in der ernstesten und heldenhaftesten Stunde seines Lebens neben dem Sterbebett von Irene Eversteins Töchterlein, wo er sich sicher ist, daß jedes Wort, der Stunde entsprechend ernst genommen wird: „ . . . ja, ja, Miß Martin, man kann es zu einer ungeheuren Gelehrtheit und Weisheit in der Welt bringen, wenn man nur seinerzeit nichts denkt und die Leute reden und lachen läßt. Ein Verdienst war das damals aber bei mir nicht, sondern nur Blödigkeit und Schüchternheit, und dazu Angst und Verwunderung, weil ich nur der dumme Junge vom Steinhof war und die Welt und der Himmel umher so weit und voll und allmächtig . . .“ Hier sehen wir den werdenden Helden in seiner naturhaft reinen gottbegnadeten Menschlichkeit, der „an nichts denkt“, weil er mit staunenden Augen in die Welt sieht und um sich und in sich das ewige Wunder des Lebens quellen fühlt, das seine junge Seele ganz gefangen nimmt; der die Leute reden läßt und stumme Zwiesprach hält mit der Welt und mit Gott und doch dem ungeheuren Wunder gegenüber sich nicht zu raten weiß, weil er nur der „dumme Junge vom Steinhof ist.“ Denn er selbst ist sich der Tiefe und des Adels seines Wesens nicht bewußt, „weiß von nichts, was ihn selbst angeht, und glaubt am meisten noch der Mamsell Jule Grote, die ihm jeden Tag von neuem zu hören gibt, daß er der größte Nichtsnutz und Tagedieb sei.“ —

Die „See- und Mordgeschichte Stopfkuchen“ gleicht schon darin dem Volksmärchen, daß in ihr neben der Gestalt und dem Schicksalskampf des Helden alles versinkt. Heinrich Schaumann nennt sich selbst den „Erlösungsritter“, der Tinchen Quakatz, „die in eine Wildkatze verzauberte Jungfer“, erlöst und die in ein Mordschloß verwünschte Quakatzenburg aus dem Blut- und Zauberbann befreit hat. Und man sieht die ganze innere Größe dieser Dichtung und ihres Helden vielleicht am klarsten, wenn man sie in den einfachen aber unvergänglichen Rahmen der Märchenhandlung hineinfügt. Denn hier geht alles ins übermenschlich Märchenhafte und Jenseitige: sowohl der Zauberdrache der menschlichen Gemeinheit und Niedertracht, der es fertig bringt, ein unschuldig Kind in eine „Wildkatze“ und sein Vaterhaus in ein Mordschloß zu verwandeln, als auch die Liebes- und Heldenkraft des Erlösers, der den Drachenkampf mit seinen im Feuer einer andern Welt gehärteten Zauberwaffen siegreich besteht, und die tief im bösen und quälenden Zauber befangene Tierbraut erlöst und glücklich macht. Und so erfassen wir auch umgekehrt im Lichte dieser faustisch tiefen Raabedichtung die Volksmärchendichtung wieder in ihrem ursprünglichen Sinn und Ernst, wie uns in „Stopfkuchen“ die Märchengestalt des „dummen Hans“ in ihrer ganzen ursprünglichen und ewigen Größe und Tragik entgegentritt.

Stopfkuchen, der faule, dicke, dumme und gefräßige Junge, den seine Kameraden, „die klugen Brüder“, seiner lachend und spottend, „unter der Hecke“ liegen lassen, und der dort liegen bleibt, um — wie Hans Unwirrsch und der Vetter Just auf dem „Stein am Wege“ — das Schicksal „an sich herankommen zu lassen“, erträgt geduldig ein ganzes Jugendleben hindurch Verspottung, Zurücksetzung und Mißhandlung, weil er, aller lachenden und beißenden Gemeinheit und Niedertracht zum Trotz, sich selbst, seine Natur, sein „Menschenherz von Gottes Gnaden“ behaupten muß. „Jawohl, lieber Eduard, laß nur jeden auf seine Weise heraus aus dem Herdenkasten gehen. Da war zum Exempel der Heinrich Schaumann, den ihr Stopfkuchen nanntet. Er hat wenigstens mal ganz nach seiner Natur gelebt, hat getan und gelassen, was er tun und was er lassen mußte; — ist es dann am Ende nachher seine Schuld, wenn in irgendeiner Weise doch etwas Vernünftiges dabei herauskommt? Gar nicht. Für diese Verantwortlichkeit danke ich ganz und gar . . .“ Mit diesen Worten zeichnet Heinrich Schaumann die Heldenhaftigkeit von Gottes und Schicksals Gnaden, den „wirklichen Menschen“, wie Raabe ihn gerne nennt, der „frei durchgeht“, ohne sich selbst für die Folgen und den Erfolg seines Tuns und Lassens verantwortlich fühlen zu brauchen, weil er sich nicht selbst lebt, sondern von einer höheren Macht gelebt wird. In diesem Sinne verstehen wir auch das Raabewort aus den Alten Nestern: „Sie haben alle kein Gewissen in den Gebrüdern Grimm . . .“ und „Was geht in der Menschheit Behagen über diese ganze volle Gewissenlosigkeit des Märchens oder noch besser der Jugendzeit? — Die ewige Seligkeit; denn die wird freilich in einem noch höheren Grade gewissenlos sein.“

In den niederdeutschen Volksmärchen vom dummen Hans erleben wir am Schluß in der Erkennungsszene beim Besuch mit der Prinzessin in seinem Elternhause den Triumph des sich hier zunächst noch einmal in der Rolle des Tölpels gefallenden Helden und die Beschämung des Vaters und der Brüder*. Nirgends aber triumphiert die Heldengestalt des „dummen Hans“ sieghafter, als Stopfkuchen in seinem fast den ganzen Roman ausfüllenden Monolog, in dem er seinem Freund Eduard sein und seines Tinchens Schicksal erzählt. Gerade durch die wahrhaft königliche Gelassenheit und Ueberlegenheit, mit der der dicke Schaumann berichtet, durch das unwiderstehliche Behagen, das von ihm ausströmt, beweist er, wie vollkommen er überwunden und gesiegt hat und überzeugt zugleich davon, daß er diesen Sieg nur mit diesen *seinen* Waffen erkämpfen konnte. Daß er in Gegenwart seines Tinchens *so* erzählen und sie ihm *so* zuhören kann, zeigt schlagend, wie sicher er den Sieg in der Hand hält — ganz abgesehen von dem Triumph über seinen Freund Eduard, dessen Verwunderung und Beschämung sich immer wieder in ähnlichen Ausrufen wie diesem Luft machen muß: „Und diesen Menschen hatten wir nicht nur für den Dicksten, Faulsten und Gefräßigsten unter uns, auch nicht nur für den Dümmsten unter uns, sondern auch überhaupt für einen Dummkopf gehalten, o wir Esel.“

* Wilhelm Wisser stellt in dem hübschen Büchlein „Das Märchen im Volksmund“ (Quickbornverlag, Hamburg) diese Dummhansszenen getreu in der Darstellung seiner verschiedenen ostholsteinischen Märchenerzähler zusammen.

Steckt aber in dem guten Appetit und der massiven Körperlichkeit, die beide, der Vetter Just und Stopfkuchen auch nach ihrem Schicksalssieg sich bewahren, nicht auch ein gut Stück ernstgemeinte Wahrheit? Ja, Raabe betont gegenüber dem „Hang ins Geistige" seiner beiden lateinischen Bauern mit voller Absicht die unerschütterliche Naturfestigkeit ihres Körpers, in der sie fest auf diesem Erdenboden stehen, und wir fühlen einen Zusammenhang zwischen ihrem guten Appetit und den „guten Armen" des Vetters Just, in denen das todkranke Kind Irene Eversteins „allgemach wieder ruhig wird und schmerzloser der letzten ernsten Stunde zuschlummert", der guten Hand, in der Tinchen Quakatz' Glück so sicher und geborgen ruht. Daß diese Hand sich mit tiefstem Ingrimm gegen die „Canaille in der Welt" auch zur Faust ballen kann, gehört ganz zur Sache. —

In dieser derben Naturfestigkeit erheben sich Vetter Just und Stopfkuchen über den Hans Unwirrsch des jüngeren Raabe, und der Dichter läßt sie beide wohlweißlich nicht mehr auf einer Hungerpfarre landen, sondern sie essen ihr gutes und reichliches Brot auf dem Steinhof und auf der roten Schanze in Adams Beruf.

Wir erinnern uns auch bei diesem im Bilde unserer beiden Raabehelden so stark herausgearbeiteten „Zug ins Materielle" wieder des Märchenhelden, der im verwünschten Schloß, in dem er die Königstochter erlösen soll, fast immer einen gedeckten Tisch oder ein „Tischlein deck dich" vorfindet, und dessen guten Gaben alle Ehre antut.

Würden wir die Beziehungen zwischen Raabes Dichtung und unsern Volkserzählungen weiter ins Schalk- und Narrenhafte verfolgen, hinter dem doch immer ein bitterer Ernst steckt, und zu dem vom „dummen Hans" aus eine gerade Linie führt, so würden wir so bald kein Ende finden. Wir weisen nur hin auf den Meister Autor Kunemund, dessen geistiger Ahnherr der Junge ist, „der auszog das Fürchten zu lernen", auf Peter Uhusen, den „Schmied von Jüterbogk", der sich seinen derben Wanderknüppel am Grabe Till Eulenspiegels geschnitten hat, auf „Wunnigel", in dem ein Stück vom Lügenbaron Münchhausen steckt, dessen Geist übrigens schon in den Alten Nestern zwischen seinem Heimatsort Bodenwerder und dem Steinhof des Vetter Just herumspukt, auf den Vater Konstantius in der Geschichte „Vom alten Proteus", der seit dreißig Jahren ungewaschen und ungekämmt in seiner Waldklause sitzt und damit den Grimmschen Bärenhäuter noch übertrifft, der doch nur sieben Jahre in seiner haarigen Schmutzhülle herumwandert.

Von all diesen Gestalten ist nur ein Schritt zu den andern Raabeschen „Edelkäuzen", zu den wetterfesten Gesellen männlichen und weiblichen Geschlechts, die ihr Goldherz verschämt in einem rauhen und widerborstigen Panzer bergen. Sie alle sind, bis hinauf zu Stopfkuchen in seinem Fettwanst, Gestalten des Raabeschen Humors, der mit dem Auge lacht und mit dem Herzen weint, und sie alle sind Verwandte des „dummen Hans", des Urbildes unserer Volksmärchenhelden.

Von diesem Urbild aus ließe sich auch durch die Geschichte der deutschen Dichtung hindurch eine erlauchte Ahnenreihe aufzählen von Siegfried und Parzival an über den Simplizius Simplizissimus, den Doktor Faust, Götz von Berlichingen und Wilhelm Tell zu unsern Raabehelden

und anderen seiner Leute „vom deutschen Adel“. Möge dieser ewige Vetter Michel im deutschen Volke jung bleiben und möge er immer zur rechten Schicksalsstunde die Zipfelmütze von den Ohren ziehen. Der „alte Raabe“ aber mag, als ein anderer Märchenerzähler, seine uralten und ewig jungen Geschichten und seine Raabenweisheiten solange hersagen und die Vielzuvielen mit seiner Eulenspiegelmaske so lange narren und scheuchen, bis er *seine* Leser bei sich und beieinander hat.

Franz Heyden.

Die deutsche Musik als Kulturmacht.

Ich weiß nicht, ob es den Begriff: „schöpferische Geschichtsforschung und -schreibung“ gibt. Aber: „wenn es ihn nicht gäbe, so müßte man ihn erfinden“, um ein altes Wort abzuwandeln. Denn die Erkenntnis der neueren Kunstästhetik, auf ein enges Zusammengehen mit der Praxis, mit der lebendigen Kunstübung angewiesen zu sein, muß oder müßte vielmehr auch von ihrer Schwesterwissenschaft, der reinhistorischen geteilt werden. Nirgend wird dies so deutlich empfunden als auf einer musikalischen Lehranstalt, wo man noch heute einen Unterschied zu machen pflegt zwischen „Haupt- und Nebenfach“, der auch durch die neuerliche, mehr diplomatische als wesentliche Umnennung in „Haupt- und Pflichtfach“ nicht aus der Welt geschafft worden ist. Denn nach wie vor teilt man den Unterricht in solche Gebiete, die dem Broterwerb und solche, welche der „allgemeinen Bildung“ dienen. Die klare Folge ist, daß, da ja bekanntlich „Kunst nach Brot geht“, der Zögling die Verpflichtung, auch die „allgemeinen Fächer“ mit nebenherzutreiben, als lästige Beigabe empfindet, der er sich nach bestem Können zu entziehen trachtet. So wächst ein Stamm von Musikern heran, von dem Beethovens Wort gilt: „Wehe dem unter uns, der im bloßen Musikmachen Genüge findet.“ Auch auf den Schulen sind wir noch weit davon entfernt, der Musik die ihr gebührende Rolle im Gesamtunterricht anzuweisen. Die ministeriellen Erlasse in allen Ehren. Aber mit Erlassen schafft man noch keine neuen Menschen, keine neuen Musiker als Lehrer wie als Empfangende. Im Gegenteil laufen diese Bestimmungen Gefahr, einem künstlerischen Chinesentum den Weg zu ebnen: Wissen allein tut's denn doch nicht, und Vielwissen ist schlimmer als Unwissenheit.

Konservatorien, Musikhochschulen und Universitäten sind die Quellen, aus denen der Stamm der musikalischen Erzieher hervorzugehen hat. Der Plan, Universitäten mit den Musikanstalten zu gemeinsamer Arbeit heranzuziehen, hat manches Bestechende und ist in Amerika schon in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Das Ergebnis war noch immer eine Enttäuschung: Zweck und Ziel beider Institute ist zu verschiedener Art, und das Material der zu unterrichtenden Jugend weicht voneinander gar zu sehr ab. Noch immer hat künstlerische Intuition, musikantische Begabung mit wissenschaftlichem Denken, mit strenger Sachlichkeit zu vermählen sich gewehrt. Wagners, Pfitzners Schriften, Schumanns, Webers Worte über die Musik mögen tiefer gehen als so manche Professorenweisheit, „wissenschaftlich“ sind sie darum doch nicht zu wägen. Und andrerseits wird keiner von uns verlangen, wir sollen die Kompositionen der gelehrten Herren,

eines Riemann, Sandberger als mehr denn brave Handwerkerkunst werten. Und gewiß: ein junges Talent hat so unendliche Geduld, Zeit und Mühe an die reinmechanische Ausbildung zu wenden, daß für anderes wenig Raum bleibt. Und da weniger Wissen als Können und künstlerisches Feingefühl herangezogen werden soll, so darf vom reinen Intellekt gar nicht zu viel verlangt werden, wenn er sich, falls überhaupt in der Anlage vorhanden, nicht zum Schaden des Unbewußten in den Vordergrund drängen wird: Mahler war ein scharfer Kopf und wurde ein Artist der Komposition und sein junger Schwiegersohn Ernst Krenek gilt heute als einer der fähigsten Neutöner und bekannte doch von seiner Kunst: sie könne aus dem Leben unsres Volkes gestrichen werden, ohne eine Lücke zu hinterlassen.

Hier gilt es also, strengste Grenzen einzuhalten und das Problem zu lösen: geistige Schulung ohne Minderung des in letzter Linie alles wahrhaft Künstlerische ausmachenden Unbewußten, Intuitiven bei einer genügenden Steigerung der mechanischen Fertigkeiten, die gerade in unserer Zeit des rücksichtslosen Existenzkampfes, der Auslese der Allerbesten nicht geringe sein dürfen. Und somit sind wir wieder beim Thema: nicht hochwissenschaftliche Denkfähigkeit, nicht ästhetische Feingeistigkeit sind es, was unsere musiklernende Jugend anzustreben haben wird, sondern ein innerliches, das Mechanische nur als selbstverständliche Begleiterscheinung hinzubringendes Verstehen der gestaltenden Kräfte und Gesetze dieser subtilsten aller Künste. Solches Verstehen bedingt einerseits die Beherrschung des Kunsttheoretischen, wie es Goethe einmal sich selbst aberkannte und sich damit freimütig außerstande erklärte, gerade der Musik nahezutreten. Die Formen jedoch und alle sie schaffenden Gesetze wandeln sich im Ablauf der Zeiten, und so muß eine Formenlehre einen engen Bund mit der geschichtlichen Betrachtung eingehen. Sie beide laufen nicht Gefahr, ins Abstrakte und dem künstlerischen Menschen Wesensfremde abzuirren. Und da die Geschichte der musikalischen Kunst nur ein Ausschnitt ist aus jener der kulturellen Entwicklung der Völker, so wird ihre Betrachtung von höchstem bildnerischen Werte sein: sie wird den Blick schärfen für das, was in unserer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wesentlich bleibt für das wahre Leben unserer Volksgenossen. Eine Zeit wie diejenige des frühen Mittelalters, wo musikalische Volkskunst noch nicht von der der Berufsmusiker getrennt lebte, wird uns als beneidenswerte Vergangenheit und als leuchtendes Vorbild für eine ferne Zukunft erscheinen.

Wir sind in unseren Tagen diesem Ziel ferner denn je: ein Blick auf das, was man heute Musikleben nennt, genügt, um diese trübe Erkenntnis aufdämmern zu lassen. Nannten wir die Musik eine Kulturmacht, so zeigt der gegenwärtige „Musikbetrieb", wie ihn Adolf Weißmann, der Alfred Kerr der Musik, genannt hat, daß wir bestenfalls eine musikalische „Zivilisation", niemals aber eine Musikkultur besitzen. Solistenverhimmelung wie in den Zeiten der Kastraten und Primadonnen der venezianischen und neapolitanischen Oper, eine skrupellose geschäftsmäßige Einstellung auf die schöpferischen Erzeugnisse: eine Uraufführungsmanie, die jedes Werk nur als Eintagsware betrachtet, die mit dem nächsten Tage schon als „veraltet" beiseite gelegt wird. Eine Durchsetzung der Fachpresse mit Leuten, die vor dem Ausländer dienern, dem Blutsgenossen aber in den Rücken fallen,

die jeden Tag neue Götter ausrufen und die Anfängern Ehren zubilligen, welche sie vordem den wirklichen Meistern vorenthielten. Das Publikum, verschüchtert und in seiner Zusammensetzung gegen einst stark verschlechtert, wagt seine Meinung kaum mehr zu äußern und schlürft die breiten Bettelsuppen der Trustware. Und unter den Schaffenden eine Zersplitterung: die einen laufen feige mit dem neuesten Feldgeschrei, vergeuden ihre besten Kräfte, ihre besten Jahre. Die andern konstruieren sich eigene „Systeme", die gar bald zur Schablone und dem künstlerischen Wirken zur Zwangsjacke werden. Die „Fachliteratur" gibt davon beredtes Zeugnis: Dahms will die nordische mit der südlichen Musik vereinigt wissen, Schrenk sieht in dem Moskowitertum Strawinskys unser Heil. Benz ersehnt die „Stunde der deutschen Musik" in der Wiederbelebung der Bach'schen Gotik. Halm setzt auf Bruckner, Specht auf Mahler. Weißmann schreibt ein Buch: „Die Musik der Sinne", Bekker eins: „Die Musik als Ausdruck" und konstruiert ein Doppelreich des vokalen und instrumentalen Klanges. Krenek nennt seine Kunst eine überflüssige Angelegenheit weniger „Gebildeter" und Kaminski erneuert die pythagoräische Zahlenmystik und bezeichnet alles kompositorische Schaffen als tiefreligiöse Angelegenheit. Und ein Thomas Mann, der noch eben in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen" vor dem germanischen Genie Hans Pfitzners das Knie gebeugt, der seinem Bruder Heinrich unverhüllt den Vorwurf macht, dem nichtssagenden, aus der Hochburg der Bourgeoisie, Paris, exportierten Paneuropäertum zu dienen, beeilt sich, in derselben Stadt der erste zu sein, welcher der „Internationalen Intelligenz" seine Reverenz macht und den Franzosen in der französischen Hauptstadt erzählt, wir hätten bei Kriegsausbruch den Gegner unterschätzt.

Wesentliches Kennzeichen jeder Kultur ist ihre Einhelligkeit. Nach dem, was aber unser Musikleben ausmacht, besitzen wir nichts weniger als eine musikalische Kultur. Die Gründe dafür aufzudecken, ist nicht hier der Ort. Eine Aenderung ist möglich: erst aber müssen wir auch eine Einhelligkeit in der Zusammensetzung, in den Lebensanschauungen unsres Volkes als Ganzem erreicht haben. Dann wird auch unsere musiklernende Jugend, dann werden auch unsere musikalischen Erzieher dieses unser Volk, in kulturhistorischem Denken geschult, begreifen können. Dann wird auch, was heute an alter Musik als wertvoller Schrittmacher diesen und jenen Kreisen geboten wird (ich denke da an Jödes prächtige Reigensingechorlieder, an die Erneuerung der deutschen Bewegungssymbolik) sich treffen mit stilistisch gleichgearteten Versuchen der ernsteren unter den Neuschaffenden und zum Gemeingut und die musikalische Kunst, die deutscheste unter allen, zu einem Volkserziehungsmittel werden können.

Hermann Unger.

Wilhelm Kreis.

1.

Es ist wunderlich und nur aus ein paar Nebenumständen erklärlich, wieviel besser der Deutsche seine bedeutenden Maler und Bildhauer als seine Architekten kennt. Das erklärt sich zum kleinen Teil durch die

teilweise freie Beweglichkeit von Werken der Malerei und Skulptur, die an vielen Orten gezeigt werden können. Ein größerer Teil erklärt sich aus der Zweckgebundenheit des Bauwerkes. Ein Rathaus von Düsseldorf z. B. meint man mit diesem Orts- und Baugattungstitel genügend als ein Einmaliges bezeichnet zu haben. Zu einem Gemälde, etwa von Simson und Dalila aber gehört der Künstlername. Hinzu kommt als Drittes ein Gewohnheitsrest aus langen Jahrzehnten, in denen tatsächlich das Bauwerk, auch das größere, nur in seltenen Fällen ein Kunstwerk war.

Damit geschieht unseren guten Baukünstlern ein Unrecht, das getilgt werden muß. So konnte es mir noch jüngst widerfahren, daß mir, als ich einem national-politischen Führer, dem Verfasser wichtiger Bücher, der durchaus nicht kunstfremd ist, Kreis' Name nannte, die Frage antwortete: „Wer ist das?" Und doch haben gerade dem Namen Wilhelm Kreis eine Reihe von seinerzeit aktuellen oder, wie ich lieber sage, „tagwichtigen" Ereignissen Klang gegeben. Als vor nun dreißig Jahren ein dreiundzwanzigjähriger Student der Braunschweiger technischen Hochschule im sechsten Semester den ersten Preis für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal gewann, geschah das zum erstenmal. Der Träger des vierten Preises Bruno Schmitz hat es dann — nicht unbeeinflußt von Kreis' späteren Schöpfungen — ausgeführt. — Als 1899 nach Bismarcks Tode die deutsche Studentenschaft Entwürfe für Bismarcktürme ausschrieb, ergab sich, als man nach der Preisverteilung die Umschläge mit den Künstlernamen öffnete: Erster Preis: Wilhelm Kreis, zweiter Preis: Wilhelm Kreis, dritter Preis: Wilhelm Kreis! Dreimal ins Ziel und die starke Empfindung der Volksgenossen getroffen! — An sechzig Bismarckmale — wohl zu unterscheiden von den oft recht dilettantischen anderen Ursprungs — waren in den folgenden fünfzehn Jahren der nachhaltige Erfolg dieses: „Du mußt es dreimal sagen!" Trotz seines vielleicht schönsten Entwurfes entging ihm 1906 Hamburg, wo man einmal den Denkmalskoloß haben wollte, den Lederer und Schaudt aufbauten. Am leidenschaftlichsten aber ist sein Name genannt worden, als 1911 auf der Elisabethhöhe bei Bingen das Bismarcknationaldenkmal erstehen sollte. Die Kunstkommission hatte sich für eine sanfte, gewiß sehr geschmackvolle Gartenarchitektur, die der Landschaft nicht wehe tat, entschieden. Das entscheidende Laienkollegium vertrat die Volksstimmung und gab Kreis, der gar nicht einmal unter den Preisträgern war, die Ausführung. Der Krieg trat dann dazwischen.

Es war ein Kunststreit von nationaler Bedeutung, der hundert Federn in Bewegung setzte und mit einem neugewonnenen „Prinzipienreichtum" geführt wurde, der aber doch erquickte. Ein Wort Moeller van den Brucks, des Großen, dem zugleich mit dem lebenden Meister dies Heft gehört, soll die Brücke schlagen. „Der Entwurf von Kreis, der spürbar auf einem langen Erlebnis der Gegend beruhte, löste zugleich am besten das schwerste, aber auch dankbarste Problem dieser ganzen Kunst und gab die volle Vereinigung von Natur und Monument. Und vor allem, Kreis besitzt das innere Anrecht darauf, sein Schaffen, das durch die Bismarcktürme einen ganzen Stilausdruck unseres Volkes neu in die Erscheinung rief, auch einmal in einem so großen Werke zusammenfassen zu dürfen, wie

es Bruno Schmitz im Völkerschlachtdenkmal vergönnt ist." Damit sind wir am Anfang.

Und wieder wird aller Voraussicht nach in diesen Monaten Kreis' Name inmitten eines Kunstkampfes stehen, in dem es gilt, etwas Gutem und Ganzem zum Leben im Raum zu verhelfen. Ich rede vom Rathaus für Düsseldorf, von dem am Schlusse mehr zu sagen ist.

2.

Für die seelische Wertbeständigkeit der frühen Denkmalsschöpfungen von Kreis hat uns die gewandelte Zeit einen starken Prüfstein in die Hand gegeben. Wer kann heute ohne Gefühle tiefer Peinlichkeit das äußerliche, schlecht aufgedonnerte Ruhmestheater betrachten, das z. B. vor dem Berliner Schloß im krassen Gegensatze zum wahren Wesen des Gefeierten, die schlichte Gestalt Wilhelms des Ersten zu Schanden drapiert. „Da überstrudelte ein äußerlicher und serviler Hurrapatriotismus die echte Woge deutschen Vaterlandsgefühls und überschwemmte Straßen und Plätze mit Denkmälern, deren Masse seelenloses Fabrikat war. Konvention statt lebendiger Tradition. Falsches Pathos statt echten Gefühls. Mache statt Schöpfung, wilhelminisch-dekorative Äußerlichkeit statt deutscher Innerlichkeit." — Kaum im ersten Entwurf für das Völkerschlachtdenkmal spritzt dieser Strudel an Kreis ein wenig heran. In seinem ersten großen Denkmal im Raum, 1899—1902 im Burschenschaftsdenkmal über Eisenach, ist der krönende Abschluß wohl noch nicht ganz Architektur geworden, aber die gestaltende Empfindung rein und stark. Und in allen seinen Bismarckmälern ist reifer und ruhiger Einklang zwischen Ausdruckswillen und Formsprache. Durch sie vor anderen ist die Architektur, die lange Zeit das zur stummen Unterwürfigkeit verurteilte Aschenbrödel am Denkmal war, wieder zu königlichen Ehren gelangt. Diese Sprache, die schon die Pyramiden, das Theoderich-Grab, die Dolmen, die Hünengräber reden, sagt nur das Große. Photographie, Gemälde, Statuette machen das Standbild zur Bewahrung der leiblichen Erscheinung unserer großen Männer fast überflüssig. Das Denk-Mal — so nur für die Größten anwendbar — spricht vom Geist des Werks, von der Tat. Den Steinen ist ein Stück von ihrem rauhen Naturleben gelassen, sie sind nicht sklavisch stumm gemacht. Sie reden noch. Der Bismarckturm in Zehdenik in der Mark gibt mit seinem quadratischen Sockel und den vier runden Eckpfeilern, die das krönende Gesims und Mauerviereck mächtig zusammenfaßt, das schlichte Beispiel eines häufigen Typus. Ein anderer Typus bewahrt die Rundform, die pilasterartige, eckige Mauervorsprünge gliedern. Ein dritter beharrt in quadratischen Blöcken, die sich verjüngen, und wirkt wie ein Opferfeueraltar. Der vierte Typus ist der runde Turm, der manchmal als Halle gegliedert, manchmal erst um den verjüngten oberen Rundteil eckige Vorsprünge, oft plastisch bekrönte Halbpfeiler hat. — Eine immer formbereite Künstlerphantasie hat hier mannigfaltig, aber immer monumental und immer aus einem ganzen und geschlossenen Ernst heraus Mäler geschaffen, denen man vor dem Kriege oft vorwarf, ihnen fehle das Freudige, der nationale Jubel, die aber heute, da uns der Jubel vergangen ist, Sammlung und Mahnung in uns wecken und auf Zeiten wirken und sie schaffen

helfen werden, da wieder hellere Augen über ein sonnigeres deutsches Land schauen können.

3.

In dem Einführungsvortrag zur Eröffnung seiner Ausstellung im Architekturmuseum der Berliner technischen Hochschule sprach Professor Dr. Kreis jüngst mit jener Offenheit, die sich nur der sicher in sich ruhende bedeutende Meister leisten kann, aus, daß ihm gerade bei dem letzten zur Ausführung bestimmten seiner Entwürfe für das Nationaldenkmal in Bingen die starken Eindrücke einer Italienreise die Kraft des Formausdrucks etwas verlindert hätten. Das war schon immer meine Ueberzeugung. Das unterscheidet ihn ja gerade von Wallot, der als sein Erzieher für die Baupraxis gelten kann und dem er bei der Detaillierung des sächsischen Ständehauses half, was ich dort noch an den schönen Profilierungen zu spüren glaube, daß ihm das Fertige, das Gewordene nicht dient, daß er nicht wie jener von reifen Perioden architektonischen Schaffens seine Formgestaltung beeinflussen läßt. Erfrischung und Keimkraft für sein monumentales Schaffen empfing er fast stets aus primitiven Zeiten. Keime, die nicht voll zur Entwicklung kamen, blühten ihm zu Schöpfergedanken auf. Auch sie nicht als „Vorbilder". Und so wage ich kaum die Bauten Kaiser Friedrichs des Zweiten in Apulien und Campanien, einiges namentlich der Kuppelbildung aus der normannisch-sarazenischen Kunst Siziliens und neben dem Theoderich-Grabmal, das dem Bauwillen nach frühgermanisch ist, frühromantische Bauten in Deutschland zu nennen. Ein Wort Moeller van den Brucks leuchtet in die Tiefen solcher Beziehungen von „Tradition und Neuschaffen": „Wenn eine Kultur in einer Verwurzelung steht, die die Tiefe des Mythischen und zugleich Elementarischen hat, dann kann sie die Fremdwerte mit übernehmen und in sich einbeziehen, die ihr aus anderen Zeiten und von anderen Völkern her zukommen: und das Ergebnis von allen den Mischungen, Kreuzungen, Austauschbeziehungen, die jede ihrer Ausbreitungen mit sich bringt, wird immer eine neue, eine bereicherte Einheit sein, deren Formen nach wie vor in das Urplasma ausmünden, unter dem das Volk einst in die Geschichte eintrat." An diese Worte mußte ich denken, als ich in der Kreisausstellung den, ohne Auftrag entworfenen machtvollen Mauerring für Bingen sah, der eigenst germanisch, billig aus dem Schiefer des Berges erbaubar und wie aus ihm herausgewachsen, trotz aller Not der Zeit dort einmal aufwachsen muß!

4.

„Tradition und Neuschaffen" — für keine der Künste ist es von so entscheidender, die Lebenskraft der Baugebilde entscheidender Wichtigkeit, das richtig ausgewogene Verhältnis dafür zu finden. Malerei und Plastik kann es sozusagen eine Weile aushalten, einmal die Tradition abzubrechen und das erfrischende „Zurück zur Natur" oder die einseitige Zielsetzung auf neue Prinzipien hin zu versuchen. Die Baukunst, stärker an Zwecke gebunden, in ihren Werken auf längere Dauer gestellt, kann es nicht. Wir haben wenigstens für sie im Jugendstil den vollen Mißerfolg erlebt. Raumkunst muß gewachsen sein, und Gewachsenes muß Wurzeln haben.

Und so sehen wir denn Kreis, als er sich vom Denkmalsbau zum

Häuserbau wendet, ebenso abgekehrt von der vielen lahmen, greisengelehrten, romantisch rückwärtsschauenden Architektur des vergangenen Jahrhunderts, wie ungeblendet „von dem Blinkfeuer einer originell-genialischen und dekorativ herausgehobenen Uebernotwendigkeit“ seinen eigenen Weg suchen. Das waren die Dresdener Jahre bis 1908. Was er damals bitter empfand, daß er bei reichlichen Preissiegen keine großen Bauausführungen bekam, segnet er heute als gutes Schicksal. Er sagte etwa, und darin sprach auch der große Lehrer aus ihm: Der Reifende müsse irren. Es sei schlimm, wenn er schon mit fünfundzwanzig Jahren glatte, fertige, einwandfreie Bauten schüfe. Der aus schöpferischem Ueberschwang Irrende aber tobe sich am besten auf dem Reißbrett aus.

Kreis suchte die Anknüpfung an die Tradition — es war bei ihm immer nur wie ein Herüberschöpfen ins Fließen des eigenen Schaffens — da, wo für die besondere Bauaufgabe zerrissene Fäden flatterten. Schultze-Naumburgs grundverständige Kerngedanken nahm er für den Familienhausbau auf. In der Dresdener Barocktradition für größere öffentliche Bauaufgaben war ihm wohl die Wucht, aber kaum das Spielerische, war ihm wohl das Heitere, aber nicht das Leere, Leichte verwandt. Und so meint er heute unzufrieden, dort nie eine rechte Verschmelzung von „Tradition und Neuschaffen“ erreicht zu haben. Ich aber meine, das Dresdner Schlußwerk leistete diese Verschmelzung doch. Und zwar unter schwierigsten Umständen.

Unter Mithilfe des Dürerbundes bekam Kreis in letzter Stunde den Auftrag, den Ersatz für Pöppelmanns Augustusbrücke zu bauen. Die alte Herrlichkeit war durch ihre für die großen Elbkähne und bei Hochwasser zu engen Bögen zum Tode verurteilt. Die technische Planung, Durchfahrbreite usw. war nebst einem unmöglichen tiefbauamtlichen Entwurf da. Kreis nahm alles an. Zwischen acht Pfeilern — statt früher siebzehn — schwingt allmählich verengt, leicht und kräftig am Pfeilersockel ansetzend der neue Bogenrhythmus, dessen hohe Scheitelpunkte ein nun massives Geländer verstärkt, nach der Neustadt hinüber. Nichts vom alten Bilde, was vereinzelt wertlos wurde, ist bewahrt, der Bau als solcher ist selbständig. Freilich in das, was blieb, in die edle Harmonie von Schloß, Hofkirche, Oper, Brühlscher Terrasse und drüben des japanischen Palais, galt es „in die Gruppe hineinzubauen“. An diesem monumentalen Werk, das der verwitternde Stein alle Jahre schöner einstimmt, erwies Kreis sich in der Beschränkung als Meister. Der Dichter faßt die „Beschränkung des Meisters“ als Selbstbeschränkung. Der Architekt geht in der Beschränkung, die ihm die Aufgabe auferlegt, wie ein edles Roß in Zaum und Zügel, und offenbart dann erst seine volle Kraft und Grazie.

5.

Als Wilhelm Kreis 1908 als Direktor der Kunstgewerbeschule nach Düsseldorf ging, bekam sein Schaffen bis zum Kriegsbeginn großen freien Zug. Eine Fülle von Aufträgen, namentlich für große Kaufhäuser in Essen, Dortmund, Crefeld, Köln, Chemnitz, Karlsruhe strömte ihm zu. Und doch erlebte ich, als ich zum erstenmal — es wird 1910 gewesen sein — nach Düsseldorf zu Besuch kam, die einzige Enttäuschung in meinen nun fünf-

undzwanzig Jahre alten Beziehungen zu dem Meister. Das war wohl gut und meisterlich, die Sorgfalt, welche bis ins einzelne selbst die Formen durchbildete, war die alte; Messels Gedanken waren weitergebildet. Aber mir wurde nicht recht wohl dabei. Da hatte über der immer gesunden Grundform ein leise klassizierendes Spiel mit Schmuckteilen begonnen, das den alten starken, schlichtgroßen Klang seiner Formsprache mit kleinem Geräusch übertönte. Die zum Klassischen strebende Gesamtauffassung erhielt durch diese Beitaten etwas Klassizistisches, das wohl der reichen spätwilhelminischen Konjunkturperiode zu einem ästhetisch wahren Ausdruck verhalf, dem aber jene von letztem Ernst getragene Ausdruckskraft fehlte, die Kreis' Größtes und Eigenstes ist. Ich darf mich freuen, heute auch darin mit dem Meister einer Meinung zu sein. Und sein Rathaus für Herne, das ganz sachlich das schlichte Verwaltungshaus einer zunächst kleineren Stadtgemeinde mit unauffälliger Sorgfalt betreut, aber nirgends ohne Not monumentalisiert, sein bestes Landhaus, das Schloß Sierstorff in Eltville, vor allem aber sein Prähistorisches Museum in Halle hatte auch in der Vorkriegszeit schon meine ganze Liebe. „Mir graute davor, zum Architekten zu gehen," erzählte mir damals sein Direktor, „die praktische Planung, wie und in welcher Lage zueinander wir die Räume brauchten, war klar. Aber die Herren Künstler werfen einem das ja gar zu gern „aus künstlerischen Gründen" über den Haufen und dann wird die Sache unpraktisch. Ich sprach die Sache mit Kreis durch, und wir waren an einem Nachmittag einig. Ich war höchst erstaunt! Kreis nahm alles praktisch Gegebene an und war sich unglaublich schnell darüber klar, daß mit den drei einfachen Mitteln, diesen Eckrotunden, dem Dachausbau und dem vorgelegten Portikus, der Baublock, der billig werden mußte, großzügig zu gestalten sei."

Der Bau, den unsere Abbildung zeigt, ist klein und erweist wieder wie die Bismarcksäulen von Kreis, daß Monumentalität nicht gewaltige Massen nötig hat. Hier ist das Vorbild für kleinere Museumsbauten der Zukunft. — Und so schließt auch die „seconda maniera" von Wilhelm Kreis mit einem reifen Meisterwerk.

6.

Der Weltkrieg bedeutete für den Meister äußerlich eine vierjährige Unterbrechung alles regelmäßigen Schaffens, innerlich ein letztes Reifwerden und den Dingen Gewachsensein.

Der im Felde die Grabmäler und Friedhöfe der gefallenen Kameraden schuf — das kleine in Bonniere und das große in Brüssel sprechen am stärksten — baute als Heimaturlauber Fabriken und Bürohäuser. Waren bisher Denkmäler, Feierbauten und Lebebauten seine Baugebiete gewesen: der aus dem Felde als ein hartgewöhnter Mann, welcher viel nüchterner Wirklichkeit ins Auge gesehen hatte, an den Werktisch heimkehrte, war der eigenen Lebensstimmung nach für die dritte Gruppe, für die Arbeitsbauten, die wir zunächst vorwiegend brauchten, sollten wir uns aufrechterhalten, bereit.

Nach den leider immer noch nicht abgeschlossenen Zeiten, in denen ein rein technisches Bauwesen unsere Landschaft und Stadtschaft mit lieb-

losen Fabrikbauten steinigte und zerstörte, hatte Peter Behrens mit Geschmack und Feinsinn seine Turbinenhallen für die A. E. G. geschaffen, gab Hans Poelzig in Posen, Breslau und Dresden der groß-sachlichen Stimmung der Zweckbauten etwas von seiner die Dinge sozusagen musikalisch lockernden Form. Bei Kreis dagegen ist überall eine große Ruhe und Gelassenheit. Selten nur eine Bogenform im Fenster. Vertikale und Horizontale herrscht fast überall. Und nur durch „gemessene" Teilung der klaren Fläche, durch ungescheute und wohlbedachte, vielfache Wiederholung des gleichen festen vertikalen Profils, durch Aneinanderfügen gutgestufter Baublöcke entsteht etwas, das bei kühlster sachlicher Zweckerfüllung doch das Starkgewachsene, in sich Ruhende hat, das wir als organisch und bei größeren Massen als monumental empfinden. Da ist bei Fabriken in Düsseldorf, Köln, Aschaffenburg diesem lauten Leben eine stolze Ruhe gegeben, die kühle und ernste Würde großer Arbeit. Die leise bildende Künstlerhand schafft im reinsten Sachstil z. B. aus unserem Kohlenkoksturm auf der Zeche Hannibal der Firma Krupp ein Zeitmal von andersartiger, aber fast nicht geringerer Ausdruckskraft als seine Bismarckstürme.

Geschult durch kleinere Bürohäuser schuf dann Wilhelm Kreis 1922/24 im Wilhelm-Marx-Haus für Düsseldorf das erste deutsche und das erste künstlerisch vollreife Hochhaus. Der mächtige Turmblock, der, ein Wahrzeichen, wie ein Eingangstor zur inneren Stadt vom Hindenburgwall aus gesehen, monumental geschlossen aufwächst, löst sich beim Näherkommen durch die in Kreuzform eingezogenen Ecken und fügt sich trotz seiner dreizehn Stockwerke in die Bautengruppe ein. Die Nachbarschaft wird gewaltig überragt, aber nicht totgeschlagen. Sparnotwendigkeit macht alles schlicht, nichts dürftig. Schöpferische Frische und abgeklärte Ruhe walten zugleich. Ja, das genial rasche Improvisieren innerhalb eines schon fertig Geplanten, das Kreis schon beim Sächsischen Hause 1906 und der Augustusbrücke gekonnt hatte, wurde auch hier durch die nachträgliche aber restlos geglückte Einbeziehung der sämtlichen Börsenräume wieder bewährt. Durch Zusammenziehung zweier Geschosse sind Säle entstanden, nicht nur von schönster Raum-, sondern auch von bester Schallwirkung — ideal für Kammermusik.

7.

Da schloß genau vor einem Jahre mein Buch für die „Charakterbilder der Neuen Kunst". Nun aber dies eine Jahr seitdem! Man meint doch auch etwas gearbeitet zu haben. Aber im Anschauen dieses quellenden Schaffens erlebt man — freudig — seines Nichts durchbohrendes Gefühl. Da ist die kleine katholische Kirche für Hamborn. Keine Stilkirche, aber auch kein Versuch, alte Aufgaben mit neuen Mitteln zaghaft zu lösen. Eine schlichte Sache von starkem Ausdruck. Der Glockenturm steht lose verbunden daneben — nicht weil das in San Apollinare in Classe schon so war, sondern weil der vom Bergbau unterwühlte Boden Senkungen befürchten läßt und darum die Schwereverteilung sinnvoll ist.

Im Mai 1925 wird beschlossen, die schon für 1915 geplante große Düsseldorfer Ausstellung 1926 zu machen. Im Juni hat Kreis die Pläne der zum Teil für Dauer bestimmten Bautenreihe reif und fertig. Im Juli

wird auf schwierigem, dem Rhein abgewonnenen Boden zu bauen begonnen und dabei die zwanzig Jahre alte Fassade des alten Kunstausstellungsgebäudes abgerissen, „denn das Neue in dem alten Stile weiterzubauen, wäre teurer gewesen“. Nun werden schon von fertigen Bauten die Gerüste abgetragen. Eine lange schlichtgroße Bautenreihe ohne „hübsche“ Dächer, die Geld kosten und unbenutzbaren Raum schaffen, ist entstanden. Nicht nur aus der Schnelligkeit des Entstehens, auch aus der klaren Schönheit des Entstandenen atmet uns stark unsere Zeit, die auch hier wohl knapp und karg, aber hier wahrlich nicht klein ist, entgegen.

Und trotzdem ist in diesem einen Jahre etwas noch Wichtigeres entstanden: Der Entwurf für das neue Rathaus in Düsseldorf. Am Rhein, mitten in der Altstadt, soll es zu stehen kommen. Der Charakter dieses alten Düsseldorfs ist bewahrt und kann bewahrt bleiben. Keine großen Verkehrslinien durchschneiden es. Es ist eine stille Insel im Halbkreise der wachsenden großen Stadt. Einen Schmuckturm erlauben die knappen Zeiten nicht. Ein Baublock aber, der in geschlossener Masse den notwendigen Raum umbaute, würde schwer und erdrückend über der Altstadt aufwachsen. Was tut Kreis? Er schafft am Rhein entlang einen niedrigeren schlichten Bautrakt, der die Umgebung nicht drückt, baut nach der Stadt und dem Marktplatz zu einen höheren, kleineren Stufenbau und packt allen übrigen nötigen Raum in einen Hochhausturm, der, bis zum letzten Winkel praktisch brauchbar, keinen Pfennig unnötig kostet, und sich doch mit einer ziervollen leichten Spitze köstlich in die Umgebung einstimmt. Das alte Düsseldorf hat sein Wahrzeichen für die kommende Zeit!

Alles Große ist einfach. Es gehört nichts dazu — als daß es einem einfällt.

Der Entwurf von Kreis trägt den zweiten Preis. Ich kenne den ersten nicht. Er mag so gut sein, wie er will: ihm fehlt diese lösende Idee! Es muß wieder so kommen wie es bei den Bismarckturmpreisen war, wie es in Bingen geschah, daß die Laien fühlen, sagen und durchsetzen: das trifft die Sache, das wollen wir bauen! Die monumentale Torheit, daß das reifste Werk des „Sachstils“, der „terza maniera“ unseres großen Meisters nicht im Raum entsteht, darf nicht begangen werden.

8.

Der Versuch, Wilhelm Kreis ins Gesamtbild unseres baukünstlerischen Schaffens einzuordnen, ist nicht sehr ersprießlich. Wohl hat der Meister Schüler — die junge niederrheinische Architektengeneration geht in seinen Wegen, und seine Gedanken über „Erziehung des Architekten“ darzulegen, wäre ein Sonderaufsatz — aber er selber hat, so manches er von manchem gelernt hat, eigentlich keine Lehrer gehabt.

Er ist wie ein Keim, der jahrhundertelang geschlummert hat, und nun als mächtiger Baum, während er seine Wurzelkräfte tief aus unverbrauchtem germanischen Urboden holt, den stolzen Gipfel durch das volle Licht unserer Tage ins Ueberzeitliche, das wir in der Kunst „klassisch“ nennen, hebt. Unsere Zeit ist zapplig. Neben Blendertum ist auch echtes Wollen oft nervös und hastig. Wilhelm Kreis, der im einzelnen Werk so streng geschlossen wirkt, ist nur beweglich und anpassungsfähig. Ein klar

überschauender Verstand lenkt die großen, aus der göttlichen Dumpfheit schöpferischen Werdens auftauchenden Kräfte mit ruhiger, immer besser zielender Selbstkritik.

Der in der Jugend die stolzen Gefühle der großen nationalen Erinnerungen in Gedenkbauten auslebte, der in seiner Mittelzeit, dem reichen Zeitalter des Wirtschaftsaufschwunges für die großen Konstruktionsaufgaben rastlos schuf, hat nun — wieder näher seinem Jugendschaffen — mit immer bereitem Einfall, mit ruhig bildender Hand, mit sicherstem Auge für reizvollen Linienablauf und wohlausgewogene Massengliederung, die ruhige Meisterreife erreicht. Was er schafft, ist gewachsen, ist organisch. Aus dem tiefen Ernst seines Werkes wächst uns Freude. Umstände können sein Schaffen hemmen — nicht das Versagen der Kraft. Ein echter Mehrer unseres Kulturgutes, in dem gestaltvoll und ausdrucksstark die tiefsten und edelsten Kräfte deutschen Wesens leben. Carl Meißner.

Moeller van den Bruck.

Wenn Katastrophen hereinbrechen, so verdunkelt sich das Bewußtsein der Völker. Dann verlieren die Menschen ihren Glauben an das Gegründete und verleumden ihre Geschichte im Bilderſturm.

Aber die Geschichte läßt sich nicht totschweigen. Mögen Scham und Zweifel auf der Lauer liegen und immer neue Opfer verlangen, auf daß die Selbsterkenntnis nicht wachse — das tiefere Leben kümmert sich um keine Ausflucht und bildet neue Menschen nach dem Gesetze, nach dem ihre Völker angetreten sind.

Darüber füllt sich die Geschichte mit neuem Sinn. Und es ist nicht so die Wissenschaft, die sie mächtig zu neuem Bewußtsein vortreibt, wie das unmittelbare Erleben der eigenen Gegenwart. Will die Wissenschaft zerlegen, um zu ergründen, so will die Gegenwart verdichten, um zu glauben. Hinter jeder Ergründung liegt die Beruhigung bei der letzten Erkenntnis, hinter jedem Glauben beginnt eine neue, eine höhere Wirklichkeit. Sie bereitet allen großen Gärungen den Boden und bringt die Völker um ihren Frieden. Sie überragt die Erkenntnis und wurzelt in der Erde, und Begriffe sagen ihr nur so viel, als sie Bewegung des Blutes bedeutet. Denn anders ist ihr das Wissen tot oder das Leben fällt zu jener Problematik auseinander, die folgerichtig zersetzt, was durch Geburt und Wachstum zu schöner Einheit verbunden ist.

So bereitet sich ein Wandel, der aus dem Blute aufschlägt. Die Geschichte verjüngt sich, und die Begriffe verblassen, denn der Mensch wird wieder sichtbar. Das Wissen erhält von ihm sein Ziel und beginnt wie ein Dienst, die Persönlichkeit aber ordnet sich ein. Die Weisheit des Blutes verlangt ihr Recht und macht die Erkenntnis bescheiden. Das Leben aber hält seine Kräfte beisammen und überholt sich mit jeder Gestalt. Seine Ueblichkeiten munden den Menschen nicht mehr, und sie werfen ihren Glauben auf die Zukunft. Und eines Tages entdecken sie, daß sie gegen ihre Zeit stehen. Da erwacht in ihnen ein neuer Sinn für das Heldische und sie werden gewahr, daß ihre Zukunft das verjüngte

Antlitz ihrer Vergangenheit trägt. Sie werden ihrer Ewigkeit inne und lieben den Trotz, mit dem sie sich bejahen. Sie bedenken ihre Gegenwart und heiligen wieder ihre Geschichte. Wo sie aber ein Werk vollenden und feiern, versammeln sich ihre Ahnen mit ihnen.

Moeller van den Bruck glaubte an diese Zukunft, welche die Siegel der Vergangenheit trägt. Er machte es sich zur Pflicht, diese Siegel zu lösen, um das verkümmerte Wesen zu befreien. Er rührte an die Geschichte wie einer, der schon im Morgen lebt, und als nur wenige seinem Rufe folgten, packte er seine Gegenwart härter an und legte sie bloß, bis sich jene Elemente regten, um die es dem Schauenden einzig zu tun war, Elemente des Widerstandes, die umgingen, Elemente eines unbegreiflichen, nur erlebbaren Volkstumes, Elemente jenes unheimlichen Deutschlands, dem er einen seiner schönsten Aufsätze gewidmet hat. So geschah es, daß Moeller van den Bruck, der *mit* seinen Zeitgenossen literarisch begonnen hatte, sein Leben als politischer Mensch *gegen* die Zeitgenossen beschloß. Ueber dem Zweifel an ihnen ward ihm die Gewißheit der Grundgehalte seines Lebens, ballte sich ihm überwältigend die Forderung des „Dritten Reiches". Vergangenheit und Zukunft gingen ineinander auf, und Moeller begriff seine Pflicht, sie geschichtlich zu verbinden.

Er war im Rheinland geboren und hatte als Junge in sich aufgenommen, was von altem Kulturwillen im westlichen Deutschland lebendig geblieben war. Aber schon fühlte er den Gegensatz zu seiner Epoche. Und wenn das Mittelalter, wenn kaiserlicher Glanz aus jenen Zeiten in monumentaler Geschlossenheit noch herüberragten, so war er doch in eine Welt geboren, die sich nicht wiederholen durfte, wenn sie Anspruch auf Leben hatte. Denn sie war voll neuer deutscher Tatsächlichkeiten, und es blieb ihr Mangel, daß sie für sich keinen anderen Ausdruck als jenen akademischen fand, der die Voraussetzungen des achtzehnten Jahrhunderts nicht von sich abzuschütteln vermochte. Aber während die Mitwelt sich über ihre Leere belog und im falschen Prunk der Gründerjahre schwelgte, gestand sich der junge Moeller ein, daß Wahrheit mehr bedeute und anständiger sei, als die Selbstentrückung über die Schwäche der eigenen Leistung. So sehr Moeller das Reich Bismarcks als Schöpfung bewunderte, so unruhig machte ihn das Treiben der Erben. Weil er von der Anschauung durchdrungen war, daß sich der Geist den Körper baue, bedrückte ihn eine Ansammlung von Macht, die von keiner geistigen Entfaltung getragen war. Seine erlebte Vorstellung vom Mittelalter stand im grellen Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Zeit. War das deutsche Volk einem Baum zu vergleichen, so bereitete es Sorge, wenn die Säfte rings in der Krone stockten. Dann wurde die Geschichte zum leeren Bilderdienst, und das politische Gewicht blieb ohne die Stetigkeit der Führung, die Vertrauen oder Furcht zu erwecken hat.

Es war jung, sich gegen die Zeit zu stellen, und es war deutsch, einen neuen Anfang zu wollen. Allmählich wurde das Suchen zu einer Gewißheit. Wenn Politik bedeutete, der höheren Wirklichkeit des Volkstums Geltung zu verschaffen, wenn Politik darüber in ihrer ganzen Verantwortung zum Ausdruck des Volksgeistes selbst werden mußte, so gehörte die deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung so sehr dem Tage, blieb

dem Gefühl für kommende Dinge so fern, daß Moeller sich nach neuen Quellen umsehen mußte, um jener höheren Wirklichkeit näher zu leben. Er ging nach Leipzig und Berlin und schloß sich vorübergehend einem kleinen Kreise literarischer Menschen an, zu denen Männer wie Liliencron, Dehmel und Schleich gehörten. Aber bei aller Verehrung für ihren persönlichen Wert wurde er nicht heimisch unter ihnen. Namentlich Dehmel mochte ihm zu sehr in einem Rausche beharren, der nur in der volklich-politischen Bindung vor dem Abgleiten in das Bürgerliche bewahrt bleibt, und so kann man sich nicht wundern, daß eine Unruhe über Moeller kam und jenes Gefühl der inneren Fremdheit steigerte, das ihn auch später so oft unter Menschen ergriff und schweigsam machte.

Er hatte sich bis dahin in kleinen Einzelschriften zur neueren deutschen Literatur versucht. Sie waren geistreich in Form und Inhalt, voll Witterung für das Lebenskräftige der Moderne, aber die Arbeit daran hatte ihm nur genommen, ohne ihm dafür zu geben. Jetzt ließ er sie liegen und ging nach Paris, und diese Reise wurde zur ersten Wende seines Daseins.

Er mochte sich gesagt haben, daß er sich in Paris eher finden würde als im wilhelminischen Berlin, aber er fand viel mehr als sich selbst. Das Ausland wurde zu seinem entscheidenden Erlebnis. Seine Kritik an der Gegenwart erhielt ihren Standpunkt und ersparte ihm die Versuchung, nur einzureißen. Gerade daß er sich nach einer Stadt begab, wo die literarische Leistung zum Anspruch auf politische Geltung gehörte, wo die Teilnahme der Straße mit politischem Temperament geladen war und jede Regierung sich genötigt sah, diese Teilnahme für Frankreich zu inszenieren, befreite Moeller zu seinem Wesen. Und so ergab sich denn als erstes vorstoßendes Werk dieser Zeit jene Sammlung „Die Deutschen", mit der die Gestalten unserer Menschheitsgeschichte aufgerichtet werden sollten. Die Bücher waren mit dem Willen zur Geschichte geschrieben und voll Verlangen, in der Vielfalt der Gaben und Formen das Volksganze erscheinen zu lassen. Sie waren bereits ein Versuch, zu sichten und zu verwerfen, was im neuen Deutschland noch Recht auf Leben hatte. Nicht alles konnte sich vor Moellers späterer Reife behaupten, aber die Bände: „Führende Deutsche" und „Entscheidende Deutsche" blieben wertvoll, und es zeigte sich an den „Scheiternden Deutschen" schon die prophetische Ahnung für die neue Nötigung, die mit der Gegenwart nicht fertig wurde.

Aber schon wirkten andere Mächte auf Moeller ein. Bei einem Besuch des Louvre entzückte ihn jene Madonna des Baldovinetti, die damals noch für ein Gemälde des Pierro della Francesca galt. Dem Manne, der seine Zeit in ihrer höheren Wirklichkeit zusammenfassen wollte, begegnete eine verwandte, überlegene Epoche. Nicht daß eine Italienfahrt folgte, war bezeichnend, sondern die geistige Umwertung, die sie brachte, bedeutete ein deutsches Erlebnis. Sie wirkte sich in jenem monumentalen Werke aus, „Die italienische Schönheit", die, nur von Kennern gewürdigt, zunächst am Leben der Nation wie spurlos vorüberging.

Seit Goethe gehörte es zu den ästhetischen Angelegenheiten deutscher Schriftsteller, über Italien zu schreiben. Jetzt machte Moeller van den Bruck daraus eine politisch-volkliche. Was er an Baldovinetti erlebt hatte,

was sich ihm von Florenz bis Siena und besonders in den Fresken des Pierro della Francesca schenkte, löste sich von der Besonderung der malerischen und architektonischen Betrachtung und führte zu einer Prüfung der innigen Beziehungen zwischen dem Schöpferischen und der Geschichte auf der Grundlage der Stilkritik.

Eine mythische Einkehr kündigte sich an, eine neue Wertung bereitete sich vor. Sie war voll Hingabe an das Diesseits und verlangte, das Vergängliche als Form des Ewigen zu bestimmen. Sie gab damit jedem Teile sein Recht und stellte die Polarität des Lebens im Schöpferischen wieder her. Darin lag die Spannung des Buches, sein Neuartiges zugleich, daß das Schöpferische in keiner Vereinzelung mehr stand und über die Historie hinwegschritt. Der politische Mensch wurde wieder beispielhaft empfunden, wurde von der bürgerlichen Zielgebung befreit, auf seine mythische Bindung zurückgeführt. Und es gab wieder ein Schicksal, und Politik umfaßte alle Angelegenheiten von Welt.

Sie war eine andere Welt als jene, die bisher aus der Vorstellung von italienischer Schönheit gelebt hatte. Was Goethe anzog und Nietzsche noch entzückte, verlor an Moeller seine Macht. Er gehörte zu den ersten Deutschen, die am Mittelmeere sich des südlichen Einflusses entledigten und ihrer nordischen Bestimmung inne wurden. Die Kulturen überalterter Vollendung blieben ihm stumm. Aber die Primitiven ergriffen ihn. Alles, was nordisch und jung an italienisches Blut verschwendet war, was sich in italienischen Boden gegraben hatte und an antikem Erbe aus Mißverstehen fruchtbar geworden war, wurde von Moeller erfaßt. Und während seine Zeitgenossen das Primitive aus der Erschöpfung seelischer Möglichkeiten werteten, wandte es Moeller in eine Kraft, die partheno-genetisch, im Besitze ihrer Anlagen, zu politischem Aufstieg berufen war.

Was ihm aber in Italien aus der Vergangenheit geworden war, verlangte nach einer Gegenwart. Hatte das moderne Leben seine Mythen verloren, so galt es, den Boden wieder aufzureißen. Nicht umsonst war das Leben in Bewegung und trieb auf Katastrophen zu. Schon damals bedrängte Moeller der Satz, daß die Welt immer wieder mythisch werde, daß sie werde, was sie sei. In dem Maße, wie seine Ahnung ihn umdüsterte, beschäftigte ihn das deutsche Geschick. Die italienische Primitiven hatten ihm Gesetze des Blutes verraten. Es galt sie zu politischer Prophetie zu erheben und die Stelle zu finden, wo die Wirkung einsetzen konnte.

Moeller hatte in Italien mit Däubler und Barlach verkehrt. War Däublers glanzvoller Barock dem Mittelmeerkreise gesichtig verbunden, so ging Barlach durch die Welt, ohne von ihr ein Schicksal zu empfangen. Als Moeller und Barlach sich nach Deutschland zurückwandten, wurde offenbar, daß sie einem mythischen Zwange folgten, wofern das Mythische, wie Moeller meinte, ein Raumbedingtes war. Denn sie wurden beide auf eine sehr verschiedene, deutsche Weise am Osten fruchtbar. Barlach rang sich in Rußland zu den primitiven großen Formen seiner Holzskulpturen durch, und Moeller begann mit der Herausgabe der Dostojewski-Uebersetzung, die sein italienisches Erlebnis verdrängte, zu der die persönliche Anschauung östlichen Raumes auf Reisen hinzutrat.

Schon lange hatte Moeller empfunden, daß der Deutsche seine Vorstellung von sich selbst noch nicht ausgedrückt habe, sondern in Problemen steckengeblieben sei. Jetzt fand er sich bei Dostojewski bestätigt, und zu neuer Auffassung seines Deutschtums bestärkt. Wenn er bei Dostojewski las, die Geschichte sei die Lehre von der Zukunft, so hatte er selbst schon den Schritt zu dieser Erkenntnis getan. Er lebte schon näher der Prophetie, die dem Dichter gegeben war, und ohne daß die Zeit des Vorganges gewahr wurde, sonderte sich in Moeller der literarpolitische Mensch des Jahrhunderts endgültig vom Literaten ab. Der Mißbrauch des Geistigen legte nicht mehr das Politische lahm, und das Politische wurde seiner Bestimmung zurückgegeben, die von Haus her universal war.

Was Moeller an Dostojewski erlebte, ging ja weit über die literarpolitische Wertung hinaus, welche die jungen Völker gegen die alten des Westens verbünden mußte. Wenn er Dostojewski in einer großen Ueberlieferung sah, seine Wendung vom Revolutionär zum rechtgläubigen Konservativen verfolgte, so schlug ihm das Herz. Denn er sah in der russischen Geschichte Brücken, die er in der deutschen vermißte. Und wenn er auch an die Jugend des eigenen Volkes unerschüttert glaubte, so forderte doch die Weltlage von diesem Volke eine Reife, die seine Führer ihm schuldig blieben.

Schon stieg der Schatten des Weltkrieges herauf, und Deutschland stand allein. Moeller führte einen erschöpfenden Kampf mit den Gedanken, die ihn bedrängten. Er wußte, daß es mit Ideologien nicht getan war, denn sie blieben zu bequem. Er suchte die deutsche Wirklichkeit sichtbar zu machen, wie sie ihm feststand. Aber sie ließ sich nur gestalthaft ergreifen, wo sie parthenogenetisch war, ließ sich nur am Gegensatze erfassen, wenn sie mehr als literarische Mythe, wenn sie politisches Ziel sein wollte. Damals betrachtete er zu Berlin unter den Linden die Schinkelsche Wache. Und plötzlich ward ihm das Gesicht gegeben. Zwischen den Bauten der preußischen Könige sprach ihm die preußische Geschichte, die Bauten aber verbanden sich dem Boden — und er ging hin und schrieb den „Preußischen Stil" mit der Verantwortung für die deutsche Zukunft.

Der „Preußische Stil" wurde durch Moeller zu einer Tatsächlichkeit, denn vorher hatte ihn niemand gesehen. Es war noch immer der oberdeutschen Geistigkeit gelungen, die niederdeutsche zu verdrängen, wenn diese politisch zur Führung gelangt war. Mit der literarischen Ueberlieferung ging die Stimme der Geschichte, und Preußen war, zumal seit den wilhelminischen Tagen, ohne geistige Führung geblieben. Sollte das Erbe Bismarcks verstanden werden, so galt es, Preußen für Deutschland zu retten. Denn nirgends war das Primitive als stilbildende Kraft in junger Vergangenheit so lebendig gewesen, und die preußische Politik war nicht anders von dieser schöpferischen Geistigkeit durchglüht, die Moeller zuerst am italienischen Beispiel gedeutet hatte. Jetzt hob er die preußische Grundlage Bismarcks über den Zufall hinaus und entzog sie dem Urteil einer oberflächlichen Historie. Der Mangel an literarischem Geiste dieses politisch gereiften Volkes wurde zur Grundlage eines neuen Vertrauens, seiner Geschichte wurde ein neuer Anlauf eröffnet, der alles Deutsche sich nachzog, weil das Preußische selbst zum frischesten Ausdruck des deut-

schen Wesens gedeutet wurde. Diese Wertung konnte nur von einem Manne erfolgen, der an Preußen von außen herankam. Denn Preußen mußte von sich schweigen, mußte vom Reich aus gesehen, ja vom Reich aus als deutsche Geistigkeit erobert werden. Anders erhielt es die Kraft nicht zurück, die es hergegeben hatte.

Darüber brach der Weltkrieg aus und wurde vom deutschen Volke verloren. Es verlor im ersten Ansturm auch seine Revolution. In Moeller aber vollzog sich eine neue Entscheidung, die noch tiefer griff und nichts ihm schenkte, was an deutscher Tragik diesem Leben mitgegeben war.

Er glaubte sich geistig gerüstet, den Kampf um die Revolution wieder aufzunehmen. Er begann eine neue politische Laufbahn. Seine Auslandserfahrung bewahrte ihn vor innenpolitischer Bewertung der revolutionären Vorgänge. Sein Blick war zu europäisch geschult, um nicht die Kräfte zu erkennen, denen die deutsche Revolution nur ein Vorwand gewesen war, um sich selbst in den Sattel zu setzen. Er klagte den Liberalismus des nationalen Verrates an und stieß in immer neuen Angriffen auf sein Werkzeug, die parlamentarischen Parteien, die sich nach der Verfassung von Weimar zusammengefunden hatten. Er blieb aber bei der Kritik nicht stehen, sondern suchte die Mächte aufzurufen, denen die Revolution zur Angelegenheit des Blutes werden mußte, sollte sie zu politischen Formen führen. Er stellte die Grundlage des konservativen Menschen wieder her und nannte ihn den werterhaltenden und werteschaffenden Charakter. Er trennte ihn scharf vom reaktionären Typus des politischen Unvermögens. Er überführte den Marxismus seiner Abhängigkeit vom liberalen Weltbild und suchte die Revolte des Liberalismus von der Revolution eines künftigen nationalen Proletariates zu trennen. Er wandte sich nicht an die Klasse, sondern an die Arbeiter. Denn er sah in diesen seine unumgänglichen Verbündeten, wollten die jungen Völker ihre nationalen Rechte mit Menschen und Boden zurückgewinnen. Er mochte dabei an jene „Barbarendämmerung" denken, mit der er sich in einem unvollendeten Aufsatz beschäftigt hat. In ihr gipfelte seine national bestimmte, deutsche Vorstellung einer Weltrevolution, die nicht dabei stehenblieb, den europäischen Westen in der Idee abzulehnen, sondern eine neue Form an seine Stelle zu setzen suchte. Sie nahm das Proletariat in sich auf und umging nicht den Adel mit „geistiger Aristokratie", sie war eine Form, in der die Elemente aller Volklichkeit wieder Gestalt wurden, weil sie zu ihren Werten gebunden waren, jenen Werten, die seit der Auflösung des preußischen Heeres schweifend-anarchisch geworden waren. Dieser Weg schien ihm der einzige zu sein, der die Parteien überwand. Mit ihm begann er eine neue, literarpolitische Tradition, die von einem revolutionären Willen getragen war. Denn Revolutionen, soweit sie neues Menschentum bedeuteten, waren ihm nur aus konservativem Charakter möglich.

Er faßte diese Gedanken in seinem letzten großen Buche zusammen „Das dritte Reich". Er gab ihnen Glanz und glückliche Prägung und wußte doch schon, daß seine Zeit für diese Gedanken noch nicht bereitet war. Er beschied sich in seinen Zielen und verzichtete auf das Handeln, um zu wirken. Aber er erlebte auch die Freude, daß man dort auf ihn aufmerksam wurde, wo man um die Seele des Proletariates kämpfte. In

Rußland erkannte man eher die Bedeutung des Moellerschen Wollens als bei uns und schickte Karl Radek vor, um ihm zu begegnen.

Der Unermüdliche hatte sich mit dem Ausblick auf das Dritte Reich noch nicht genug getan. Er sah an seinen Zeitgenossen, daß es zur deutschen Gefahr gehörte, die höhere Wirklichkeit wiederum nur zur Problematik zu stempeln und bei der kritischen Abrechnung zu beharren. Sollte Bewegung entstehen, so konnte sie nicht nur von innerpolitischer Berechnung getragen werden. Man konnte dem Mythischen nur helfen, wenn man den deutschen politischen Menschen die Möglichkeit gab, sich selbst zwischen den Völkern zu sehen und den Blick von der Beobachtung der inneren Zustände abzuwenden. Moeller plante ein großes außenpolitisches Buch, das „Die Werte der Völker" heißen sollte. Er hat es nicht vollenden können. Es rächte sich, daß er seine Kräfte über das Maß eingesetzt hatte. Seine Einsamkeit wuchs, je mehr er sich gestehen mußte, daß man ihn nicht verstand. Aber alles überragte seine Sorge um Deutschland und quälte sein Blut, bis er selbst eine Lösung suchte, die wiederum voll Glaubens an die Gestalt war. Sein Ausgang war ein Opfer. Der politische Mensch trat damit zu den geschichtlichen Menschen hinüber. Das Geschichtliche aber wurde an ihm wiederum zum Erlebnis der Gegenwart und rückte ihn in jene mythische Nähe, die heute in unserem Volke umgeht und die Befreiung zu ihrer Wirkung sucht.

Hans Schwarz.

Erlesenes

Aus den Werken Moeller van den Brucks.

Stil ist geistige Kunst.
Das reine Sein hat einst den Menschen erdacht.
Im unreinen Sein wurde der Mensch verwirklicht.
Im Stil findet der Mensch wieder zu seinem Ebenbilde zurück.
Stil ist Bewußtsein. (Der preußische Stil.)

Ein Krieg kann verloren werden. Ein unglücklicher Krieg ist niemals unwiderruflich. Der ärgste Friede ist niemals endgültig. Aber eine Revolution muß gewonnen werden. Eine Revolution ist einmalig. Eine Revolution ist keine Angelegenheit, die ein Volk mit anderen Völkern austrägt. Eine Revolution ist die ureigenste Angelegenheit einer Nation, die das betreffende Volk nur mit sich selbst auszumachen hat, und von derem Ausgange die Richtungsbahn abhängt, die es in Freiheit seinen Geschicken zu geben versteht. (Das dritte Reich.)

Ein anderes ist Liberalismus in Europa. Ein anderes ist Liberalismus in Deutschland. Wenn im Westen zwei Auguren einander begegnen, dann wissen sie, was Liberalismus ist: ein politischer Trick, mit dem die emporgekommene Gesellschaft des dritten Standes das noch immer verbleibende ärgerliche lästige Volk um die Versprechen von 1789 zu betrügen lernte, und jedenfalls zu benutzen. Die Auguren wissen, was Frei-

heit ist: das Stichwort, das von den drei Schlagworten der Menschenrechtler die stärkste Zugkraft behielt, und mit dem sich die gegängelten Massen statt auf die gefährlichen Barrikaden an die ungefährlichen Urnen bringen ließen. Wenn es eine Rückständigkeit der Deutschen gibt, dann ist es die, daß sie hier die Zusammenhänge nicht durchschauen, nicht die politischen, nicht die psychologischen, daß sie sich für rückständig halten, weil sie nicht auch Westen sind, und daß sie nicht erkennen, wie sehr gerade darin, daß sie es nicht sind, ihre Kraft, ihr Vorsprung, ihre Zukunft in Europa liegt. Statt dessen ging ein Wahn durch Deutschland, als müßten erst alle Ideen der Westler auch bei uns eingeführt, als Einrichtungen des Westens auch von uns nachgeahmt werden, ehe wir wert und würdig sein könnten, an der zivilisierten Geschichte in Ebenbürtigkeit teilzunehmen und in den Kreis liberalisierter Nationen aufgenommen zu werden.
(Das dritte Reich.)

Es war immer das Vorrecht der Jugend, für Freiheit zu kämpfen. Wenn die Freiheit noch eine Sache des Liberalismus wäre, dann würde die Jugend ihn nicht verlassen, sondern ihm anhängen. Aber der Liberalismus hat mit Freiheit nichts mehr zu tun. Der liberale Mensch behauptet zwar noch immer, daß er ihr berufener Anwalt sei. Aber gerade er ist Anwalt nur in dem zweifelhaften Sinne, daß er die Anpassung mit sich bringt, je nach seinem Vorteile die eine oder die andere Seite zu vertreten. Freiheit ist für ihn der Spielraum, den er sich für seinen Egoismus geschaffen weiß. Diesen Spielraum umgibt er mit den politischen Schutzformen, zu denen er die Demokratie mißbraucht, und die er im Parlamentarismus ausgebildet hat. Der liberale Mensch ist politischer Individualist. Er ist Opportunist aus System. Der Liberalismus ist beschützte Willkür. Und es ist die Schutzfarbe des Eigennutzes, die ihn deckt.
(Das dritte Reich.)

Wir leben, um zu hinterlassen. Wer nicht glaubt, daß wir den Zweck unseres Daseins schon in der kurzen Spanne erfüllen, in dem Augenblicke, in dem Nu, den dieses Dasein nur währt, der ist ein konservativer Mensch. Er sagt sich, daß unser Leben nicht ausreicht, um die Dinge zu schaffen, die sich der Geist, der Wille, die Entschlußkraft eines Menschen vornimmt. Er sieht, daß wir als Menschen, die in eine bestimmte Zeit geboren werden, immer nur fortsetzen, was andere begonnen haben, und was wiederum dort, wo wir abbrechen, andere abermals aufnehmen. Er sieht den einzelnen Menschen vergehen, aber das Ganze seiner Verhältnisse bestehen. Er sieht lange Geschlechterfolgen im überlieferten Dienste eines einzigen Gedankens. Und er sieht Nationen am Bau ihrer Geschichte.
(Das dritte Reich.)

Das konservative Denken selbst ist nur aus dem Raume zu verstehen. Es gehört zu der rationalistischen Verwirrung unserer philosophischen Begriffe, daß wir Raum und Zeit gleichsetzen, daß wir uns seit Kant gewöhnt haben, Raum und Zeit als gleichwertige Formen unserer Anschauung anzunehmen — den Raum als den Ausdruck eines Seins, und die Zeit als den Ausdruck eines Werdens, wie wir zu spalten pflegen. Aber der Raum ist übergeordnet. Die Welt ist Raum an sich und für uns. Er ist

das Erste und Letzte, und nichts ist, das außer ihm wäre. Die Zeit setzt den Raum voraus. Im Raume begibt sich erst die Zeit. Und ganz unvorstellbar wäre, daß sich etwa umgekehrt in der Zeit der Raum „begeben" sollte. Wenn der Raum nicht wäre, dann wäre keine Zeit. Der Raum ist selbstherrlich. Er ist göttlich. Die Zeit dagegen ist abhängig. Sie ist irdisch, sie ist menschlich, sie ist nur allzu menschlich. Diese Vorstellung vom Raume als dem „Weltraume", die für alles vorrationalistische Denken, für alle mystische Versenkung und mystische Schau eine ungeheure Selbstverständlichkeit gewesen ist, und die jetzt metaphysisch zurückgewonnen werden muß, kehrt in den weltanschaulichen Wertungen wieder, die den politischen Begriffen zugrunde liegen. Konservatives Denken ist durchaus Denken im politischen Raume. Wir können immer nur erhalten, was räumlich ist, niemals, was zeitlich ist. Im Raume entstehen die Dinge — anfänglich und immer wieder. In der Zeit entwickeln sich die Dinge — vorübergehend und jeweilig — einmal. Der Raum „bleibt". Die Zeit „entflieht", und nur im Raume, wo Entstehung möglich ist, ist auch wieder Anknüpfung möglich, die den Zusammenhang alles Geschehens verbürgt. In der Zeit dagegen vermögen wir den „Fortschritt" als denkbar vorzustellen, der nur freilich, eben weil er zeitlich ist, niemals lange vorhält, vielmehr alsbald wieder abreißt und in Zusammenbrüche und Untergänge und Versandungen abstürzt, nach denen dann abermals der Raum verbleibt. In diesem Raume und aus ihm wachsen die Dinge. In der Zeit vermodern sie. Und nur dann, wenn eine Zeit sich zum Raume erhebt, wenn sie sich nicht „überhebt", sondern über sich hinaushebt und durch die Werte, die sie schafft, eine Sichtbarkeit erhält, welche größer ist, als sie selbst, geht auch sie in den überdauernden Raum über, der die vergängliche Zeit einschließt, und erringt so in einem geistigen Sinne das, was wir menschliche Unsterblichkeit nennen. (Das dritte Reich.)

Eine Monarchie muß erkämpft werden. Eine Monarchie darf nicht geschenkt werden. Der Gedanke der Monarchie ist ein Gedanke der Weihe, dessen Entweihung der letzte Monarch geschehen ließ. Wer Monarchist aus Bewußtsein ist, muß heute schweigen. Wer nach wie vor überzeugt ist, daß ein dualistisches Volk wie die deutsche Nation nur in einer monarchischen Spitze wirklich und dauernd zusammengefaßt werden kann, der muß heute warten. Und wer mit der königlichen Vorstellung eine heilige und mit der kaiserlichen eine großartige verbindet, der muß heute erst recht zurücktreten. Es fehlen die politischen Voraussetzungen für den Monarchen. Und es fehlen die seelischen Voraussetzungen für die Monarchie. Es ist keine Königlichkeit und Christlichkeit mehr in der Welt: deshalb ist kein König da. (Das dritte Reich.)

Unsere Feinde verstehen die Deutschen nicht, und wenn sie an Deutschland denken, dann stoßen sie nach wie vor in den deutschen Nebel, in die deutschen Wälder, in Metaphysik und Metapolitik. Aber sie stoßen nicht durch und fühlen die Wiederkehr eines Grauens, das sie noch immer vor dem unbegriffenen Lande eines unbegreiflichen Volkes gehabt haben. In ihrer Furcht ist die Unruhe vor einer Unbekannten, die sich oft schon in grauer Gestalt über einem Schlachtfelde der Geister und der Menschen bei

Tagesanbruch erhob. Immer fürchten sie das Unheimliche. Immer fürchten sie das von ihnen nicht Vorgesehene. Immer fürchten sie Auswirkung dieser deutschen Tragödie, die zu unserer politischen Tragödie geworden ist. Es ist die Tragödie der deutschen Anständigkeit.

(Gewissen.)

Der Weltkrieg ist überall dort gewollt worden, wo die Nationen ein besonderes Bewußtsein ihrer Nationalität besaßen. Die Ursache des Weltkrieges ergibt sich aus der Ueberlieferung der Völker. Er ist in Frankreich gewollt worden, wo Leidenschaft nach Revanche rief, und wo Tradition nach der Rheingrenze drängte. Er ist in Rußland gewollt worden, wo der Panslawismus die Zertrümmerung von Oesterreich und das Testament Peters des Großen den Besitz von Konstantinopel forderte. England, das den Ausbruch des Weltkrieges gern noch hinausgeschoben hätte, hat dann, als die Unvermeidbarkeit sich herausstellte, klug die Partei seines Interesses ergriffen. Man braucht sich nur eine Rechenschaft über die Psychologie, die Vergangenheit, die Geschichte der einzelnen Nationen zu geben, um die Rolle zu erkennen, die einer jeder von ihnen, freiwillig oder unfreiwillig, auf der Szene des großen Dramas zufiel. Und man braucht sich nur eine Rechenschaft über Deutschland zu geben, um auch seine Rolle zu kennen. Das Deutsche Reich hatte seit seiner Gründung allen Grund, als Reich eines wachsenden Volkes, dem wachsender Raum gebührte, auf die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung hin, einen Anteil an der bewohnbaren Erde zu fordern. Aber Deutschland war in diesen vierzig Jahren eines Friedens, den es hielt, niemals als Handelnder gewissenlos, sondern immer als Zaudernder allzu gewissenhaft. Die deutsche Politik meldete zwar Ansprüche an, ließ aber alle Gelegenheiten vorübergehen, sie durchzusetzen, während die Entente ihre Gelegenheit ergriff. Wenn diese deutsche Politik heute auch die Schuldfrage versäumt, dann wiederholt sich damit nur das Schicksal, das sie den Weltkrieg versäumen ließ. Völker bleiben sich immer treu, in ihren Tugenden wie in ihren Untugenden.

(Gewissen.)

Auf ein Geschlecht, das sein Leben in gleicher Weise auf seine Arbeit und deren Genuß eingestellt hatte, und das gedankenlos bei bestem Gewissen in die Tage und Jahre seines Wohlergehens hineinlebte, bis es zu einem Weltkriege antreten mußte, auf den es nicht vorbereitet war, ist in jähem Wechsel eine Jugend gefolgt, die das Gegenteil des Vorkriegsdeutschen in allen Dingen ist, auf die es für die Selbstauffassung einer Nation von ihrem Schicksale ankommt. Diese Jugend ist arm und einfach. Sie ist streng und nüchtern. Sie ist fertig in ihrem Urteil, zustimmend oder absprechend bis zur Grausamkeit. Sie war ursprünglich für ein anderes Leben bestimmt, dessen Ueberlebende ihr jetzt mit Beflissenheit versichern, daß es überaus glücklich gewesen sei. Aber die Jugend hat das Gefühl, daß dieses Glück irgendwie ein falsches Glück gewesen sein muß. Sie ist schon deshalb nicht enttäuscht, weil sie selber sich niemals Selbsttäuschungen hingibt. Sie hat nur die Folgen eines Lebens in Selbsttäuschung zu tragen, mit der sich das Volk erst selber betrog, und noch heute betrügen läßt. Sie wird jetzt von ihrem Leben früh an Entbehrungen gewöhnt und vor Aus-

sichtslosigkeiten gestellt, in denen es einer anderen Jugend schwer fallen würde, sich vor den Anfechtungen zu bewahren, die von einem Schiebergetriebe her, in dem sich unsere Auflösung vollzieht, auch an sie herantreten. Diese Jugend besitzt ihren eigenen und beinahe unheimlichen Ernst. Sie hält ihren Blick ganz auf die Wirklichkeit gerichtet, von der sie weiß, daß wir vor ihr versagten. Sie ist skeptisch aus Wahrhaftigkeit. Und sie ist bis zu einem Grade ohne Phantasie. Sie müßte nicht Jugend sein, wenn sie nicht gleichwohl einen Ueberschwang besäße. Aber ihr Ueberschwang geht auf Ziele, die, wenn jemals für die Nation, erst nach langer Zeit erreichbar sein werden. So muß diese Jugend das Schwerste tun, was von einer Jugend verlangt werden kann: sie muß warten. (Gewissen.)

Jugend eines Volkes ist niemals reaktionär. Die Jugend eines Volkes, die berufen ist, ihm wieder Geschichte zu schaffen, muß vor allem bereit sein, das Werk, das getan werden soll, ganz von vorne zu beginnen. Und wenn wir heute in Deutschland eine Jugend haben, die konservativ gerichtet ist, dann bedeutet dieses nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß sie den Anschluß an den Genius der Nation sucht. Niemand in Deutschland ist heute so von dem Gefühle durchdrungen, daß dieser Genius im letzten Menschenalter verloren ging, wie die Jugend. In diesem Bewußtsein liegt ihr Revolutionärtum, das nicht nur Formen ändern will, weil die Doktrin es so befiehlt, sondern das aus einem geänderten Menschentum kommt, in dem ein neuer und auch ewiger Deutscher wieder durchbricht. (Gewissen.)

Wir sind für eine möglichst realistische Geschichtsauffassung, für eine, die psychologisch ist, ja, physiologisch und wäre es physiognomisch — im Sinne des Geistes, der sich den Körper aufbaut. Immerhin gibt es gerade vom Standpunkt einer derartigen Geschichtsauffassung aus menschliche Unterschiede. Wir wissen sehr wohl, daß auch das Genie seine Menschlichkeiten hat. Immerhin, meinen wir, ist ein Unterschied, ob ein Mensch nur diese seine Menschlichkeiten hat, oder ob er außerdem ein Genie ist. Friedrich der Große hatte solche Menschlichkeiten, er trug Dreck auf seinem alten Uniformrock und fiel sogar auf Voltaire herein. Aber außerdem gewann er die Schlacht bei Leuthen und hielt den siebenjährigen Krieg aus. Unsere Pazifisten, die den Weltkrieg nicht aushielten, fallen, von dem Dreck abgesehen, nur auf Voltaire herein. Und immerhin, meinen wir, ist ein Unterschied, ob ein Mensch friederizianische Taten tut, ob er seinem Sein und dessen Leiden und Prüfungen ein großes schweres fruchtbares Leben entringt, oder ob er Zeit seines Seins nur die „Welt am Montag" herausgibt. Eine Folge dieses Unterschiedes ist dann, daß das Genie so aussieht, wie Friedrich der Große aussah, während Gerlach so aussieht, nun wie er eben aussieht. Es ist das, was wir mit dem Physiognomischen meinten. Im übrigen glauben wir nicht, daß in der Geschichte wirklich alles so „ganz anders" gewesen sei, als uns von ihr erzählt worden ist. Man kann von Persönlichkeiten, wie von Ereignissen nicht ein Beliebiges erzählen, sondern immer nur ein Bestimmtes. Es ist der Ruf, der sich an einen Menschen und seine Taten heftet. Und dieser Ruf gehört mit zu ihm. Er ist nicht auswechselbar. An Friedrich heftete sich

der friederizianische Ruf, und ganz gewiß wird sich an unsere Pazifisten immer nur ein pazifistischer Ruf heften und kein heroischer. Ja, das Symbolische einer Gestalt ist ihre höhere Wirklichkeit und ist viel wahrer, als es die Menschlichkeiten sind, die wir in der Nähe an ihr wahrnehmen. Dieses Symbolische drückt das aus, was nicht nur in der Zeit, sondern im Raume einen Menschen ausmacht und ihn auf Erden überdauert. Es versetzt ihn unter die Götter. (Gewissen.)

Aus den „Deutschen. Unsere Menschengeschichte".

Mystik ist Einssein des Menschen mit dem Schöpfungsgefühl. Denn wir mögen uns die Welt denken, wie wir wollen, künstlich von einem Weltgott geschaffen oder im Kampf von Aether und Masse natürlich entstanden: unempfindend können wir sie uns nicht denken. Unempfindend denken wir uns noch nicht einmal das Leben des einzelnen Atoms: um wieviel weniger das Leben der Summe aller Atome, das Leben der Bewegung der Welt. (Verschwärmte Deutsche.)

Das Vermögen des Menschen aber, sich dieses Seins, das er Gott nannte, noch nach wie vor zu erinnern, nach einer so unendlichkeitslangen Trennung noch immer von jenem Schöpfungsgefühl erfüllt zu sein und in geheimnisvoller Versunkenheit in das eigene Urwesen an dem Selbstwesen jenes Urgottseins Anteil zu haben, ist das Vermögen der Mystik.
(Verschwärmte Deutsche.)

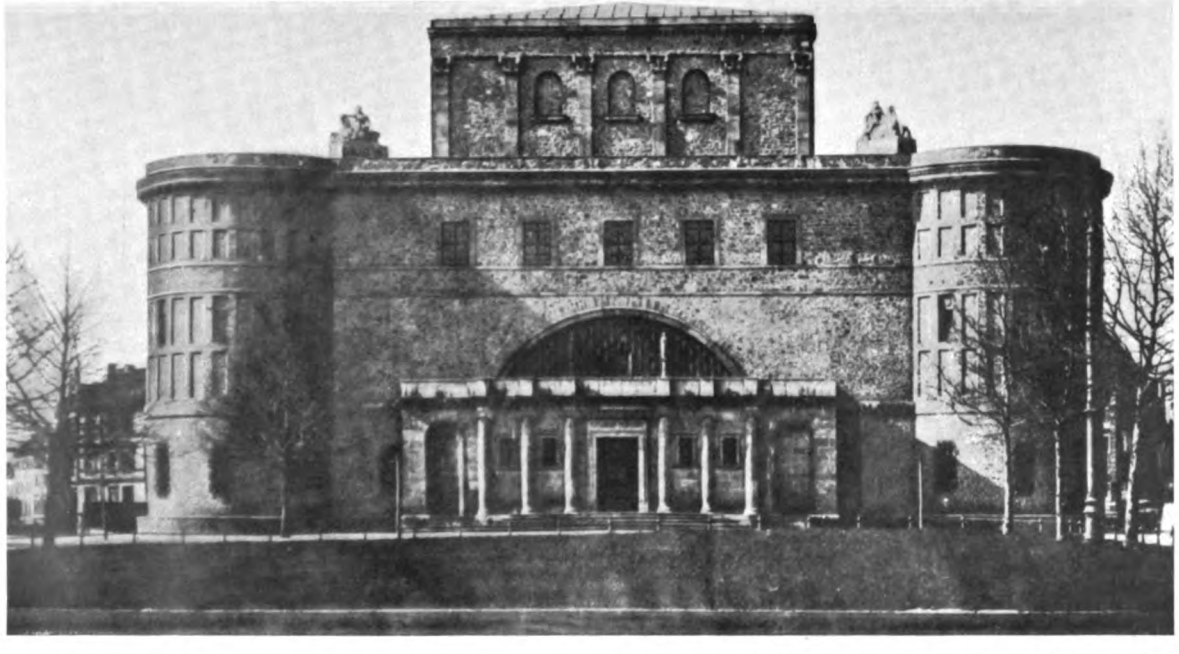
Man darf heute nur nicht mehr an dogmatische Mystik oder dogmatische Metaphysik denken, sondern ausschließlich an intuitive, persönliche, menschliche: an eine Mystik besonders, die nicht von mystischen Dingen gelten will, welche mystisch an sich sind, sondern nur von den mystischen Vorstellungen an sich durchaus naturalistischer Dinge — an eine Mystik, die, weil sie Mystik ist, deshalb noch nicht weniger wirklich zu sein braucht, und die, weil sie zunächst nur im Sinnenleben der Menschen vorhanden zu sein scheint, deshalb nicht weniger im Weltraum vorhanden ist.
(Verschwärmte Deutsche.)

Ihre natürliche Begrenzung findet Mystik denn auch gar nicht in der Materie und durch einen Materialismus: vor der Materie ist sie genau so grenzenlos wie diese selbst. Ihre Begrenzung vielmehr findet sie, wenn überhaupt, dann ausschließlich im eigenen Wesen: dort, wo dieses Wesen in seiner höchsten Steigerung vor ihr auf und über sie wegwächst: im Spiritualismus einer ausentwickelten und überschauenden Weltanschauung.
(Verschwärmte Deutsche.)

Unmittelbar neben der Mystik, nicht über ihr, noch unter ihr, sondern das menschliche Gleichnis ihrer selbst, steht einzig die Mythe.

Jedenfalls ist die Mystik erst durch die Mythe, oder doch durch eine Form, die der Mythe angehört, überhaupt zu uns weitergetragen worden.
(Verschwärmte Deutsche.)

Mystik steht am Anfang des einzelnen Menschen. Mystik ist das Wesen jeder Geburt. Mystik steht am Anfang ganzer Rassen und Völker. Mystik ist der Geist der Breite und der Dichtigkeit, ein Geist, der, indem er jedem einzelnen angehört, allen angehört. (Verschwärmte Deutsche.)



Aus dem Deutſchen Volkstum

Wilhelm Kreis: Das deutſche Muſeum in Halle

Franz von Assisi war nur vom reinen Gefühl aus Jesu wieder gleich und ebenbürtig geworden und, weil er nur von diesem Gefühl lebte, es zu einem ganz neuen Tastsinn verfeinte, dann der Begreifung der Natur und damit dem Wesen der Welt gefühlsmäßig noch näher gekommen als Jesus selbst. Meister Eckehart dagegen, der schauende Mensch und erfassende Denker, war derjenige, der Jesus in der eigentlichen Gottnähe und Schöpfungserkenntnis wieder gleich und ebenbürtig und in seiner gesteigerten, geistig überhöhten, ganz und gar verinnerlichten Art sogar noch überbürtig werden sollte. (Verschwärmte Deutsche.)

Aus Lust werden wir durch Schmerz in Leid hineingeboren, um uns von neuem zur Lust durchzuringen und so wiederzugewinnen, was unserem Leben zugrunde liegt: den Anschluß an das Wesen der Welt, die selbst nicht anders zu denken ist, denn als Beseelung und Seligkeit, als Bejahung, Einheit und Gleichgewicht — oder sie wären nicht. (Lachende Deutsche.)

Wir können uns durch unser Lachen natürlich nicht von der Welt erlösen, die auf uns lastet. Aber wir können uns durch das Lachen von manchem Stück Leben erlösen, das wir mitschleppen. Und auch das Leben ist ein Stück Welt, auch der Humor ein Stück Weltgüte. Nur dadurch ist es möglich gewesen, daß umgekehrt wiederum das Lachen als ein Selbstwerk der Befreiung genommen und ebenbürtig in eine Reihe mit den ernstesten geistigen Wertungen des Lebens gestellt werden konnte: in eben dem, was wir Humor nennen. Wohl bricht im Humor zunächst immer eine Art derber und höchst materieller Erlösung von Alltag und Gegenwart durch, eine Ellenbogenbefreiung vom rohen, klotzigen, stoßenden Außenleben, das mit Gassengeschrei und den Geschehnissen des öffentlichen Treibens uns drängend und aufdringlich umgibt. Aber bei der Wiedergabe dieser profanen Komik wird der bedeutende Humorist, der nicht, wie sonst wohl ein großer Mann, Humorist zur Ergänzung seines Weltbildes, sondern Humorist aus Selbstzweck ist, sich niemals begnügen, sondern stets eine bestimmte Lebensauffassung, oft eine ganze Weltanschauung mit der Welt seines Erdenlachens zu verbinden suchen. (Lachende Deutsche.)

In dieser Verbindung von Humor und Heldentum ist das Lachen ganz wesentlich zu dem geworden, was wir unter deutschem Humor begreifen: die „eigentlich und einzig deutsche Heiterkeit, die von anderen Völkern gar nicht verstanden wird", wie Nietzsche sie einmal formulierte, der selbst so ein lachend Ueberwindender war. (Lachende Deutsche.)

Unsere Vergangenheit besitzt keine zeitliche und räumliche, sie besitzt bereits eine geistige und übersinnliche Bedeutung für uns und gehört der Welt des Ewigen, Unverlierbaren, Unsterblichen an. Sie bestimmt unser Geschick von innen, und je vertrauter wir uns mit ihr machen, desto vertrauter werden wir auch mit uns selbst werden. Sie ist die Erziehung, die uns ständig begleitet, die unbewußt jedes deutsche Handeln leitet, und die wir uns alle, wenn es eine Nationalerziehung für unser Volk geben soll, mit Bewußtsein erringen müssen. Sie enthält das Wesen des Deutschen. Sie ist unser eigener Inbegriff, der nun Geltung hat für alle Zeiten. Und in ihre Möglichkeiten schließt sie bereits jenen Neuen Deutschen ein, der

ganz das zu sein sucht, was wir heute von Deutschland aus sein können: Menschen der Macht, Begeisterung, Unsterblichkeit — Macht, Begeisterung, Unsterblichkeit.

(Lachende Deutsche.)

Alle Anpassung ist ursprünglich Herrschaft. Alles, was menschliches Uebereinkommen scheint, die Religion einer Rasse, die Philosophie ihrer Denker, die Aesthetik ihrer Dichter, die Staatsform einer Nation, das Gesellschaftsmilieu eines Zeitalters — alles das ist in Wirklichkeit nur die Verkörperung der Obermacht, die ein Prinzip über die anderen Prinzipien, ein Individuum über die Millionen Individuen davontrug.

(Führende Deutsche.)

Alle jähen und gewaltsamen, alle tragischen Erscheinungen der Weltgeschichte kommen von Problemen, die Probleme bleiben. Alle ruhigen und dauernden, alle epischen Bildungen werden Dogmen verdankt, die sich als Dogmen unerschütterlich durchsetzen. Ihr Werk, wie wir es entgegennahmen aus der Hand der großen Männer, ist die Nation, die sich aus der Rasse herausformte, ist die Religion, die sich der Mythologie entringt, ist in späteren Stadien die unsterbliche Idee, die aus dem Geiste, das unsterbliche Kunstwerk, das aus dem Stoffe geschlagen wird.

(Führende Deutsche.)

Tiefe haben wir nötig: und es wäre immer noch besser, sie allein zu haben, als die ganze Welt zu besitzen, wenn diese uns im Leben zur — Oberflächlichkeit führen sollte.

Heute entscheidet es sich, ob sie endlich anbrechen wird, eine deutsche Zeit. Jetzt oder nie werden wir sie bekommen, eine deutsche Kultur. Die Herrschaft einer bloßen Außenkultur, eines Zivilisationsprinzips, einer Handelsparole, einer Staatsidee könnten der Menschheit auch andere Völker geben. Die Herrschaft einer großen Innenkultur, die die Verkörperung ist einer bestimmten großen Art zu fühlen und zu denken, kann sie nur von uns bekommen. Wir mögen uns umsehen und suchen: wir werden bei allem Wert anderer moderner Völker keines finden, das von seiner ganzen idealistischen Vergangenheit aus dazu berufen wäre.

(Führende Deutsche.)

Kleine Beiträge

Gelassenheit.

„Was ist euer Leben? Ein Dampf ist's, der eine kleine Zeit währt, danach aber verschwindet er!" Darüber, wie reißend der Strom ist, der unser Leben auf seinen Wellen unablässig weiterträgt, belehrt jeder Versuch, uns mit kühnem Griffe am Ufer der Reflexion festzuhalten. Es ist das Ufer eines Landes, dem die Wirklichkeit fehlt. Wir müssen das Leben, das hinter uns liegt, erst totschlagen, ehe wir es erkennen können, und von dem Leben, das vor uns liegt, wissen wir nichts. Damit ist unmißverständlich ausgesprochen, daß wir immer nur wissen, was schon nicht mehr ist. Der erkennende Blick schweift über eine Wüste voll erstarrter Schatten. Schon die Alten wußten, daß die Eule der Athene nur am Abend ausfliegt, wenn die Farben des Lebens verblaßt sind.

Diese Einsicht pflegt entgegengesetzte Wirkungen auszulösen. Bei sehr vielen, vielleicht den meisten Menschen unserer Tage, insbesondere bei der Jugend, haben die Erlebnisse der letzten Jahre, die uns unser „Nichtwissenkönnen", die Unberechenbarkeit und Fragwürdigkeit alles irdischen Geschehens nur zu unmißverständlich gepredigt haben, eine gefährliche Plan- und Ziellosigkeit, ein unstetes Nachlaufen hinter diesem oder jenem Führer oder gedankenloses in-den-Tag-hineinleben gezeitigt. Zwar betet der Psalmist: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden", aber der Gedanke an die Vergänglichkeit unseres Daseins macht doch nur dann klug (das Wort hat seit Luther viel eingebüßt; es ist bei ihm das Gegenteil von „schlau", wir würden besser „weise" sagen, wenn nicht auch die Weisheit durch die Darmstädter „Schule der Weisheit" verdächtig geworden wäre), wenn unser Auge hinter der Vergänglichkeit die Bergspitzen der Ewigkeit auftauchen sieht, in die wir hineinleben dürfen; was die Bibel „glauben" nennt. Ohne diesen Blick des Glaubens fährt die Erkenntnis von der Ungewißheit unserer Lage mit Hast und Unruhe in die Seelen und verführt sie, nach den Früchten des Lebensbaumes zu greifen, solange sie noch unreif sind. Denn diese Früchte reifen allesamt erst „drüben"; so daß unser Leben hier kein Genießen ist, sondern ein „Warten in Geduld" und „eine Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet".

Diese Einsicht birgt für den Glauben die Frucht der Gelassenheit. Der Mensch des Glaubens gibt sich in Gottes Hand. Er geht Schritt für Schritt, dem Gebot des Tages und der Stunde folgend. Er wagt es, das zu tun, was jedesmal not ist. Das ist eine Gelassenheit und Kühnheit zugleich, die in ihren kühnsten Taten dem Unglauben als nachtwandlerische Sicherheit, als unverantwortliche Sorglosigkeit erscheinen mag. Sie ist aber nichts anderes als der Gehorsam des Glaubens, der weiß, wie unsicher alles menschliche Tun ist, wie ganz und gar außerhalb alles menschlichen Sorgens Wirkung und Erfolg liegen, und der doch in diese zweifelhafte Welt hinein getrost und gelassen baut, weil er im tiefsten und letzten nicht für sich zu sorgen braucht, weil er sich aufgehoben weiß. Die Gelassenheit des Glaubens ist die unbekümmerte Sicherheit des Kindes, das seinem Vater vertraut. Wer ein Bild dieses kindhaften Glaubensmutes anschauen möchte, der nehme etwa das Lebensbild Bodelschwinghs in die Hand und vertiefe sich in diese Taten eines „Gotteskindes".

Die Gelassenheit des Glaubens hat freilich noch eine andere Voraussetzung, die einen bedeutsamen Wesenszug jenes Mannes ausmacht: die Demut. Es ist kein Zweifel, daß von hochmütigen und deshalb anspruchsvollen Gesellen am meisten unfruchtbare Unruhe in die Welt hineingetragen wird. Es sind nicht die schlichten Menschen, die demütig ihre Arbeit anfassen, es sind die anmaßenden Menschen, die am ehesten verzweifeln zu müssen glauben. Es wäre uns oft schon geholfen, wenn wir etwas bescheidener von uns zu denken gewohnt wären. Und der Aerger, der immer unfruchtbar ist, entspringt gemeinhin gekränkter Eitelkeit.

Friedrich Theodor Vischer hat das bekannte Wort geprägt: Das Moralische versteht sich immer von selbst. Wir könnten fortfahren: Da fängt der Mensch erst an, wo er nicht zufrieden damit ist, etwas nicht getan zu haben, sondern wo er demütig wird in der Erkenntnis der Größe seiner Lebensaufgabe, wo er überwältigt wird von der Weite und Tiefe des Lebens, das auf ihn wartet, das seine Hingabe und Liebe fordert. Es ist eine sich immer wiederholende Beobachtung, daß den Menschen, die ihr Leben hier als einen Dienst begreifen, die Arbeit unter den Händen schwillt; daß sie gar nicht Zeit haben, darüber zu grübeln, ob sich solche Arbeit auch lohne; während die im Gefühl ihres Wertes und ihrer Leistung selbstzufriedenen nie Zeit haben und am ehesten durch die Reflexion sich lähmen lassen: „Es nützt ja doch zu nichts!"

Der Hochmut sagt das. Darum bleibt er leer und armselig und muß zufrieden sein mit den Trabern der vergänglichen Zeit. Und vermags doch nicht, weil Gott alle seine Geschöpfe zu sich geschaffen hat. Freilich „lohnt sich's nicht" — aber die Liebe und alle Kraft des Herzens haben auch nichts zu tun mit der Hoffnung auf Erfolg. Sie leben und handeln „zur Ehre Gottes", was mit einem sich-verdienen-wollen irgend-

eines Anspruchs hier oder drüben nicht das geringste zu tun hat, vielmehr das Gegenteil davon ist. Der Demütige gleicht dem Leuchter, auf dem Gottes Kerzen brennen. Einsicht in die Fragwürdigkeit alles irdischen Daseins und Demut gebären die heilige Gelassenheit, in der die Freiheit eines Christenmenschen steht.

Karl Bernhard Ritter.

Tiefe Worte und flache Auffassungen.

Wer in dieser Zeit der Wahlen, der Reden und der Reklame die ungeheure, ja, suggestive Macht des Wortes an sich und anderen erfahren hat, der wird gewiß nicht mehr in den Fehler verfallen, die Bedeutung von Worten zu gering einzuschätzen, der wird gewiß nicht in den Schlachtruf ausbrechen: „Das sind nur Worte", sondern er wird vielmehr umgekehrt sorgfältig auf die Bedeutung, die Schwere und die Gefahr von Worten achten.

Worte sind Leitbahnen unseres Denkens, Fühlens und Wollens. Wer einmal auf ein Wort „schwört", der läuft glatt und sicher auf einer eingefahrenen Bahn weiter, bis einmal — ein Weichensteller kommt, der ihm den Sinn des bisher Geglaubten verdreht und ihn durch neue Worte auf neue Bahnen führt.

Wie Worte *geschaffen* sind aus einem bestimmten Erleben und in einer bestimmten Höhenlage oder Tiefenschicht unseres Lebens, so können sie auch nur *verstanden* werden in genau dieser Schicht, aus der sie stammen, indem wir den einmal gefundenen Sinn *nach*erleben. Worte dienen ja der *Mitteilung* unseres Erlebens. Könnten und müßten wir nicht voraussetzen, daß ihr Sinn auch von anderen verstanden, d. h. wiedererlebt würde, so bliebe alle Rede sinnlos. Goethe gab ein Gott zu *sagen*, was er litt. Hätte er damit nicht zugleich sagen wollen und sagen können, was — *wir* leiden, so blieben seine Worte für uns ohne tiefere Bedeutung. —

Aber nicht alle Worte machen uns das Verstehen ihres Sinnes gleichmäßig leicht. Es gibt bekanntlich „tiefe" Worte, die man nicht ohne weiteres versteht, weil sie aus einer tieferen Lebensschicht geboren wurden und somit die Voraussetzung ihres Verständnisses ist, daß auch wir diese Tiefe erleben, indem wir uns durch solche Worte leiten lassen, uns durch sie und in ihnen vertiefen. Solche Worte liegen gleichsam mit ihrer gesammelten Kraft auf der Lauer, um zuzuspringen und uns zu packen, zu erschüttern, wenn wir bereit sind, ihren tieferen Sinn in uns aufzunehmen. Das „wahre Wort zur rechten Zeit" kann vernichten und erlösen, erschüttern und befreien, wenn wir nur — hören wollen, uns nicht stumpf verhalten oder gar den tieferen Lebensstrom, der in großen und schweren Worten rauscht, verdecken und ableiten, indem wir ihren wahren Sinn verfälschen und verflachen. Der „Tiefsinn" solcher Worte bleibt dann nur „dunkel". Indem die Worte sich in ihrer Sinnfülle uns versagen, verbergen sie ihren geheimen Wert den Vielzuvielen, die ohne Mühe und ohne Ehrfurcht Worte nur wie abgegriffene Münzen behandeln. Von diesen Worten gilt, was Schiller von dem großen Dichter sagt: sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht sein.

Es ist gewiß viel besser, daß Worte *nicht* verstanden werden als daß sie *miß*verstanden werden. *Un*verstanden ruhen sie wie das Gold im tiefsten Schacht des Geistes und ruhen *aus*, bis einmal der tiefere Blick einer Zeit oder das heißere Suchen eines Menschen seine Fundgrube *ent*deckt. *Miß*verstanden wird ihr Tiefsinn nur mit dem Leersinn der Alltäglichkeit verfälscht, denn die gemeinen Geister, sagt Jean Paul einmal, „haben eine häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigene alltägliche Meinung."

So werden dann Worte des Lebens und der Kraft aus ihren Tiefen hinaufgeschleudert auf die Flächen des Allzuverständlichen und Trivialen, so werden die Sprüche der Weisheit zum Geschwätz der Torheit.

Als Beispiel solcher Wortverflachung und Sinnentwurzelung diene uns das Wort „Glauben". Glauben bedeutet heute den meisten eine geringere Form von Wissen. Religiöser Glaube ist ihnen das „Fürwahrhalten eines Weltbildes, das die Menschheit im Orient vor 2000 Jahren gehabt hat". (So konnte man noch kürzlich in einer angesehenen Zeitschrift lesen!)

Hat nun, so fragen wir, das Wort

Glauben diesen und nur diesen Sinn? Daß es *auch* diesen Sinn des Wähnens und Fürwahrhaltens hat, ist eine Binsenwahrheit, die uns hier nicht bekümmert. Aber füllt sich nicht *dasselbe* Wort mit einem neuen und gesteigerten Gehalt, wenn es nicht mehr heißt: Ich glaube, *daß* das so oder so ist, sondern ich glaube *an* ... an was? — Ja, an was „glaubt" man? — Nun, eine Mutter glaubt an ihr Kind, ein Mann glaubt an sein Volk, ein Freund glaubt an seinen Freund. — Schon in diesen Fällen glaubt man doch an „etwas", das man *nicht sieht*: an das *Werden* des Kindes, an die *Zukunft* des Volkes, an die *Treue* des Freundes. Auf dieser Bedeutungslinie aber, nur wiederum eine ganze Erlebnisschicht tiefer, liegt der Sinn des *religiösen* Wortes Glaube. Luther, der *diesen* Sinn, d. h. den *Segen* der Heiligen erlebt hatte und der *dieses* Wort in seiner *symbolischen* Tiefe geprägt hat, kannte sehr gut den Unterschied zwischen Flachheit und Tiefe, der uns deswegen so wichtig scheint, weil heute in tausend anderen Fällen die *flache Auffassung* von Worten deren *tiefen Sinn* entweiht und entwurzelt.

Hören wir Luther:

„Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten. — Aber Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott. — O, es ist ein lebendig, schäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohn Unterlaß sollte Gutes wirken. — Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen."

Glaube ist — eine verwegene Zuversicht! Wie sollen wir es auch anders nennen, dieses *Wagnis* des Geistes, der *in* allem Leid und *trotz* aller Schuld den „Glauben", die Lebenssicherheit und Lebensfreude nicht verliert!

Wo aber das *Wort* Glaube diesen tieferen Sinngehalt eingebüßt hat, da entwöhnen wir uns auch jener Lebensschicht, auf die ein Wort uns *hinweist* und *hinleitet*. Die Urworte des Lebens sind uns fast alle zu abgegriffenen Münzen geworden, weil wir die *Urhaltung* dieses Lebens nicht mehr kennen, aus welcher solche Worte sich losrangen. Wir haben das *Aufhorchen* verlernt, das uns gegenüber den Worten des Lebens und angesichts ihrer Tiefe *besinnlich* machen könnte, so daß wir zurückfragen nach dem gesteigerten Sinn und der gesammelten Kraft, die in ihnen verborgen liegt. Von *unseren* Begriffen gilt, was Nietzsche fälschlich der *älteren* Menschheit vorwarf, daß sie „in einem kaum ausdenkbaren Maß grob, plump, äußerlich, eng, geradezu und insbesondere *unsymbolisch* verstanden werden."

Die Alten hatten gerade diese symbolische Kraft, die *uns* heute abgeht: die Fähigkeit, den *Sinn* des Lebens im *Bilde* zu gestalten, das Leben am farbigen Abglanz zu „haben". Die Gleichnissprache der Bibel muß erst von *uns* neu erschlossen werden. Dem Mittelalter war sie ein selbstverständlicher Besitz. *Wir* aber müssen wieder hinhören und aufhorchen lernen und dessen eingedenk sein, daß Worte Schätze bergen, daß einmal Erlebtes in ihnen sich gestaltete und daß sie einen tieferen Sinn mit schützender Hülle umschließen, um ihn dem Ehrfurchtslosen zu verhüllen, dem Wissenden und Suchenden aber zu neuer Tiefe und zu neuem Leben zu verhelfen: „Daß aber intellektuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte dem sie bezeichnenden Laut in fortschreitendem Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren *Gehalt* mitteilen, zeigt die Erfahrung aller Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort." (W. v. Humboldt.) *Kurt Plachte.*

Kritik an der Führung im Weltkriege.

Nach einem gewonnenen Kriege glaubt man leicht, es hätte nicht anders kommen können. Eine Niederlage dagegen nötigt ein Volk, sich immer wieder die Frage vorzulegen, ob es als Ganzes oder in einzelnen Ständen versagt habe, oder ob es der Uebermacht eines unabwendbaren Geschickes erlegen sei. Wir haben die

Franzosen nach 1870 wegen ihres Aufschreis „wir sind verraten“ oft verspottet, und es für einen gallischen Nationalfehler gehalten, lieber die Helden von gestern zu beschimpfen, als die Ueberwindung durch einen stärkeren Gegner einzugestehen. Aber man kann nicht sagen, daß wir unsre Niederlage mit größerer Würde getragen hätten. Schon beginnt die Erinnerung an den Krieg in verzerrenden Schlagworten zu erstarren, die mit ihrer propagandistischen Tendenz dem ungeheuren Geschehen seine tiefste innere Wirkung nehmen; die trostlose Geschwätzigkeit unsrer Epoche hat bereits begonnen, diese einzigartige Begegnung unsres Volkes mit der lebendigen, undogmatischen Wirklichkeit gänzlich in die doktrinäre Denkart des Massenmenschen zu übertragen.

Demgegenüber sucht Generalleutnant v. Moser in einer besonnenen kritischen Betrachtung des Weltkrieges die Leistungen und Fehler der Führung auf der Seite der Mittelmächte und der Gegner sachlich darzustellen. Sein Werk „Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg“* — der Titel ist, wie auch häufig die stilistische Formung des Textes, nicht eben glücklich — wendet sich auch an den Laien, dem der Verfasser die Grundzüge des strategischen Geschehens glaubt vermitteln zu können. In der Tat gewinnt man, vorzüglich unterstützt von den aufs Wesentliche beschränkten Skizzen, ohne Schwierigkeit einen deutlichen Eindruck vom Hergang der Dinge. Aber in der kritischen Betrachtung der dargestellten Führungsentschlüsse, in der Bewertung der in der Situation liegenden Möglichkeiten bleibt der Leser doch sehr viel mehr, als der Verfasser anzunehmen scheint, auf seine Leitung angewiesen, und ist nicht imstande, aus eigenem Urteil die Beweiskraft der angeführten Argumente zu bemessen. Indessen durch das Für und Wider der prüfenden Untersuchung erhält man ein viel lebendigeres Bild von den einzelnen Kriegshandlungen, als man es aus bloß berichtender Darstellung gewinnen könnte. Man fühlt die Tätigkeit der Führung als eine Kette von einmaligen, weittragenden Entschlüssen, über die Erfolg oder Mißlingen meistens alsbald den Richterspruch fällen, der indiskutabel und der Problematik der „Gerechtigkeit“ nicht unterworfen ist.

Und darin sehe ich den besonderen Wert des Buches. Wir neigen dazu, an eine in theoretischen Schienen laufende Entwicklung zu glauben; unser ganzer Geschichtsunterricht stand im Banne dieser Auffassung. Uns erschienen die Wirren und Nöte, aus denen das Reich erwachsen war, wie die Mühen und Prüfungen, durch die ein Roman seinen Helden geleiten mag, bis er ihn zum guten Ende in einen als unwandelbar glücklich gedachten Zustand eingehen läßt. Die vierzig Jahre Bismarckscher Führung haben uns in dieser Mißdeutung der Geschichte bestärkt; nachträglich glaubten wir hier einen natürlichen Fortschritt zu sehen, wo uns in Wahrheit eine aller voraussichtlichen Entwicklung *widersprechende*, der Zeit, dem Volke und seinen Führern *aufgezwungene* Schöpfung einer genialen Persönlichkeit entgegentritt. Darüber verloren wir das Bewußtsein, daß keine geschichtliche Lage einen dauernden Gleichgewichtszustand bedeutet, und waren darum fassungslos, als diesmal die Entscheidung gegen uns ausfiel.

Moser läßt uns nun die Wirklichkeit des geschichtlichen Geschehens miterleben; wir sehen es wieder frei vom Banne der Zwangsläufigkeit unmittelbar aus den Entschlüssen der führenden Persönlichkeiten entstehen. Wir erkennen den Krieg, der im Volksbewußtsein fast nur noch als *Erdulden* fortlebt, wieder in seiner wahren Gestalt, als *Handeln*.

Freilich ist der Krieg bei seinem Beginne bereits mit dem Erbe vergangener Entschlüsse belastet; Moser führt uns die schmerzliche Tatsache vor Augen, daß heute die Feinde uns — mit Recht — höhnisch entgegenhalten: *Hätte das wohlhabende Deutschland verhältnismäßig dieselben Opfer für seine Rüstung gebracht wie Frankreich, hätte es eine Milliarde* früher, und *eine Milliarde mehr* für die Verteidigung seiner Existenz aufgewandt, so hätte es diesen Krieg entweder nicht führen müssen,

* Otto v. Moser, Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. 463 Seiten mit zwei Skizzen. Leinen geb. 14 Mk. Chr. Belser, A.-G., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

oder doch ganz andere Aussichten auf den Sieg gehabt.

In Deutschland fehlte der öffentlichen Meinung eben durchaus das Element historisch-politischer Spannung, die in Frankreich durch den Revanche-Gedanken und das Verlangen nach der Rheingrenze, in Rußland durch die Teilnahme am Geschick der Donau-Slawen und durch den Drang nach den Meerengen, in Italien durch die Irredenta wachgehalten wurde. Da wir kein Bedürfnis nach einer Revision der geschichtlichen Entscheidungen hatten, vergaßen wir, was heute unsre einzige Hoffnung ist: daß jede Machtverteilung ihr Recht von der Zeit überprüfen lassen muß. Es ist nicht nur eine mangelnde Einsicht, wenn ein Volk nicht erkennt, daß es seine Selbstbehauptung nicht der Gunst der Umstände, sondern nur bewußter und planvoller Kraftanstrengung verdanken kann, sondern eine Unklarheit des Lebensgefühls, welches das Wagnis und die Schicksalsspannung einer Großmachtstellung nicht mehr zu empfinden vermag.

Darum lohnt es sich noch, vom Kriege zu reden, wo der harte Lebensverhalt offenbar wird. Mosers Buch ist dafür aufschlußreich; auch wo man ihm nicht folgen mag, sieht man doch zum mindesten die vereinfachenden Thesen der Demagogie vor der Sprache der Tatsachen zerstieben.

Natürlich interessiert es besonders, einzelne Probleme, die aus ihrem Zusammenhang gerissen, Pracht- und Paradestücke der Propaganda geworden sind, in der zusammenhängenden Darstellung des sichtlich um Objektivität bemühten Strategen kennenzulernen.

Das Buch ist, sehr glücklich, um die Persönlichkeiten der obersten deutschen Führung gruppiert, so daß man deutlich den persönlichen strategischen Stil der einzelnen Feldherren erkennen kann. Mit Schmerzen erlebt man die Marneschlacht mit, wo uns die Schwäche unsrer Vorbereitung und Führung um einen Erfolg gebracht hat, der vielleicht kriegsentscheidend geworden wäre. Dieses Unglück, dessen Ausmaß uns erst allmählich klar geworden ist, gibt der Wirklichkeit des ersten Kriegsjahres eine ganz andre Gestalt, als sie in unsrer persönlichen Erinnerung fortlebt; an der tiefwirkenden Verkennung unsrer Lage, der man noch im Herbst 1918 in der deutschen Bevölkerung begegnete, ist die Verschleierung dieser Tatsache mitschuldig.

Der Persönlichkeit Ludendorffs streitet Moser bei aller Anerkennung seiner Größe den entscheidenden genialen Zug ab. Er glaubt, daß in diesem Kriege zwar starke Führer, unter ihnen als bedeutendster Ludendorff hervorgetreten seien, daß aber kein genialer Feldherr vom Range eines Friedrich, eines Napoleon dem Weltkriege das Gepräge gegeben habe. Diese Einschätzung von Ludendorff begründet Moser nicht mit dem unglücklichen Ausgange des Krieges; auch Friedrich der Große hätte unterliegen können, wie er selbst in einem seltsamen Briefe seiner großen Feindin schreibt. Vielmehr vermißt Moser sowohl in der Gesamtauffassung der Kriegslage wie in der Ausführung der einzelnen Schläge die Ueberlegenheit des genialen Strategen. Die Operationen, die Ludendorff nach Abwicklung der Falkenhaynschen Hinterlassenschaft eingeleitet hat, bleiben nach der Meinung des Verfassers im Taktischen stecken, und den großen strategischen Plan des Jahres 1918 hält er sowohl in der Anlage wie in der Durchführung nicht für die beste in der Situation liegende Möglichkeit. Hier ist, trotz aller Beweise, die Moser anführt, dem Laien die Möglichkeit eigener Stellungnahme nur auf Grund persönlichen Glaubens gegeben; ob man Ludendorff Genie zuerkennt oder nicht, hängt letzten Endes von dem Eindruck ab, den seine Persönlichkeit macht, ob man bei ihm jene befremdende Wucht der Andersartigkeit spürt, die etwa Bismarck oder dem großen Napoleon unleugbar eigen ist.

Anders verhält es sich mit der von Moser vertretenen Ansicht, daß Mitte Juli der Krieg verloren und das deutsche Heer geschlagen war. Mag auch die persönliche Erinnerung mitsprechen, die mir den Stimmungskontrast zwischen dem Vorstoß über den Damenweg in den letzten Maitagen und dem Anblick des zurückflutenden Heeres, den todesmutigen, aber aussichtslosen Luftkämpfern gegen unerschöpfliche feindliche Ueberlegenheit und der Entmutigung der Stäbe vom 18. Juli vor Augen führt, so glaube ich doch, daß auch der Unbeteiligte sich der Einsicht nicht erwehren kann, daß Ludendorff am

8. August zu spät die verhängnisvolle Lage erkannte.

Ebenso wird die Dolchstoßfrage durch sachliche Prüfung auf ihren wahren Kern zurückzuführen sein. Einem unbefangenen Urteil müssen die Bestrebungen, das deutsche Heer aufzulösen und einem innerpolitischen Interesse Ehre und Macht des deutschen Volkes zu opfern, gleich verächtlich bleiben, welchen Anteil man ihnen auch am Endausgange zuschreibt. Die Wirkung dieser Propaganda auf das Feldheer bestand weit weniger in der Erzeugung revolutionärer Stimmung, — bis auf wenige Fanatiker war den Soldaten nichts gleichgültiger als die Verfassungsfrage — als darin, daß der nach Hindenburg — „menschlich begreiflichen" Ermattung und Verbitterung des erschöpften Soldaten der Vorwand geliefert wurde, diesen Seelenzustand nicht mehr zu bekämpfen, sondern zu bejahen und ihm die Herrschaft über sein Fühlen und Handeln einzuräumen.

Das war freilich genug, aber noch damals wäre unter Zufluß seelischer Kraft aus der Heimat das Heer dafür zu gewinnen gewesen, nach vorübergehender Loslösung vom Feinde in einer festen Stellung den Gang der Friedensverhandlungen zu beeinflussen — das beweist der Umstand, daß es den kleinen, noch kampfwilligen Häuflein gelang, den freilich mühselig und behutsam nachrückenden Gegner auf dem Rückzuge sich vom Leibe zu halten: noch hatte Deutschland Hunderttausende von Männern, die in dieser äußersten Schande, unter der Flucht seiner Fürsten, in völliger Aussichtslosigkeit des Kampfes, auf dem Wege zur lockenden Heimat mit ihrem Blute besiegelt haben, daß die Ehre des deutschen Heeres den Ruhm der Könige und die Würde des deutschen Volkes überdauert hat.

Nicht ein siegfähiges, sondern ein geschlagenes, aber noch im Schwinden seiner Kraft und der Auflösung seines Gefüges kämpfendes Heer haben unsre Unterhändler ausgeliefert. „Wir haben uns über die Stärke des deutschen Ehrgefühls getäuscht" schreibt der französische Generalstäbler Pierrefeu, der sich durch seine bittere Kritik der französischen Führung gewiß nicht den Ruf eines blinden Chauvinisten erworben hat.

Es berührt angenehm, in dem Moserschen Buche eine Kritik unsrer Heerführung kennenzulernen, die in starkem und lauterem Nationalgefühl wurzelt. Kommt Moser auch zu dem Ergebnis, daß die politische und militärische Führung ihrer ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen war, so erkennt er doch den deutschen Heerführern selbst im Endkampfe den Vorrang vor ihren Gegnern zu. Deutschland habe zwar infolge der Fehler der Führung verloren, die Entente aber nicht dank der Ueberlegenheit ihrer Generale gewonnen. Die sinnlosen Beschimpfungen unsres Heeres, unsrer militärischen und politischen Führung, welche der unbegrenzten Maulfreiheit des Nachkriegspöbels entsprungen sind, haben überhitzte, sachlich nicht haltbare Antworten hervorgerufen. Wenn wir das ungeheure Erlebnis des Krieges, das unser persönliches Schicksal und die übersehbare Zukunft unsres Volkes bestimmt hat, nicht unbelehrt zu Phrasen mißbrauchen, sondern als einen schrecklichen, aber klaren Einblick in das Wesen nationalen Ringens nutzen wollen, so müssen wir versuchen, uns sachlich Rechenschaft zu geben, wie es in diesem Buche geschehen ist. Mögen wir in Einzelheiten zu andern Auffassungen kommen — den Weg, der hier betreten ist, müssen wir dabei gehen.

Albrecht Erich Günther.

Von den „barbarischen" Germanen.

Als ich neulich in einer liberal-theologischen Versammlung über Deutschtum und Christentum sprach, zeichnete ich auch in großen Zügen das System der germanischen „Heldenethik", auf das die christlichen Missionare trafen. Der Effekt war bemerkenswert: am Schluß des Vortrags kein Wort über das eigentlich von mir entwickelte Problem, sondern vor allem — Indignation darüber, daß ich vor einer sich für sehr wissenschaftlich haltenden Versammlung die Behauptung aufzustellen wagte, die „alten Germanen" seien keine Halb- oder Dreiviertelswilden, keine „barbarischen Horden" gewesen, sondern ganz umgängliche, in ihrer Weise durchaus vornehme und gebildete Menschen. Aus manchen Augenpaaren sah mich rundes Erstaunen an, und eine spitzige blasse Studentinnennase bohrte sich durch den Saal hindurchwachsend feindselig in

meine Brust. Mein Gott, was bin ich für ein dummer Mensch, daß ich nicht weiß: unsre Vorfahren waren Barbaren, und erst durch das Christentum sind sie zur Kultur gebracht worden! Was half es mir, daß bedeutende Germanisten dieselbe Anschauung über Bereich und Wesen der alten Heldenethik haben wie ich? Was half mir die Tatsache, daß die literarische Ueberlieferung meine Anschauungen zuverlässiger sichert, als selbst die „sichersten Ergebnisse der Evangelienkritik" gesichert sind, die doch mit felsenfestem Vertrauen hingenommen werden. Die Zweifler hatten zwar wenig von dem, was für die Beurteilung der Dinge in Betracht kommt, gelesen, aber sie wußten (beispielsweise) doch, daß die barbarischen Germanenhorden edle Römer fürchterlich gequält, ja, daß sie — entsetzlich! — ihren Göttern Menschenopfer — Männchenopfer!! dargebracht hätten! (Die blasse spitze Nase wurde noch blasser.) Wenn die Berichte von Feinden unbedingt glaubwürdig sind, so müßten nicht nur die alten Germanen grausam gehaust haben, sondern auch unsre Zeitgenossen, die Brüder und Väter der versammelten Christen, müßten Anno 1914 in Belgien kein reizvolleres Vergnügen gekannt haben als das Hände-Abhacken und Augen-Ausstechen, insbesondere bei Säuglingen. Warum sollen die (heidnischen und christlichen) alten Römer mehr gegen die Kriegspsychose gefeit gewesen sein als die Briten und Gallier unsrer aufgeklärten Tage? Was aber die grauslichen Menschenopfer betrifft — zwischen einem rituellen, gläubigen Menschenopfer und einem Abschlachten wegen gegensätzlicher politischer Meinungen (wie es bei den Revolutionen der Völker mit very Christian civilisation in größerem oder geringerem Umfange der Brauch zu sein pflegt) ist ein gewaltiger Gefühls- und Moralunterschied. Wie „hochkultiviert" Menschenopfer sein können, wissen wir aus Mexiko. Aber selbst, wenn die heidnischen Germanen ihre „Opfer" mit Roheit geschlachtet hätten — zeugen die Hekatomben von Ketzern, die von katholischen, und die Hekatomben von Hexen und Hexerichen, die von protestantischen Christen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der — ewigen Verdammnis überliefert wurden, von einem „kulturell verfeinerten Geist"? Ich muß bei meiner These bleiben: die Frage der Kultur ist eine völlig andre als die Frage der Religion, ja, auch als die Frage der Sittlichkeit. Man bringe mir Gegenbeweise statt unwissende Indignation oder ablehnende Ironie. Darum, weil ich meine Vorfahren auf Grund ruhiger Prüfung des Ueberlieferten für durchaus anständige und in ihrer Art sehr kultivierte Leute halte, glaube ich kein schlechterer Christ zu sein als die Bildungsdeutschen, die zur höheren Ehre ihres Christentums durchaus von „wilden Barbarenhorden" glauben abstammen zu müssen.

Eins aber hat mich jene Versammlung vor allem gelehrt: Wie unsäglich kraß ist die Unwissenheit gebildeter Deutscher in den Dingen der germanischen Vor- und Frühzeit! Und wie naiv der Anspruch, in diesen Dingen ungebildet sein zu dürfen! Eine solche Erkenntnis verpflichtet uns, immer wieder auf die Werke hinzuweisen, die dem Deutschen die Kunde von seiner frühesten Volksgeschichte vermitteln. Wir haben Walter Baetkes schöne Sammlung „Bauern und Helden" genannt, die über die ersten Schwierigkeiten hinweghilft, ebenso die wundervolle Sammlung „Thule" und wir werden immer wieder darauf zurückkommen. Wir haben neulich einige Bücher, die in das Verständnis der deutschen Heldensage einführen, besprochen. Heute wollen wir auf drei große wissenschaftliche Werke hinweisen, die geeignet sind, das Verständnis für germanisches Wesen über die Kreise der Fachgelehrten hinaus zu fördern.

Schon in vierter Auflage liegt Gustaf Kossinnas Buch „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" vor (Verlag von Kurt Kabitzsch in Leipzig, geh. 12,—, geb. 14,40 Mk.). Kossinna gehört zu den kühnen „Promachoi", die in leidenschaftlichem Vorstoß alteingesessene Urteile berennen, die durch immerwährende Wiederholung eine hohe — zwar nicht objektive, aber psychisch-subjektive — Selbstverständlichkeit gewonnen haben. Es pflegt das Schicksal solcher Männer zu sein, daß die bedachtsameren gelehrten Heerscharen rings um sie herum warnend ihre verantwortungsschweren Häupter schütteln. Denn der heiligste Grundsatz aller wissenschaftlichen Methode lautet: Ein

alter Irrtum ist immer noch richtiger als ein neuer Irrtum. Kossinna bekämpft die durch ehrwürdiges Alter liebgewordene Anschauung von der Barbarei der Germanen auf Grund der Ausgrabungszeugnisse. Er führt uns durch Steinzeit und Bronzezeit bis in die Eisenzeit, da die Germanen in das „Licht der Geschichte" treten. Der germanischen Bronze-Arbeit läßt er die höchste Ehre widerfahren, auch sonst wehrt er durchweg die Ueberschätzung südlicher und östlicher „Einflüsse" ab. Der eigentliche Zweck des Werkes ist, den wissenschaftlichen und nationalen Wert der „Siedlungsarchäologie" nachzuweisen. Eine gewaltige Menge von Abbildungen liefert dazu das Anschauungsmaterial. Man wünschte wohl, Kossinna hätte einzelnes näher ausgeführt (so seine knappen Bemerkungen auf Seite 17 über die Buchstaben aus portugiesischen Megalithgräbern und ihre Uebereinstimmungen mit germanischen Runen). Wir maßen uns als Laien kein Urteil über Kossinnas Thesen an, gestehen aber, daß es uns sehr wertvoll erscheint, die Kultur-Entwicklung der abendländischen Menschheit von einem nördlichen Standpunkt, von der Ostsee aus zu betrachten, statt immer nur vom Südosten her auf Europa zu blicken. Jedenfalls hat Kossinna erwiesen, daß die deutsche Archäologie gründlich zu fördern dringendste wissenschaftliche Pflicht ist. Es mutet wie ein Roheitsdelikt an, wenn Kossinnas Appell, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften sich der deutschen Archäologie annehmen solle, mit der Bemerkung erledigt wird: „Nun ja, es gibt viele schöne und nützliche Dinge, die die deutsche Kommission nicht treibt." Für ein altgriechisches Standbild, dessen Herkunft verschwiegen wird, ist im Handumdrehen eine Million zusammengebracht; um irgendwelcher Inschriften willen, über die ein phantasiebegabter Professor im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens geredet hat — welcher Vortrag durch sämtliche demokratischen Zeitungen mit gellendem Tatütatah! dem deutschen Volke in die ehrfürchtig gespitzten Löffel posaunt wurde — bringt man sogleich das Geld zusammen, um eine Sinai-Expedition auszurüsten. Aber die Wissenschaft von der deutschen Vor- und Frühgeschichte? Man lächelt mokant: Tja. Dieses Lächeln sollte eigentlich — von Liebermann in Oel gemalt werden. Als Kulturdokument für die Enkel. Was helfen alle sentimentalen Krokodilstränen zu Ehren Jakob Grimms?

Von der Philologie geht aus Friedrich Kauffmann. Seine zweibändige „Deutsche Altertumskunde" (C. H. Beckʃche Verlagsbuchhandlung, München) ist vorsichtig abwägend, wie ja auch ihr Zweck eine möglichst umfassende Darlegung der verschiedenen Anschauungen einschließt. Der erste Band reicht von der Urzeit bis in die taciteische Zeit, der zweite behandelt die Geschichte und Kultur der Völkerwanderungs- und Reichsgründungszeit. Am meisten fesselte uns der erste Teil des zweiten Bandes, in dem Ursprung und Verlauf der Völkerwanderung dargestellt wird. Kauffmann erklärt die Entstehung der „Stämme" (Vandalen, Franken usw.) aus „Kolonisationsgenossenschaften", die unter der Führung kriegerisch-wirtschaftlicher Unternehmer ins Römerreich einbrachen. Diese Theorie erklärt die Namen sowie die gesamte geschichtliche Situation in sehr überzeugender Weise, sie stellt zugleich die Verbindung her zu dem späteren Phänomen der Wikingerzüge. Wer sich durch die beiden Bände hindurchgearbeitet hat, hat damit einen wohlgegliederten Ueberblick über das Gesamtgebiet erworben. So ausgezeichnet uns die Sachdarstellung erscheint, so bezweifeln wir doch, daß Kauffmann dem „Geist" und Lebensgefühl der Germanen gerecht wird. Wenn wir z. B. (I, 343) dieses Lob über Arminius lesen: „Er hat auch mit seiner der fremden Größe gegenüber empfänglichen deutschen Art sich zu römischer Disziplin und Tatkraft emporgeschwungen", so scheint uns das mehr aus einer modernen Tendenz als aus der Seele des Arminius geschöpft. Oder wenn wir in dem schönen Kapitel „Deutsch und Welsch" lesen (II, 213): „Im Zeitalter der Reichsgründung brach durch den dem Genuß frönenden (!) Lebenstrieb der menschenwürdigere Bildungstrieb und erhob die Deutschen über die Kulturstufe der Germanen", so schmeckt das etwas nach einem Professor, der seine rauhbeinigen Studenten moralisch ermahnt und ihren Bildungseifer anfeuert — mit solchen Urteilskategorien sollte man nicht mehr an die alte Geschichte gehen.

Die Religion bleibt außer Betracht, sie ist einem besonderen Werke vorbehalten. Damit ist auf das vom Innersten her Belebende in dieser Darstellung verzichtet. Doch bleibt die Gesamtleistung allen Dankes wert.

Zum Schluß ein Werk, das in vieler Beziehung merkwürdig ist und das dem, der sich darin zurecht findet — er muß freilich Griechisch können —, einen eigentümlichen Genuß bietet: Eduard Nordens „Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania". (B. G. Teubner, Leipzig.) Der Form nach ist das umfängliche Buch eine philologische Exegese von drei Kapiteln aus der „Germania". Da Norden eine erstaunliche Fülle des Materials beherrscht, da ihm, bei einer glänzenden Assoziationsfähigkeit, immer eins zum andern einfällt, und da er ein feines sprachliches Stilempfinden hat, so schließt er Ring an Ring, bis er die ganze Kette zu einem vollen, großen Kreise der Erkenntnis ausschwingt. Es gehört einige Spannkraft dazu, den Ausführungen zu folgen, aber eben das ist wiederum Genuß. Norden stellt die Schrift des Tacitus in den Zusammenhang der griechischen und römischen ethnographischen Literatur, er zeigt, wie der traditionelle Rahmen bei Tacitus nachwirkt, er zeigt, aus welchen Quellen er schöpft. So bekommt die Germania des Tacitus plötzlich Atmosphäre. Und wie die Zusammenhänge uns die naive Unbefangenheit nehmen und vorsichtig machen, so lehren sie uns wiederum den eigentlichen Sinn der termini wie der Sätze aus den Zeilen herauszulesen. Wenn das Werk unmittelbar vor allem dem Verständnis des taciteischen Textes dient, so doch mittelbar auch der realen geschichtlichen Erkenntnis.

Wir haben drei völlig verschiedene Werke — wie sie uns zur Hand kamen, absichtslos — herausgegriffen, um irgendwo anzufangen. Der Eindruck ist, daß die germanische Vor- und Frühgeschichte ein Forschungsgebiet ist, das noch gewaltige Arbeit erfordert. Diese Arbeit wird auf die Dauer nur möglich sein, wenn die weiteren und weitesten Kreise der deutschen Gebildeten lebendigen Anteil an den Ergebnissen solcher Forschung nehmen. Darum sollte über der Forschung nicht die Vermittlung ans Volk (durch welche die Forschung erst ihren vollen Sinn erhält) vernachlässigt werden. Diese bedarf neben wissenschaftlichem Verantwortungsgefühl auch eines pädagogischen Geschickes und literarischer Eleganz. Hierfür die rechte Form herauszubilden, scheint mir eine der wichtigeren Kulturaufgaben unsrer Zeit zu sein. St.

Der Ameisen-Vampir.

Hanns Heinz Ewers! Haben Sie Hanns? Mit zwei „n"?

Man muß auch auf Kleinigkeiten Wert legen können, wenn man ein großer Mann sein will und ein interessanter dazu. Und wie uninteressant, wie trivial und abgeschmackt sieht Hans sich an! Bei Hanns dagegen ergeben sich außerordentliche Perspektiven: Das doppelte n läßt sämtlichen literarischen Backfischen des Kontinents einen süßen Schauer über den Rücken rieseln, es wird der Schlüssel zu den dämonischen Gründen unseres Ichs, es ist der Trumpf der mondänen Leihbibliotheken und verschlossenen Bücherschränke. Im folgenden soll nicht eine Abhandlung über die Bedeutung der nasalen Konsonanten im Deutschen geschrieben werden — es ist auch nicht an dem, daß der mit gutem Recht um des künstlerischen Wertes willen verdoppelte Buchstabe das einzig Bemerkenswerte an unserem Dichter wäre, mitnichten. Er selbst hat uns bei einer reizenden kleinen literarischen Angelegenheit den Maßstab für sein Werk an die Hand gegeben.

Liegt da neulich in der Auslage einer Bahnhofsbuchhandlung (bekanntlich die uneigennützigste und zuverlässigste Hüterin deutschen Schrifttums) in nächster Nachbarschaft des „Reigens", „Kokains" und „Strohwittwers" ein umfangreiches Heft, das meine Aufmerksamkeit sogleich im stärksten Maße beanspruchte. Aus gelbem Hintergrund beugt sich ein markantes Herrenprofil mit Zylinder und Monokel heraus, eine Mischung zwischen dem Ansager eines Vorstadtkabaretts und dem jugendlichen Geschäftsführer eines kleineren Konfektionshauses. — „Arsène Lupin, der Gentlemaneinbrecher". Nun muß ich bemerken, daß eine derartige Lektüre im allgemeinen nicht zu meinen täglichen Gewohnheiten gehört, aber die Farbenzusammenstellung war ausdrucksvoll und malerisch, und

da auch ich künstlerisch nicht unbegabt bin — genug, ich kaufte das Heft. Für diejenigen meiner Leser, die mit dieser Art Literatur nicht vertraut sein sollten (ich würde dies bedauern, denn man soll keine Gelegenheit zu universaler Bildung versäumen, und einige Minuten ungetrübter Heiterkeit sind nicht hoch genug einzuschätzen), also für diese literarischen Anfänger sei bemerkt, daß der niemals zu fangende und nie zu verdammende Gentlemaneinbrecher Lupin ein Mann mit edlem Herzen ist, dabei aber auch ein sogenannter Tausendsassa, dem oft genug ein loser Schelm im Nacken sitzt. Wer beschreibt mein Vergnügen, als ich auf der ersten Seite meines Buches, dessen Titelblatt ich vor den Mitreisenden schamhaft zu verbergen suchte, eine längere literarische Einführung in des Helden Persönlichkeit und typische Bedeutung für die Zeit (sic!) vorgesetzt erhalte, die den Dichter Hanns Heinz Ewers zum Verfasser hat. Und wie lacht mein literarhistorisches Forscherherz, als ich im Rahmen dieser Einführung einen Satz erwische, der von fundamentaler Bedeutung für spätere Seminararbeiten über die Bedeutung des besagten Doppel-A's sein dürfte: auch ich, schreibt der Dichter der „Alraune", des „Zauberlehrlings" und des „Vampirs" lese hin und wieder Leute wie E. A. Poe und Conan Doyle recht gern und fühle mich ihnen verwandt, wenn ich auch[sic Gegensatz zu ihnen?] „bei allem Grausig-Phantastischen und Wild-Romantischen doch nie einen Schritt vom Wege der Kunst abweiche". (Selbst auf die Gefahr hin, mit Alfred Kerr verwechselt zu werden, wiederhole ich in Klammern: Nie einen Schritt vom Wege der Kunst . . .)

Ein prächtiges Wort! Wer vermöchte sich der aufrechten, wahrhaft deutschen Männlichkeit zu entziehen, die in diesem bekennerischen Ausspruch ihren Ausdruck fand! Nachdem darin mit einer gewissen süß-frivolen Nachlässigkeit der Schleier von den beiden dunklen Urgründen seines Dichtwerkes gelupft wurde (ich vermeide das Wort „gelüftet", weil damit eine Gedankenverbindung hervorgerufen werden könnte, die nicht zutrifft, wie schon ein alter Lehrer von mir häufig und gern bemerkte: lieber warmer Mief als kalter Ozon), — strafft sich seine selbstbewußte Dichterkraft zu der unerschütterlichen Gewißheit: „Nie abweichel", nicht etwa: „mich nicht abzuweichen bemühe" oder so, nein, ohne alle Einschränkung, hier — so bin ich, punktum und hoch!

Man hat literarische Dokumente schon in schlechterer Nachbarschaft als der Arsène Lupins gefunden, ohne daß sie damit an Wahrheit verloren hätten; es war auch schon geraume Zeit her, daß ich mich mit dem Phänomen Hanns Heinz Ewers beschäftigt hatte, und man soll alte Eindrücke gelegentlich wieder überprüfen: kurz und gut, als mein Zug in Bitterfeld hielt, erstand ich in der dortigen Bahnhofsbuchhandlung (bekanntlich die uneigennützigste usw. siehe oben) aus nächster Nachbarschaft der Blätter „Junggeselle", „Berlin bei Nacht" und „Die Ohne" des Dichters letztes Dichtwerk — „Ameisen".

Ich bin mit dem dicken Buch nun ziemlich fertig, mit dem Verfasser ging es mir, fürchte ich, definitiv ebenso. Hanns Heinz Ewers hat hier, dem Zuge der Zeit folgend, sein Monokel, das Zeichen des sich in allen „Wundern des Lebens" auskennenden abenteuernden Bonvivants fallen lassen, und er greift — gewissermaßen — zur schwarzen Hornbrille, dem Attribut des modern-angekränkelten, ironisch-überheblichen, geistig-beschimmyten „Intellektualisten". Sein Verlag kündigt das Buch „Ameisen" unter der Rubrik „Wissenschaft" an — „Wissenschaft mit Hornbrille" wäre bezeichnender gewesen. Und mit diesem Kleidungsstück wären wir nach dem Doppel-A bei einem an sich ebenfalls nicht erheblich bedeutsamen Gegenstand gelandet: ich kann nichts dafür, daß bei der Erörterung des Themas Hanns Heinz Ewers ausschließlich Gleichnisse kleinsten Formates herangezogen werden müssen.

Also: Hanns Heinz Ewers „seine" Hornbrille ist uns nicht unbekannt. Ich erinnere da etwa an seine Dichterabende (denn auch er hatte geglaubt, sich diesem aus tiefstem Bedürfnis kommenden Ruf des Volkes nicht entziehen zu dürfen), deren wesentlichster Bestandteil, die Beantwortung wissensdurstiger Publikusse, die wissenschaftliche Begabung des Dichters in das stärkste Rampenlicht rückte. Hand aufs Herz und Hornbrille ins Gesicht — wie dekorativ plaudert man doch im Frack beiläufig über den 336. Hexenprozeß, der am 31. Februar 1387 dem schönen

„Mädchen von Shalott“ von „besessenen Zauberlehrlingen“ wegen unbefugter Anlage von Alraune-Schonungen gemacht worden war; ich erinnere ferner an die erfrischende Selbstbewußtheit, mit der Hanns Heinz Ewers über die Beschreibung seiner Asienreise die Ueberschrift „Indien und ich“ setzte, — und dann, meine Herren und Damen, sage ich nur noch ein Wort: Die Motti! Die Leitmotive und Eingangszitate über den Kapiteln seiner sämtlichen Werke! Was bei Karl May die Fußnoten sind, das sind bei Hanns Heinz Ewers die Kopfstücke (ohne damit über Karl May ein abschließendes Urteil fällen zu wollen). Wer wird da nicht alles bemüht, um den einzelnen Abschnitten die nötige Weihe zu geben: Aratos, Augustin, Allazuinius, Plinius, Dante, Heine, Ovid, Kleist, Plutarch — sie alle stehen bei Hanns Heinz Ewers Pate, und wir können angesichts dieser erlauchten Gesellschaft nur schweigen und das fundamentale Wissen bewundern. Ja, unser Hanns Heinz Ewers, der kann es! Ob es nun ein nie übersetztes Stück aus dem ältesten Talmud ist oder die Geschichte eines verschollenen Edelsteines oder ein hundertjähriger tibetanischer Religionsphilosoph — ja, das ist ein Köpfchen!

Was die „Ameisen“ selbst betrifft, so muß gesagt werden, daß in der Beschreibung der Seltsamkeiten dieses Völkchens die eminente journalistische Begabung des Verfassers von neuem bewiesen wird, die uns von seinen Amerika-Briefen während des Krieges her bekannt ist, — leider verfüge ich nicht über einen ähnlichen Ameisenverstand wie er, um seine Schilderungen sachlich beurteilen zu können. Daß er sich bei der schlechterdings vernichtenden Kritik sämtlicher bisher geleisteter wissenschaftlicher Arbeit gelegentlich mit Vergil vergleicht, macht ihm alle Ehre; daß er beiläufig zwei Geschichten aus dem Neuen Testament durcheinander bringt und von der „barmherzigen Samariterin“ erzählt, sei dem vielgeplagten und drei Jahre in Ameisennestern vergrabenen Manne verziehen; schlimmer ist schon, daß er seine Darstellungen durch exotische „grausig-phantastische und wildromantische“ Einschiebsel wie etwa der appetitlichen Schilderung eines Toilettebesuches während der Gefangenschaft und spaßige, ach, so pointenlose Geschichten, schmackhaft machen muß (was wollen Sie, der Name verpflichtet! Denken Sie an die vielen enttäuschten Gesichter, die nach einer Ausgabe von 7,50 Mark nicht auf ihre Rechnung kommen!); am schlimmsten aber ist, daß sich bei dem Dichter, der „nie einen Schritt vom Wege der Kunst abwich“ und der in der Einleitung in gesperrtem Druck stolz verheißt: „Dies Buch ist in Deutsch geschrieben“, Sätze finden, wie: „In diesem kurzen Augenblicke begehrte ich sie!“ oder „ihre lange schmale Hand hatte es mir angetan und die noch längern, noch schmalern Finger, diese sehr sündigen Finger eines opiumrauchenden Singsonggirls“. Und wenn unser Dichter gar ernst und symbolisch wird und mit einem gedankenvollen Seufzer sagt: „Ameisenschicksal! Nicht auch Menschenschicksal? . . .“, dann möchte man ihm zu Wagnerscher Begleitmusik zurufen: „Weiche, Dichter, weiche!“ Nämlich: weiche getrost den besagten Schritt! Arsène Lupin mit einem Geleitwort von Hanns Heinz Ewers ist mir lieber als Hanns Heinz Ewers mit Eingangssprüchen aus dem Purgatorio!

— Uff, ich hoffe, dieser Aufsatz „ist in Deutsch geschrieben“!

Harald Braun.

Ein abgekommener Brauch.

(Kein heimatkundlicher Plausch.)

Meine anspruchsvollste Leidenschaft in den Jahren zwischen vierzehn und zwanzig war das Theater und meine eindrucksvollste Erinnerung aus dieser Zeit ist ein ordentlicher, wunderschöner, alle notwendigen Zutaten aufweisender Theaterskandal, anläßlich der ersten Aufführung von Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen“ im Grazer Schauspielhause. Ich ging damals in die Quarta des Grazer zweiten Staatsgymnasiums und meine Flegeljahre standen in erster, breit entfalteter Blüte. An einem späten Nachmittage — es war Oktober oder November — saß ich in unserem weitläufigen Garten in der Heinrichstraße, einen riesigen Kürbis aushöhlend und zu einem Totenkopf zurechtschnitzelnd, um am Abend Passanten damit zu schrecken, als mein bester Schulfreund angerannt kam und mich aufforderte, mit ihm ins Theater zu gehen. Es werde ein Studentenstück gegeben, „Gymnasiasten und Pro-

fazen" kämen darin vor. Das müßten wir unbedingt sehen.

Also ging ich zu meinem Vater, bettelte ihm die dreißig Kreuzer, die der Eintritt ins Stehparterre kostete, ab und dann zogen wir los, mehr als eine Stunde vor Kassenöffnung, um ja sicher einen Platz ganz vorn an der Brüstung zu gewinnen. Offenbar waren wir damals viel weniger „helle", als die etwa vierzehnjährigen dieser Tage, denn bis auf die Szenen, wo „Prosazen" lächerlich gemacht wurden, wußten wir mit dem ganzen Stück nichts anzufangen. Was da Mutter und Tochter miteinander redeten, wozu man ins Heu sank, verstanden wir, die wir an ausgedehnten Raufereien, am Braten gestohlener Maiskolben und Erdäpfel, am Karpfenangeln in der Ragnitz eben noch viel mehr Freude hatten als an dem etwas später freilich beliebter werdenden abseitigen Zusammenhocken bei der Lektüre des „kleinen Witzblattes", durchaus nicht. Nur die Konferenz und das Begräbnis mit den trottelhaften Schulfuzen machten uns, die wir an chronischer Feindschaft gegen Mathematik- und Griechischprofessor litten, großes Vergnügen.

Die Aufführung — ich weiß nicht, ob sie gut oder schlecht war, man genießt in diesen herrlich hungrigen Jahren das Was und nicht das Wie — wurde sehr bald von erst leisem, dann stärkerem Widerspruch des Publikums begleitet. In den Pausen wurde heftig debattiert, und die Szenen selbst wurden durch Zwischenrufe, Pfeifen, Fußscharren gestört. Schließlich gab es einen großen Krach, Aepfel flogen auf die Bühne, auf den Borden wurde getrommelt, auf Schlüsseln gepfiffen, altehrwürdiger Staub aus dem Boden getrampelt, daß er in trüben Wolken über dem Parterre schwebte. Anhänger und Gegner des Stückes beschimpften und verhöhnten sich. Wir beide, ängstlich und doch schaurig begeistert, pfiffen und klatschten abwechselnd, bekamen Püffe und teilten welche aus, bis ich zuletzt von einem aufgeregten mageren Langen, der mein charakterloses Doppelspiel, meine gemeine Freude am Lärm überhaupt erkannte, ein paar Kopfstückel erhielt, die mich und meinen Kollegen bestimmten, uns auf ausschließliche, unbeteiligte Beobachtung zu beschränken, um so mehr, als uns ein gelindes Grausen bei dem Gedanken ankam, daß wir uns einen ekligen Disziplinarfall anwirtschafteten, wenn man uns einen unerlaubten Theaterbesuch bei einem so gefährlichen Stück nachwies.

Und doch, es war, obwohl wir fast nichts kapierten, wunderschön. Mit großem Vergnügen denke ich an den kräftigen Abend, an das, wenn auch nicht zu richtigen Prügeleien ausartende, so doch ungehemmte Ausleben der Meinungen. Es war ein vielleicht ungerechtes aber doch bekanntes Urteil in dem Für und Wider.

Man war beteiligt, man nahm sich des Stückes feindlich oder freundlich, aber jedenfalls leidenschaftlich an.

Und das war nicht der einzige Theaterskandal meiner Jugend. Ich erinnere mich an einige andere. Ueberhaupt war das Verhältnis zwischen Stück und Publikum immer empfindlich; es gab, so scheint mir wenigstens kein laues Vorübergehen-lassen. Man griff zu, wehrte oder gab sich hin.

Heute? Ich war heuer mehrmals in Stücken, wo ich mich fragte: Zum Teufel, warum pfeift denn niemand? Wo ich mit Mühe die Lust überwand, damit zu beginnen, ärgerlich über das teilnahmslos höfliche Hinstarren meiner Nachbarn. Heute gibt es eben eine solche Leidenschaft in Hingabe oder Abwehr dramatischer Darbietungen nicht mehr. Ich weiß nicht recht, woran das liegt. Vielleicht sind die Stücke belangloser geworden. Vielleicht sind wir müder und kälter. Vielleicht mag man heutzutage nicht mehr pfeifen und Aepfel schmeißen, weil man vom Wachtmann gleich beim Kravattel genommen wird. Damals hat er mitdebattiert. Heute verhaftet er.

Nun, ich möchte nicht so verstanden werden, als wünschte ich, daß beim nächsten problematischen Stück gerauft werde. Ich käme da ja wahrscheinlich sogar in gefährliche Nähe gewisser Paragraphen des Strafgesetzbuches, die von Aufhetzung handeln.

Aber lustiger und lebendiger als heute war es früher einmal im Theater. Das darf man doch hoffentlich sagen, ohne gleich eines auf die Finger zu bekommen? Und das Theater, das von Laien und Literaten als ein auch für unsere Zeit noch immer so wichtiger und unentbehrlicher „Kulturfaktor" angesehen wird, könnte sich seines Wertes sicherer fühlen, wenn es seine Be-

sucher bis zum Aepfelschmeißen reizen würde, sobald seine Arbeit ihnen nicht paßt. Joseph Papesch.

Kinderzeitschriften.

Die Rede vom „Jahrhundert des Kindes" war bisher wenig mehr als ein Gesellschaftsspiel der Geistigen. Jetzt erst entschließen sich die realen Mächte unsrer Zeit: die politischen Parteien und die Geschäftswelt, die Kinderseele in ihr Arbeitsgebiet einzubeziehen und sie in die eigentlichen Zwecke der Menschheitsentwicklung einzuspannen. Die Erziehung des Menschen zu parteibornierter Gesinnungstüchtigkeit, die allein die sichere Grundlage einer Klicken- und Klüngelherrschaft bildet, darf nicht erst beginnen, wenn das Jugendalter erreicht wird, man muß schon rechtzeitig die bildsame Seele des Kindes abblenden und immun machen gegen Eindrücke, die das prompte Funktionieren des seelischen Apparates am Wahltag stören könnten. Darum verbreitet die Sozialdemokratie — teils als Vorwärts-Beilage, teils sonst — eine bunte Kinderzeitung mit dem sanft-neutralen Titel „Der Kinderfreund", die von einem pädagogisch abgefeimten Hamburger Lehrer mit der nötigen Dosis Parteigift — nicht zu viel und nicht zu wenig — präpariert wird.

Aber früher noch als die klugen Partei-Kinderfreunde war der Mann auf die Konjunktur aufmerksam geworden, der alle Konjunkturen in Deutschland zuerst wittert: Ullstein. Er gründete die Kinderzeitschrift „Der heitere Fridolin", und preßte sie mit seinem Vertriebsapparat überall ins deutsche Volk hinein, von Berlin bis Posemuckel. Nach dem Grundsatz: Halte das Publikum für so dumm wie möglich, ließ er den „heiteren Fridolin" so dumm wie möglich machen. Das Publikum war so dumm, wie Ullstein geschätzt hatte, und kaufte ihm das Zeugs hundert-tausendweise ab. Hier und da suchte man dem erbärmlichen „Fridolin" entgegenzuwirken. So gibt der „Evangelische Elternbund für die Provinz Sachsen" in Halle als Gegenstück den „Getreuen Eckart" in Fridolin-Aufmachung, aber mit unvergleichlich besserem Inhalt heraus. Jedoch das deutsche Volk ist ullsteinwütig. Es ist durch die Berliner Illustrirte auf Ullstein dressiert.

Doch der Geschäftsmann hat seither noch weitere volkspsychologische Fortschritte gemacht. Er hat bemerkt, daß im modernen Haushalt das Kind der eigentlich kommandierende Haushaltungsvorstand ist. Was das süße Kind wünscht, ist für Mama Befehl. Mama, kauf bei Meier, da gibt's was zu. Und Mama kauft bei Meier. Da Mama ohnehin zu dumm ist, um sich in den Qualitäten auszukennen, und zu faul, um sich um die Preise zu kümmern, und da der Mann, den sie fragen könnte, auf Arbeit abwesend ist, so ist es ihr eine innere Erleichterung, sich von ihrem Kinde führen zu lassen. (In einem Fleischerladen erlebte ich eine Mama mit ihrem sechsjährigen Hanns-Heinz. „Hanns-Heinzchen, wollen wir zu Mittag Kalbfleisch oder magst du mal lieber wieder Leber?" Hanns-Heinzchen zieht einen Flunsch und kann nicht mit sich einig werden über den Appetit, den er vielleicht zu Mittag haben wird. Mama sagt zur Mamsell hinterm Ladentisch: „Ach, dann wollen wir's uns erst noch überlegen", und zieht mit ihrem süßen Fetisch ab.) Also wendet sich der kundige Geschäftsmann nicht mehr an den Sachverstand oder an die wirtschaftliche Intelligenz der Hausfrau, sondern er wendet sich an ihren süßen kleinen Fratz. Und da in der Kinderwelt zur Zeit Hochkonjunktur für Kinderzeitschriften ist — siehe „Fridolin" — so lockt er die kleinen Haustyrannen durch Kinderzeitschriften. Die Margarinefabriken haben's zuerst erfaßt und halten den Kindern lockend den kleinen Coco, die Blauband-Woche usw. hin. Neuerdings machen sich die Warenhäuser und Konfektionsgeschäfte ebenfalls die Fortschritte der Volkspsychologie zunutze.

Alsbald geht die Sache in Großbetrieb über. Sofort tut sich ein Unternehmen auf, sanft verschleiert durch einen namenlos schönen Firmentitel, aber gleichwohl von unverkennbarer Herkunft, und bietet den Warenhäusern Massenauflagen einer Kinderzeitschrift mit Firmenaufdruck an: „Pitt und Patt". Pitt und Patt sind zwei Knaben, die die „Freude" der lesenden Kinder sein wollen. Man sehe sich die beiden Visagen im Bilde an — welche Eltern möchten ihren Kindern solche

Freunde wünschen? Auch bringt man der Jugend in „Pitt und Patt“ ausgerechnet — Esperanto bei (nicht etwa deutsch oder englisch oder russisch).

Wenn wir Blätter wie den „heitern Fridolin“ oder „Pitt und Patt“, deren Namen schon Symbole ihres Ungeistes sind, durchsehn, so finden wir, daß darin den Kindern die Welt in lauter albernen Karikaturen serviert wird. Die Kinder selbst sind Karikaturen, der Lehrer in „Pitt und Patt“ ist Karikatur, Briefträger, Kaufleute, Matrosen, Handwerker, Professoren — nichts als Zerrbilder in diesen Zeitschriften. Die Kinder bekommen von frühester Jugend an diese Zerrbilder ins Gehirn geprägt und sie sehen daher zwangsläufig die Welt karikaturmäßig. Es wird dem Kinde die „Unbescholtenheit der Augen“ genommen, sie sehen, wie sie von den Bildern gelernt haben. (Nebenbei: nur den Juden zeigt man nicht als Karikatur, für diesen Schlauberger darf das Auge des Volkes nicht eingestellt werden.) Das bedeutet eine Verengung und Verdummung des Geistes, denn der Geist ist um so freier und weiter, je unbefangener und selbständiger er beobachten kann. Also: diese Ueberfütterung des Kindergehirns mit Karikaturen (die obendrein lieblos sind, nicht humoristisch, sondern höchstens komisch, dazu künstlerisch durchweg kitschig) bedeutet nichts andres als eine Depravierung der menschlichen Seele in ihrer bildungsfähigsten, eindrucksamsten, weichsten Zeit. Eltern, achtet auf die Kuckuckseier, die euch Fridolin und Pitt und Patt in eure Familien legen! Eure geistig depravierten Kinder werden zu widerstandslosen Geschäftsobjekten für Ullstein usw.

Diesem Tatbestand gegenüber hat Georg Kleibömer sich entschlossen, eine pädagogisch einwandfreie Kinderzeitschrift herauszugeben. Sein „Kobold“ erscheint halbmonatlich, die erste Nummer liegt vor. Er liefert sie in Massenauflage billig für interessierte Geschäfte (mit Firmenaufdruck). Georg Kleibömer, der Lehrer war, ist aus seiner Dürerbundarbeit und aus seiner Tätigkeit in der Fichtegesellschaft bekannt. Die Zeitschrift ist gut deutsch ohne „Tendenz“. Sie hat sich wirkliche Künstler zur Mitarbeit gesichert. Lustigkeit und Humor bekommen reichlich ihr Recht, es ist keinerlei pädagogische Säuerlichkeit mit im Spiel. Lehrer, die dem Kinderzeitschriftenschund entgegenwirken wollen, Geschäfte, die Wert darauf legen, den Kindern etwas mitzugeben, was bei verständigen und gebildeten Eltern keinen Anstoß erregt, wollen sich an Georg Kleibömer in Lübeck, Ratzeburger Allee 11, wenden.

St.

Richard Strauß: Intermezzo.

Heute gilt es als Kennzeichen der Größe (und keine Epoche der gesamten Musikgeschichte war reicher an „Größen“ solcher Art), daß einer sein eigenes Problem, was den Inhalt, und sein eigen System, was die Form anlangt, besitze. „Soviel Köpfe, soviel Sinne“, diesen Spruch dürften wir getrost über das Portal unsrer Zeit setzen. Nur in einem sind all diese Stürmer und Dränger unter sich einig: in der Ablehnung der hinter uns liegenden Zeit, in dem forschen Abreißen all der Entwicklungsfäden, die uns etwa noch mit der Kunst jener Tage verbinden könnten. Das Wort blieb wahr, welches Max Reger einst im Meininger Schloßpark am Gedenkstein von Johannes Brahms vor nunmehr dreizehn Jahren aussprach: „Sie werden mich auch einmal zum alten Eisen werfen“, wahr an ihm und denjenigen, die neben ihm die deutsche Musik ihrer Zeit verkörperten. Denn was Riemann und Goehler begonnen, das setzten die Heißsporne der „internationalen Moderne“ fort: den Kampf gegen Richard Strauß. Und nicht viel anders erging es Hans Pfitzner, der doch erst um jene Zeit seine monumentalsten Werke schrieb: den „Palestrina“ und die „Romantische Kantate“.

Erst die Feier des sechzigsten Geburtstages von Strauß, die in der gesamten zivilisierten Welt begangen wurde, brachte so etwas wie eine Abkühlung des Eifers seiner Widersacher und eine Rückbesinnung auf das, was wir ihm eigentlich auch für unsere neuere und neueste Musik zu danken haben. Man ließ sich herab zu bemerken, daß er auch einmal als komponierendes Wunderkind seine Laufbahn begonnen habe, also darin schon einmal den heutigen Kurzehosengenies nichts nachgäbe, daß er es an Weite des Gesichtskreises mit einem jeden von ihnen aufzunehmen vermöge: die Kammermusik, das Lied, den Chorgesang, die

Oper, alles hatte er mit gleich überragendem Können, mit gleich erstaunlichem Erfolg beackert. Ja, man erkannte sogar nachträglich, daß, was als „wirklich neuestes Ergebnis unserer Zeit" ausgeschrieen wurde, nämlich die polytonale Freiheit, von ihm wie auch von Reger und Pfitzner längst vorausgenommen worden war. Nur daß, wie Strauß einmal in einem Zwiegespräch mit Reger bemerkte, das, was bei ihnen einzelne Gipfel, augenblickliche Höchststeigerungen bedeutete, nunmehr zur gangbaren Allerweltsware gemacht werden sollte. Das Durcheinanderfluten der Themen in der Erkennungsszene der Elektra und des Orest, das atonal wie schwindlig in der Luft schwebende Solo der Oboe in der Abgrundszene der „Alpensinfonie", das waren eben doch nicht wegzuleugnende Wegsteine zum neuen Reich der „expressionistischen" Harmonielosigkeit. Und endlich konnte man nicht umhin, festzustellen, daß gerade unsere stärksten Talente, Reger, Mahler, Pfitzner, Schönberg, den Weg zu ihren Verlegern nicht zuletzt dank der Empfehlung des „anerkannten" Strauß gefunden hatten, daß also die Legende vom egoistischen Strauß nicht ganz aufrechtzuhalten war.

Dafür glaubte man jedoch in verschiedenen anderen Punkten den unbequem gewordenen Vertreter einer hinter uns liegenden Zeit eins anhaben zu dürfen: da gab es zum Beispiel solche, die ihm regelrechte Anleihen aus den Werken anderer Meister, so etwa Mozart, nachweisen zu können vermeinten. Der Fall vom „Plagiator Händel" feierte seine Auferstehung. Aber wie bei jenem so bewies auch bei Strauß die Tatsache von gelegentlichen Anklängen nur, daß es beiden Meistern weniger auf die sogenannte Originalität der Erfindung, als auf die persönliche Umgestaltung eines beliebigen, gut geratenen Teilgliedes ankam, aus dem eben sein ursprünglicher „Vater" das letzte nicht hatte herausholen können. Oder man „stellte fest", wie der famose Ausdruck heißt, daß in Straußens Schaffen keine „gerade Entwicklungslinie" zu erkennen, daß er der Tagesmode, den jeweils wechselnden literarischen Strömungen nachgelaufen sei (Dehmel, Wilde, Nietzsche, Hofmannsthal). Aber auch Händel und Mozart waren Kinder ihrer Zeit als echte rechte Künstler. Und so wäre auch damit nur die frische Naivität des Modernen bewiesen, die auch in ihren Verirrungen begreiflich und zum mindesten, weil ehrlich, auch sympathisch bleiben muß.

Wenn nun ein Werk den Vorwurf der Unstetigkeit gegen sein eignes Genie entkräften kann, so wird kein anderes geeigneter sein als das „Intermezzo". Es ist gewiß mehr als ein bloßer Zufall, wenn Strauß gerade hierin zu der Gepflogenheit seiner ersten Schaffensperiode zurückkehrt: sein eigener Textdichter zu sein. Nur daß der Weg vom wagnerisch-hochpathetischen Erlösungsdrama „Guntram" zu der altersweisen Beherzigung des bekannten Goethespruchs geführt hat: „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiß auch keiner von den Besten." Und auch darin ist Richard Strauß sich selber treu geblieben, ja, eigentlich im rechten Sinne „treu geworden", daß er die stärkere Seite seines schöpferischen Wesens: die apollinisch heitere, unbeschwerte Beschwingtheit in diesem „Intermezzo" sich so recht ausleben läßt, nachdem er in „Tod und Verklärung", in „Zarathustra", der „Salome" und „Elektra" einst die Stufen zu seinem frühen Weltruhm geschaffen. Strauß knüpft mit diesem neuesten seiner Werke bewußt an gewisse, längere Zeit vor den anderen in den Schatten gestellte Arbeiten an: die Meininger Klavierburleske, das unvollendete Münchener „Flohballet" nach Wedekind, den „Till Eulenspiegel", den „Don Quichotte" und die „Feuersnot".

Und auch das andere Moment, das besonders und vor allem im vorliegenden Falle Strauß einer allgemein und gern hochmütig aburteilenden Kritik ausgesetzt hat, wird im „Intermezzo" bewußt und folgerichtig zu Ende geführt: die Freude am Autobiographischen. Auch sie hat etwas von antiker Heiterkeit an sich: Kratinos taucht da vor uns auf, der sich mit seiner geliebten Weinflasche im Lustspiel dem Spott der Menge gern und willig preisgibt, Sokrates, der sich im Zuschauerraum erhebt, um dem erstaunten Publiko deutlich zu machen, daß der Akteur da droben auf der Bühne ihn mit mangelhafter Maske kopiert habe. Diese nur einem grämlichen Gemüte „anstößige" Freude an der

Selbstdarstellung, am „künstlerischen Tagebuch“ hatte Strauß schon die Feder geführt bei der Skizzierung der „Italienischen Fantasie“, wie sie ursprünglich hieß, gelegentlich seiner Italienreise im Frühjahr 1886. Sie hatte ihn die Mehrzahl seiner Lieder der Gattin zueignen lassen, sie blickt auch im „Till Eulenspiegel“, der Verherrlichung alles geistvollen Schalks- und Narrenwesens durch, das die Herren Theorieprofessoren, die Merker, in Aufregung bringt, so wie Friedrich Klose sein Streichquartett den deutschen Schulmeistern widmet. Und die Strauß-Wolzogensche „Feuersnot“, ist sie etwas anderes als eine regelrechte Wiederbelebung der Aristophanischen Literaturkomödie mit ihrer Parabase, der Ansprache des Musikers an das werte Publikum, das da oben eine recht alberne Rolle auf sich hat nehmen müssen? Im „Heldenleben“ läßt ihn diese Freude am Autobiographischen seine Hauptwerke zitieren, die denn schließlich aus dem „Kampf mit den Widersachern des Helden“ siegreich hervorgehen: Bachs gegen seinen Kritiker Scheibe gerichteter „Streit des Phöbus und Pan“, Wagners Beckmesserständchen sind nichts anderes als diese Persiflage des Modernen. Den Höhepunkt der Straußschen Linie in der geschilderten Beziehung bildet die „häusliche Sinfonie“, die vielumstrittene „Domestica“, ein noch kaum jemals gewagter Wurf, der nicht, wie Beethoven einem Freunde schrieb, „die Bäume, Felsen und Vögel“ einer Landschaft, sondern Weib und Kind „mitkomponieren“ läßt. Die „Alpensinfonie“ gibt das rein landschaftliche Gegenstück dazu: einen sinfonischen Gruß aus der Bergesheimat des Musikers, die (rasch beschlagnahmte) satirische Liedfolge „Krämerspiegel“ ist ein köstliches Gegenstück zu Beethovens „Wut über den verlorenen Groschen“ oder zu dessen bissig-humorvollen Schimpfkanons auf seine „eselhaften Freunde“. Das Ballett „Schlagobers“, eine rechte Farce auf seinen Wiener Aufenthalt, wirkt wie die Skizze zum „Intermezzo“, das zwischen Wien und Garmisch Fäden spinnt, die am Telegraphendraht entlanglaufen und die „postalische Verwechslung“ seines Namens mit dem eines Schürzenjägers in ihrer tragikomischen „Fernwirkung“ bis zur Scheidungsklage der „stürmischen Gefährtin“ Pauline de Ahna darstellen. Die „Warnung vor bissigen Hunden“ und das strenge Verbot, ohne Voranmeldung und Erlaubnis durchs Küchentelephon das Straußsche Grundstück in Garmisch zu betreten, gilt demnach nicht fürs musikalische Gebiet, wo der Meister, wie Goethe den Weimaranern zuruft: „Warum soviel Federlesen, tretet immer nur herein, denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“

Damit sind wir auch wiederum bei der Sache angelangt: die naive Unbekümmertheit des Urmusikanten (nicht jene saloppe Jazzfrechheit), diese Natürlichkeit, welche ein Reger an Strauß bewunderte, das Sich-nicht-wichtig-machen mit angeblich welterschütternden Problemen, mit „noch nie dagewesenen Entdeckungen“, das freie Herausstellen des Allmenschlichen, das hier wie im Intermedium der Renaissance zum Gegenstand eines heiteren Zwischenaktes gemacht wird, das alles ist es, was unsere angeblich so „freie Zeit“ von dem sechzigjährigen Strauß lernen könnte, mag man auch da und dort anders empfinden als er. Daß Strauß zugleich in dieser musikalischen Komödie *seinen* endgültigen Stil, den der leichten musikalischen Plauderei ganz wie sein tschechischer Alters- und Zeitgenosse Léos Janacek in der „Jenufa“ gefunden zu haben glaubt, unbelastet von dem „Kontrapunkt, den nun einmal der leidige Satan uns Deutschen in die Wiege gelegt hat, damit es uns auf der Opernbühne nicht allzu wohl ergehe“, der freien unbeschwerten Melodik entgegenstrebend, das macht uns diesen Meister liebenswert und sein Alterswerk, das er sich wie Däubler als die Krönung der „höheren Einfachheit“ erträumt, nach der noch jeder wahrhaft Große sich sehnte, bedeutsam. Hermann Unger.

Vom Monte Pincio und Gaurisankar.

Der große Dante droben im Paradiso errötete bei der italienischen Prahlerei, daß Herr Walther von der Vogelweide, der Sänger süßester Liebeslieder, die durch das größte der abendländischen Reiche jener Zeit erklangen, der Sänger ernstester politischer Gedichte, die von den Fürsten und Königen gesucht wurden, nur ein kleiner Hügel gegen ihn, den Gaurisankar sei. Der große Dante ist auch darüber ein wenig beschämt, daß die gebildeten Deutschen sowohl ihn selber als auch Walther im Urtext zu lesen lieben und daher vergleichen können, während sein berühmter italienischer Diktator über einen deutschen Dichter Urteile abgibt, ohne imstande zu sein, ihn zu lesen und zu vergleichen. Das gibt der Situation einen Humor, den wir genießen, den Mussolini in seiner Naivität aber nicht einmal dumpf zu empfinden vermag. Dante im Paradiso wird den freilich kleineren Dichter Walther, der gleichwohl noch immer zu den großen Dichtern gehört, um Verzeihung für die geringe Bildung seines Mussolini bitten, und der höfisch vornehme Herr Walther wird mit einem Scherzwort über die Sache hinweggehen. Oh, wie hat Dante, der ghibellinische Gaurisankar, die kleinen italienischen Tyrannen-Pincios gehaßt und wie hat er die Macht eines großen deutschen Kaisers herbeigewünscht! „Cesare mio, perchè non m'accompagne?“

Vergleiche sind gefährlich, weil sie andre Vergleiche locken. Wir denken an die beiden Gaurisankars der Staatskunst, Napoleon und Bismarck. Wie hoch ragt zwischen diesen beiden Gipfeln der Berg Mussolinis? Napoleon wie Bismarck haben überlegene Gegner angegriffen. Nicht gegen ruhebedürftige, entwaffnete, machtlose Mitvölker, sondern gegen die stärkste Militärmacht Europas erhob Bismarck die Waffe. Mussolini aber verzichtet auf Savoyen, die Heimaterde seines Königs, auf Nizza, auf Corsica, auf Tunis, und droht mit entblößten Zähnen über den Brenner, wo ihm zur Zeit nichts gefährlich werden kann. Bismarck suchte seinem Staate für die Zukunft Freunde zu schaffen; denn er dachte an die Zeit, da er nicht mehr leben würde. Mussolini verärgert seine historischen und natürlichen Freunde um politisch unbeträchtlicher Vorteile willen und schneidet seinem Volke die Hilfe vom Norden ab, die es einmal brauchen wird, wenn es sein natürliches Wachstum an den Küsten des Mittelmeeres fördern will. Mussolinis Erfolge sind innerpolitischer Art. Ueber die Größe des Staatsmanns aber wird das Urteil nicht in einem Volke, sondern zwischen den Völkern gebildet. Es gibt Vulkane, deren Krater am Ende der Eruptionen nicht höher sind als der Monte Pincio, weil sie ihren Kraftaufwand in Niederungen vertan haben.

Aber wozu das Reden und Antworten? Wäre Italiens Stellung in der Welt nicht stärker, wenn es durch eine freundliche Behandlung der Deutschen sich einen Freund im Norden geschaffen hätte, als nun, da es die Möglichkeiten zukünftiger Mittelmeergröße um einer Phrase willen an Frankreich verhandelt? Wenn die Italiener dazu Evviva schreien, muß man sie schreien lassen. Nicht mit rauschenden Worten, sondern mit den Kräften der Wirklichkeit werden Staaten erbaut. Ein rhetorischer Gaurisankar ist nur grotesk, aber keineswegs fürchterlich. Ein Italien mit Frankreich bleibt in alle Ewigkeit ein Italien unter Frankreich. Begnügt sich ein Mussolini mit so wenig?

Franzosen in Berlin.

Nicht die Kontrollkommission, die einst in Berlin in Uniform spazieren ging, nicht die Mitglieder der Dawes-Kommission, die fleißig und still an der Teilliquidation der deutschen Staatshoheit tätig sind, sind verneint, sondern jene Macht, die Berlin höchst freiwillig den Franzosen wieder eingeräumt hat: die Macht über das Theater. Ich habe die lange Liste französischer, zum Teil schon stark ramponierter Bühnen-Rampenware, die hier in der letzten Zeit verschlissen worden ist, verloren. Es ist nichts damit verloren.

Es handelt sich nicht um Dichtung, es handelte sich restlos um Fabrikate. Wenn nach 1870 der deutsche Sieger die überlegene Routine ins Land holte, so war das weder schön noch nötig, aber es war möglich. Heute ist es unmöglich und eine würdelose Unerträglichkeit, die aber selbst von der nationalen Presse mit jener gottgewollten Gleichgültigkeit ertragen wird, die der schwere Stempel unserer Zeit ist. Es sind eben „Vorwirkungen" von Locarno, dessen Geist ja zu jenen Geistern gehört, die man nicht sehen kann. Wenn ein deutscher Künstler einem Berliner Kunstsalon eine Ausstellung anbietet und die Antwort bekommt: „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! Aber wir machen nur Franzosen", so ist das nicht aus der französischen Frankenlage zu erklären, sondern war schon länger Geschäftsprinzip. Daß der gleichnamige Salon in Paris nur Deutsche machte, ist aber bisher nicht bekanntgeworden. — In der Herbstausstellung der Berliner Sezession, die sich nach Corinths Tode leider durch die Sezession, das heißt Abwesenheit überragender Talente auszeichnet (was hoffentlich im neugeplanten Hause besser werden wird), hing eine lange Wand voll Franzosen, und als Rückwirkung soll die Sezession im Frühling in Paris — hoffentlich nicht ohne Hilfstruppen — aufmarschieren. Außer dem einen Bild des einen Utrillo — denn daß Maurice Denis seit Jahrzehnten gute Bilder malt, wissen wir — gab es Gründe künstlerischer Notwendigkeit für diese Ausstellung nicht. Von Führerschaft wie zu Zeiten der Fontainebleauer und der Impressionisten ist kein Schaftsplitter mehr vorhanden. Dichter-Führerschaft auf der Bühne hatten die Franzosen ja nie. Es fehlt ihnen seit Molière jeder dramatische Dichter von überragender Bedeutung, aber sie hatten sozusagen die Verführerschaft. Die spritzige Leichtigkeit in der Behandlung der erotischen oder richtiger der sexuellen Dinge gab nicht Wert, aber Reiz. Jetzt werden sie moralisch wie eine gealterte Grisette. „Auch das noch!" seufzt der Betroffene und philosophiert am Ende des verlorenen Abends über das: „Warum überhaupt?" Lediglich als Wiederkehr der Vorkriegsgewohnheit? — Johannes Quade.

Anstandslehre für Stockholmgänger.

Die „Nachworte" zur Stockholmer Konferenz nehmen noch immer kein Ende. Ein Teil der deutschen Besucher Stockholms scheint besonders für den Treppenwitz begabt zu sein, weshalb er nun unaufhörlich dem andern Teil auseinandersetzt, wie man es eigentlich hätte machen müssen. Die Begabung zu grundgescheiten Nachrufen und Nachreden ist ganz außerordentlich durch diese wunderbare Welt-, Menschheits- und Monstre-Konferenz angeregt worden, auf der diejenige Art von Deutschen, die sich etwas auf ihre Gestigkeit zugute tut, so schöne Gelegenheiten fand, immer von einer Ehrfurcht (vor dem Fremdartigen) in die andre zu sinken und zu gleicher Zeit das Bewußtsein der eigenen persönlichen Erhabenheit (über die selbstverständlich tief unter ihnen stehenden Volksgenossen) auszukosten.

Es darf nicht wieder vorkommen, daß sich die Deutschen bei der nächsten Vollversammlung all der pompösen und illustren Kirchenchristentümer ganz einfach als Deutsche benehmen und naiverweise so sprechen, wie ihnen ums Herz ist. Nein, sie müssen den Angelsachsen auf den christlich frommen Mund und auf die christlich frommen Augen schauen, um nicht den internationalen christlichen Anstand durch unangebrachte Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu verletzen. Seid klug wie die Schlangen, wegen des Falschen findet sich schon eine Ausrede! Hat nicht Jesus in der Bergpredigt auf englisch gesagt: Selig ist, wer gentlemanlike ist? Selig ist, wer niemals, auch nicht um der Wahrheit willen, unhöflich ist? Selig ist, wer die Gefühle der Majorität schont? Der ungeschlachte, bärenzottige, grad-aufrichtige, deutsch-fromme „Teutonismus" ist im angelsächsischen Himmel nicht beliebt und wird von den Nicht-Deutschen nur deshalb nachsichtig ertragen, weil man dort eben so fromm ist, daß man ohne Schaden sogar Deutsches ertragen kann. Ungefähr so meinen die Treppenwitzler und Nachrufschreiber.

Auf daß es in Zukunft anders werde, schlagen wir vor, eine regelmäßige „Anstandslehre für Stockholmgänger" aufzutun. Die Teilnehmer künftiger Welt-Konferenzen sind in Stockholm-Kursen

von ihrer deutschen Art zu entwöhnen und auf die einzig Erfolg verbürgende Weise einzurichten, angefangen von der Gangart und dem richtigen Augenauf- und -niederschlag als Zeichen tiefer Frömmigkeit bis zu den großen Problemen der Weltanschauung hin. Die werdenden Stockholmgänger müssen jeden Morgen beim Aufstehen zwanzigmal (Methode Coué) aufsagen: Nathan Söderblom ist der größte Theologe, Prediger, Kirchenfürst, Politiker und Gottesmann der gegenwärtigen Christenheit. Bis sie davon fest überzeugt sind. Auch ist eine besonders tiefe Söderblom-Reverenz solange einzudrillen, bis sie tadellos klappt. Darauf hat eine systematische Stärkung des deutschen Schuldgefühls einzusetzen. Was das Benehmen betrifft, so ist die „easity" des angelsächsischen gentleman erstrebenswert. Da sie aber den deutschen Pastoren und Professoren schwerlich einzubilden ist, soll man wenigstens eine gewisse unterwürfige Anschmiegsamkeit (die frisch aus Galizien nach Wien einwandernden Juden sind leuchtende Vorbilder dafür) zu erreichen suchen; man muß den deutschen Stockholmgängern ansehen, daß sie als Deutsche ein schlechtes Gewissen haben. Das deutsche Schuldbekenntnis muß selbstverständlich fest im Gedächtnis sitzen und auf Anruf wie geschmiert gehn. Wiederum muß man die Sache aber auch so geschickt machen, daß man jedem jederzeit beweisen kann, daß die deutsche Ehre durchaus gewahrt sei. „Immer hintenherum!" ist der Grundsatz des gebildeten Westeuropäers. Das wird vor allem Aufgabe der Berichterstattung sein. Für Berichterstatter ist ein besonderer Klugheitskursus durchzuführen. Auf daß alles glatt gehe, darf über dem Einerseits das Andererseits nie völlig aus dem Auge verloren werden. Das Schema wäre etwa: Wir sind (folgt Tremolo) tiefgebeugte Bekenner der unsühnbaren deutschen S c h u l d — können aber andererseits nicht auf die Möglichkeit verzichten, bei passender Gelegenheit und geeignetem Zeitpunkt auch das deutsche — Pardon! — Recht zu bekennen. Wir sind unbedingt davon überzeugt, daß das Quäkertum und das Puritanertum die reinsten, erhabensten und jesusmäßigsten Ausprägungen des evangelischen Geistes sind — möchten aber andererseits auch die Möglichkeit zu bedenken geben, daß das deutsche Luthertum vielleicht nicht ohne einen gewissen Wert für die Menschheit sein könnte. Und so.

Wer aber soll deutscher Anstandsmeister für Stockholm werden? Es gibt nur e i n e n: Siegmund-Schultze.

Der Beste wurde nicht geopfert.

In einer Jugendzeitschrift des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes war zum Totensonntag ein Stück aus Walter Flex' bekannter Kriegsdichtung „Vom großen Abendmahl" abgedruckt, zum Gedächtnis der Gefallenen. Unter andern diese Worte: „Aber es sind doch die Besten, die nicht heimkehren. Und ich fühle, Gott will es, daß es so ist... Der Opfertod der Besten unseres Volkes ist nur eine gottgewollte Wiederholung des tiefsten Lebenswunders, von dem die Erde weiß, vom stellvertretenden Leiden Christi."

Die berühmten Schlitzaugen der „Welt am Montag" erwischten diese Sätze, waren aber zu fix, um die Quellenangabe mitzuerfassen. Sogleich fuhren die Schreibefinger in folgender Weise darüber her: „Also der liebe Gott hat es ausdrücklich gewollt, daß gerade die Besten fielen! Na, über diese Frage mag sich der Artikelschreiber mit dem lieben Gott selber auseinandersetzen. Wenn aber wirklich die Besten im Kriege gefallen sind, so gehören die Heimgekehrten, der deutschnationale Handlungsgehilfenführer und deutschnationale Abgeordnete Walter Lambach an der Spitze, nicht gerade zu den Besten? Na, über diese Frage mag sich der Artikelschreiber mit Herrn Lambach auseinandersetzen." Die Ueberschrift über diese Weisheit lautet: „Dunkel, aber dumm".

Na, der Artikelschreiber Walter Flex in seinem Feuilleton-Artikel über das Abendmahl hat zweifellos geirrt. Wir sehen doch, daß uns, immerhin, na, Hellmuth von Gerlach aus Mönchmotschelnitz erhalten geblieben ist. Man ist in ganz Paris davon überzeugt, und wir müssen es also wohl glauben, daß er der Allerbeste ist. Hell, aber dumm.

W e r m a c h t K u n s t g e s c h i c h t e? Der Künstler doch wohl; indem er nämlich derjenige ist, der die Werke macht, die als Meilenzeiger an der

Strecke stehen, um dem Schreiber der Geschichte den Weg zu weisen. So oder so ähnlich haben wir uns das bisher vorgestellt. Aber da sind wir schön hereingefallen. Nämlich: seit der Aera Paul Cassirer in Berlin haben sich diese Dinge gründlich geändert. In ihrem Nachruf auf den Kunsthändler schreibt eine bekannte Zeitschrift, deren Namen ich errötend verschweigen will, folgendes:

„Mit dem Tode Paul Cassirers findet eine der wichtigsten Epochen der neueren Kunstgeschichte für Deutschland ihren Abschluß."

Punktum. Und so werden wir umlernen und analog feststellen müssen: nicht mit dem Tode Goethes, sondern mit dem des Herrn J. G. Cotta in Stuttgart fand die klassische Epoche unserer Literaturgeschichte ihren Abschluß. Denn was Paul Cassirer recht ist, ist J. G. Cotta billig.

Ist das nicht ein herrliches Beispiel für die Begriffsverwirrung in unseren kritischen Köpfen? Ich schlage vor, einen Schritt weiterzugehen und für ein Cassirer-Denkmal zu sammeln, das in der Ruhmeshalle der deutschen Republik, dem Bismarckdenkmal gegenüber, baldigst zu enthüllen wäre. Unterschrift:

Paul Cassirer,
dem mutigen Importeur
französischer Impressionisten
das dankbare deutsche
Vaterland.

Handel und Gewerbe sind gewiß ehrenwerte und notwendige Funktionen im Haushalt eines Volkes. Es hat königliche Kaufleute gegeben, die tatsächlich Geschichte gemacht haben, gründlicher als mancher käufliche König. Wir wollen auch, um gerecht zu sein, bereitwillig zugeben, daß Paul Cassirer durch die vielseitige und doch konsequente Art seines Berliner Betriebes zur Geschichte des internationalen Kunsthandels ein recht interessantes Kapitel beigesteuert hat. Wer einmal das Wagnis unternimmt, die Geschichte des modernen Kapitalismus zu schreiben, wird die Fäden, die Kapital und Kunst verbinden, sehr scharf unter die Lupe nehmen müssen. Ganz besonders die Methoden und Wirkungen der Handelsepoche Paul Cassirer. Die geschichtliche Erkenntnis künstlerischer Leistungen aber hat mit der Bewertung von Handelsspekulationen nichts zu tun. K.

Zwischenrufe 2.

Hans Delbrück, der nicht nur durch seine bedeutende wissenschaftliche Arbeit, sondern auch durch manche extravagante Hypothese berühmt geworden ist und der sich längst zu einem streitkühnen Deutschdemokraten und Autor des Berliner Tageblattes entwickelt hat, schreibt in einem Aufsatz über den Münchner Dolchstoß-Prozeß im B. T.:

„Man wird zugeben, daß es oft schwer ist, zu unterscheiden, ob eine Darstellung bewußt oder unbewußt unwahr ist. Parteileidenschaft und Fanatismus lassen Menschen, auch sonst ganz intelligente Menschen, manchmal Dinge behaupten, deren Absurdität auf der Hand liegt..." Zwischenruf: Zum Beispiel Hans Delbrück.

Zwischenrufe. 3.

Ein Sohn der Familie Moltke ist ebenfalls ins Berliner Tageblatt hinein fortgeschritten: Adam von Moltke („der Sohn des früheren Generalstabschefs Hellmuth von Moltke", wie das B. T., um den Stil dieses Leitartikels zu entschuldigen, einführend bemerkt). Der Sohn des früheren Generalstabschefs hält eine Rede „An den deutschen Adel" dort, wo er dem deutschen Adel am meisten imponieren wird: im arischen Adelssalon des Hauses Mosse. Theodor Wolff druckt stillvergnügt die liberalen Gemeinplätze über Anpassung an die Zeit, Auf-den-Boden-stellen und Weltentwicklung ab, die Adam von Moltke einer Niederschrift immer noch einmal für wert hält, und macht sich die heimliche Freude, den Moltkeschen Text unkorrigiert preiszugeben. Theodor Wolff, ein Mann von Geschmack, würde weder diese Feld- und Wiesen-Gedanken noch diese literarische Leistung seinen Lesern vorsetzen, wenn es ihn nicht kitzelte, Arm in Arm mit einem deutschen Adeligen aus „prominenter" Familie auf dem Felsen des Berges Horeb vor seinem Volke zu erscheinen. Welch eine Wendung durch Jahwes Fügung! Hören wir der Deklamation des neuen Mosse-Favoriten ein wenig zu:

„Ist es würdig, einem anderen die Ehre streitig zu machen, ohne ihn zu kennen, nur weil er *eine andere Auffassung* von Welt oder Gesellschaft hat? Ist es für einen Men-

schen, der das Recht der Bildung und Anerkennung (so steht's da: das Recht der Bildung und Anerkennung) für sich in Anspruch nimmt, würdig („würdig für jemanden" ist mehr Adamsdeutsch als Moltkedeutsch), einen anderen lediglich deshalb als nicht gleichwertig zu betrachten, weil er Demokrat oder Sozialdemokrat, oder weil er Jude ist?" Zwischenruf: Oder weil er national oder völkisch oder konservativ oder gar ganz einfach deutsch ist?

Aufruhr im Schriftstellereibetrieb.

Schriftstellerische Produkte sind zur Zeit wenig gefragt. Der Betrieb leidet unter schlechter Konjunktur. Also versammelt sich die Gewerkschaft deutschsprachlicher Schriftsteller, um die Forderungen des notleidenden Berufs an den Staat zu begründen und zu formulieren. Ein großer Saal wird gemietet, und das Schriftstellereigewerbe kommt in Massenbataillonen angerückt. Man denke: Staatshilfe! Ergebnis: ein wüster Klumpen schlechten Benehmens. Gesichter zerren sich. Hände reden. Schrill gellt die Stimme des kleinen Heulweibes Ernst Toller durch das Chaos. Dieser tobende Haufe unbeherrschter Spektakelmacher — so also sehen „die deutschen Schriftsteller" aus? Wir weigern uns entschieden, dazu zu gehören.

Was wollen sie? Kommunistischer Antrag: Sie wollen haben das Geld von den deutschen Fürsten. Die Toller, Gloeßner, Mühsam, Lasker-Schüler usw. sollen also aus dem, was den Fürsten enteignet wird, unterstützt werden? Warum sollen sie nicht das Geld von Mosse, Ullstein usw. haben? Die sind es doch, die das Geschäft mit den Produkten solcher „deutschen Schriftsteller" machen. Warum lärmt ihr nach Fürstengeld, statt eure Mosses und Ullsteins zu sozialisieren?

Gewiß ist das Elend schlimm. Aber es ist eine grundsätzliche Frage, ob für die Schriftsteller ebenso wie für notleidende Winzer usw. Extraforderungen über die allgemeine Wohlfahrtspflege hinaus erhoben werden dürfen. Der Winzer, der Landwirt usw. können Geld vom Staate nehmen — sie verlieren damit nicht ihre Freiheit, da es sich nur um wirtschaftliche Funktionen handelt. Aber der Schriftsteller, der Geld vom Staate nimmt, verliert dadurch seine Freiheit, da seine Freiheit moralischer Art ist. Seine Funktion ist eine moralische. Ein Schriftsteller, der sich vom Staate Geld geben läßt, ist eben — ein vom Staate bezahlter, ein dem Staate verpflichteter Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der nicht frei sein kann, soll das Schriftstellern lassen. Denn die öffentliche Meinung ist nicht bloß ein Gewerbe.

Ergebnis des Unternehmens, das der Schutzverband deutscher Schriftsteller inszenierte? Blamage.

Neue Bücher

Hans Schwarz, Heroisches Vorspiel. 40 Seiten. Ring-Verlag, Berlin.

Dreimal sieben Gedichte sind in dem Heft vereinigt. Die erste Gruppe huldigt den Helden und Führern der Vergangenheit: Siegfried, Hagen, Hutten, Luther, Beethoven, Hölderlin; die zweite Gruppe drückt die Sehnsucht der Jugend aus, sie schließt mit dem großen Gedicht „Aufbruch", dessen letztes Wort lautet: „Mannheit!" Die letzte Gruppe ist schwer zu umschreiben, vielleicht ganz kurz mit dem Worte: Kräfte. Sie beginnt mit einer Vision der Gnade und endet mit dem Gesicht des Adlers.

Es ist Gedankendichtung, die nicht unmittelbar von Herz zu Herz springt, sondern eine Anspannung des Denkens fordert. Auch das Bildhafte bleibt in einer gewissen Abstraktion. Dabei aber haben diese (bis auf eines reimlosen) Gedichte einen bezaubernden Wohllaut des Klanges und einen erhaben schreitenden Rhythmus. Eine Zusammengehörigkeit dieser Begabung mit der Art Hölderlins ist unverkennbar. Als Probe sei der Anfang des Adler-Gedichtes mitgeteilt:

„Es wehen große Flügel
Durch unsre dunklen Nächte,
Von seinem Felsenhorste

Entschwebte in den Norden
Der Adler und er wittert
Das Leben in der Tiefe.
Wann wird er niederstoßen?"

Der „Aufbruch" beginnt: „Man muß des Zornes mehr im Blute haben / als Süße, will man Euch, Ihr Deutschen, lieben."

Die weitere Entwicklung wird davon abhängen, ob die konkrete Erlebnisfülle sich nicht unter dem starken Formwillen verflüchtigt, sondern im Mitschwingen bleibt. St.

Carl Meißner, Wilhelm Kreis. (Charakterbilder der neuen Kunst. Hrsg. von P. J. Cremers Bd. 6.) 38 S. und 34 Bildtafeln. Geb. 5,— Mk. G. D. Baedeker, Essen.

Meißner gibt eine sachkundige und von tiefer Achtung für die künstlerische Leistung erfüllte Darstellung der Entwicklung des großen Architekten. Dabei kommt ihm zustatten, daß er Kreis von der Dresdener Zeit her persönlich kennt, ihn auch bei der Arbeit hat sehen können. So ist er nicht auf die allgemeine ästhetische Phraseologie angewiesen, sondern kann aus den lebendigen Eindrücken heraus der Individualität gerecht werden. Die Bildtafeln geben einen Ueberblick sowohl über die verschiedenen Schaffensgebiete wie über die künstlerische Entwicklung Wilhelm Kreis'. Wer, angeregt durch Meißners Aufsatz in diesem Heft, sich eindringender mit Kreis beschäftigen will, der für den „modernen Baustil", den „neuen Sachstil" oder wie man sich sonst auszudrücken beliebt, von größter Bedeutung ist, dem sei das billige kleine Werk empfohlen. St.

Walther Lambach, Die Herrschaft der Fünfhundert. Ein Bild des parlamentarischen Lebens im neuen Deutschland. Mit über 50 Momentaufnahmen, zahlreichen Faksimiles und Uebersichtskarten. 168 S. Geb. 8 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Das Buch stellt uns — was merkwürdigerweise bisher noch nicht geschehen ist — das Leben des Reichstages vor, und zwar weder idealisiert noch karikiert, sondern ganz einfach so, wie es wirklich ist. Es ist keine soziologische und psychologische Analyse, keine prinzipielle Kritik oder Rechtfertigung, sondern ein Abbild der Wirklichkeit: so spielt sich die Tagesarbeit der Reichstagsabgeordneten ab. Der Leser mag je nach Einstellung dieser Wirklichkeit Respekt oder Ironie entgegenbringen, der Verfasser hält es nicht für seine Aufgabe, ihm das eine oder andre beizubringen. Gegen blinden Respekt schützt ihn seine Parteigesinnung, gegen herabsetzende Kritik aber schützt ihn die Notwendigkeit, selbst dauernd in diesem Parlament arbeiten zu müssen. So ist eine Wirklichkeitsdarstellung herausgekommen, die in gewisser Weise die Grundlage aller weiteren Erörterungen sein muß. Die Parlamentsidealisten müssen ihr Ideal vor dieser grauen Tatsächlichkeit rechtfertigen, die Parlamentsgegner müssen ihre theoretische Kritik mit Wirklichkeit füllen.

Lambach hat eine leicht hinfließende, angenehm lesbare Erzählung als äußere Form gewählt. Er „erzählt", wie sich ein fingierter Abgeordneter Müller vom Tage der Reichstagswahl an in den „Betrieb" einlebt, wie er, nach manchen Ernüchterungen und Enttäuschungen, allmählich einer von den Eingeweihten wird bis zum neuen Wahlkampf hin. Lambach verbirgt seinen deutschnationalen Standpunkt nicht, gleichwohl ist er bemerkenswert objektiv, so sehr, daß er dem, der nicht genauer hinblickt, eine Rechtfertigung des Betriebes zu liefern scheint. Aber zwischen den Zeilen steht bisweilen das Interessanteste, und wer genau zusieht, hat sein Vergnügen an mancher Pikanterie. Am deutlichsten ist das bei den Momentaufnahmen (und ihren Unterschriften), die Geist und Stimmung der Parlamentarier oft entzückend einfangen. Auch die Faksimiles der Reichstagsdrucksachen sind, wenn auch scheinbar zufällig, so doch sehr — instruktiv gewählt. Die Zeichnungen, welche die Verteilung der Fraktionen für die verschiedenen Wahlperioden verdeutlichen, und der Ueberblick über die Parlamentsereignisse von 1918 bis 1925 sind willkommenes Nachschlagematerial. St.

Heinz Brauweiler, Berufsstand und Staat. 288 Seiten. 6 Mk. Ring-Verlag, Berlin.

Die formale Demokratie fordert den „omnipotenten" Staat, gerade weil der Staat für sie nur Mittel zum Zweck ist und dem Interesse des Einzelmenschen

und seiner Wohlfahrt dient. Von diesem Standpunkt aus mag die Aushöhlung einer an sich heute schon schwachen staatlichen Organisation durch eine finanziell starke Wirtschaft und durch eine nach ihren sozialen Funktionen organisierte Bevölkerung freilich beklagt werden. Jedoch zu Unrecht! Das Ungesunde in den gegenwärtigen Verhältnissen liegt in der Verabsolutierung der Wirtschaft und des einzelnen, liegt darin, daß der Staat in Abhängigkeit von Wirtschafts- und anderen Gruppen gerät, liegt aber nicht in der Bildung einer sich selbst verwaltenden, nach sozialen Gesichtspunkten gegliederten Volksgemeinschaft. Vielmehr ist es nicht nur berechtigt, sondern geradezu notwendig, daß es zu einem Sich-selbst-erfassen der Sonderfunktionen innerhalb eines Kulturganzen komme. So fordert es auch der Konservativismus im Gegensatz zum Demokratismus.

Das vorliegende Buch ist aus konservativen Anschauungen heraus geschrieben. Es ist eine treffliche Leistung sowohl in der Behandlung der Probleme, als auch in der Einführung in die geschichtlichen Zusammenhänge. Die großen Vorbilder für Brauweiler sind der deutsche Ständestaat des Hochmittelalters und die Steinschen Reformen. Daß von der Bedeutung Luthers und des Protestantismus für den modernen Staat so gut wie überhaupt nicht gesprochen wird, ist freilich eine Schwäche dieses Buches.

Besonders wichtig ist das letzte Kapitel (S. 153—243): „Neuständische Verfassung", in dem die praktischen Forderungen enthalten sind. Erste Forderung: Gliederung der Wirtschaft in Steuergemeinschaften. Es gilt nach besseren Möglichkeiten zu suchen, dem einzelnen Steuerpflichtigen gerecht zu werden, zweckmäßigere Steuerformen ausfindig zu machen usw. Gedanke und Praxis haben ja bereits eine Geschichte. Zweite Forderung: Wirtschaftliche Selbstverwaltung. Das bedeutet eine Verwaltung staatlicher Ordnungsgewalt durch Organe der Wirtschaft, wie schon Bismarck den Volkswirtschaftsrat als eine Unterstützung der Regierung gegen das politische Parlament gedacht hatte. „Die berufsständische Gemeinschaftsgesinnung der mittelalterlichen Zunft bewährte sich vor allem in der Pflicht der Gesamtverantwortung, die nicht nur sittliche, sondern auch rechtliche Pflicht war ... Nichts ist wichtiger als die Erneuerung dieses eigentlichen berufsständischen Lebensprinzips." Dritte Forderung: Werkgemeinschaft. Entproletarisierung der Arbeiterschaft. „Der Arbeiter muß aus seiner Klassenlage befreit werden." Beruf ist Dienst an einer Aufgabe innerhalb des Wertganzen. Von hier aus gewinnt der Gewerkschaftsgedanke die Bedeutung der Standesvertretung der Arbeiterschaft als der Form, in der sie sich als Organ der Wirtschaft in das Kulturganze eingliedert. Vierte Forderung: Rechtsgemeinschaft. „Das Arbeitsrecht hat die Aufgabe, das Arbeitsverhältnis mit der Idee der Arbeitsgemeinschaft zu erfüllen. Hingabe des Menschen an sein Werk!" Fünfte Forderung: Es müssen die zahlreichen Möglichkeiten für die Mitarbeit berufsständischer Gruppen und ihrer Vertretungen innerhalb der kommunalen Verwaltung ausgenutzt werden. Sechste Forderung: Selbstverwaltung des Geisteslebens. Das Problem der Schule usw.

Diese Forderungen im einzelnen zu diskutieren, ist hier nicht der Ort. Die Zeit heischt sie. Der Sozialethik sind für die Zukunft große Aufgaben gestellt. Solche Bücher wie dieses müssen geschrieben werden. Es ist keine Frage, daß in den berufsständischen Bestrebungen „wahrhafte Aufbaukräfte" stecken. Karl Witte.

Deutsche Vergangenheit. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. I. Die Germanen in der Völkerwanderung. 453 S. II. Das Frankenreich. 590 S. III. Klosterleben im deutschen Mittelalter. 547 S. IV. Die sächsischen und salischen Kaiser. 478 S. — Jeder Halbleinenband mit 16 Bildtafeln und 1 Karte 7,50 Mk. Inselverlag, Leipzig.

Es ist neuerdings ein sichtbares Wachstum der Teilnahme an sogenannten „Quellenbüchern" zu bemerken, an neuen Ausgaben alter Denkmale des Schrifttums und der Kunst. An Bilderwerken haben wir, dank der Verbesserung der Druckverfahren, fast schon ein Ueberangebot, auch die alte Dichtung ist in guten Ausgaben allgemein zugänglich. Anders war es um die literarischen Quellen der deutschen Ge-

schichte bestellt, sie rieseln wohl auch in mehr oder weniger verborgenen fachwissenschaftlichen Publikationen, aber sie sind noch bei weitem nicht geistiges Gemeingut des Volkes. Gustav Freytag hat vor Jahrzehnten einen Versuch gemacht, mit seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" eine Art Quellen-Lesebuch für das ganze Volk zu schaffen, und die Tatsache, daß dieses Werk lebendiger geblieben ist als die Reihe seiner breiten Geschichtsromane, beweist, daß er auf der rechten Spur war. Als eine Fortsetzung seiner Arbeit, wenn auch methodisch anders angepackt, kann das vorliegende groß angelegte Quellenwerk gelten. Ich kenne wenige neuere Werke, die so wie dieses geeignet sind, den Sinn für die Tatsachen unserer Vergangenheit, geschichtliche Ueberlegung und Erkenntnis zu fördern. Die erste Reihe der schönen stattlichen Bände ist vollständig: Die Germanen in der Völkerwanderung; Das Frankenreich; Die sächsischen und salischen Kaiser; Die Hohenstaufen. Von der zweiten Reihe liegt einstweilen nur der Band vor: Das Klosterleben im deutschen Mittelalter. Geplant sind die weiteren Bände: Geistesleben. Kirchenfürsten, Fürstentum und Rittertum, Städte und Hansa. Also ein ganz weiter Umkreis der alten Kultur und Geschichte wird hier umschritten, die wichtigsten Quellenschriften und Dokumente, nach Zeit und Stoff gruppiert, füllen ihn aus, die schwer lesbaren lateinischen oder deutschen Texte in durchaus lesbares Hochdeutsch übertragen. Der Herausgeber beschränkt sich auf sachlich orientierende Einleitungen zur jeweiligen Epoche, dann reden die alten Chronisten, nicht nur die bekannteren wie Widukind, Gregor von Tours oder Einhard, sondern auch die vergessenen und vergrabenen. Jeder Band bringt am Schlusse sehr sorgfältige Anmerkungen, Literatur- und Textverzeichnis, Personen- und Sachregister. Es bleibt da wirklich kaum etwas zu wünschen übrig, es sei denn, daß die Auswahl als solche beanstandet würde. Ich habe keinen Grund dazu gefunden. Und deshalb empfehle ich dieses wahrhaft nationale Unternehmen nachdrücklich. Es gibt kein besseres Mittel, unser ziemlich schwankendes Geschichtsbewußtsein neu zu festigen als diese ehrwürdigen Kronzeugen der alten Zeiten. **Eugen Kalkschmidt.**

Wilhelm Schellberg, Joseph von Görres. 2. verbesserte Auflage. 175 S. Geb. 4 Mk. Gilde-Verlag, Köln.

Zum 150. Geburtstag des großen rheinischen Publizisten Görres, am 25. Januar 1926, hat der gegenwärtig beste Görreskenner, Geh. Ministerialrat Dr. Schellberg-Charlottenburg, die biographische Einleitung zu seiner im Jahre 1911 (bei Kösel in München und Kempten) erschienenen zweibändigen Auswahl aus den Werken und Briefen von Görres in einem geschmackvollen Büchlein gesondert herausgegeben. An dem Text von 1911 hat Schellberg wenig geändert. Eine glückliche Einteilung des Stoffs in ein Geleitwort, vier Hauptkapitel und ein Nachwort, sowie die Ausmerzung aller vermeidbaren Fremdworte und die Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Görresforschung rechtfertigen die Ankündigung als „verbesserte Auflage".

Dies Buch von Schellberg ist die zuverlässigste Görresbiographie. Sowohl durch ihre wissenschaftliche Genauigkeit und Objektivität, wie durch die flüssige, klare Art der Darstellung übertrifft sie bei weitem die älteren Arbeiten der Biographen Sepp und Galland, die nun längst überholt sind. Schellbergs Schrift dürfte das beste Kernstück für die große zukünftige Görresbiographie abgeben, die *nach* dem jetzt beginnenden Erscheinen der 20bändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke" von Görres fällig wird. **Münster.**

Eduard Kück und Heinrich Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes. 3., neubearb. Auflage. Geb. 5,— Mk. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

Das Werk gibt in angenehm darstellender (nicht trocken registrierender) Weise einen Ueberblick über ländliche Feste und Spiele. Es ist ein volkskundlich interessanter Ueberblick, der aber nicht nur wissenschaftliche, sondern vor allem praktische Zwecke verfolgt: das Verständnis für die Tradition auf diesem Gebiete zu stärken, Lebensfähiges zu erhalten und im Kampf mit zivilisatorischem Unverstand die Tradition wieder aufzufrischen. Das Buch enthält zwei Teile: erstens eine Darstellung der Festgebräuche, von Weihnachten beginnend, über Fastnacht, Ostern, Austrieb der Herde und Grenz-

begehung, Mai- und Pfingstzeit, Johannt, Ernte, Kirmeß, Martini bis zur winterlichen Spinnstube und zum Schlachtfest hin. Den Abschluß bilden Familienfeiern und besondere Feste (Schulfeste, Schafschur, Nachbarschaftsfeste, Wettfahrten, Spendefeste, Hochzeit usw.). Der zweite Teil behandelt: Reigen und Volkstänze, Wurf-, Fang- und Schlagspiele, Hasch- und Laufspiele, und zum Schluß kurz gesellschaftliche Unterhaltungen (Rätsel, Vexierspiele u. ä.)

Das Buch gibt einen Gesamtüberblick über das ganze Gebiet, wenngleich Vollständigkeit bei der Fülle des Stoffes nicht erwartet werden darf. Alle deutschen Stämme sind berücksichtigt. Da die Verfasser Niedersachsen sind, liegt natürlich der Schwerpunkt in Norddeutschland. Daß ein Gelehrter und ein Dichter sich zusammengetan haben, hat die Wirkung, daß das Buch wissenschaftlich zuverlässig und — dennoch eine reizvolle Lektüre ist. Die übersichtliche Gruppierung ermöglicht ein rasches Nachschlagen. Für die nächste Auflage bitten wir ein Verzeichnis der zitierten Bücher usw. mit vollen Titeln hinzuzufügen, vielleicht auch ein Sachregister. Was fängt der ratlose Laie an mit dem Hinweis: Birlinger II, oder: John S. 46? Die dritte Auflage ist nicht unerheblich erweitert. „Neu aufgenommen ist vor allem eine größere Zahl von Festbräuchen, die mit der weitreichenden Freude an Wettleistungen zusammenhängen." St.

Albrecht Janssen und Johannes Schräpel, Niederdeutsches Balladenbuch. Mit einer Einleitung von Börries Frhr. v. Münchhausen. 317 S. Geb. 8 Mk. Georg D. W. Callwey, München.

Die Balladen sind wie in Avenarius' bekannten Anthologien nach Stimmungen in Zyklen geordnet. Hier waltet nicht wie bei Avenarius ein ganz bestimmter auswählender (und oft abweisender) Kunstwille, so daß das Buch einen persönlichen Charakter bekommt, sondern es ist mehr ein Ueberblick über die niederdeutschen Balladen (im weitesten Sinn) erstrebt. So ist das Buch mehr eine Frucht geschmackvollen Sammelns als Lebensfrucht. Der Begriff niederdeutsch ist nicht sprachlich, sondern inhaltlich gemeint. Ueber einzelnes zu rechten, hat wenig Sinn. Das Buch als ganzes vermittelt zweifellos ein Gefühl für die Art der niederdeutschen Seele. Und man hat viel Schönes beisammen, das man dankbar nimmt. Man kann über dem Buche manche gute Stunde hinbringen. Die Bilder von Bernhard Winter — es ist schwer ein Urteil darüber zu geben. Einige scheinen mir gut, aber es sind eine Anzahl darunter, mit denen ich mich nicht befreunden kann. Es ist für einen so gegenständlichen Zeichner nicht leicht, Balladeskes zu treffen. St.

Zwiesprache

Die Zusammenstellung dieses Heftes ist dadurch gestört worden, daß ich plötzlich erkrankte und den Leitaufsatz, der das Ganze des Inhalts zusammenhalten sollte, nicht zu Ende schreiben konnte. So mußte aus dem vorhandenen Vorrat etwas herzugeholt werden, um dem Hefte, wenn nicht Rundung, so doch mannigfaltige Fülle zu geben.

Wir hatten schon längst die Absicht, dem im vorigen Frühjahr so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Arthur Moeller van den Bruck ein Gedächtnisheft zu widmen. Die Deutschen wissen allenfalls ihre Dichter zu schätzen, nicht aber ihre Schriftsteller. Journalismus und Publizistik haben — trotz so bedeutender Publizisten wie Martin Luther, Ulrich von Hutten, Gotthold Ephraim Lessing, Paul de Lagarde — noch keinen „Platz im Leben der Nation" gefunden. Luther erscheint vor allem als Professor und Gottesmann, Hutten als „Humanist" (wobei man sich nichts sonderlich Konkretes vorzustellen pflegt), Lessing als Dichter, Lagarde als Professor. Das ist doch etwas! Aber einfach „Publizist"? Einfach „Literat"? Das riecht nach Juden und Bohemiens. Schriftstellerei erscheint den Deutschen nur ehrbar und schätzenswert, wenn der, so schriftstellert, irgendwie in Amt und Würden ist, wenn er wenigstens eine Stellung

als Redakteur hat. Aber es gibt eine ganz eigentümliche deutsche Publizistik, die ein Historiker sogar nach „Schulen" einteilen und in Entwicklungslinien ordnen könnte. Unter den modernen deutschen Publizisten war der Ersten einer Moeller van den Bruck. Er war ein Meister der Form von hohem Rang. Was er für die Erkenntnis sowie für die Bildung der Gesinnung geleistet hat — unbeachtet von der Masse der Bildungsdeutschen — ist an innerer Bedeutung über die Lebensleistung manches von der Menge verschlungenen Dichters, manches von offiziellen Ehren umgebenen Gelehrten zu stellen. Aber wir müssen es schon als ein erfreuliches Zeichen vermerken, daß einem Buche wie dem „Dritten Reich" wenigstens eine — zweite Auflage zuteil werden konnte. (Im Ring-Verlag. Nunmehr recht würdig ausgestattet auf gutem Papier und in Leinenband. Mit einem Bilde Moellers. 10,— Mk.) Bei Piper u. Co. in München sind erschienen: „Das Recht der jungen Völker" (geheftet 2,— Mk.) und, eins der Hauptwerke: „Der preußische Stil". (Gebunden 8,— Mk.) Das Buch über „Die italienische Schönheit" scheint zur Zeit vergriffen zu sein, es wird im Katalog nicht mehr aufgeführt. Die acht Bände der „Deutschen", die je 4,— Mk. kosten, sind in J. C. C. Bruns' Verlag in Minden herausgekommen. Eine Reihe vorzüglicher Aufsätze, die nicht gesammelt sind, hat Moeller für das „Gewissen" geschrieben. Der Verlust dieses Schriftstellers ist unersetzlich, denn er gehörte zu denen, die nicht nur Tagesfälliges formulieren, sondern die Eigenes und Neues von allgemeinem Wert herausstellen und damit Bedeutung über den Tag hinaus gewinnen. — Wenn wir Hans Schwarz um einen Aufsatz über Moeller baten, so deshalb, weil er ihm persönlich nahestand und auch in seinen Bestrebungen zu ihm gehört. Ganz vor kurzem erschien von Hans Schwarz ein größeres Werk: „Europa im Aufbruch" (Ring-Verlag. Gebunden 9,— Mk.), das wir später besprechen werden. Einstweilen unter den Bücherbesprechungen ein Hinweis auf Hans Schwarz' Gedichte.

Vor wenigen Tagen hat der Tod wiederum einen der bedeutenderen Publizisten geholt: Dr. Karl Christian Bry ist allzu jung in Davos gestorben. Er hatte uns weitere Mitarbeit zugesagt, und wir freuten uns seiner in gutem Sinne klugen und nüchternen Art, die, allem Phrasentum und Scheintiefsinn abhold, die Dinge mit überlegenem Griff in ihrer Realität anpackte. Es ist ein Verlust, daß er die zweite Auflage seiner „Verkappten Religionen" nicht mehr vollenden konnte.

Moeller, der seine Bücher architektonisch aufbaute, stammte aus einer Architektenfamilie. Er hat sich auch besonders mit Dingen der Architektur beschäftigt. So war es gegeben, daß wir in dem Heft, das seinem Gedächtnis gewidmet ist, die Würdigung eines Architekten bringen, von dem Moeller selbst sehr viel gehalten hat. Wer sich näher mit Kreis beschäftigen will, den verweisen wir auf das Buch von Carl Meißner, das wir oben angezeigt haben. —

Daß wir den Verfasser des Aufsatzes über Westpolen nicht nennen, wird jeder verständlich finden, der den Aufsatz gelesen hat. Es ist keine vorsichtige und rücksichtsvolle Schönfärberei, sondern hier wird ohne Schonung gesagt, was einmal laut und deutlich gesagt werden muß. Es hängt mit demselben Uebel zusammen, an dem die ganze deutsche Nation, am allermeisten die im Mutterlande selbst, leidet. Man denke nur an den „Erlaß des preußischen Staatsministeriums zur Regelung der Minderheitsschulverhältnisse im Grenzgebiet des Regierungsbezirks Schleswig". In bezug auf die Beamtenregierung im preußischen Kultusministerium hört allmählich jede Diskussion auf, hier hilft nur noch der Besen. Solche Autokratenleistungen wie jener zentralistische Erlaß geschehen im Zeichen einer sogenannten „Demokratie"! Wir haben keine Demokratie, wir haben eine zähe, eigengesetzliche, die Volkstumswerte gefährdende zentralistische Klüngel-Tyrannei. In einem wirklichen Volksstaat könnte nach solchen Leistungen und Niederlagen das Kultusministerium nicht unverändert bleiben. Aber die Parteienherrschaft mit ihren koalierten Klüngeln kennt nur den Machtstandpunkt. Die oberste Frage lautet nicht: was ist im Interesse des Volkes notwendig? sondern: wie behalten wir regierende Berliner Fraktionen die Macht in unseren Beamtenfäusten? Der Untrigkeitsstaat droht bürogewaltiger und autokratischer zu werden als einst der

Obrigkeitsstaat. Das Deutschtum kann nur in Freiheit und Selbstverwaltung sich behaupten und wiedererstarken. Die landschaftlichen Kräfte müssen nicht gegängelt, sondern geweckt, entbunden, befreit werden. Nicht die Fürsorge der Berliner oder sonst einer Obrigkeit oder Untrigkeit, sondern die Weckung der Initiative in den Landschaften ist nötig. Nicht Beamtendenken, sondern Volksdenken. Nicht selbstüberzeugte Zentralgehirne in stillen Büroräumen, sondern Gehirne und Herzen, die mitten im Kampfe stehen. Wir verkennen keineswegs, daß für ein großes Volk Zentralisation nötig ist. Aber auf diesem Gebiet und in dieser Zeit zentralisieren wollen, verrät mangelndes Gefühl für Volksbiologie, es bekundet Verknöcherung des Staatsdenkens. So wird freilich jener Aufsatz über Westpolen manchem unangenehm sein. Er soll auch unangenehm sein. Um an einem Muster zu zeigen, wie sonst die Lage in Polen gesehen und dargestellt wird, führe ich hier die Anfangs- und Schlußsätze eines Berichtes aus der Pressekorrespondenz des Stuttgarter Deutschen Ausland-Institutes an: „Wir stehen hier treu auf der Wacht; aber eines wirkt auf uns niederdrückend und lähmt jede Schwungkraft: die wirtschaftliche Not! Die hat in Polen jetzt einen Höhepunkt erreicht, wie sie selbst der eingefleischteste Schwarzseher noch vor Jahresfrist nicht vorausgesehen hätte ... Diese allgemeine Not bewirkt aber eines, was man als Guthaben von eigenartigem Wert dem hiesigen Deutschtum ins Daseinskonto buchen könnte: die polnisch-chauvinistischen Haßgesänge sind viel gedämpfter, die Deutschen haben etwas mehr Ruhe, der Katzenjammer ist da ... Nun, Nackensteife ist nicht jedermanns Ding und besonders in Gegenden und Landstrichen, die einen zweisprachigen Anstrich tragen. Das Ueberlaufen und den Mantel nach dem Wind stellen wird da ungemein erleichtert. Trotzdem blicken wir zuversichtlich in die Zukunft.“ Und das ist die Hauptsache, daß wir „den Optimismus nicht verlieren.“ — Mit welchen Empfindungen werden — unsre Enkel solche Sprache lesen?

Die Briefe aus Berlin nach Oesterreich, die übrigens von einem Grenzlanddeutschen geschrieben sind, der seit Jahren in Berlin wohnt, finden in diesem Heft ihren Abschluß. Wir haben diese Briefe mit besonderer Freude veröffentlicht. Die Schlußbetrachtung über konservative Lebensführung empfehlen wir besonderer Aufmerksamkeit; denn hier handelt es sich um eine Grundwahrheit unsres Lebens. —

Die Ausführungen über das Wiederaufklingen deutscher Märchengestalten bei Wilhelm Raabe sind nicht nur literarisch interessant, sondern eröffnen auch einen Weg für die Volkstumsforschung: sie zeigen, wie volkhafte Lieblingsgestalten und Ideale unwillkürlich in den Helden auch der nicht mehr naiven, sondern mit der Bürde der höchsten Bildung des Jahrhunderts belasteten Dichter durchscheinen, sofern die Dichter seelisch in ihrem Volke wurzeln. Ich selbst habe einen ähnlichen Versuch an einer Reihe klassischer Dramen gemacht (Götz, Egmont, Jungfrau von Orleans, Tell), und zwar als Material für meine Morphologie des deutschen Volkes. Was Franz Heyden mit Bezug auf Raabe ausführt, stimmt; es wird durch überzeugende Parallelen bei andern Dichtern verstärkt. Die Folgerungen, die sich daraus für den Volksbegriff ergeben, sind sehr bedeutungsvoll. —

Zu dem Aufsatz über „Neuwerk“ sendet uns der Verfasser noch eine Nachschrift, die wir hier anfügen, da die ersten Bogen schon druckfertig sind: „Nachdem uns dieser Aufsatz ziemlich lange im Pulte lag, sahen wir, um Ungerechtigkeit zu vermeiden, noch die letzten halb Dutzend Nummern der Monatsschrift „Neuwerk“ zur etwaigen Berichtigung unseres Urteils durch. Natürlich ist inzwischen auch hier viel Ueberreizung der Inflationszeit verschwunden, doch beharrt in den Grundzügen deutlich das alte Bild: Viel ehrliches Suchen, aufrichtige Bemühung um Probleme von letzter Dornigkeit, organisches Bewußtsein der Hohlheit fast aller heutigen Werte und Autoritäten, ein Beisatz von innerer Unbürgerlichkeit und einer gewissen geistigen gesunden Unseßhaftigkeit, nicht innerlich auf den Zivilisationsideologien zu stehen und nicht äußerlich von den durch sie bedingten Festigkeiten abzuhängen, welche tun, als könnte nichts anderes sein. Aber daneben auch viel Selbstgefälligkeit in der kritischen Haltung, leeres Gerede, ziellose Bewegtheit,

Hereinfallen (um die bourgeoise Legende zu vermeiden) auf die noch weit plumpere und wahrheitslosere sozialistisch-pazifistische. Da ist kein Schlagwort zu töricht und falsch, keine Position zu materialistisch und philiströs, um hier nicht Begeisterung zu erwecken. Auch die inzwischen noch viel reichlicher gewordene Durchdringung des Stoffs mit Barth-Gogarten-Tillichscher Redeweise, wie: „unter dem Gericht stehen, das Ich und das Du, die Verumwesung usw." — bleibt äußerlich und kann keine Substanz verleihen.

Mit am sympathischsten ist allerorts die heiße Bemühung um die Seele des Proletariers aus einem tiefen, freiwillig aufgenommenen Schuldbewußtsein in Vertretung unserer Gesamtkultur; niederdrückend ist aber auch allerorts die Geringfügigkeit des erzielten Erfolgs. Immer wieder wird geklagt, der Proletarier sei völlig Klassenmitglied und wolle nicht mehr darüber hinaus Mensch sein; alles werde an dieser Einstellung zunichte. Nachdem die bürgerliche Klasse zuvor selbst aus ihren patriarchalischen Bindungen herausgetreten war und den Proletarier zum Ausbeutungsgegenstand gemacht hatte, wich sie hierin erst im Maße des von der Arbeiterschaft ausgeübten wirtschaftlichen Zwanges zurück und kam von da erst unter der Drohung einer allgemeinen Götterdämmerung der Kultur zu innerlicherer Selbstbesinnung. Während sie vorher teilweise alle ihre Ideale und Geistesgüter mit ruhigem Rechtsbewußtsein in den Dienst der moralischen Druntenhaltung des Proletariats gestellt hatte. Da muß es dem Proletarier verständlicherweise schwer werden, nun die Zweckgesinnung naiver Unterdrückung von dem Menschlichen in seiner Reinheit zu trennen, das eben auch größtenteils in der kulturellen Hut des Bürgertums steht. Dazu kommt noch, daß die absolut sachgemäße Notwendigkeit der Verteilung der Lose zwischen denen, die herrschen, geistig leben und es äußerlich leichter haben, und andererseits denen, die dienen, es äußerlich schwer haben und minderen Anteil am geistigen Leben haben, welches sich keinesfalls im einzelnen ganz mit Würdigkeit und Eignung deckt, — daß diese Notwendigkeit nur so lange keine größeren Reibungen erweckt, als von der Position des Dienens aus kein helles und vorbehaltloses Bewußtsein nach Warum und wes Rechtens fragt. Schließlich mag der Proletarier häufig dumpf empfinden, wie in der Tat die Lösungen und Synthesen des Bürgertums in sich selbst nirgends mehr genügen, wie ganz sie auf die patriarchalische Wirtschaftsweise und die damit gegebene Lebens- und Geistesverfassung zugeschnitten sind. Viel Grund zu verbitterter Hemmung ist also zuzugeben. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß auch heute noch bei aller Unzulänglichkeit alles, was überhaupt noch Wert, Kraft und Echtheit besitzt, aus dem Erbe bürgerlicher Lebensgestaltung stammt. Das erlegt dem Bürgertum die Pflicht auf, daran festzuhalten und es auszubauen, bis sich Besseres und davon Unabhängiges zeigt. Es könnte leicht sein, daß Besseres überhaupt nicht käme, daß die amerikanisch-industrialistische „Kultur" eben überhaupt geistig steril wäre. Es könnte sein, daß es sich mit der Religion ähnlich verhielte wie mit Begriffen der Nation, der Kunst und anderen, die dem Arbeiter kaum noch zugänglich sind, ohne daß sie darum schon „leer" wären. Ein furchtbarer Gedanke, der aber gedacht werden muß. Es könnte sein, daß die Vertierung durch die Maschine (welche auch bei bester materieller Lage des Proletariats bleibt) überhaupt die Religion mit der Wurzel ausrottete — daß zwar einzelne, aber nicht ganze Schichten dauernd in geistwidrigen Bedingungen leben können, ohne von allem Höheren abgeschnitten zu werden. Man vergleiche dazu das sprechende Buch von Günther Dehn (auch von „Neuwerk"): „Die religiöse Vorstellungswelt der Proletarierjugend" (Furcheverlag). Wir wollen diese Frage hier nur in Vorschlag bringen; gesagt muß aber sein, daß wir, falls wir dem Proletarier nach Kräften das Seine geben, nicht unser gutes Gewissen in der Hingabe an den Geist uns zerstören lassen dürfen, weil dem Proletariat der Zugang dazu sicher weitgehend und vielleicht ganz verschlossen ist." —

Bei dem Aufsatz über den Grobianismus im vorigen Heft ist durch ein Druckversehen das Motto, das nicht unwesentlich ist, weggefallen. Es sei hier nachgetragen: „Die Rücksicht auf die Weiber droht noch unsere ganze Literatur zu verhunzen. Drum fort mit ihr!" —

In dem Aufsatz Dr. Münsters über die rheinische Jahrtausendfeier sind auf Seite 940 (erste Spalte) Zeile 7 und Zeile 34 von unten fälschlich Anführungsstriche gesetzt. Das Stück ist nicht Zitat.

Dieser Monat bringt wieder eine Anzahl Dichterjubiläen. Wir gehen im allgemeinen dem Jubilieren aus dem Wege, denn ob in dem Massen-Festchor auch unsre Stimme mitklingt, macht in dem wogenden Tonmeer der laut anschwellenden Zeitungs- und Zeitschriftenstimmen wenig aus. Obstinat, wie wir sind, reden wir von den Dichtern lieber zu einer Zeit, wo andre nicht von ihnen reden. Dann sind wir der unangenehmen Pflicht zur Feierlichkeit enthoben und setzen uns auch weniger dem Verdacht aus, der bloßen Höflichkeit einen Tribut zu bringen. Es ist aber selbstverständlich, daß wir Ludwig Finckh einmal ausführlich würdigen werden. Ueber Paul Ernst haben wir erst im Oktoberheft 1924 einen längeren Aufsatz von Wittko gebracht, dazu Proben aus Ernsts Novellen. Für jetzt teilen wir nur mit, daß sich zu Paul Ernsts sechzigstem Geburtstag (7. März) eine Vereinigung gebildet hat, die zu einer „Paul-Ernst-Spende" (Konto der Bayerischen Vereinsbank in München. Briefliche Nachrichten durch Generaldirektor Dr. Benno Gimkiewicz in Ebersberg bei München, aufruft. Die Spende soll die Herausgabe von Ernsts zum größten Teil schon vollendeten „Kaiserbuch" ermöglichen: sechs Bände von je etwa 400 Seiten. Der Subskriptionspreis für die gewöhnliche Ausgabe (Halbleinen) ist 10 Mk., für die Luxusausgabe (Ganzleder) 60 Mk. Es wird um Einsendung des ganzen Betrages, also 60 Mk. oder 360 Mk., gebeten. Willkommen ist die Ueberweisung höherer Beträge, um die Herausgabe sicherzustellen. Der die Subskription übersteigende Betrag soll später zurückgezahlt werden. —

Ueber meine Stellung zum Verlauf der völkischen Bewegung bin ich unseren Lesern Rechenschaft schuldig. Im nächsten Heft werde ich darauf eingehen. Hier nur die Bemerkung, daß ich die Schwierigkeiten in den Wehrverbänden auf das lebhafteste bedaure. Ich lehne meinerseits die Rechbergsche Politik ab, die im Jungdeutschen Orden vertreten wird. Sie geht von einer Berechnung aus, die mir die historischen und psychologischen Bedingungen außer acht zu lassen scheint. Aber auch wenn ich die Ziele grundsätzlich billigen könnte, würde mir der Versuch, sie durchzuführen, zeitlich verfrüht erscheinen. Mein Wunsch, daß unsre Politik sich mehr dem Osten widme und daß Deutschland ein gesundes Verhältnis zu Rußland finde, möchte ich nicht mit dem Schlagwort abgetan sehen, daß ich etwa „Teil einer probolschewistischen Front" sei. Trotz dieser Bedenken gegen die außenpolitischen Bemühungen des Jungdeutschen Ordens — die freilich, wie beachtet werden muß, nur Versuche sein sollten — bedaure ich, daß der Kampf gegen den Orden vielfach mit Uebertreibungen und Heftigkeiten geführt worden ist. Man verfolge, wie der Kampf von der Presse, die all diesen Wehrverbänden feindlich gesonnen ist, kommentiert wurde. Nicht uninteressant sind beispielsweise die Aufsätze, die in den letzten Jahren von der „Weltbühne" über den Jungdeutschen Orden gebracht worden sind. Man muß freilich nicht alles für bare Münze nehmen. Wenn die „Weltbühne" wissen will, daß die drei einflußreichen Franzosen", mit denen Mahraun verhandelt hat, Sauerwein, Taitinger und Schwob, also drei französische Juden, gewesen seien, so ist das Hohn, und vielleicht ist die Nebenabsicht dabei, die wahren Namen herauszulocken. Weniger die angeblichen Tatsachen als vielmehr die Methoden, diese Dinge zu behandeln, sind aufschlußreich. Es besteht ein Interesse, sämtliche Wehrverbände außer dem Reichsbanner zu zerstören. Was nicht von außen möglich ist, ist von innen möglich. So wurde das deutsche Volk im Kriege nicht nur kriegsmäßig von außen, sondern agitationsmäßig von innen her angegriffen. Das wiederholt sich. Der Jungdeutsche Orden, vor dem gewisse Kreise offensichtlich besondere Sorge hatten, kam zuerst daran. Ist er erledigt, so wird der Stahlhelm an der Reihe sein. Die Verbände haben keinen Grund zur Schadenfreude. Statt sich aneinander aufzureiben, muß man über die Unterschiede hinweg zu einer gemeinsamen Front nach außen (die eine Differenzierung nach innen nicht ausschließt) zu kommen suchen. —

Die Schlußworte dieses Heftes stammen aus Moeller van den Brucks politischem Buch „Das dritte Reich".

Zu unseren Noten.

Karl Philipp Emanuel Bach, als zweitältester Sohn des großen Johann Sebastian 1714 zu Weimar geboren, 1788 in Hamburg gestorben, war ursprünglich für das Studium der Rechte bestimmt: eine Ironie der Geschichte, denn gerade dieser Sohn sollte es sein, der das wichtige Bindeglied zwischen der polyphonen Kultur seines Vaters und dem „galanten" Stil der darauffolgenden Zeit und somit der Lehrmeister eines Haydn und Mozart wurde. Haydn insbesondere hat anerkannt, daß er Ph. E. Bach seine Kunst der thematischen Arbeit wie die Vertiefung der getragenen Sätze verdanke. Ph. E. Bach war es auch, der bei seinem derzeitigen Lehnsherrn Friedrich dem Großen den denkwürdigen Besuch des alten Bach in Potsdam 1747 anregte.

Wolfgang von Bartels, 1883 zu Hamburg als Sohn des bekannten Seemalers Hans von Bartels geboren, studierte bei Beer-Walbrunn in München und Gedalge in Paris. Er lebt heute in München. Außer Melodramen zu Texten des Engländers Galsworthy schrieb er die chinesische Oper Li-I-Lan, die außer in Kassel auch in Hamburg erklang, und Lieder, die den Stil strenger Einfachheit und konstruktiver Stimmführung, der heute als „Neuheit" und Entdeckung der Schönbergschule gilt, vorwegnahmen.

H. U.

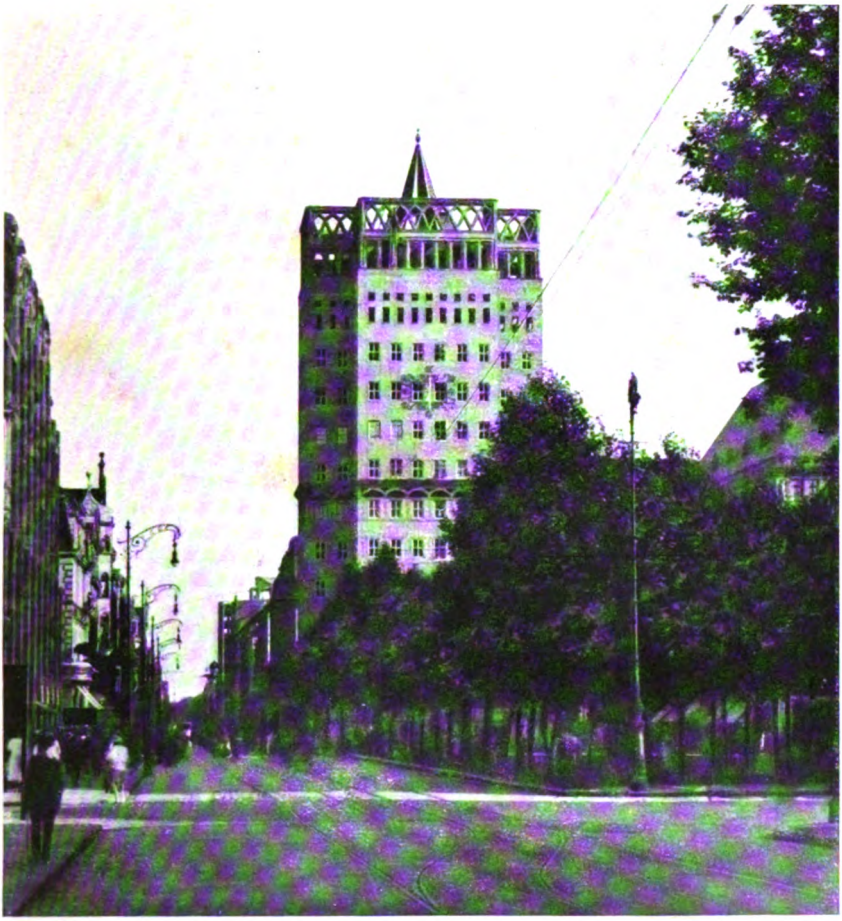
Stimmen der Meister.

Konservativismus will das, was der alte Begriff besagt: die Erhaltung. Dauer und Bindung sind die Pfeiler seines Domes. Heiligung und Verantwortung sind die Priesterschaften seines Menschendienstes. Er übt Macht aus, indem er bindet. Und die Bindung wiederum ist das Geheimnis seiner Macht. Er braucht zu ihr unverletzliche Personen und Symbole und Traditionen, in denen sich das Recht seiner Macht verkörpert. Er braucht dazu die Anerkennung nicht nur einer Generation, sondern einer langen Folge von Generationen, von denen die Dauer durchlebt wurde, für die sich die Bindung bewährt hat und die im Schutze der Macht groß geworden sind. Der mittelalterliche Kaisergedanke und die katholische Kirche waren eine Machtaufrichtung von solcher Reichweite. Jeder verwurzelte, gewachsene und erprobte Staatsgedanke ist ein Machtgedanke, durch den sich ein Volk seine Lebensbedingungen sichert. Und wo es eine echte Demokratie gegeben hat, dort war auch sie die konservative Verwirklichung des Selbstbehauptungswillens einer Nation in den Formen, die ihr entsprachen. Ja, keine Staatsform, möchte man meinen, sollte konservativer sein als die demokratische, wofern nicht mit der Sache auch dieser Begriff verfälscht worden wäre. Und wirklich haben alle Imperien, die staatlichen wie die kirchlichen, sich immer dadurch erhalten, daß sie sich ihre Volklichkeiten erhielten, daß sie dem Volke nahe blieben, für das sie da waren, und daß sie, als dessen Ausdruck, selber volklich blieben . . .

Alle Revolution ist Nebengeräusch, Zeichen von Störungen, doch nicht Gang des Schöpfers durch seine Werkstatt, nicht Erfüllung seiner Gebote, noch Uebereinstimmung mit seinem Willen. Die Welt ist erhaltend gedacht. Und wenn sie sich verwirrt hat, dann renkt sie sich alsbald aus eigener Kraft wieder ein: sie kehrt in ihr Gleichgewicht zurück. Alles Revolutionärtum kann nur in dieser Richtung wirken, in der am Ende, wofern es nicht unmittelbar in Reaktion umschlägt, die es selbst hervorgebracht und herbeigerufen hat, nur wieder die Bahn für den konservativen Menschen freigemacht wird. Der revolutionäre Mensch verwechselt Erschütterung mit Bewegung, und er verwechselt die Bewegung wiederum mit „Fortschritt": er glaubt, daß die Bewegung entwicklungsfähig sei, steigerungsfähig im Tempo wie nach der Qualität der von ihr erzeugten Werte — bis hin zu einer gradweise, schrittweise, stufenweise erreichten Vollendung des Menschentums, die nicht nur als wünschbar, sondern als verwirklichbar vorgestellt wird, als wahrscheinlich, als möglich ja, als gewiß. Das Denken der konservativen Menschen dagegen ist niemals utopisch, sondern dem Wirklichen zugewendet. Es sucht den Menschen in einem Leben zu behaupten, von dem der konservative Mensch weiß, daß es ein katastrophales Leben ist.

Arthur Moeller van den Bruck.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.



Aus dem Deutſchen Volkstum

Wilhelm Kreis: Marx-Hochhaus in Düſſeldorf

Aus dem Deutſchen Volkstum

Franz Marc: Der Turm der blauen Pferde

Deutsches Volkstum

4. Heft Eine Monatsschrift 1926

Unsere Stellung zur Republik.

Der Reichsminister des Innern Dr. Külz hat in sehr scharf geprägten Sätzen den Beamten eine positive Stellung zur Republik zur Pflicht gemacht. Er fordert nicht nur eine äußerlich-legale Unterordnung unter das geltende Staatsrecht, sondern auch eine überzeugungs- und gesinnungsmäßige Treue zur Republik. Ein wenig gemildert wird diese Pflicht einer „guten" Gesinnung freilich dadurch, daß sie nicht gleichsam ewig, sondern nur „derzeitig" zu sein braucht.

Man hat sich gewöhnt, die deutsche Republik mit der Weimarer Verfassung gleichzusetzen, indem man die Form als Wesen nimmt. Da wir aber die Weimarer Verfassung mehrfach kritisch behandelt haben und weiterhin kritisch behandeln werden, so fragt es sich nun, ob Menschen unserer Gesinnung Beamte sein können und dürfen. Damit ist die Frage nach unserer Stellung zur Republik überhaupt aufgeworfen.

Diese Frage möchten wir, um nicht gleichsam widerspruchslos im leeren Raum zu reden, im Anschluß an einige Ausführungen Adolf von Harnacks behandeln, die aus einem Schriftwechsel stammen, der sich aus meinem Leitaufsatz über Verantwortliche und unverantwortliche Demokratie (im Septemberheft des vorigen Jahres) ergab. Mit Harnacks freundlicher Genehmigung geben wir zunächst das folgende wieder:

1.

Aber andrerseits muß ich Sie noch immer so verstehen, daß die wahren Patrioten heute nichts anderes tun dürfen, als im Geiste Ihrer Zeitschrift zu wirken, und sich vom gegenwärtigen Staat fernhalten müssen. Da kann ich nicht mit, und Ihrem Aufsatze möchte ich als Ergänzung einen Artikel hinzufügen, der zugleich ein Protest würde: „Verantwortliche und unverantwortliche Patrioten." Doch nehmen Sie vorlieb mit dem folgenden:

Lassen Sie mich auf den Winter 1918/19 und die nächste Folgezeit zurückgreifen — die Situation ist zum Teil auch heute noch nicht anders: Sollten ich und meine Freunde, die wir die Verantwortung für Kirche, Schule, Wissenschaft und Studenten empfanden, ein Vakuum entstehen lassen, das sofort zu einer Katastrophe führen mußte? Viele Beamte sagten Ja, aber ließen sich auf die Verfassung verpflichten, die sie doch indirekt zu sabotieren gedachten; denn man sabotiert eine Verfassung, wenn man sie nicht stützt, und verfällt dabei dem gerechten Urteil Wilhelm von Humboldts: „Wenn man in hohen Stellen einer Regierung dient, die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich." Indessen, es gab hier manches Verzeihliche.

Ich stellte mich auf den Boden der Verfassung, weil ich wirken und versuchen mußte, im Verein mit anderen so viele Güter der Vergangenheit auf den neuen Boden zu verpflanzen als irgend möglich. In diesem Sinne habe ich in Weimar mit Naumann und anderen an den Paragraphen über Kirche, Schule und Wissenschaft gearbeitet, und es ist wenigstens etwas Leidliches zustande gekommen, selbst die Theologischen Fakultäten sind nicht nur gerettet, sondern sogar in der Verfassung ausgezeichnet worden. Bei diesen Verhandlungen und anderen — nicht mit den Parteien, sondern mit einzelnen Mitgliedern der Parteien — habe ich viel mehr Verstand und guten Willen gefunden, als ich erwartete. Hätte ich abwarten sollen, bis eine bessere Demokratie sich bildete, hätte ich mich auf eine ideologische Kritik zurückziehen sollen? In den folgenden Jahren und bis heute liegen die Dinge nicht anders. Wenn die Wissenschaft nicht sterben, die Studenten nicht verhungern, die materiellen Interessen nicht alles verschlingen sollten, so mußte man sich auf den Boden des Gegebenen stellen und nicht nur das Beste aus ihm zu machen suchen, sondern es selbst verbessern. Dazu brauchte man eine freundliche Verhandlung mit Reich und Staat, und mit Reichstag und Landtag, und dies fort und fort. Archimedes konnte behaupten, daß er die Welt aus den Angeln heben werde, wenn man ihm einen Standort außerhalb der Welt ausfindig machen könne — aber für das Vaterland kann man nichts wirken, wenn man lediglich einen kritischen Standpunkt außerhalb einnimmt, d. h. nichts für die Gegenwart; aber eben um diese handelt es sich; für sie muß man tatkräftige Sorge tragen; denn der Ideologe wird kein Vaterland mehr vorfinden, das er nach seinem Plane formen kann, wenn er sich aus der Gegenwart zurückzieht. Welche Privatmeinungen ich über die beste Verfassung habe, darf nicht den Boden meines Bauens bilden, solange in dem Gegebenen noch ein Fußbreit anständigen Landes ist. Auf dies Stück muß ich mich stellen, dort bauen und neues Land zu gewinnen suchen.

Adolf v. Harnack.

2.

Die Lage im Winter 1918/19 ist wesentlich verschieden von der Lage, die durch die Weimarer Verfassung geschaffen wurde; bis zum 11. August 1919 lebten wir unter dem „Recht der Revolution", das heißt: unter der Macht derer, welche sich mit Hilfe der Fiktion eines „Volkswillens" die Macht aneignen konnten. Erst von jenem Tage ab, da die Weimarer Verfassung in Kraft trat, gab es wieder einen „Rechtsstaat." Vom 9. November 1918 bis zum 11. August 1919 gab es keine Legalität, seither gibt es wieder Legalität. In jenen zehn Monaten konnte von niemandem ein „legales Verhalten" moralisch gefordert werden, denn was war damals „legal"? Es gab nur Anordnungen von Machthabern und Bekundungen zufälliger Majoritäten. Alles Recht war Anmaßung. Erst durch die Verfassung wurde wieder Recht gesetzt. Das politische Verhalten in der Zeit zwischen Kaiserreich und Republik stand also grundsätzlich in eines Jeden freiem Belieben, es unterlag keinem objektiven Urteil, sondern allein der Gewissenhaftigkeit, Neigung, Klugheit dessen, der sich zu entscheiden hatte, ob er sich auf den Boden „des Neuen" stellen oder ob er allen Schwierigkeiten trotzend „dem Alten" treu bleiben wollte.

Harnack nimmt nun den Titel eines „verantwortlichen Patrioten“ in Anspruch für den, der es nicht auf eine Katastrophe ankommen lassen wollte, sondern sein Möglichstes tat, um möglichst viel vom „bewährten Alten“ in die Zukunft hinüberzuretten. Wem hätte damals diese Stimmung nicht nahe gelegen, die ja der ruhigen deutschen Art so gemäß ist! Heute aber gibt unser überschauendes und vergleichendes Urteil denen Recht, die ein „Vakuum“ nicht scheuten. Hätte sich im Winter 1918/19 das gebildete deutsche Bürgertum seelisch härter erwiesen, hätte es das „Vakuum“ gewagt, so wäre heute unser Staatsleben und Volksleben gesünder. Es hätte sich erwiesen, wer das Vakuum zu füllen imstande ist, wer nicht. Weil man aber die Klärung scheute, ist heute die Wahrheit erstickt. Statt daß die nationale Jugend ihr Blut daransetzte, um die sogenannten „Volksbeauftragten“ vor ihrem „Volke“ zu retten und eine durch keine tieferen Werte gerechtfertigte Autorität aufzurichten, hätte man die Urheber der Revolution nach historischem Recht die Führung des revolutionierten Staates übernehmen lassen sollen. Für das „Volk“, das mit umgekehrtem Schießgewehr auf den Straßen souverän seiner vermeintlichen Gescheitheit genoß, wäre Adolf Hoffmann der richtige Kultusminister gewesen, nicht Konrad Häniſch. Liebknecht-Spartacus, nicht Ebert hätte erster Präsident werden müssen. Das Fieber war Gesundungsfieber, das uns von einer schweren geistigen Erkrankung heilen sollte. Statt dessen erschrak man vor den Fieberphantasien des Volkes, man drückte die Temperatur mit „demokratischen“ Mittelchen herunter auf die normale Spießbürgertemperatur. Nun aber zersetzt die nicht geheilte Krankheit das deutsche Volk in jahrzehntelangem Siechtum von innen her. (Man braucht uns nicht warnend auf Rußland hinzuweisen. Das deutsche Volk ist nicht das russische Volk. Lenin in Bayern ist nicht Lenin in Rußland.) Dadurch, daß man die Krankheit falsch diagnostizierte und sie mit „Demokratie“ zu heilen versucht, hört sie nicht auf, das deutsche Volk geistig zu zerstören — mitsamt der „geretteten“ Kirche, Schule, Wissenschaft und Theologie geistig zu zerstören.

Es war ein Versagen der deutschen Bildungsschicht, daß sie ihre „Kultur“ und „Ordnung“ zu lieb hatte, um sie zu riskieren. Der Grund war dieser: die deutsche Bildungsschicht war, letzten Endes aus Mangel an tieferer Religiosität, so weltfromm und kulturzahm geworden, daß sie in Kirche, Wissenschaft usw. Werte sah, die unter allen Umständen gerettet werden müßten. Es ist uralte Weisheit: wer sein Leben nicht einsetzt, gewinnt es nicht; wer mit seinem Leben geizt, verliert es. Menschen ohne harten Jenseitsglauben, ohne Objektivität des Göttlichen, Menschen, die nicht über den Horizont des Weltalls hinaus blicken, sind immer kulturliebende und zugleich unpolitische Menschen. (Fichte sagt über diesen Zusammenhang das Entscheidende.) Weil die Bildungsdeutschen infolge der Verabsolutierung ihrer geliebten Kultur unpolitisch waren (und sind), wußten sie nicht (und wissen heute noch nicht), daß das Führungsprinzip und das System der staatlichen Ordnung, die politische Struktur, von einem bestimmten Standpunkt aus primär sind gegenüber dem Kulturellen. (Damit widerspreche ich keineswegs meiner eigenen Anschauung von der grundsätzlichen Ueberordnung des Volkes und Volkstums über Staat und

Staatstum. Es kommt auf den geschichtlichen Augenblick an. In jenem politisch entscheidenden Augenblick hätte die Bildungsschicht politisch denken und aus Verantwortung gegen die deutsche Kultur schlechthin die derzeitige Kultur aufs Spiel setzen müssen.) Mangelnder Schöpfersinn sah ein Vakuum, wo ein positiver Politiker eine schöpferische Krisis gesehen hätte.

Aus einem athenischen Volke, das sein Athen nicht den Barbaren preiszugeben vermag, um die „Ehre" zu retten, die mehr ist als alle Kultur, erwächst kein perikleisches Zeitalter mehr, sondern nur noch ein Museumszeitalter. Sprechen wir damit unser eigenes Todesurteil?

Wir würden uns in der Tat als untergehendes Abendland begreifen müssen, wenn — die Revolution zu Ende wäre. Aber was bisher geschah, war nur Zusammenbruch und Notbau. Nach der ungeheuren Ueberspannung aller körperlichen und seelischen Kräfte im Kampf gegen eine feindselige Menschheit ist eine Erschöpfung natürlich. Aber weil wir uns innerlich nicht mit dem Geschehenen abfinden können, darum sind wir noch nicht zu Ende. Die Revolution steht uns noch bevor. Nicht in der Form einer russischen oder französischen Revolution, sondern in der den Deutschen gemäßen Form einer „Reformation". Der pseudodemokratische Trug wird sich eines Tages soweit ausgelebt haben, daß ihn „ein Wörtlein fällen kann". Und dann wird das „Wörtlein" da sein. Heute mühen wir uns vergeblich darum und können es nicht „sagen". Aber eben dieses innere Ringen gibt uns die Gewißheit des Künftigen.

Darum: wer dieses innere Ringen aufgibt, der gibt sein deutsches Volk auf. Wer sich mit dem, was ist, abfindet, wer sich in die geltende Verfassung gesinnungsmäßig einwärmt, wer sich selbst überredet, von dieser Art Republik befriedigt zu sein, der macht das deutsche Volk gefühlsträge und denkschlaff, denn er nimmt ihm die Spannung des geistigen Wachstums. Ein deutsches Volk, das seine politischen Ideale durch die Weimarer Verfassung erfüllt glaubt, ein politisch saturiertes, ein nicht mehr revolutionsfähiges Volk würde zum bloßen Material der schöpferischen Kräfte jenseits des Ozeans. Wir bedürfen als Volk also der Kritik an der Weimarer Verfassung, des Kampfes um den Staat, der Opposition gegen die Pseudo-Demokratie. Solange sich noch Schaffenskraft im Volke regt, wird sie sich auch gegen die politische Unehrlichkeit regen und um die politische Wahrheit ringen. Die Irrtümer des Aufklärungszeitalters erstarren und werden hohle Form. Das Neue will hervorkommen. Nur wenn es nicht kommen wird, ist unser Todesurteil gesprochen. So ist denn alles in der Schwebe.

Wie aber steht es nun heute mit den moralischen Ansprüchen: dürfen wir den Staat bekämpfen, dessen Schutz wir genießen, dürfen Beamte den Staat bis in die Grundlagen seiner Verfassung „umstürzen" wollen, da sie doch dieses Staates Brot essen? Sie essen nicht das Brot der Staatsverfassung, sondern das Brot des deutschen Volkes. Der Staat vermittelt es ihnen nur, heute in dieser Form wie gestern in jener Form. Darum sind die Beamten dem Staate nur rechtlich, nicht aber moralisch verpflichtet. Der Staat hat nur Rechtsanspruch auf mich, das Volk aber hat moralischen Anspruch auf mich. Wir lehnen es ab, zu-

gunsten einer demokratischen Parteidoktrin die Staatsverfassung nunmehr als sakrosankt zu betrachten. Die Republik ist so wenig sakrosankt wie die Monarchie. Wer sich aus dem Sturz der Monarchie eine Glorie macht, darf sich nicht wundern, wenn andre sich aus dem Sturz der Republik eine Glorie machen. Er sei denn so naiv, daß er die von ihm geglaubte Verfassung für allein seligmachend hält. Genau so, wie ich vor dem Kriege als Nationalsozialer dafür eingetreten bin, daß Sozialdemokraten Beamte sein durften, trete ich heute dafür ein, daß Deutschnationale und Völkische Beamte sein dürfen. Oder glaubt man denn, ich habe damals jene Meinung unehrlicherweise nur im Parteiinteresse vertreten? Ich habe *gerecht* sein wollen, die Parteien waren mir gleichgültig und sind es heute noch.

Geradezu symbolisch ist die Stellung Hindenburgs. Ein Mann, der im Herzen monarchisch fühlt, ist zugleich, auf dem Boden der Weimarer Verfassung, höchster Diener der Republik. Er hat seine Ueberzeugung *nicht* ändern und angleichen müssen; es genügt, daß er legal denkt und legal handelt. *Wie kann Herr Dr. Külz von den Beamten mehr verlangen als das, was für den Reichspräsidenten genügt?*

Steht nun aber nicht das von Adolf von Harnack angeführte Humboldt-Wort gegen Hindenburg? „Wenn man in hohen Stellen einer Regierung dient, die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich." Wilhelm von Humboldt schreibt nicht: „Wenn man in hohen Stellen einer (unpersönlichen) *Staatsform* fungiert, die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich." Zu Humboldts Zeit war die „Regierung" eine Regierung bestimmter Dynastien, Monarchen und ihrer Minister. Das Verhältnis zwischen „Regierung" und „Untertan" beanspruchte nicht nur ein legales, sondern auch ein persönliches zu sein. Persönliche *Gefolgschaftstreue* war, wenigstens der Forderung nach, im Staate noch lebendig. Es war noch gar kein „reiner Rechtsstaat", sondern durchaus „patriarchalischer Staat". Deshalb genügte *damals* die Legalität nicht. Inzwischen aber ist die Freiheit der „Staatsbürger", gerade auf Grund der demokratischen Doktrin, so weit entwickelt worden, daß der Patriarchalismus und die persönliche Treue im Staate nicht mehr statthaben *können*, sondern daß alle Verhältnisse zu objektiven Rechtsverhältnissen geworden sind. Wie oft und plötzlich wechselt unter dem Parlamentarismus „die Regierung". Sollen die hohen Beamten, die doch *bleiben*, jedesmal jede Regierung, die über sie ergeht, innerlich billigen? Ist es „nie verzeihlich", wenn sie die eine oder andre Regierung „mißbilligen"? Wie das Humboldt-Wort nicht für die unpersönliche Staatsform gelten kann, so kann es auch nicht für das gelten, was heute unter „Regierung" verstanden wird. Wir wollen nicht die Moral des Humboldt-Wortes aus ihrem Zusammenhang in völlig andre Verhältnisse überführen. Das wäre ungefähr so, wie wenn ein Künstler Immanuel Kant mit einem goldenen Heiligenschein altchristlichen Ursprungs malen wollte. Er kann es tun, nur ist es eben unrichtig. In die Rechtsbeziehungen unsres Staates subjektive Momente persönlicher Billigung und Mißbilligung hineinzutragen, würde die „Reinheit" der Demokratie geradezu beflecken. Der „Rechtsstaat" verlangt Recht, und

nichts als Recht. Mehr kann er nur verlangen, sofern er zugleich die wahre Repräsentation des, mit Immermann zu reden, „ewigen Volkes“ ist. Dies eben bestreiten wir der geltenden Republik. Sie ist nicht die wahrhafte Repräsentation des Volkes, sondern nur — ein Irrtum des Volkes, begangen in einer Zeit der Verwirrung. Schon heute kann man mit Sicherheit sagen: Würde die Verfassung auf Grund einer neuen Nationalversammlung neu zu schaffen sein, sie würde erheblich anders ausfallen als die Weimarer. Und selbst dann wäre sie nicht der wahre Ausdruck des Volkes, sondern nur ein vorübergehender Ausdruck der zufälligen Massenmeinung. Die wahre Repräsentation kann nicht auf Meinungen, sondern nur auf dem Wesen beruhen.

So haben wir nun für uns einen „archimedischen Punkt“ gefunden, während Harnack einen solchen Punkt für praktisch unmöglich hält. Unser Standpunkt ist im eigentlichen Sinn „archimedisch“: nämlich außerhalb des „Bodens“, da wir diesen „Boden“ „bewegen“ wollen. Wir stehen legal unter der Verfassung und geben dem Staate, was des Staates ist. Moralisch aber fühlen wir uns als Bürger des „ewigen Volkes“ und suchen nach der Staatsform, die dieses Volkes Wesensform ist. Wir stehen als Staatsbürger auf dem Boden des geltenden Rechtes, als Volksbürger aber dort, wohin kein Staat und kein Recht reicht, von wo aber immer erneutes Recht quellen muß, solange ein Volk Volk bleibt. Rechtlich fühlen wir uns gebunden, moralisch aber frei. Rechtlich sind wir Diener des gegenwärtigen Staates, moralisch aber — Diener des zukünftigen Staates. Äußerlich gilt für uns die Gegenwart mit ihren Tatsachen, innerlich die Zukunft mit ihrem Ideal. So leben wir in der Spannung.

Bequem ist dieses Leben zwischen den Zeiten nicht. Wer aber die Möglichkeit dieser Stellung bestreiten würde, der würde damit die endogene politische Entwicklung des deutschen Volkes verneinen. St.

Rückläufige Mission.

Der Leipziger Missionar D. Bruno Gutmann hat in den Jahren 1902 bis 1920 am Kilimandjaro gelebt, der jungen Christengemeinde des Dschaggavolkes eingegliedert. Von den Engländern vertrieben, hat er dann bis Anfang 1925 in der deutschen Heimat geweilt. Sprachen wir in dieser Zeit mit ihm über den Unterschied zwischen hier und dort, so war jedesmal deutlich, daß er die höheren Lebensformen dort kennengelernt hatte und hier stärker noch als wir die lebensfeindlichen Wirkungen der sogenannten Zivilisation empfand. Die Gegenüberstellung eines Ganges durch die Siedlungen an den Abhängen des Kilimandjaro und eines Ganges durch Hamburg-Barmbeck vergegenwärtigte uns besonders eindrucksvoll den Unterschied zweier Welten, von denen die eine gesund und unendlich entwicklungsfähig, die andere in fortschreitender Zerstörung aller Lebenswurzeln steril geworden und in Auflösung aller Bindungen todgeweiht erschien —, wenn nicht Gottes Geist und Gottes Wille ihr noch einmal das Leben erneute.

In einem der Bücher, die der nach Afrika Heimkehrende uns hinterlassen hat*, spricht Gutmann gelegentlich aus, daß er sich in Deutschland als Sendling der Dschaggagemeinden gefühlt habe. Es ist das nicht aus Ueberhebung — „wir Wilden sind doch bessere Menschen" — heraus gesagt, aber in der Gewißheit, daß zwischen der Christenheit allerorten organische Wechselwirkung möglich und notwendig sei. Wie die heimische Missionsgemeinde ihn und seine Mitarbeiter einst hinausgesandt hat und allzeit hinter der Arbeit ihrer Sendlinge steht, so hat nun auch die Dschaggagemeinde der Muttergemeinde in Deutschland etwas zu sagen und zu geben. In ihrer ausgeprägten Eigenart bringt sie neue Werte in die Gemeinschaft der Christen auf Erden.

1.

Als die ersten Leipziger Missionare 1893 zum Kilimandjaro kamen, fanden sie dort ein Volk, das klarer als die neuzeitlichen Nationen Europas zeigt, „was ein Volk sei"; daß ein Volk ein lebendiger Organismus ist.

Am Kilimandjaro, überhaupt bei den Bantuvölkern, gibt es keine Einzelpersönlichkeiten, weiß und fühlt sich keiner als selbstherrliches Individuum, weiß und fühlt sich jeder als Glied einer Lebensgemeinschaft. Sitte und Brauch, das Recht und die Religion fassen den einzelnen stets in seiner organischen Verbundenheit mit andern. Wechselseitige Abhängigkeiten, Pflichten und Rechte durchziehen das Volk von oben bis unten und nach allen Seiten vom Zentrum zu jedem Punkt der Peripherie, und wiederum innerhalb jeder Volksgruppe den einzelnen in ganz bestimmten Weisen mit den Gruppengenossen vergliedernd.

Erst im Laufe der Zeit konnte diese Struktur des Dschaggavolkes den Weißen durchsichtig werden. Man kann in ihr unterscheiden Verbindungen durch Blutsgemeinschaft, durch Wohnsitz und nach Altersklassen.

Die Bluteinheit, die Abstammungsgemeinschaft oder Sippe umgibt jeden Sippengenossen mit ihrem Schutz, wie sie ihn auch an den Willen der Sippe bindet. Ohne Zustimmung des Sippenführers und des Sippenrats kann kein Sippenmitglied einen Rechtshandel anhängig machen. Umgekehrt haftet für ihn die ganze Sippe. Nie opfert der Dschagga allein. Die Sippe ist Opfergemeinschaft; innerhalb einer sehr großen oder getrennt wohnenden Sippe bilden sich Kreise naher Verwandter als Tischgenossenschaft beim Opfermahl. Besonders eindrucksvoll versinnbildlicht sich die Zusammengehörigkeit beim Trankopfer. „Da umklammert nicht nur der Opfernde den langen Stiel des Bechers mit seiner Hand, sondern neben seine legt sich des nächsten Bruders Hand, und so greifen sie alle mit zu, Hand neben Hand, und die am Stiele keinen Halt mehr finden, umklammern den rechten Arm des Opfernden und die weiteren seine Schulter, und in solcher Verklammerung, die an einen um den Weisel geballten Bienenschwarm erinnert, wird das Opfer den Ahnen bei den Wadschagga gespendet."

* „Das Dschaggaland und seine Christen" (4,— Mk.) — „Gemeindeaufbau aus dem Evangelium" (5,— Mk.). Beide Bücher sind 1925 im Verlag der Ev. l. Mission in Leipzig erschienen. Vgl. auch „Nachbarschaft und Wiederaufbau" im Aprilheft der „Zeitwende" 1925.

Die Familien gelten auch bei uns noch als die Zellen, aus denen sich der Volkskörper aufbaut. Aber diese Zelle hat keine Teilungskraft mehr, und nur zu oft gleicht sie nur einer Keimhülle, die rasch verschrumpft, wenn die heranwachsenden Kinder sich selbstherrlich aus ihr lösen. Die Dschaggafamilie ist ein reiches Organgebilde, dessen einzelne Glieder einander wechselseitig verpflichtet sind. Die Söhne der Familie stehen nicht gleichgeordnet nebeneinander. Der Name des ältesten, „Zweiter Vater", deutet seine Stellung unter den Geschwistern an. Der zweite heißt „Nachfolger", weil er bereitsteht, in die Stellung des Erstgeborenen einzurücken, wenn dieser sterben oder versagen sollte. Vor den mittleren Söhnen ist wieder der jüngste bevorrechtet. Dieser verschiedenen Stellung der Brüder entspricht das Erbrecht, aber auch ihre Verpflichtung zur Fürsorge für die Geschwister und Geschwisterkinder.

Heiratet eine Tochter der Familie in eine andere Sippe, so wird sie nicht einfach mit einer Mitgift aus ihrem Sippenverbande entlassen, sondern es bleiben diejenigen Brüder und Oheime, die vorher für diese Tochter des Hauses mitverantwortlich waren, noch auf lange hinaus verpflichtet, ihr in allen Notlagen zur Seite zu springen. Sie verpflichten sich zu dieser dauernden Fürsorge durch die Annahme der genau vorgeschriebenen Gaben, mit denen der Bräutigam um ihre Zustimmung zur Heirat zu werben hat. Soweit diese Gaben aus lebendem Vieh bestehen, werden die Tiere nicht geschlachtet, sondern als Zuchtvieh eingestellt. Braucht die Brautsippe ein Tier, um der jungen Frau aus Verschuldung zu helfen, in die sie sich auf Mannesgrund verstrickte, so wird es vom Nachwuchs dieser Tiere genommen. Auch gebührt der Frau von jedem Stück allen Nachwuchses ein Schlachtanteil. So umgibt die Sippe ihre Tochter auch nach ihrer Verpflanzung in fremden Sippengrund noch mit schützendem Wurzelgeflecht, bis ihr eigne Söhne zum Schutz heranwachsen und nun ihres Mannes Sippe sie selbst hütet als eine gesegnete Setzerin einer neuen Geschlechterreihe auf ihrem Grunde. Erst dann wird von dem Manne die letzte Gabe an die Sippe seiner Frau geleistet. Aber auch damit zerreißt nicht jede Verbindung mit dem Hause, dem die Frau entstammt. Denn inzwischen ist der älteste Bruder der Frau — bei einer jüngsten Schwester der jüngste Bruder — zum Mitvormund ihrer Kinder geworden, ohne dessen Zustimmung nichts über die Schwesterkinder beschlossen wird bis zu ihrer Verheiratung. Sind unter ihnen mehrere Söhne, so fällt diesem Mutterbruder die Versorgung des mittleren Neffen zu.

Kurz, in mannigfacher Vergliederung steht jeder Volksgenosse in seiner Sippe.

Neben diese Verbindung durch Abstammungsgemeinschaft tritt die andere, die sich aus der Gemeinschaft der Bodenbesiedelung ergibt.

Die Dschaggas wohnen auf Einzelhöfen an der Süd- und Westseite des Kilimandjaro in einer Höhe von 1000 bis 1800 Metern. Durch tiefeingeschnittene Schluchten der von den Höhen zu Tal stürzenden Gebirgsbäche ist das Land in Längsrippen geteilt. Selten ist einer dieser natürlichen Wohnbezirke von nur einer Sippe besetzt, meistens wohnen mehrere nebeneinander und durcheinander. Große Sippen sind weit zerstreut. So legte sich ein neues Band um die zusammenwohnenden Glieder verschiedener

Sippen: der Bodenverband. Pflichten und Rechte gegenseitiger Hilfe, Führerschaft und willige Unterordnung erwuchsen wie von selbst aus den Bedürfnissen des intensiv betriebenen Ackerbaues und der Viehzucht, aus der Notwendigkeit, nachbarliche Streitigkeiten zu schlichten, früher auch aus dem Zwang, sich gegen Einfälle feindlicher Nachbarn zu schützen. Der Bezirksvorsteher und der „Kanalherr", der über die Erhaltung der künstlichen Bewässerungsgräben, die sich bis in die Bananenhaine und die Felder hinein verästeln, zu wachen hat, und andere Organe der Siedlungsgenossenschaft ergaben sich wie von selbst aus den natürlichen Bedürfnissen eines gedeihlichen Zusammenlebens. Als in neuerer Zeit die Bindekraft der Sippen geschwächt wurde, konnte der Bezirksverband weithin sippenschaftliche Gesinnung aufnehmen und mit ihren Instinkten fortpflanzen.

Eine dritte Gliederung und Bindung der einzelnen ist gegeben durch die Altersklassen. Dem natürlichen Verlangen der Jugend nach Zusammenschluß und Selbständigkeit entsprechend bildet die Jugend, die gemeinsam durch die Mannbarkeitsprüfungen und die Lebenslehren gegangen ist, eine Altersklasse. Die nächste umfaßt die waffentragende Mannschaft etwa vom fünfundzwanzigsten bis zum vierzigsten Jahr. Die Alten bilden wieder eine Gemeinschaft für sich.

Endlich erscheint der Häuptling als Zusammenfasser des Willens und der Macht der ganzen Landschaft. Er ist nicht Selbstherrscher, sondern mannigfach gebunden an die Zustimmung der Sippenführer und der Bezirksvorsteher und der den Spruchrasen besetzenden waffenfähigen Altersklasse. Nur durch sie ziehen sich von ihm aus die Verbindungslinien bis zu jedem Mann im Volk. Nur im Zusammenhang mit ihnen hat er das Verfügungsrecht über Grund und Boden, ist er letzter Rechtssprecher, kann er seine Hauptaufgabe erfüllen: Ausgleichsorgan zu sein bei harten Besitzunterschieden oder anderen Gegensätzen in seinem Volk.

Alles in allem: sucht man nach einem Musterbeispiel für einen ausgegliederten Volkskörper, so kann man ihn am Kilimandjaro finden. —

Die moderne Zivilisation aber bedroht dies Volk, wie sie schon manches der Naturvölker zugrunde gerichtet hat.

Sie hat kein Verständnis für den Eigenwert organisch gewachsenen Lebens. Ihr stehen die Sachgüter über allem. Kluge und straff aufgezogene Organisation zur Mehrung des Kapitals, zur Förderung der Produktion, zur Steigerung der Macht um der Macht willen schätzt sie ungleich höher als die urwüchsigen Lebensformen, in denen viel zu wenig rationell gearbeitet wird, in denen ihr zu vieles zwecklos zu verlaufen scheint. Rücksichtslos zerbricht sie sie daher, wo sie ihren Zwecken entgegenstehen; ohne Bedenken flößt sie ihnen neuen Gedankeninhalt ein, der sie zur Entartung und zum Verfall bringt. Sie raubt dem Menschen die Ehrfurcht vor den Sitten und Ordnungen der Väter, besticht sein Verantwortungsgefühl für andere, löst das Einzelwesen aus seinen natürlichen Verbindungen, steigert sein Selbstbewußtsein ganz unberechtigterweise zum Selbstgefühl einer Persönlichkeit, die nun selbstherrlich „ihre letzten Wurzeln aus dem Mutterboden zieht und darauf fortstelzt" — hinein in das graue Dasein echter rechter Proletarier.

Das Häuptlingstum der Bantustämme wird von den Europäern als

bequemes Mittel zur Festigung der eignen Macht mißbraucht, indem man den Häuptling unter Mißachtung seiner tatsächlichen Gebundenheit als Herrn seines Volks und seines Landes behandelt, ihm den Beamtencharakter verleiht und damit seine Bedeutung verfälscht und so lange überhöht, bis plötzlich alle von ihm durchs Volk gehenden Verbindungen reißen. Dann kann man ja immer noch versuchen, ihn durch einen irgendwohergeholten Schreiber zu ersetzen.

Die Jugend lockt man aus der Sippen- und Klassenzucht und sammelt sie auf Arbeitsplätzen zu Massen „freier" Arbeiter, kurz, die Zivilisation, die durch Kolonialbeamte, Händler und Pflanzer, gelegentlich auch durch zum Volkstum falsch eingestellte Missionare vertreten ist, kann das gesundeste, kraftvollste, entwicklungsfähigste Volk so demoralisieren und proletarisieren, daß hernach von ihm nichts überbleibt als ungegliederte Haufen von Menschen ohne Halt und Weg und Ziel, ohne verantwortungswillige Gemeinschaft, ohne jede moralische Bindung. Sie wird das überall tun, wo man ihrem Vernichtungswerk nicht planmäßig und kraftvoll wehrt.

2.

Die organischen Verbindungen der Menschen sind die schöpfungsmäßigen Lebensformen, in denen der Mensch erst zum Menschen wird. Sie haben also ihren Ursprung in Gott, Gottes Wille verkörpert sich in ihnen, Gotteskräfte leben in ihnen. Wer sie zerstört, frevelt gegen Gott. Wer die Menschen aus ihnen zu lösen sucht, um sie rein auf sich zu stellen oder sie irgendeiner Organisation — und führte sie den Namen einer christlichen Kirche — einzuordnen, frevelt gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi.

Sie sind zugleich Vorstufe, Vorbereitung und Leitungsbahnen für ein höheres, das höchste organische Leben.

Das Christentum ist nicht eine Lehre, deren Kenntnis und Annahme jeden beliebigen Menschen zum Christen macht. Es ist auch nicht eine Organisation Gleichgesinnter und Gleichgestimmter, die dem, der sich ihr anschlösse, die Erreichung bestimmter Zwecke sicherte, etwa die volle Entwicklung seiner Persönlichkeit oder Frieden und Glück der Seele oder die Bannung des Schicksals oder die Anwartschaft auf zukünftige Seligkeit.

Das Christentum ist aus der Vaterschaft Gottes organisch wachsendes Leben, ist Gotteskindschaft und Menschenbrüderschaft. In Jesus Christus ist es in die Welt getreten. In ihm war Gottessohnschaft und Lebenseinheit mit den Menschen vollkommen. Und er ward zum Zellkern, zum lebendigen Mittelpunkt und Haupt eines Gliederverbandes, dessen Glieder, wie mit ihm so auch untereinander vergliedert, zu Trägern und Weiterleitern eines neuen Lebensstroms wurden, des Geistes Christi, des Geistes Gottes, der immer neue Menschen in sich hineinzieht. Er löst sie nicht aus ihrem natürlichen Gliederverbande, sondern indem er sie von innen her neu macht, reinigt und stärkt er ihren Organverband mit dem Ziel, ihn ganz Christo einzugliedern, dem weltumspannenden Reiche der Vaterschaft Gottes, dem für die Ewigkeit bestimmten Gliederverbande der Menschheit.

Wer daher als Bote Jesu in einem fremden Volke wirken will, muß

den einzelnen immer als Gliedwesen sehen. Ja, der Missionar selbst kommt nicht als einzelner, sondern als Glied der ihn sendenden Gemeinde. Ihr Wachstumsdrang, ihre Entwicklungskraft wirkt sich aus, indem sie diesen ihren Sendling als Keim in den neuen Volksboden treibt. Nur indem er den urtümlichen Verbindungen, die er hier vorfand, sich so weit als möglich eingliedert, kann er seine Aufgabe erfüllen.

So ist die Arbeitsweise wenigstens der lutherischen Mission. Luther selbst hatte ein starkes Gefühl für die Wesensverwandtschaft der Gotteskindschaft in Christo mit allem, was Kindschaft bedeutet auf Erden, und er sah wie jene so auch die Stände und sonstigen volksorganischen Bindungen als Gottes Schöpfung an. So ist es immer eine Eigenart lutherischer Mission gewesen, fremdes Volkstum zu achten. Selbst wo organische Verbindungen, wie in Indien, verhängnisvoll zur volkzerklüftenden Kaste erstarrt waren, hat die lutherische Mission — im Gegensatz zur Praxis der reformierten Schwesterkirchen — die Kaste nicht einfach zu verwerfen und zu bekämpfen gewagt, sondern die soziale Institution geachtet und die mit ihr verbundenen Schäden durch Einpflanzung neuer Gesinnung von innen her zu überwinden gesucht. Sie hat im Unterschied und je länger in desto bewußterem Gegensatz zu andern Missionsmethoden ihre Aufgabe darin gefunden, den fremden Völkern das reine Evangelium und nur dieses zu bringen. Sie drängt nicht afrikanische oder asiatische Völker in ein fertiges Religionsgebilde europäischer Prägung; sie bricht nicht aus fremdem Volkstum Steine, um mit ihnen dem mächtigen Tempelbau einer hierarchischen Kirche neue Hallen anzubauen; sie verquickt nicht mit ihrer Mission die Propaganda für diese oder jene Ideen der Zivilisation; sie sucht nicht nebenbei den weißen Unternehmern gefügige Arbeitskräfte und der Kolonialmacht brave Untertanen zu erziehen; ihre Aufgabe sieht sie allein darin, die Gliedschaft am Leibe Christi fremden Völkern erlebbar zu machen in den dort bodenständigen, von allem Sündhaften zu reinigenden Lebensformen.

Gewiß wird es, zumal in den Anfangszeiten einer Mission, kaum zu vermeiden sein, von den für Christus Gewonnenen das volle Heraustreten aus allen natürlichen Verbindungen zu fordern, wenn sie die volle Hingabe an Christus hindern. Dann aber ist der auf den göttlichen Grund Uebergetretene sofort zu verpflichten zu christlichem Dienst in und an den Lebensgemeinschaften, denen er entstammt. Und daß die Missionare im Unterschiede zu den Trägern der Zivilisation die organischen Verbände des Volkes achteten, ja ehrfürchtig in ihnen göttliche Kräfte lebendig sahen, gewann ihnen am Kilimandjaro die Zuneigung und das Vertrauen des ganzen Volkes. Die zunächst in Angliederung an den Missionar entstandene junge Dschaggagemeinde erscheint als die Neugestalt des Volks.

So hat sich im Laufe der Zeit ein reichgegliedertes Gemeindeleben in den einzelnen Bezirken entwickelt, in dem „die Gottessippe" die urtümlichen Formen des Dschaggalebens nach Möglichkeit wahrt und fortbildet. Selbsttätig regieren die Gemeinden sich selbst in ihren mannigfachen Organen. Den „Aeltesten" obliegt die persönliche Einwirkung auf die Gemeindegenossen, die Fürsorge für die Armen, der Besuch der Kranken, Kirchenzucht und Sittenpflege. Die „Ackerpfleger" sehen nicht nur auf die äußere

Sauberkeit der Höfe, des Viehes und auf gut bestellte Aecker, sondern überhaupt auf das Zusammengehen der Gemeinde in wirtschaftlichen Fragen, z. B. bei den Hilfen, die einem Gemeindegenossen bei einem Hausbau zu leisten ist. Die „Rasenwarte" beaufsichtigen die Bezirksrasen, auf denen die christliche Jugend jeden Sonntagnachmittag bis zur Abendandacht in fröhlichem Reigen springt, — als uraltes, von der neuen Zeit erst verdrängtes Volksgut sind diese Reigentänze von den Missionaren wieder hervorgeholt, zur Freude auch der zuschauenden Heiden. Die Jugend selbst wählt sich ihre „Riegenführer", die auch ein umgrenztes Rügerecht haben und durch die die Jugend auch eine Stimme im Rate der Gemeindebeauftragten hat.

An fast jedem Sonntag wird nach dem Gottesdienst Bezirksversammlung gehalten, an der auch die Frauen teilnehmen. In ihnen werden fast durchweg die gleichen Beratungsgegenstände durchgesprochen, die einst jede Sippe bei ihrem Führer durchsprach: Rüge der gegen die Sippenzucht Handelnden, Hilfe für Glieder, die in Not sind, Dienstleistung für die Stätte der gemeinsamen Anbetung, Aufbringungen zu gemeinem Nutzen, Reinigung oder Wiederherstellung alter Sitten, Einführung neuer Sitten usf. — Das christliche Eherecht hat aus dem Sippenrecht alle wertvollen Bindungen und Hilfen der Ehebeistände beibehalten, und die hier selbstverständliche Einehe wird auch von Heiden als gute Wiederherstellung ältester Eheform angesehen; die Vielweiberei der Reichen ist offenbar eine noch nicht sehr alte Verfallserscheinung gewesen. In allem wirkt das Vorbild der Gottessippe belebend auch auf die alten Sippen und ihre Sippenzucht, die unter dem Einfluß der neuen Zeit weithin im Verfall war. Nicht nur die Christengemeinde, sondern auch besonders die Alten unter den Heiden sind überzeugt, daß in der Gottessippe ihres Volkes Erneuerung verbürgt ist.

Christliche Mission geht in fremdes Land, nicht, um dort das Volkstum zu retten, sondern gehorsam dem Befehl Jesu: Machet alle Völker zu meinen Jüngern. Dieses Ziel wird nicht schon dadurch erreicht, daß man die natürliche Gliederung eines Volkes und die darin gegebenen Lebenskräfte steigert und veredelt. Christ sein heißt auch in Afrika nicht einfach seine völkischen Verbandspflichten treulich erfüllen. Aber die Mission kann ihren eigentlichen Auftrag nur dann erfüllen, wenn sie tut, was in ihren Kräften steht, die sonst dem Untergange verfallenen Völker in ihrem Bestande zu erhalten durch Stärkung und Erneuerung ihrer urtümlichen Bindekräfte. Und Christentum kann sich nur da gesund und kraftvoll entwickeln, wo der Christ in der Alltäglichkeit seines Daseins, im Verkehr mit seinen Nächsten, im Dienst seines Volks auslebt, was er von Gott empfing. So ist es nicht nur ein willkommener, wenn auch unbeabsichtigter Nebenerfolg, wenn die Mission ein sonst auseinanderfallendes Volk rettet, sondern es gehört wesentlich zu ihrer Aufgabe, ihre Arbeit in allen Stücken auch auf dieses Ziel einzustellen.

Ganz dringlich aber ist diese Aufgabe in der gegenwärtigen Zeit —, ja, sie erscheint als die Lebensfrage für Afrika und vielleicht auch für uns. Die Bantuvölker sterben unter der Einwirkung der europäischen Zivilisation nicht einfach aus, wie andere Naturvölker von ihr völlig vernichtet

sind. Obwohl sie sittlich und körperlich entarten und ihre Volkskörper zerfallen unter der ausschließlichen Herrschaft der Dingwerte, vermehren sie sich nur stärker. „Bleibt aber das Gift der Zersetzung die entscheidende Gabe Europas an Afrika, so werden die zersetzten, gifterfüllten Rassen es einst überschäumen und vernichten. Besinnt es sich dagegen noch rechtzeitig darauf, daß Afrika eine Seele hat, und beginnt es, diese Seele zu pflegen, so kann es um dieser einen Tat willen Vergebung erlangen und sich daran noch selber Heil gewinnen. Die Seele Afrikas ist die Sippe. Aus ihr sind alle sittlichen Werte entstanden, die den Afrikaner zum Menschen machen. Nur auf ihrem Lebensboden bleibt der Afrikaner ein moralisches Wesen. Die Sippe selber kann sich aber nur behaupten, wenn sie in Schutz und weiterbildende Zucht der Gemeinde Christi genommen wird. ... Unser deutsches Volk hat Gott zurückgerissen aus der Reihe jener, die im gierigen Kampfe um die Sachgüter Afrikas seine Seele zertreten. Aber ehe er uns zurückriß, hat er uns als tiefstes Erlebnis einen Blick gegönnt in die Tragkraft und Treukraft dieser Seele, die noch lebendig ist ... Afrika wartet auf seine Erlösung, es wartet auf uns."

3.

Die betonte Eigenart der jungen Dschaggagemeinde und ihnen ähnlicher heidenchristlicher Gemeinden hat auch uns etwas zu sagen. Die Bestimmtheit, die die lutherische Mission voll erst angesichts der besonderen Nöte und Aufgaben ihres Missionsgebietes gewonnen hat, möchte rückwirken auf unser Denken und Tun.

Ohne diese rückläufige Mission würden wir die Urschäden unseres gegenwärtigen Zustandes weniger deutlich sehen, denn tief stecken auch wir im zivilisatorischen Denken. Nun kann der Anblick urwüchsig gesunden Lebens, das in einer organischen Gemeinschaft pulsiert, die ihren Gliedern die Bahnen vernünftiger Tätigkeit an- und füreinander weist und jedem Anteil gibt an dem Kraftstrom, der aus diesen Wechselwirkungen entsteht, eines Lebens, aus dem in Spannung und Befriedigung Lebensfreude ungesucht von selbst quillt, uns im Kontrast die Unnatur und Hohlheit eines Daseins voll empfinden lassen, das beherrscht ist von einer Ueberschätzung der Sachgüter, die hinter dem Kampf um die Mittel zum Leben das Leben, hinter den Dingen den Menschen zurücktreten läßt bis zum Verschwinden. Der Unterschied zwischen Organismus und Organisation kann uns kaum deutlicher werden als in dem Gegensatz zwischen einem noch wirklich gliedlich verbundenen Volk und unsern volkzerreißenden und den Menschen gegen den Menschen stellenden Zweckverbänden des wirtschaftlichen, des staatlichen, des kirchlichen Lebens. Der Aberglaube der Zivilisation, daß die eigengesetzliche Entwicklung der Technik, der Wirtschaft und der Wissenschaften einen Fortschritt bedeute, mit dem die Emporentwicklung, Veredelung und Beglückung der Menschheit ohne weiteres gegeben sei, — die Torheit einer Erziehungslehre, die durch höhere Bildung selbstherrlich abgeschlossene Persönlichkeiten entwickeln will und von ihnen wertvolle Einflüsse auf die Massen der übrigen erwartet, während die Massenmenschen wenigstens zu tüchtigen, den Bedürfnissen der Wirtschaft und des Staates gut angepaßten Werkzeugen zu erziehen seien,

denen dann vielleicht auch noch einmal eine gesicherte Existenz, edle Genüsse und der Besitz eines eignen Kleinautos das beglückende Gefühl, eine Persönlichkeit zu sein, verleihen würde, — das Mißverständnis des Evangeliums, als ziele es nur auf Herstellung von Privatverhältnissen zwischen Gott und einzelnen Menschenseelen und auf die Veredelung und Beseligung Vereinzelter, — kurz, die ganze Weltanschauung und Lebensauffassung der europäisch-amerikanischen Zivilisation erscheint als eine Verirrung, wenn ihr das schlichte Bild einer Gemeinde gegenübertritt, die in der Gliedschaft am Leibe Christi und in der Vergliederung ihres Volkes ihr Leben hat. Rousseaus Rückweg zur „Natur" ist unmöglich. Aber der Weg der Zivilisation wird zum Todesweg, wenn sie die Bindungen verachtet und zerstört, in denen allein nach Gottes Willen Menschen „leben" können.

Doch was soll das *uns*? Man mag's den Amerikanern und Engländern sagen, daß sie falsch bauen. Wir haben — nach dem Zusammenbruch — der Kritik schon so viel zu hören bekommen, daß wir auch gerechte und zutreffende kaum noch hören mögen, wenn sie uns nicht zugleich rechte Wege des Aufbaus zeigt. Aber solche Wege zu zeigen, ist ja der eigentliche Zweck der Gutmannschen Bücher.

Es gilt das Verständnis und das Gefühl für organische Verbundenheit zu wecken und zu pflegen. Das kann natürlich nicht bloß dadurch geschehen, daß man den Menschen klar macht, was ein Volk sei. Auch nicht dadurch, daß die völkisch Denkenden und Empfindenden sich zusammenschließen, denn sofort stellt ihre Organisation sie wieder in schroffen Gegensatz zu andern, die mit ihnen organisch zusammenhängen, und die vielleicht nur in diesem oder jenem anders *denken*. Die letzte Einheit muß in der Tiefe gefunden werden, in der alle Volksgenossen eine Einheit sind vor Gott. Sub specie aeternitatis — der Ewigkeit, für die auch die Völker Bedeutung haben — verschrumpfen die durch die Organisationen hart und überscharf gewordenen Gegensätze des politischen Denkens mitsamt den andern Schranken, in denen sich die Glieder eines Volkes gegeneinander absperren, bleibt schließlich nur das wesentlich, was aus Gottes Schöpferwillen und was aus seinem Heilswillen stammt.

So ergibt sich als schlichte und unbedingte Forderung an jeden, der seinem Volke ernsthaft dienen will: sich selbst ganz unter den Willen Gottes zu stellen und mitzuarbeiten an dem Aufbau der Gemeinde. Das ist gewiß eine Zumutung an den Durchschnittsgebildeten unserer Tage, der ja doch *Persönlichkeit* ist und mit den Anschauungen seines Pastors durchaus nicht übereinstimmt. Aber der Pastor ist ja wohl nicht die Gemeinde, und ein Mensch, dem seine Schuld- und Schicksalsgemeinschaft mit den andern und seine Verpflichtung für die andern noch nicht aufging, wird wohl eine „Persönlichkeit" im ironischen Sinne des Wortes bleiben müssen. Aber auch wo der Wille da ist, findet sich nicht immer leicht der Weg.

Am leichtesten mag er sich in dörflichen Verhältnissen finden. Gewiß ist auch in die Welt des Bauern in den letzten Jahrzehnten im Gefolge der Maschine, der wirtschaftlichen Organisation, der Kriegs- und Nachkriegserlebnisse ein neuer Geist, der Geist der individualistischen Zivilisation, eingezogen. Aber noch sind die organischen Verbindungen da, schon rein physiologisch in der durch viele Jahrhunderte gehenden Verschlingung der-

selben Familien. Und für die Weckung des Verantwortungsgefühls füreinander und vor Gott, für die Erneuerung alter Sitten wie für Einführung guter neuer Ordnungen werden wenigstens die besten unter den Alten und unter den Jüngsten empfänglich sein. Es gibt schon manche Gemeinde, die wieder zu wirklicher Lebensgemeinschaft wurde.

Ungleich schwieriger erscheint die Aufgabe in der Großstadt und am Industrieort. Hier möchte Gutmann die Nachbarschaft als ersten Träger des neuen Gemeinwillens in Anspruch nehmen. Aber wir können uns bei seinen Ausführungen manchmal nicht des Eindrucks erwehren, als wisse Gutmann doch nicht, wie zermörsert, wie atomisiert diese neustädtische Bevölkerung ist, wie zerrissen und zerklüftet durch die Parteien und andere Zweckverbände auch die Bewohnerschaft fast jeden Wohnbezirks ist. Und oft will man gerade mit den Nachbarn nichts zu tun haben; man „kennt sie nur zu gut".

Hier wird neuer Gemeinwille zunächst doch wohl nur werden und wachsen können in einem aus der Gesamtgemeinde zusammenrinnenden und sich selbst dauernd unmittelbar unter die Einwirkung des Wortes Gottes stellenden Innenkreise der Gemeinde, der in ihrem Namen und Auftrag das tut, was der Nachbar dem Nachbar, die Schwester der Schwester, der Volksgenosse dem Volksgenossen aus Liebe erweisen sollte. Nur in gemeinsamem Erleben und gemeinsamem Arbeiten kann Gemeindebewußtsein wachsen. Von hier aus mag dann das Bewußtsein, Glied eines Organismus zu sein, der seine Glieder trägt, ausstrahlen auch auf alle die, die diese Gemeindehilfe selbst erfuhren.

Alle andern Bemühungen um Volkseinheit und Volkserneuerung in Ehren. Das Wichtigste wird bleiben, daß die Zahl der Menschen wächst, denen aus ihrer Volksgliedschaft und aus ihrer Vergliederung im Reiche Gottes Verpflichtung wie freudige Kraft quillt, die eigne Person einzusetzen in die Arbeit und in den Kampf, so wie Zeit und Ort es fordern.

Friedrich Albert Lange schrieb einst, nur zweierlei, eine weltentflammende sittliche Idee und persönliche Opfer, könnte unsere Kultur noch retten. Fünfzig Jahre sind seitdem verflossen. An die welterneuernde Macht der Ideen glauben wir zur Zeit nicht recht. Aber deutlich empfinden wir: Gott kann ein Volk retten und erneuern, wenn er in ihm Menschen findet, die schlicht seinen Willen tun. Und sie werden je länger desto weniger ihr Tun als Opfer empfinden, sondern so wie es ist: als eine beglückende Bereicherung ihres Lebens, als die Erfüllung ihres Daseins und ihres Berufs. J. G. Cordes.

Karl Barth.

Wenn man versuchen würde, die protestantische Theologie der Gegenwart so zusammenzufassen, daß alle ihre Wege in systematischer, praktischer und historischer Theologie in einem Punkte sich schneiden, so würde dieser Versuch immer wieder einen Namen in den Vordergrund stellen müssen: Karl Barth. Diese Tatsache hat ihre Gründe einmal darin, daß Barth selbst durch die wesentlichen Probleme der Vorkriegs- und Nachkriegszeit hindurchgegangen ist, daß es ihm nicht mehr um einzelne

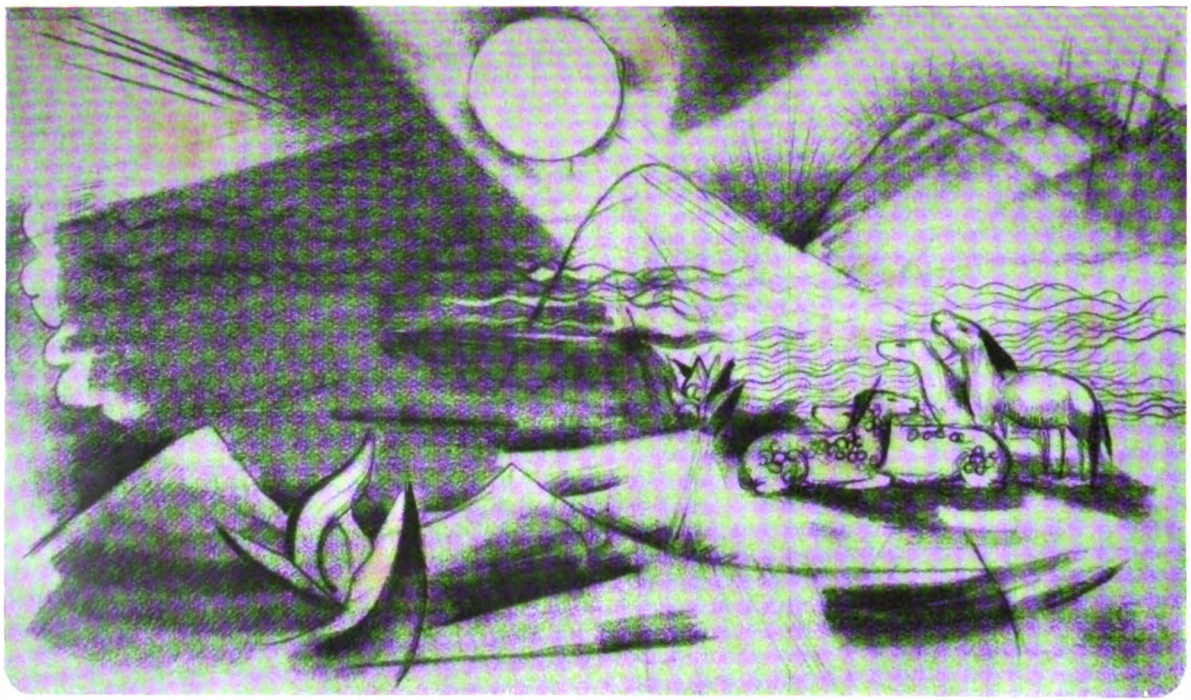
theologische Fragen, sondern um eine grundlegende Zusammenfassung alles theologischen Denkens im Verhältnis zu Welt und Kultur geht, vor allem aber, daß der letzte Grund seiner Position keine Theologie ist, sondern religiösen Wurzeln entspringt. Eine Betrachtung seines Werkes kann in drei konzentrischen Kreisen geschehen, von denen der erste das Zeitproblem in der Theologie Barths, der zweite das Kulturproblem, der dritte das theologische Problem in sich schließt.

1. Das Zeitproblem.

Wie alle theologischen Persönlichkeiten der Gegenwart ist auch Karl Barth ohne eine eingehende Auseinandersetzung mit der sogenannten liberalen Theologie nicht zu denken. Wenn man die Grundzüge dieser liberalen Theologie auf eine kurze Formel bringen will, so sind es: die Hineinstellung des Christentums als einer psychologisch und historisch zu begreifenden Religion in den Gesamtzusammenhang der intuitiv erfaßten Religionsgeschichte. Dabei wird die Religion zu einer Aeußerung des Gesamtlebens des einzelnen und der Völker und bekommt ihren Platz entweder an der ersten, übergeordneten oder einer anderen eingeordneten Stelle des Gesamtsystems der Kulturgüter. So erwächst aus der religionsgeschichtlichen Betrachtung die kulturpsychologische und religionspsychologische Methode, die in ihrer Karrikatur zu einer Vivisektion des religiösen Lebens wird. Das Ganze faßt sich zusammen in einer soziologisch unterbauten Religionsphilosophie, die ihre Meisterschaft im Belauschen und Registrieren intimster religiöser Lebensvorgänge, ihre Schwäche, ja, ihren Fluch in der Unfähigkeit wirklicher Bewertung und der Unmöglichkeit ursprünglicher, naiver Frömmigkeit, vor allem aber in der allmählichen Verdrängung des Gottesgedankens hat. Die Reaktion gegen diese Richtung erfolgt von zwei Seiten. Einmal durch die theozentrische Theologie Schäders, der den Gehorsam auf der menschlichen Seite, die durch Kompromisse und wissenschaftliche Vermittlung nicht zu trübende Forderung Gottes (Calvin) betont und im wesentlichen eine eigenartige Fortbildung sogenannter positiver Theologie bietet, auf der anderen Seite die religiösen Sozialisten (am konsequentesten Tillich), die auf Grund der soziologischen Kritik des Sozialismus zu einer primär politischen, sekundär kirchlich-theologischen Kritik des Bisherigen kommen. Karl Barth stellt in gewisser Weise eine Synthese dar zwischen der unbedingt theozentrischen Haltung Schäders und der Begründung dieser Haltung durch die Kritik des an den Liberalismus anknüpfenden religiösen Sozialismus. Die Eierschalen der liberal-religionsphilosophischen Position haften ihm insofern noch an, als er sich um eine eingehende theoretische Klarlegung bemüht, die zwar jede Anlehnung an den deutschen Idealismus verschmäht, aber von Anleihen an den platonischen Idealismus nicht frei ist.

2. Das Kulturproblem.

Das was Karl Marx als zu überwindendes Zeitalter des bürgerlichen Kapitalismus, das was Friedrich Nietzsche als zu überwindendes Zeitalter krankhafter Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts angegriffen und schließlich verneint hatten, das verdichtet sich dem aus der Kulturkritik des Schweizer religiösen Sozialismus kommenden Karl Barth zu der Kritik Gottes an aller Kultur: der jetzige Aeon steht wie alle Zeitalter der



Aus dem Deutschen Volkstum

Franz Marc

Weltgeschichte unter dem verneinenden und tötenden Gericht Gottes. Während es sich also bei allen anderen Kulturkritikern um die Verneinung einer besonders historisch bestimmbaren, kulturellen Epoche oder Gruppe handelte, ist es bei Karl Barth der Gedanke der Fragwürdigkeit aller menschlicher Kultur als solcher, aller Geschichte. Und hatten die christlichen Theoretiker aller Schattierung vor ihm immer noch eine geschützte Insel im Meere der Geschichte und einen sicheren Strom im Ozean allen Geschehens festhalten wollen, nämlich die Kirche und ihre Geschichte, so versinkt für Barth gerade diese Insel zuerst und verfällt dem besonders harten Gericht gerade, weil sie besondere Ansprüche erhob. Wichtig bei dem allen ist, daß es sich nicht um die absolute Weltverneinung des Buddhismus oder irgendeiner Schattierung mittelalterlicher Mönchsgesinnung handelt, sondern daß neben das Wissen des unbedingten Verurteiltseins durch Gott eine Ahnung und ein Glauben an die tägliche und stündliche Neuschöpfung Gottes tritt. Hatten aber vergangene Zeitalter diese Neuschöpfung in der Geschichte oder im eigenen Innern sehen oder fühlen wollen, so tritt an die Stelle bei Barth eine beständige Spannung. Diese ruht auf folgender Voraussetzung: Barth erklärt die ganze Situation der liberalen Theologie aus dem Glauben der Gotteserfahrung, die aus ihrer lebendigen, persönlichen Unmittelbarkeit herausgenommen, ins Bewußtsein erhoben, verabsolutiert, zur Wissenschaft gemacht und dadurch statt zu christlicher Gotteserfahrung zu einem Stück kulturhistorisch definierbarer Religion wird. Und er schiebt den Grund dieser Verfälschung auf die Theologie Schleiermachers.

3. Das theologische Problem.

Die Theologie Schleiermachers hatte zwei Wurzeln gehabt. Das fromme Gefühl und die reiche Selbstbeobachtung des Pietismus und die scharfe eindringende Gedankenarbeit der Aufklärung und des Idealismus. Diese an sich heterogenen Bestandteile zeigen sich bei Schleiermacher zu einer Einheit versöhnt, die der geschichtlichen Notwendigkeit seiner Zeit und des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt entsprochen und gedient hat, aber deren Kraft im neunzehnten Jahrhundert aufgebraucht wurde, eben dadurch, daß alle ihre Anregungen einzeln verarbeitet und verselbständigt wurden. So kam es zu dem chaotischen Zustande vor 1914, und so kam es zu der Notwendigkeit, ein Neues zu pflügen. Das wesentliche Verdienst Barths nun liegt darin, daß er diese Situation erkannt hat und einer von den wenigen ist, die den Ansatz zu einem fruchtbaren Ausweg erkennen, obwohl sie selbst ihn doch nur beschränkt und nicht ohne Ueberspannungen durchzuführen vermögen. Wie in allen Zeitaltern der Kirchengeschichte, die es mit einer verfahrenen Situation in Theologie und Kirche zu tun hatten, hat auch er den Rückweg eingeschlagen zu Luther und zur Urgemeinde. War aber der Liberalismus darin zu weit gegangen, daß er innerhalb der neutestamentlichen Schriften das Hauptgewicht auf die synoptischen Evangelien und einen durchaus menschlichen Jesus legte, so geht nun Barth in der anderen Richtung zu weit, indem er nicht nur Paulus und den Römerbrief zur Norm des ganzen neuen Testaments erhebt, sondern auch noch unter Hintansetzung ruhiger Objektivität Paulus als Gegenwartsmenschen Gegenwartsprobleme beantworten und lösen läßt.

So nachdrücklich es daher zu begrüßen ist, daß Barth es verstanden hat, in seinen Schriften über Römer und Korintherbrief Paulus sprechen zu lassen, als ob er lebendig vor uns steht, so sehr muß doch darauf geachtet werden, daß über diesem lebendigen Paulus Barths nicht der leibhaftige Paulus, wie ihn uns die liberale Forschung auf Grund unsäglicher Mühe sehen gelehrt hat, zurücktritt oder verdunkelt wird. Das Gleiche muß aber auch bei der Stellung Barths zu Luther betont werden. Wenn einer der reifsten Theologen Deutschlands (Kattenbusch) gerade an diesem Punkte mit seinem Urteil zurückhält, so kann uns das nur veranlassen uns noch zurückhaltender zu äußern. Vielleicht aber darf doch das eine gesagt werden, daß die Stellung Barths zu Kultur und Geschichte der des Pietismus näher steht als der Luthers (Freiheit eines Christenmenschen). Und so wenig wir uns die Frucht, die die langen Kriegsjahre der Frömmigkeit und Theologie gebracht haben, wieder nehmen lassen wollen — die zagende, tiefe Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und über Menschengedanken gehenden Willen Gottes in seiner ganzen Schrecklichkeit und Erhabenheit —, so gefährlich erscheint es doch auf der anderen Seite, daß das ursprüngliche Freudegefühl des Menschen, der auf Grund des Einklanges mit Gott im Einklang mit Natur und Kultur seine dienstbereite Arbeit tut, durch überspannte Spannungen und verkrampften Ernst zunichte gemacht wird. (Ein Vorwurf, der mehr auf die Anhänger Barths als auf ihn selbst zutrifft.) So weit sich allerdings mit dieser Stellung Vorwürfe gegen gesunde Geschichts- und Kulturphilosophie ergeben (z. B. die ungerechtfertigten Angriffe Barths gegen Brunstäd), muß sie auch bei Barth selbst bemängelt werden.

4.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß eine Kritik Barths vorläufig nur innerhalb einer auf Grund eingehender Kenntnis der Einzelfragen geführten theologischen Diskussion möglich ist. Das soll aber keineswegs ausschließen, daß Barth zu den wenigen begnadeten Persönlichkeiten gehört, die über alle theologischen Begriffe hinaus als christliche Persönlichkeiten Entscheidendes zu sagen haben, und entscheidenden Einfluß auszuüben vermögen. Allerdings werden sie entweder entscheidend anziehen oder entscheidend abstoßen. Aber gerade das ist das Sympathische. Und man wird das Lob, das man Barth mit den Worten gezollt hat: seine Anschauung sei ein Korrektiv aller Theologie, vielleicht dahin erweitern dürfen, daß sie in unserer Gegenwart ein höchst wünschenswertes und unentbehrliches Korrektiv aller Weltanschauung, vor allem aber aller Kulturphilosophie zu sein vermag. Darin liegt ihr Aktivum und ihr Passivum. Denn dadurch, daß sie im engsten Sinne Reaktion auf vergangene Theologie, Kirche und Kultur ist, dadurch, daß alle ihre Aeußerungen im wesentlichen nur als Rückäußerungen verstanden werden können, dadurch ist ihr Zeiteinfluß ungeheuer, ebenso aber auch ihre Zeitbedingtheit. An wirklich positiv Aufzuzeigendem, eigenem Gehalt arm zu sein, ist ja auch Stolz und Vorrecht eines Theologen, der es für den Sinn aller Theologie hält, der Frage Gottes gegenübergestellt zu sein, eine Antwort aber als anmaßend nicht zu geben weiß. Darin liegen Barths Grenzen und darin besteht seine Größe.

Paul Haarmann.

Literarische Kolportage.

Eine Randbemerkung.

Wir glauben an das goldene Zeitalter des Dichtens und Denkens einer glücklichen Vergangenheit, und es scheint verloren; ein Zeitalter, gehoben vom reinen Ethos der Kunst und des Gedankens, belebt von deren Schönheit und Tiefe. — Und was gilt uns als die Quellkraft dieses Ethos, von dem wir träumen? Der Dichter, der Denker durfte sein Werk, unbekümmert um den Alltag eines literarischen Getriebes, getragen von metaphysischer Verantwortlichkeit, vor sein Volk bringen, vor das Volk, aus dessen Blut ihm die Unrast des metaphysischen Triebes überkommen war, vor das Volk also, das er für sein Teil von dieser Unrast durch die Kunst der ästhetischen und inhaltslogischen Intuition zu erlösen unternahm. So wären jene Dichter und Denker die freiesten und die gebundensten Menschen gewesen. Sie hätten nur dem einen gedient: ihrem Werke, das sich aus triebhaftem Zwange, frei von äußeren Einflüssen und nur von metaphysischer Verantwortung, der subtilsten Form des Gewissens, gebändigt, aus ihnen gestaltete.

Wir träumen von dem goldenen Zeitalter eines lebenbestimmenden und absoluten Kunstvermögens und wissen doch, daß es nie bestanden hat. Weshalb das? Himmelblaue Zwecklosigkeit derlei Träumerei in unserer Zeit, die den Trieb zum Betrieb gemacht hat, Betrieb auch in Kunst, Literatur, Philosophie!

Alle Träume, auch die entrücktesten, haben einen Wirklichkeitskern, ihren letzten, innersten Gehalt an Nüchternheit. Seien wir immerhin bitter und nüchtern: nennen wir die Träume von einem goldenen Zeitalter des Denkens und Dichtens eine Ordnungsvorstellung für die bewegende Tatsache, daß aus den Zeiten verwichenen Alltages der Kunst, Literatur und Philosophie auf uns eben nur Werke überkommen sind, die vom schöpferischen Ethos ihrer Zeit getragen waren, die also lauter und edel gewesen sind *trotz* ihres Zeitalters. Wir brauchen diese Ordnungsvorstellung, die fast transzendent anmutet, weil wir einem übernommenen Reichtum unverblichener Kunstwerke und grundbeständiger Denkgebäude sonst fassungslos inmitten eines lärmenden Uebermaßes von künstlerischer und literarischer Unzulänglichkeit gegenüberstehen würden. Wir geben uns einer beruhigenden Ordnung halber dem unhistorischen Gedanken hin, als sei das Edle, das wir empfangen haben, in den Tagen, da es entstand, auch das Ueberzeugende, das Führende, das Einzige gewesen, und wir finden dabei den Ausdruck für eine Sehnsucht nach gleicher Lauterkeit und Vollkommenheit. Und das genügt, ein Gleichgewicht zu erhalten, dessen jedes Volk bedarf, um nicht nur nicht im Taumel seiner betriebfähig gemachten Triebe unterzugehen, sondern Anpassungswerte höchster Art — biologische Werte — auszubilden und zu bewahren.

Das klingt bei aller Bescheidenheit recht optimistisch, als brauche nichts verloren gegeben zu werden, auch heute nichts. — Scheint doch weit eher der Kulturpessimist unserer Zeit im Spiele solcher Betrachtungen die ganze Hand voll Trümpfe zu haben! Scheint doch die Maschine der Zivilisation einzig zu rasen und zu stampfen, um auch den letzten Rest des Verlangens

nach gestalteter Lösung der metaphysischen Lebenstiefe, aus dem allein die Anpassungswerte der Kultur erwachsen, im Volke zu übertäuben und zu ersticken!

Welcher Mensch von Geist und Empfinden müßte nicht vor dem Uebermaß an täglichem Druckwerk schaudern, das Kunst, das Gedanke sein will oder sich über Kunst, über Gedanken Urteil anmaßt. Oedes Klischee tausendfach abgeklatscht und urteilslos exaltierte Propaganda für jeden beliebigen Verlagsartikel überschwemmen Dichtung und Denkwerk und drohen sie unter Schlick und Sand zu begraben. Das Sensorium auch derer, die Gedicht und Gedanken suchen, ist geblendet, erschüttert, verwirrt von der Masse und dem Lärm der literarischen Verkehrsmittel. Fast scheint jede Möglichkeit genommen, daß aus dem Wirbel schallender Unzulänglichkeiten ein Werk von Kunst und Gehalt vernehmlich werde. Zum Uebermaße der Druckerpressen hat sich das Kino und das Radio gesellt — die Bezeichnung dieser beiden Unterhaltungsvehikel unserer Zivilisation in ihrer atemlos kurzschnauzigen Wortverstümmeltheit genügt, auch ihren Kulturwert anzugeben.

Das psychisch und im Grunde volksbiologisch Bedenkliche ist nicht allein dabei zu finden, daß Presse, Kino und Radio nur mehr in Masse arbeiten können und daß in dieser Masse äußerst selten etwas unterläuft, das über Minderwert und Unwert hinausragt, weit bedenklicher ist, daß Unwert und Minderheit die überrumpelten Sinne zu jeder Tages- und Nachtzeit überlaufen. Es hat kaum eine Generation gegeben, die so jämmerlich entmündigt wurde, indem man ihr Gelegenheit und Muße zur Besinnung und Wahl vor offenem, ja aufgeschrecktem Bewußtsein nahm. — Werte der Kunst und des Gedankens müssen *gesucht* sein, wenn sie auf den Empfänger wirken sollen. Um aber Werte suchen und finden zu können, muß das triebhafte Verlangen nach ihnen gewachsen und gereift sein. Auch echter Hunger nach Edlem an Form und Gehalt läßt sich übertäuben; auch mit Surrogaten ist ein Leben zu fristen. Wird das ästhetische und geistige Surrogat mit Gewaltmitteln der Suggestion in die Gehirne getrieben, so erschlafft das Verlangen nach vollen Werten. Und alle Menschen, die nicht gerne suchen, nicht leicht dem kaum erwachten Hang nach Steigerung des Erlebens nachgeben, da seine Befriedigung Sammlung und Hingabe fordert, fallen an das Surrogat ab; sie besuchen die Galerien nicht mehr, in denen sie einen Rembrandt sehen lernen könnten, ihre Abgestumpftheit läßt die Stätten einer edlen Tonkunst, an denen Beethoven zu ihnen sprechen könnte, vereinzelt bleiben, während Kinopaläste in Vielzahl entstehen, sie lesen die Bücher der Dichter und Denker nicht mehr. Es ist ihnen die reifende Stille entrissen worden, die eine Sehnsucht nach innerer Vollendung wacher und spürender werden ließe. Sie werden angefüllt, ehe sie zum Hunger kommen. Sie passen Herz und Geist an das Surrogat und verlieren sich. Denn es ist das Kennzeichen hoher Werte der Kunst und des Gedankens, daß sie nicht zwingen wollen, daß sie nur Möglichkeit bieten, auf ihnen zu beruhen, an ihnen Herz und Geist zu sammeln und endlich zu befreien. Die Träger der Selbststeigerung bleiben stumm, wenn nicht Sehnsucht an sie herantritt. Es gibt keine Sehnsucht der übertäubten Herzen und Hirne.

Der Hexensabbat der Unterhaltungsvehikel ist nur der niedere, lauter und aufdringlicher tosende Kreis im Inferno unserer Zivilisation. Ihn überschwebt ein anderer, der stiller ist und das Kunstmittel glänzend meistert. Kurz und eindeutig: auch wir haben die literarische Kolportage, literarisch im Gegensatze zur gewöhnlichen Schundliteratur. Die literarische Kolportage wendet sich an die sogenannt Kultivierten in den Kunstformen der Kultivierten, die Schundliteratur dient gleichen Emotionsbedürfnissen der sogenannt Unkultivierten in der entsprechenden Form. Anfänge unserer literarischen Kolportage reichen in die Zeit vor dem Kriege zurück. Sie können durch die Namen dreier Dichter von außergewöhnlichem Kunstvermögen bezeichnet werden: Wilde, Wedekind, Dostojewskij. Aber zur eigentlichen Wirkung ist die literarische Kolportage erst nach den aufwühlenden Erlebnissen des Krieges gekommen. Einzelne Gefolgschaftswerke der lyrischen, dramatischen und erzählenden Form, wie sie besonders der Expressionismus zeitigte, brauchen nicht erst namhaft gemacht zu sein, sie tragen in Form und Inhalt das Zeichen ihrer Unmöglichkeit.

Monarch und unerreichter Meister der literarischen Kolportage unserer Zeit ist Dostojewskij, ein dichterisches Ingenium, das im Krankhaften seines ungezähmten Geistes, in der Ungeklärtheit des Erdenleides und der Leidenschaft seines Herzens verschwelen mußte. Er hat den Becher gemischt, den auch Menschen eines gehobenen und gepflegten Empfindens trinken zu können glauben, um satt zu werden, da eine Zeit trüber und schwerer Kämpfe sie nach außerordentlicher Gemütsbewegung dürsten läßt; als wäre mit Gemütsbewegung allein schon Befreiung und Klärung gewonnen. Sie löschen ihren Durst an Meerwasser. Das literarische Fieber um Dostojewskij, von hundert Autoren sehr ungleichen Gewichtes genährt, ist eine Reaktionserscheinung unserer Zeit geworden. Es wird wie jedes Literaturfieber abfallen; man wird auch gegenüber der Erscheinung dieses Dichters Maß gewinnen und seine Werke kühler betrachten. Ein kurzer Hinweis nur: Als Dostojewskijs „Erniedrigte und Gekränkte“ erschienen, hatten Keller den „Grünen Heinrich“ und Flaubert „Madame Bovary“ schon geschrieben und De Costers „Tyll Ulenspiegel“ erschien wenige Jahre nachher. Es mögen die Kolportagemotive des Dostojewskijschen Werkes, dessen tränendurchweichte Sentimentalität, das Schablonenmäßige seiner Charaktere, deren Engeltum und Teufelei, die psychologische Unwahrheit seiner Gespräche und seine zuweilen schleuderische Komposition mit Form und Gehalt der drei genannten Werke verglichen werden, die Zeitgenossen und zum Teil ältere Zeitgenossen der „Erniedrigten und Gekränkten“ waren. Und dann möge man einen entschleierten Blick auch den Meisterwerken Dostojewskijs, „Schuld und Sühne“, „Die Brüder Karamasow“ zuwenden. Vielleicht wird danach ein höheres Verhältnis zu dem Reinsten und künstlerisch Bedeutsamsten dieses Dichters gefunden, zu seinen „Memoiren aus einem Totenhaus“, die bezeichnenderweise auf die Gegenwart den schwächsten Eindruck machen. — Wir haben unsere literarische Kolportage, und sie wird uns als der Gipfel der Kunst gepriesen.

Ist das nicht hoffnungslos? Sollte der Kulturpessimist nicht dreifach Recht behalten? Er hätte Recht, wenn in Wahrheit alle die betäubenden Erscheinungen der Zivilisation Kultur wären, da sie mit Kultur verwechselt

werden. Was erschreckt uns eigentlich an alledem: die Masse und die Massenwirkung, das aus Verkehr und Hast Gewachsene. Verkehr ist die Reaktionsform der Zivilisation, ihr Reaktionsfeld ist Masse. Wenn die massenbewegende Steigerung des Verkehres auch hin und wieder Kulturwerte in ihren Wirbel reißt, so wird dabei nicht Zivilisation zur Kultur erhoben. Unser ordnendes und wertendes Denken ist seit einer Generation ganz auf die Bewältigung dessen, was Masse bedeutet, eingestellt, da Masse und Massenwirkung durch die jähe Steigerung des Verkehres erst seit einer Generation zu dieser faszinierenden Bildhaftigkeit gelangt sind. Wir sind inhaltslogisch noch nicht Herr über die Umfänge und Reaktionen des massenhaft Wirksamen geworden, es imponiert zunächst noch an und für sich. Darum verwechseln wir es mit dem, was uns aus innerstem, aus metaphysischem Triebe zur Bewunderung zwingt: mit dem Kulturwert. Aber wir müssen kaltblütiger und besonnener den Reaktionserscheinungen unserer Zeit gegenübertreten.

Presse, Kino, Radio, so verfänglich, übertäubend und verflachend ihre Wirkungen sein müssen, denn sie können nur auf Umfang und Fläche, nur auf die Menge eingestellt sein, verlieren stetig an Wirkungstiefe. Und die literarische Kolportage, so sehr sie den Emotionsbedürfnissen entgegenkommt und sensationell wirkt, läßt innere Leere zurück, die immer wieder wie eine Ausbeutung und Beraubung des Herzens und Hirnes fühlbar wird. Die letzten, sichersten Grundlagen, auf denen sich das überindividuelle Leben eines Volkes aufbaut, ruhen nicht in seiner Zivilisation, nicht in seiner Fähigkeit, einen beschleunigten Verkehr durchzuhalten und ein Sensationsbedürfnis genießerisch abreagiert zu haben, sondern in den still und stetig, unter biologischer Anpassung des Volkes ausdifferenzierenden Werten seiner Kultur. Und ihr, der Kultur des Volkes, die der Gestaltung des metaphysischen Lebens zugeordnet ist, sind und bleiben auch heute jenseits des Alltages und seiner immer lauteren Stimmen, die Werke der Dichter und Denker zugewandt. Wer heute die innere Wirksamkeit eines Dichters oder Denkers in seinem Volke nach der Masse des Papieres mißt, das die Auflagen seiner Werke und deren Lobpreisungen durch Beurteiler mit Druckerschwärze bedecken, wer sie danach einschätzt, wie weit ein Dichter oder Denker das aufgestachelte Sensationsbedürfnis aller Volkskreise sättigt, der liegt in der Befangenheit des Irrtums, welcher die Erscheinungen der Zivilisation mit Kulturwerten verwechselt. — Es ist zweifellos, daß die Wirksamkeit eines Dichters und Denkers immer stiller und stetiger werden muß, daß sie sich immer mehr hinter dem Rücken der Zivilisationsmache vollziehen wird, je lauter diese ihr Wesen treibt. Ist darum aber der Ungeduld und Oberflächlichkeit eines Kulturpessimismus recht zu geben, der, fasziniert von den Erscheinungen des Zivilisationslebens, das stille Wachstum des Kulturellen nicht sieht?

Wer gelernt hat, Geschichte zu sehen und nicht nur Geschichtsdokumente nach Schlagworten auszuziehen, der weiß, daß es nie ein goldenes Zeitalter gegeben hat noch geben wird, auch nicht des Dichtens und Denkens. Sollte er angesichts des Goldes, das aus anderen Zeiten auf uns gekommen ist, zweifeln, daß auch unsere Zeit Edles und Feingehalt unter dem verwitternden Geröll birgt? Erwin Guido Kolbenheyer.

Neue Schule.

Sind wir alternde Generationen, totes Europa, ein sterbendes Volk? War der Weltkrieg die tiefste Stufe der Erniedrigung, die Entladung aller entarteten Kräfte der Staatskunst, der Wirtschaft, des Geldbenkens? Hat das materialistische Jahrhundert unsere soziale und kosmische Verbundenheit gelöst? Bürgerliches Denken, bürgerlicher Ehrgeiz, bürgerliche Ordnung sind, so scheint es, der einzige öffentliche Lebenszweck geworden. Eine Ueberschätzung des Organisatorischen, eine Geringschätzung der Gesinnungstüchtigkeit hat Platz gegriffen, die erschreckend ist. Der Staat dient nicht mehr dem totalen Menschen, der Mensch dient dem Staate und läuft Gefahr, seine lebendige Allseitigkeit zu verlieren. Das soziale Leben atomisiert den einzelnen. Der Arbeiter schafft keine ganze Arbeit, er wird zur Maschine und leistet ein Teilchen Arbeit. Der Beamte fügt sich der Mechanik des Verwaltungssystems. Der Privatangestellte untersteht dem Akkord der höchsten Leistung. Der Kleinhändler ist abhängig vom Großhändler, der Großkaufmann und der Industrielle gehorchen dem Syndikat. Trusts und Syndikate arbeiten international. Weit über die Landesgrenzen hinaus wird die Produktion nach Zeit, Masse, Preis und Markt in Kampf und Vereinbarung festgelegt. Immer mehr verliert der einzelne, stehe er oben oder unten, an seinem persönlichen Machtbereich. An Staatsrechten scheint der Einfluß des einzelnen zu wachsen, im wirtschaftlichen Leben schwindet er im selben Verhältnis. Die erweiterten Bürgerrechte im demokratischen Staate sind ein Massenersatz für den Untergang der persönlichen Machtsphäre des Bürgers. Der Staat paralysiert den Wert des einzelnen. Ganze Schichten werden nacheinander von dieser sozialen Entwertung ergriffen, dem Proletariat folgt der Mittelstand, ihm folgt schon heute das höhere Bürgertum.

Was der Mensch auf einer Seite verliert, sucht er auf der anderen wieder einzuholen. Muß er sich zufrieden geben mit der Aufhebung seiner persönlichen Autorität im öffentlichen Leben (und alle Volksrechte und Parlamente helfen dagegen nicht; alles Reden läuft nur den Tatsachen nach), so muß er sich eine erhöhte Bedeutung als Individuum auf innergeistigem Gebiete zu verschaffen suchen, die ihn innerhalb der sozialen Bindung mehr *auf sich* stellt. Und tatsächlich entspricht der internationalen Weiträumigkeit der Weltwirtschaft eine Tiefenströmung der geistigen Enervierung, der geistigen Erneuerung der Menschheit der Gegenwart in Religion, Kunst und Wissenschaft. Nicht von ungefähr ist es, daß die Religion des alten Orients, die Kunst Aegyptens, die deutsche Mystik, die Geheimwissenschaft der Theosophie, die psychische Heilkunst in der suchenden Gegenwart eine Wiedergeburt erfahren. Jedenfalls — eine Richtungsänderung der philosophischen Führung ist deutlich, und zwar, bezeichnenderweise, nicht der Schulphilosophie in unseren Hochschulen, sondern in den Kreisen der freien Künstler und Denker, der Jungen, deren vitale Orientierung sich einstellt aus neuen Bedürfnissen der fließenden Gegenwart heraus. Die vitale Einstellung geschieht ja niemals nach geltenden, also vormals festgelegten Vorschriften, sondern immer nach schwebenden, wie von höheren Gewalten in die anrückende Wirklichkeit gewor-

fenen Geſetzen. Wo ein Bedürfnis ſich einſtellt, da wird die Art ſeiner Befriedigung mit ihm geboren. Und die Zeit iſt nicht ferne, die das Bildungsideal wechſelt, die den im Denken gegängelten, im Lernen verſchulten Menſchen ablehnt und den aus breiteren Lebensgründen urteilenden Denker verlangt. Eine einheitliche Geſamtauffaſſung des Lebens, des Notwendigen, des Wichtigen und Weſentlichen tut unſerem Volke not, eine Geſamtauffaſſung, die das deutſche Mittelalter in ſeiner ſchöpferiſchen Zeit beſaß, die China und Indien, die größten Kulturvölker der Vorzeit, noch heute zu einer einheitlichen Lebensgeſtaltung und bewußteren Lebensführung in Verzicht und Frieden befähigt, als unſere Ziviliſation uns. Sobald die Zeit dieſen überperſönlichen, allſeitigen Menſchen will und braucht, wird ſie ihn ſchaffen.

An dieſer Entwicklung wird die Schule teilhaben. Den überbürgerlichen, den überſtaatlichen Menſchen im Sinne des Weltgeſchöpfes, das ſeinen Frieden findet im Einklang mit Natur, Geiſt, Leib und Seele, muß die Schule bilden helfen. Der gewandte Bürger iſt das Ideal der heutigen praktiſchen Gegenwart, der ſittliche Menſch das Ziel des philoſophiſchen Denkens aller Zeiten. Eine Einigung zwiſchen beiden Erziehungszielen findet nicht ſtatt, denn der „Idealiſt“ iſt der „dumme Hans“ des Märchens, das Stiefkind des Lebens. Im Grunde jedoch iſt er es, der die Erneuerung des Gedankenmaterials bewirkt, die ſittliche Kraft löſt, den rechten Weg des welt- (nicht nur erd-) gebundenen Menſchen zu finden weiß. Auf den höher eingeſtellten Menſchen, auf die Erziehung des nicht nur tüchtigen, praktiſchen, ſondern weiter ausſchauenden, tiefer wertenden Menſchen muß die Zukunft wieder ihr Augenmerk richten. Lebensanpaſſung, der Kampf um Brot und Macht ſetzt notwendigerweiſe zuviel erlernbare Kniffe und Künſte, deſtruktive Kräfte in Bewegung, Eigenſchaften, die am Werte des Menſchen nagen, die ihn innerlich auseinanderzerren, zerreißen, zerzweifeln, entarten. Eine neue Erziehung muß den Menſchen meſſen an den Urbildern, den reifſten Verkörperungen, den feinſten Idealgeſtalten der Dichtungen aller Zeiten, an den Vorbildern der Religionen der Welt. Wir müſſen uns beſinnen auf das, was der Menſch ſeinem Weſen nach iſt, war und ſein ſoll. Erſt der Erzieher, der dies Urbild des Menſchen ſieht und im Kinde verwirklichen will, iſt zur Erziehung berufen. Es kommt darauf an, dies Urbild, das für alle Geſtaltungsformen frei in jedem Kinde neu zur Welt kommt, in jedem Kinde ſo unverſehrt wie möglich zu erhalten in unſerer von vielen Mächten zerriſſenen Gegenwart. Das Kind, wie es geboren wird, als Glied ſeiner Zeit, iſt frei für Einflüſſe und Eindrücke jeder Art von Lebensanſchauung und Ideenrichtung der Umwelt. Untertan der zwingenden Gewalt der Umwelt und ihrer Tendenz, wird es zum indiſchen Yogi, zum liſtigen, zigeunerhaften Lügner und Dieb, zum harten ſpartaniſchen Kraftmenſchen, zum indianerhaften Helden und Schleicher, zum militariſtiſchen Opferlamm oder herrſchgewohnten Tyrannen aus Größenwahn, zu allen Typen menſchlicher Lebensvorbilder. *Alles* läßt ſich aus dem Menſchen machen; er iſt das, was er ſich einbildet, ſein zu müſſen. Daß der einzelne, determiniert geſchaffene, von ſeiner Erbmaſſe, Erziehung und Umwelt abhängige Menſch ſeinem Weſen nach allerdings wenig wandelbar, ſein Charakter

trotz strenger Selbstzucht nur wenig entwicklungsfähig ist, steht dazu nicht im Widerspruch. Denn die Bewußtseinsinhalte wechseln mit dem Geist der Zeit. Die Zeitsuggestionen determinieren die Psyche der Generationen. Die Tendenz der Interessen, der Wollungen, kurz das Oberbewußtsein ist durch tiefe Prägungen der Zeit, die ins Unterbewußtsein reichen und Hilfskräfte aus ihm mobil machen, stark zu beeinflussen. So kann eine Regeneration der Volkskräfte durch eine Umlagerung der allgemeinen Ziele und Interessen stattfinden.

Unsere Zeit ist in der Intellektualisierung des Menschen so weit gekommen, daß wir wissen: eine Umkehr allein kann neue schöpferische Kräfte bloßlegen, eine Richtungsschwenkung allein kann neue Bahnen weisen. Und so lassen wir den jungen Menschen, das Kind, möglichst unberührt von den alten Erziehungsmitteln und abgebrauchten Methoden einer zu Ende gelaufenen Vergangenheit. Nur ein neuer Mensch, der andere Mensch, der Mensch mit einem neuen Gesicht kann uns weiter helfen. Das Ideal der Vergangenheit, der wissende Mensch, meistert die Welt nicht mehr. Bloßes Wissen, das erworben wurde, um im Bedarfsfall angewandt zu werden, ist an sich unlebendig, es rhythmisiert nicht länger die Kräfte, die nach der Weltkrisis des Krieges aus dem Schoße der Zeit aufsteigen. Vielleicht ist es in Zukunft der ahnende Mensch, der durch weit ausgreifende Fühlfäden Sicherheiten erlangt, die dem Nur-Wissenden, Nur-Gebildeten unerreichbar bleiben. Die heutige Jugend spürt das starke Gären, das die Gegenwart durchsetzt. Durch das Chaos strömt es wieder von stärkerer Rhythmik. Rhythmus, die Urkraft, die alles Geschehen bewegt, zeigt sich wieder wahrnehmbar in der Gegenwart. Ludwig Klages sagt in „Handschrift und Charakter“ vom Rhythmus:

„Rhythmisch äußert sich und erscheint das Leben, mit dem Takte dagegen zwingt den rhythmischen Pulsschlag mehr das ihm eigentümliche Gesetz, der Geist. Ausdruck des Lebens ist der Rhythmus, Ausdruck des Geistes die Verdrängung des Rhythmus durch die regelnde Kraft des Gesetzes. Je mehr im innern der Geist das Leben überwältigt hat, um so mehr tritt an der Erscheinung des Innern der Rhythmus hinter der Regel zurück. Der Geist ist die Ursache der Arhythmie.“

Rhythmisch muß das Leben des Kindes in der Schule wieder gestaltet werden, rhythmisch muß das Gesetz seiner Erziehung verlaufen. Nicht Lehrer mit einem fertigen, also veralteten „Bildungs“programm erziehen die Kinder, sondern Lehrer, die das Kind in seinem Wesen belauschen, im kindlichen Rhythmus den Rhythmus der Natur und die Verwandtschaft seines Wesens mit allem Ursprünglichen, allem Geschaffenen erkennen und erhalten. Lehrer brauchen wir, die andererseits die Kinder ihre Verwandtschaft mit allem Geschaffenen empfinden und den Rhythmus der Umwelt zu ihrem eigenen in Beziehung setzen und gestalten helfen, die sie in Musik, Dichtung, Hand- und Bewegungskunst den Strom des Lebens erfühlen, wiedergeben und formend erkennen lassen. Nicht Erscheinungen, sondern die Kräfte der Erscheinungen gilt es zu erfassen. Hundertmal sieht man ein Ding im Alltagskleide; zum hunderteinten Male erkennt man sein Wesentliches, das Urgesetz, nach dem es geschaffen, den Urrhythmus, nach dem es läuft und wächst und lebt, und — ist betroffen. Aus dieser

Erschütterung ersteht der künstlerische Ausdruck, das Zeugnis eines inneren Geschehens, das lebendige Wort oder eine andere künstlerische Gestaltung in Formen oder Farben. Rhythmus ist die Hauptkraft in den Gestaltungen der guten expressionistischen Kunst, der Kunst der Gegenwart; darum berühren sich ihre Gesetze so sehr mit den Gesetzen des kindlichen Schaffens. Rhythmische Gestaltungen in Sprache, Form und Farbe sondern den ganzen toten Ballast konventioneller, altgewordener Geisteinwirkungen, Grammatik und akademische Formgesetze, radikal aus; rhythmisch bewegte Eigenvorstellungen und Eigenempfindungen treten an die Stelle abgelaufener Begriffe. Ein Reinigungsprozeß räumt mit dem ganzen aufgehäuften Besitz gewohnheitsmäßiger, allgemeiner Vorstellungen, Anschauungen und Ueberzeugungen auf. Eine Rhythmik muß sich wieder anbahnen, die mit dem nervös verfeinerten Bewußtsein und dem heutigen wissenschaftlich geschulten Unterscheidungs- und Deutungsvermögen eine beglückende Vermählung eingeht. Unser heutiges Wissen erlaubt uns, Schlüsse zu ziehen und Abstraktionen zu vollführen, die, frei von Spekulation, auf wissenschaftlich-sinnlicher Wahrnehmungsgrundlage ruhend, der Welt eine großartige Auferstehung ihres philosophischen Denkens schenken wird. Eine wahrere, echtere Ausdrucks-, Gestaltungs- und Lebenskraft wird zum Durchbruch kommen, gegen die das Leben der letzten Vergangenheit flach und leergelaufen erscheint.

Mit dem Auftauchen dieser aus den Tiefen des Unbewußten heraufsteigenden Strömungen geht eine Belebung des religiösen Fühlens Hand in Hand. Die magischen Vorstellungen des Urdenkens schufen im allmählichen Bildungsvorgange das Gottdenken, die Gottesbegriffe und die vergeistigten religiösen Symbole. Unsere Zeit greift auf die geheimnisvollen Urvorgänge der Affektströmungen zurück und erhebt sie, umgewandelt im objektivierten Denken und Vorstellen zu neuen Projektionen religiös-kosmischer Gesetze von gewaltigem Ausmaß. Ein Denken, Vorstellen und Umgreifen fabelhafter Raumweiten im Kosmos, zwischen Gestirnen und Sternsystemen gebiert eine neue Einstellung des abhängigen Menschen, der vor der Offenbarung unabsehbaren Raumes und unendlicher Ewigkeit staunend und erschüttert steht, die göttlichen Symbole von sich aus tiefer fühlt und in den großen alten Systemen Geistschöpfungen von unerhörter Größe wahrnimmt. Gesetze und Hypothesen, wie die von der gleichschwingenden Rhythmik im Makro- und Mikrokosmos (Fließ), von der Periodizität alles Geschehens, von der Aufhebung des Zufalles, sind Weltschöpfungsgesetze größten Stils.

Dieselbe Welle hebt zugleich das Bedürfnis nach starker sinnlicher Erneuerung an die Oberfläche. Starke Sinne gewährleisten starke Offenbarungen. Schärfer sehen ist schärfer erkennen; Augenerlebnisse sind Anschauungskerne für das Denken. Feiner hören heißt feiner empfinden. Ohrenerlebnisse (Geräusche in der Natur, Tier- und Menschenstimmen, Laute der Seele) bereichern die Kraft zum Mitfühlen und Mitleiden, die Gemütskräfte. Riechen und Schmecken befestigen Wahrnehmungen niederen Grades, die beim Menschen noch nicht sublimiert sind, deren Bedeutung aber aus dem Instinktleben der Tiere erhellt. Tasten, mit den Fingern fühlen und arbeiten, bedeutet ein körperliches Sammeln von Er-

fahrungseindrücken, ein Ertasten, Erfühlen von sinnlichen Wahrnehmungstatsachen, das uns sozusagen um das Gehirn der Hand bereichert. Es ergibt ein Nebeneinander, ein Nacheinander im Raume, ein Wissen um Gefühlseindrücke, das unsere unsinnliche Zeit kaum noch kennt und noch nicht zu würdigen weiß. Darum die Versuche mit Handarbeit und Werkkunst in der Schule, daher die Belebung der rhythmischen Gymnastik, die dem ertöteten Leib eine ungeahnte Seligkeit des Fühlens auslöst und in der Tanzkunst der Welt neue Anstöße der Bewegungskunst zuwirft, die Weltanschauung vermitteln, die aber die kultischen Tänze der Vergangenheit um die Weite unserer Weltanschauung überragen.

Unsere vom Geist überwucherte, vom Intellekt entsinnlichte Welt verlangt diese Auffrischung der Sinne. Ohne Sinnlichkeit keine Verfeinerung der Wahrnehmung, ohne Sinnlichkeit auch keine Befruchtung der geistigen Schöpferkraft, der geistigen und künstlerischen Neuschöpfung der Projizierungs- und Abbildungsvorgänge unserer Gemütskräfte. Darum heute das Bedürfnis nach Ausleben, nach Abenteuern, nach Erlebnissen, die Jagd nach großen Eindrücken, die in einer charakterschwachen und gesinnungsarmen Zeit sich so gefährlich auswirkt. Das sind Auswüchse, deren Kern nicht gedeutet werden kann ohne Uebersicht über die großen Zusammenhänge der Zeit. Denn das liegt klar zutage: das Zusammenströmen all dieser neu anflutenden Impulse ergibt eine tiefer resonierende Sicherheit im Fühlen und Wollen, die eine Gesundung der Sittlichkeit herbeiführen muß. Der Mensch wird größeren Gesetzen verantwortlich, höheren Einsichten unterworfen, die das zweifelnde Pendeln zwischen Ich und Du, Mein und Dein, Gut und Böse zur Ruhe bringt und den Respekt vor dem Ich, die Einheit zwischen Ich und Welt nicht durch Unwahres, Unwesentliches verletzen will. Die Synthese von Intellekt und Charakter entsteht auf tieferer Grundlage.

Diese Projektion eines Menschheitsideals, wie sie aus allen Geistes- und Lebensquellen einer im größten Chaos irrenden Gegenwartswelt auftaucht, ist deshalb der Verwirklichung nahe, weil sie auftauchen kann in allen Einzelerscheinungen. Sie formt das Bild des Zukunftsmenschen, der hochmütig werden könnte ob seiner Entdeckungen und Erkenntnisse, wenn er nicht zugleich seine starke Verstricktheit in tiefstgreifende Abhängigkeit erführe, die jegliches Selbstbewußtsein in Bescheidenheit und Demut vor dem Unabänderlichen versenkt.

Den zukünftigen Erzieher muß ein derartiges Bild des zukünftigen Menschen leiten.

Die Wissenschaft der Tiefenpsychologie im Verein mit unserem Ahnen und Wissen um die großen Zusammenhänge der Weltgesetze erlaubt der Pädagogik heute ein vertieftes Eingehen auf die Individualität des Kindes. Die Typenlehre hilft sie als abgegrenzte Einheit zu sehen, die Lehre von den Begabungskomplexen hilft Fähigkeiten fördern und hemmt, Unbegabungen zu züchten, Kinder zu verbilden. Das pädagogische Studium muß den Lehrer befähigen, zu sondern und zusammenzusetzen, die Einheit des kindlichen Wesens zu schützen und mit den Auswirkungsmöglichkeiten seiner Begabungsreihe in Beziehung zu bringen. Anregung, Schutz und Förderung der kindlichen Persönlichkeit geschieht von

höherer Warte aus, verantwortlicher, blicksicherer. Der einheitliche Charakter des Kindes wird fester umgriffen, tiefer verankert in den Möglichkeiten und Begrenzungen seiner Anlagen. Wie weit ein Mensch sein Wesen zum Wirken bringt, zum Blühen und Leuchten, ist persönliche Charaktersache, sittliche Stärke, ein Gebot strenger Eigenverpflichtung. Diese Eigenverantwortlichkeit gilt es schon im heranwachsenden Kinde zu wecken, und das ist die Aufgabe eines weitschauenden Erziehers. Das Kind in seiner frühen Jugend ist in der zentralen Unberührtheit seines Wesens, in seinem aus fernen Wirklichkeiten her schwingenden Rhythmus etwas ganz Geschlossenes, Unbeirrbares, Geheimnisvolles, wie eine Offenbarung heiligen Wesens. Alles, was es tut, muß es tun; es weiß nichts von ja und nein, Willen und Absicht. Es ist ganz echt in jedem Ausdruck, in jeder Aeußerung. Der Bruch, der durch sein Wesen geht, wenn es sein Ich entdeckt und zur Umwelt in Beziehung setzt, wenn es sich darstellen und im Verfolg seiner Wesenslinie seine Persönlichkeit entwickeln will, muß in einer kindesgemäßen, an den allgemeinen großen Wachstums- und Lebensgesetzen orientierten Schule sorgfältig gemildert, hinausgeschoben, ja, geheilt werden. Geschlossene, von persönlichen Wesenskonflikten befreite Menschen vollziehen auch die soziale Einordnung konfliktlos. Ein überindividueller Mensch ist nicht antisozial, sondern im höchsten Sinne sozial, ihn müssen wir bilden helfen.

Die Frage der Pädagogik klärt sich in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher vor dem großen Hintergrunde der Weltwende. Kulturelle, wirtschaftliche und soziale Bindungen werden dem Menschen in größerem Ausmaß denn je bewußt und rufen endlich das Gefühl für seine kosmische Verbundenheit wach. Die Schule als Prägerin der neuen Generation und verantwortliche Bildungsträgerin steht vor großen Umwälzungen. Eine Reihe von Anstalten hat bereits bewußt den Schritt in das Chaos einer neuen Bildungsverantwortlichkeit gewagt. Sie nannten sich Gemeinschaftsschulen, nach ihrem Hauptprogrammpunkt, in Gemeinschaft zu leben und zu arbeiten und die höhere Einheit menschlichen Wesens zu gewährleisten. Den stärksten Eindruck pädagogischer Neuorientierung in jüngster Zeit (nach den anfänglichen, bedeutungsvollen Ereignissen im hamburgischen Schulwesen) erhielt ich von der privaten, unter staatlicher Genehmigung des Schulversuchs arbeitenden Werkschule Stuttgart. Nur ein paar Beispiele ihrer Arbeit seien angeführt. Kinder von sechs bis sieben Jahren sagen auf ein Thema „Steigendes, Türmendes“ von der Distel:

„Es steigt in die Höh,
es saust, es steigt
und wirbelt sich in die Höh
und schmeißt sich in die Höh
juch hei! —“

oder von der Flamme:

„Hinauf, hinauf die Flamme steigt,
sie wogt,
sie bralt
hinauf, hinauf
und steigt und steigt —“

oder von einem roten Stoffballen mitten in grünen Birkenzweigen:

„Außen ſpringelt es und tanſelt es
und wimmelt es und wabelt es
und in der Mitte ſitzt ein feſter, feſter Fleck* —“

Kinder, die das ſagen können, ſind erzogen worden, das Weſentliche zu erblicken. Sie bringen auch auf anderen Ausdrucksgebieten Geſtaltungen hervor, ebenſo ſtark und eigenartig wie auf dem Gebiet der Sprache. Sie durchdringen die Umwelt ihrer Sachen und Ideen und unterſcheiden echt und unecht. Kinder, die gemeinſam dem Geheimnis der Natur nachlauſchen, mit Pflanzen und Tieren, Geſtein und Geſtirnen auf vertrautem Fuße leben, und gar nicht ſpüren, daß es geheime Dinge ſind, die ſie erfahren, halten ſich in Zucht und Weſen ſtraff und ſicher. Unarten fallen ab, Unweſentliches ſchwindet. Sie folgen dem Geſchehen der Natur und bilden und läutern ſich unwiſſentlich. Sie erkennen ſich ſelbſt, die andern, ihre Gemeinſchaft und ihre Verbundenheit als naturgegebene Dinge, ſie lieben und achten einander und ihre gemeinſame Sache. Sie werden, wenn ſie einſt tätige Glieder des Volkes ſind, Sicherheit, Mut, Ehrfurcht und Würde zeigen und ſoziale Notwendigkeiten und Bedingtheiten einſehen, tragen, verteilen und zu verantworten wiſſen.

Nicht ein auf Amt und Brot, Macht und Ehre eng bedachter und abgerichteter Menſch iſt das Ziel und der Wille der Schöpfung, ſondern der freie, ſtolz-beſcheidene, wiſſend-handelnde, ſchweigend-tätige Menſch. „Der Weſentliche vollbringt Größtes und Schwerſtes, ohne Tun zu wollen, ohne Wollen zu wollen, ohne Fühlen zu wollen, und achtet alles gering.“ (Laotſe).

Den weſentlichen Menſchen will die neue Schule.
Unſer Volk iſt nicht überaltert, es iſt jung! Elſa Paulſen.

Franz Marc und der Expreſſionismus.

Der Maler Franz Marc fiel am 4. März 1916. Mit ſeinem Tode wurde die Generation der jungen Maler in Deutſchland ihres Führers beraubt. Und nicht nur die der Maler. Wer damals ſich mühte um den künſtleriſchen Ausdruck unſerer Zeit, wußte, daß mit dem Tode des Franz Marc einer der reinſten und klarſten Mitkämpfer um die Eroberung des neuen Weltbildes verloren war. Der „blaue Reiter“, wie Marc von ſeinen Freunden genannt wurde, war der berufene Ritter, der um die Verwirklichung des Geiſtigen ſtritt. Darum war er mehr als ein Künſtler. Er war der Vorkämpfer und der Bote einer geiſtigen Welt. Seine Kunſt war Verkündigung. Er hatte in ſeinem Innern ein reineres, leuchtendes Daſein erlebt, in dem die Einheit des Lebens ſichtbar wurde. Hiervon kündet er.

Sein Schaffen ſteht am Beginn der Bewegung, die mit dem Schlagwort „Expreſſionismus“ bezeichnet worden iſt. Wie in allen Schlagworten war der urſprüngliche Sinn auch dieſes Wortes gut und iſt erſt durch den

* Werkhaus und Werkſchule Stuttgart. Leiter Albrecht L. Merz. Literatur: Albrecht L. Merz: Sprachgeſtaltung. Geſtaltung und Erziehung. Das Feſt als Werkfeier. Sämtlich im Werkhaus-Verlag, Stuttgart, 1924.

Mißbrauch zu einer peinlichen Sinnlosigkeit geworden. Fast alles, was heute Expressionismus genannt wird, hat mit dem Sinn des Expressionismus ebensowenig zu tun, wie etwa das heute so viel gebrauchte Schlagwort Gemeinschaft dem Sinn der Gemeinschaft entspricht.

Der Expressionismus ist nicht das hemmungslose Mitteilen einer inneren Bilderwelt, die sich im Seelenleben bildet. Die innere Bilderwelt, kann grauenvoll oder beglückend sein, je nachdem sie aus dem Triebleben des Menschen strömt oder aus seinem klareren Bewußtsein, je nachdem sie sich hemmungslos oder geordnet entwickelt, je nachdem die Bilderwelt den Künstler führt oder der Künstler sie beherrscht. Nur wenn der Künstler sein Innenleben beherrscht, sich selbst den gestaltenden Kräften verbindet und so die ihm erscheinende Bilderwelt ordnet, daß nicht ein hemmungsloses, sondern organisches harmonisches Werk entsteht, ist der Sinn des Expressionismus erfüllt. Solche Kunst ist für den Künstler immer selbst innerste Angelegenheit, ist die Reinigung seines Menschentums. Daher ist der Expressionismus, auch die Kunst eines Franz Marc, stets religiös, auch wenn sie niemals die religiöse Legende darstellt. Daher greifen die Ideen des Expressionismus weit über eine künstlerische Lehre hinaus. Daher ist ihren Führern eine Kompromißlosigkeit eigen, wie sie nur der religiöse Mensch kennt, der alles seinen Ideen zum Opfer zu bringen vermag, der die alten Gesetzestafeln zerbricht, um neue Werke zu künden und zu formen. Franz Marc ist von solcher Sendung tief ergriffen. Er spricht seine Sendung und ihre Tragik deutlich in dem grundlegenden Buch des Expressionismus „Der blaue Reiter" (1914) aus. Er sagt dort: „Wir ringen nach reinen Gedanken, nach einer Welt, in der reine Gedanken gedacht und gesagt werden können, ohne unrein zu werden. Wie bewundern wir die Jünger des ersten Christentums, daß sie die Kraft zur inneren Stille fanden im tosenden Lärm jener Zeit. Um diese Stille flehen wir stündlich und streben nach ihr."

Franz Marc fand im tosenden Lärm seiner eigenen Zeit die Stille des Schaffens. Er fand sie, da er sich der geistigen Zucht ergab. Heute vermögen wir die Bestimmung seiner Arbeit zu übersehen und wissen, daß sie über das eigene Werk hinaus der geistigen Zucht unserer Zeit dient.

Es ist kein Zufall, daß Franz Marc ein Tiermaler ist. Er, dessen Wirkung die eines Menschenkünders ist, zeigt uns immer wieder das Tier in seiner mannigfachen Gestalt vom zarten Reh bis zum Tiger und Affen des Urwaldes. Er malt die Tierheit, und es gelingt ihm, das Wesen der Tierseele jeder einzelnen Art aus dem Tierkörper aufleuchten zu lassen. Es ist, als ob er das geistige Kräftenetz, das den Tierkörper gestaltet, sichtbar macht. Durch diese Offenbarung der Kräfte, die eine Tierheit gestalten, verbindet er die Tiere den geistigen Kräften aller lebendigen Erscheinung. Stein, Pflanze und Tier sind so in seinen Bildern zu einer höheren Einheit gebunden. Er gibt diese Einheit durch den Strahl des Lichtes. Das Licht löst scheinbar die Substanz aller Formen auf. Nur die Formen leben noch. Ihr körperlicher Inhalt ist erhöht zu einem seelischen Gehalt, der sich in der reineren und schimmernden Farbe des Lichtes zeigt. All das erleben wir bei der Betrachtung seiner Bilder. Die Tierform erscheint in strenger Struktur, die den Rhythmus der Tierkraft wiedergibt, die ruhige

Kraft des liegenden Stieres, die rührende Anmut des kleinen Lammes, die wilde Sinnlichkeit des Mandrill, den Adel des edlen Pferdes. Und jedes Tier ist in eine Pflanzenwelt und Steinwelt gebracht, die seinem Rhythmus entspricht. Wir ahnen, daß diese unwirkliche Natur als eine bildende Kraft hinter der Wirklichkeit schlummert und sie der Künstler zu einem Traumleben erweckt. Die Tierheit ist verklärt. Sie ist leuchtend geworden, nicht im kalten Licht eines Intellekts, sondern in der warmen Sonne eines Fühlens, Mitfühlens mit der Tierheit. Denn der Mensch selbst erlebt und ist das Tier. Den Menschen in seinem heiligen Wesen vermag wohl kein Künstler von heute zu malen. Der Künstler, als ein Sendbote des heiligen Menschen, will aber den Menschen heiligen in seinem Werk. Darum reinigt er den Menschen in seiner Tierheit. Und der Betrachter fühlt sich befreit im Erkennen der Lichtkraft, deren farbiger Abglanz ihn umgibt. So wird Farbe und Form zum Symbol. Das Kunstschaffen wird Symbol. Der Künstler selbst ist Symbol. Er selbst ist überflüssig geworden, wenn das Symbol das Geheimnis des Menschen entsiegelt hat. Darum sagt Marc — wie von seiner Arbeit — von der Arbeit seiner Freunde: „Ihr Denken hat das Ziel: Durch ihre Arbeit ihrer Zeit Symbole zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören, und hinter denen der technische Erzeuger verschwindet."

Franz Marc liebte die Tiere, die er malte. Denn das Tier ist liebenswert. Und nur, wer das Tier in der Natur liebt, vermag das Tier in sich, das Zerrbild des Tieres, zu überwinden. Marc kam schon früh zur Darstellung der Tiere. Viele Sommer lang hat er auf einer einsamen Alm gelebt, umgeben von den Kuhherden und Schafherden. Hier gewann er die tiefen Kenntnisse der Natur, die es ihm ermöglichten, in eindeutiger Linie die Gebärde des Tieres auszudrücken, das Brüllen der Kuh, den Schlaf der Schafe. Hier fand er das Licht der Sonne. Auf die Berge und in die Einsamkeit der Natur zog es den kraftvollen Mann immer wieder. Noch kurz vor dem Krieg konnte er sich ein kleines dauerndes Heim im bayrischen Gebirge erringen. Hier waren die zahmen Rehe seine Freunde, denen manche liebe Frage gilt in den ernsten Kriegsbriefen an seine Frau.

Wundervoll klar ist die Entwicklung seines Schaffens. Deutlich ist in seinem Werk der innere und der äußere Weg sichtbar. Von außen geht Marc nach innen, von innen nach außen. Das Begreifen der äußeren Form der Natur geht Hand in Hand mit dem Erkennen der Gesetze, nach denen sich diese Form bildet. Aus dem Beherrschen der Form und des Gehaltes wachsen die Bilder in den letzten Trauminhalt hinein. So gibt die Reihe der Werke die immer reinere Verklärung der Gestalt. Niemals jedoch entsteht leere Abstraktion, sondern stets sinnvolles schöpferisches Gebilde. Denn er „abstrahiert" nicht, „vereinfacht" nicht die Form der Natur, sondern er gibt die Einfachheit selbst und zeigt, wie sich aus ihr das Vielfältige gestaltet. In diesem Schöpfungsprozeß schloß sich ihm die Gesetzmäßigkeit des künstlerischen Schaffens auf. Eindringliches Studium der alten Meister brachte ihm die Bestätigung. Im „Blauen Reiter" sagt er: „Die Mystik erwachte in den Seelen und mit ihr uralte Elemente der Kunst." Und in einem Kriegsbrief schreibt er: „Beständige Meditation

über die Form, beständigen Willen zur Form, den man immer wieder korrigiert, verwirft, neu ansetzt, mit allen Hebeln der Welt und Erfahrung — ohne das geht's nicht. Bloß leben, das Leben fühlen bis zum Kern und auf die Form warten wie die Blumen auf den Frühling, das war und ist nie produktive Kunst. Das Werk freilich muß den dornenvollen Weg ganz vergessen machen. Der Beschauer soll und kann nur das reine Werk sehen." Das sind die Worte eines Mystikers, der mit allen Kräften seines Lebens sich einweiht in die Geheimnisse des Werdens und aus tiefer Verantwortung seine Gesichte im Bild kündet.

Der Künstler ist zugleich Forscher und ein Lehrer seiner Mitstrebenden. Tiefgehende Forschungen auf dem Gebiet der Farblehre und der Formkomposition geben ihm die Mittel, auch technisch das auszudrücken, was er gestalten will. Jedes seiner späteren Werke ist so zum Lehrbeispiel einer Harmonielehre der Malerei geworden. Der Studierende kann an diesen Werken die Hauptkompositionsgesetze vom einfachen goldenen Schnitt bis zur kompliziertesten Komposition, wie sie die Meister mittelalterlicher Bauhütten pflegten, ablesen; ebenso die Entsprechungen auf dem Gebiete der Farbe. Herrliche Farbdreiklänge, besonders gern ein bestimmtes Verhältnis von rot, grün und weiß geben seinen Werken eine strahlende und strenge Anmut.

So hinterläßt der große Maler Franz Marc, der im jugendlichen Mannesalter von kaum 36 Jahren fiel, ein Erbe an unsere Zeit, bedeutsam für den künstlerisch schaffenden Menschen und bedeutsam für jeden Menschen, der von der Wirklichkeit des Geistes überzeugt ist und sein Leben diesem Wirken widmet. Marc war so unbedingt der geistigen Kraft teilhaftig, daß er den Satz schreiben konnte: „Der Geist kann unbedingt auch ohne Körper leben." Was mancher Gleichstrebende seiner Zeit als wütendes Manifest hinausschleuderte, wird bei Marc zu einem stillen, aber einem unbeirrbar festen Wort. Hierdurch steht sein Werk oft in Gegensatz zu den Kreisen, die gleichzeitig mit ihm in der Kunstwende kurz vor dem Krieg eine Menschheitswende verkündeten. Wie anders lesen sich die flammenden Kundgebungen der italienischen Futuristen, deren Wortführer Marinetti ist. Hier ist das innere Leben auf die Straße geschleudert und wird mit Handzetteln an die Menge verteilt. Solches Reklamewesen war ihm fern. Er empfand es seiner deutschen Eigenart nach als Reklame. Für die Italiener bedeutete es einfach Bewegung und Auslösung des Temperaments. Ebensowenig Zusammenhang findet seine Art mit den Kubisten, der hauptsächlich in Frankreich heimischen neuen Künstlergeneration. Auch war das Wesen des Kubismus zu international gerichtet, um Marc, dem innigen Verehrer jeder Volkskunst zu entsprechen. Marc ersehnte eine Volkskunst, nicht eine Anlehnung an die Primitive früherer Zeit, sondern einen so primären Ausdruck der Gestalt, daß er unpersönlich wird und das Wesen einer Lebensgemeinschaft und Gesinnungsgemeinschaft ausdrücken kann. Solches ersehnte er, obwohl er die Isoliertheit des Künstlers in seiner Gegenwart erkannte und bitter fühlen mußte; er beklagte sie, aber hielt sie notwendig für die Entwicklung. Zunächst galt es, Verkünderdienst und Vorkämpferdienst zu leisten. Hierin konnte er sich eher dem Russen Kandinsky zu mancher gemeinsamen theoretischen Ar-

heit verbinden. Kandinsky war in konsequenter Arbeit den Weg vom Impressionismus bis zur absoluten Malerei gegangen, er verließ jedes Gegenständliche um des kompositionellen Inhaltes willen. Diese Unerbittlichkeit und Problematik des Slawen verehrte er, wenn auch sein Weg ein anderer war. Wohl war auch Marc unerbittlich. Aber er verflüchtigte das Problem nicht in die Welt astraler Strömungen und abstrakter Vorstellungen. Vor ihm blieb immer stehen zugleich mit dem Licht die vom Licht gewirkte Erscheinung. Er arbeitete nicht um des künstlerischen Problems willen — die Lösung war ihm schon als Gabe gegeben — sondern er schuf um des Lebens willen. In allem scharfen Denken und Erkennen ist er nie der Gefahr eines Intellektualismus verfallen. Darum reiht sich Marc sinnvoll an die großen Meister der Vergangenheit an. Er steht nicht als ein astrales oder intellektuelles Gespenst zwischen ihnen. Er verkündet die Bewußtseinseinheit des gesamten inneren Lebens und reinigt die niederen Bewußtseinsstufen in der immer reineren undogmatischen Religiosität seiner Gesinnung, die ihn zu einem wahrhaft innerlich freien Menschen macht.

Franz Marc war sich klar über alle Gefahren, die der großen Lehre des Expressionismus, der Verkündigung seelischer Reinigung drohten. Nichts haßte er so wie den „Betrieb". Er hat nicht mehr erlebt, wie gerade die Betriebsamen das Aeußere der expressionistischen Lehre aufgriffen und ein Gebräu von Unverstand und Unkönnen für die Verkündigung der geistigen Wirklichkeit ausgaben. Es wurde der Satz wahr, den Marc im „Blauen Reiter" schrieb: „Wir wissen, daß alles zerstört werden kann, wenn die Anfänge einer geistigen Zucht vor der Gier und Unreinheit der Menge nicht bewahrt bleiben." Nicht nur die Werke des Expressionismus wurden in der Folgezeit Objekte der Spekulation. Die Idee des Expressionismus selbst wurde zur marktgängigen Phrase. Dies ist kein Zeugnis gegen die Idee, sondern ein Zeugnis gegen die anmaßlichen Träger. Leider folgte aber auch die Mehrzahl der Künstler, die das Erbe des Führers hätte übernehmen können, den grundsätzlichen Irrtümern, vor denen Marc warnt. Die Schwäche, nicht das Primäre erleben zu können, verführte viele Künstler zur Nachahmung der Primitiven. Marc sagt hiervon: „An die Stelle des Naturgesetzes als Kunstmittel setzen wir heute das religiöse Problem des neuen Inhaltes. Die Kunst unserer Epoche wird zweifellos tiefliegende Analogien mit der Kunst längstvergangener, primitiver Zeit haben, freilich ohne die formalistische Annäherung an diese, die heute manche Archaisten sinnlos erstreben." Hierdurch gibt uns Marc ein sicheres Kennzeichen, die schöpferischen Geister von den nachahmenden, also den unschöpferischen zu unterscheiden. Die Erfahrung hat zu allen Zeiten gezeigt, daß die unschöpferischen Menschen den größeren äußeren Erfolg haben. Dies ist um so mehr der Fall, je mehr eine Mechanisierung der Weltanschauung herrscht. Und so wurde auch der Expressionismus, der sich gerade gegen die Mechanisierung des Weltbildes gewandt hatte, von dieser Mechanisierung des Weltbildes ergriffen und zur Erstarrung gebracht. Der mechanisierende Zeitwille, der ein Wille des Ungeistes ist, bediente sich des Kubismus und zerstörte vom intellektuellen Erfassen aus die Einheit des mystischen Weltbildes. Marc ahnt schon im „Blauen

Reiter" von diesen Verderbern: „Sie mit ihren kubistischen und sonstigen Programmen werden nach schnellen Siegen an ihrer eigenen Aeußerlichkeit zugrunde gehen." Hoffen wir es. Zur Zeit ist dieser äußerliche Kubismus unter dem Namen des Konstruktivismus Mode. Sein Sinn ist Destruktivismus. Folgerichtig kommt er zur Leugnung des Bildes überhaupt. Folgerichtig hat er die Kabaretts und Kaffeehäuser erobert. Folgerichtig beherrscht er als Reklame das Straßenbild. Er wird die zerstörende Kraft sein, von der die Architektur des vergangenen Jahrhunderts beseitigt werden wird. Aber er wird selbst nicht das Menschenhaus bauen, sondern nur das Haus der Maschine. Denn allein um die Gewinnung des inneren Menschen geht es in der Kunst. Das ist die Erkenntnis des Franz Marc. Das ist das unverlierbare Erbe des Franz Marc. Jeder, der willens ist, vermag es aufzunehmen.

Nur der Mensch, der seinen inneren Menschen gewinnt, vermag sich eine Welt zu bilden. Sein ganzes Leben ist dann nichts anderes als ein unablässiges Schöpfen aus seinem Innern. Sein Werk ist Weltschöpfung, Schöpfungsbilder sind es daher, die der reife Künstler Franz Marc schaute und bildete. Aus Urformen entsteht die Urlandschaft. Der Urkampf von Licht und Finsternis löst sich im Frieden einer Harmonie der Farbe. Die lichte Tierform wird geboren auf den vielen Bildern, in denen er die Geburt der Tiere schildert. So geht aus der farbigen Linie, dem Lichtstrahl der sich zu dem Werk „Geburt der Pferde" verwebt, die Form des Urpferdes hervor. Wie Goethe die Urpflanze schaute, so erschloß sich dem Maler die Urgestalt des tierischen Leibes. Um „Geburt" und „Schöpfung" kreisen seine letzten Werke. Ein klares Blatt in seinem Kriegsskizzenbuch ist wohl ein letztes Zeugnis hiervon.

Das ist die Sendung des Franz Marc: daß die Menschen wissen sollen vom Unvergänglichen. Dieses schöpft er aus der Tiefe. Dieses macht er sichtbar. Ganz nach innen ist der Blick seiner letzten Wochen gekehrt. So kann er schreiben: „Die Welt, das leibliche Wallen, berührt uns nicht, da wir nicht auf das Sichtbare sehen, sondern auf das Unsichtbare." Und er, der wie er selbst sagt, ein guter Soldat war, zum Leutnant mit dem Eisernen Kreuz befördert, schreibt wenige Tage vor seinem Tod: „Mein Blick hat sich längst ganz vom Kriege abgewendet."

Er ruht unter einer Linde im Schloßpark von Stain.

„Ich sah das Bild, das in den Augen des Teichhuhns sich bricht, wenn es untertaucht: die tausend Ringe, die jedes kleine Leben einfassen, das Blau der flüsternden Himmel, das der See trinkt, das verzückte Auftauchen an einem andern Ort, — erkennt, meine Freunde, was Bilder sind: das Auftauchen an einem andern Ort." Lothar Schreyer.

Novalis.

Friedrich von Hardenberg, der von Natur Dichter war, so daß sein ganzes Werk mit seinem kurzen Leben zusammenfällt, hätte sich nicht Novalis zu nennen brauchen, um geheimnisvoll zu erscheinen. Wie sein bürgerliches Fach die Bergkunde war, so war er zugleich ein Bergmann der Seele. Nicht nur, weil er zu früh starb, hat er den Bergschatz — den

er symbolisch im eigenen Namen trug — nicht erschöpft. Wir wissen seine großen Pläne und stehen bedauernd vor dem nicht völlig zutage Geförderten. Aber zugleich sind schon die Bruchstücke dieses nicht ganz neunundzwanzigjährigen Lebens großartig genug und unterliegen noch heute dem Streit zwischen Begeisterung und schroffer Ablehnung, wie auch der mannigfachsten Deutungsverschiedenheit.

Eine Warnungstafel muß sogleich aufgerichtet werden: niemand versuche sich an diesem Dichter (ohne Anführungszeichen), der nicht ein volles Studium ihm widmen will und kann. Hier ist schwerlich Weisheit zu gewinnen, die man bequem mit sich tragen kann, um sie als Spruch zu benutzen und da und dort einzuflicken, hier ist ein bedeutendes Leben nachzuleben und eine seelische Haltung zu finden, die festmacht in allen Stürmen. Aber nur dann, wenn man so starke Verwandtschaft spürt, daß man es aushält, in dieser Sphäre paradoxer Philosophie und glühender Religion zu atmen. Novalis ist vollkommen „unzeitgemäß" und wird das immer bleiben, obwohl er als Bürger durchaus seinen Mann stand und nicht der Somnambule war, für den ihn viele halten. Gerade das ist sehr merkwürdig, wie der Mensch, der sich am weitesten und tiefsten von allen unseren klassischen und romantischen Dichtern in die Probleme hineingewagt hat, doch den Boden der Erde und der täglichen Notwendigkeiten nie unter den Füßen verlor. Wohl hatte er als Erkennender und Gestaltender Ehrgeiz, aber am Ruhm als Schriftsteller lag ihm nichts. Er trieb die Schriftstellerei nebenbei und betrachtete als seinen Beruf nichts anderes als die Laufbahn im Bergfach.

Die Geschichte seines Lebens, so ergreifend sie ist, kann wiederum nicht abgetrennt von seiner Totalität erfaßt werden. Denn, wie sein Denken nur aus seinem Schicksal verstanden wird, so sein Schicksal nur aus seinem Denken. Berühmt ist seine Liebe zu Sophie, seiner fünfzehnjährig gestorbenen Braut; aber, was diese Liebe bedeutet, begreift nur, wer den ganzen Dichter kennt. Und so ist es überall. Darum kann in Novalis nur suchen, wer zu finden weiß. Alles, was bisher über ihn geschrieben wurde, ist unzulänglich. Denn, wenn irgendwo dicke Bände der Monographie nötig wären, dann hier, weil dieses Dichters Konzentration so kräftig und eng ist, daß selbst der scharfsinnigste Leser erst lesen lernen und das Zusammengeballte auseinander- und wieder zusammenstellen muß. Bisher sind nur „Dichtungen" oder nüchterne oberflächliche Berichte über ihn gedruckt worden. Eine wirkliche Darstellung (mit allen historischen Tatsachen und peinlichstem Kommentar) fehlt noch. Vielleicht aber ist sie auch nicht möglich. Bei den Worten des Novalis, die immer so sehr in der Schwebe bleiben, mit seiner vollen Absicht eine tragende Mitte, eine Brücke zwischen hier und dort bilden sollen, ist eine Unendlichdeutigkeit des Sinnes wahrscheinlich gegeben. Er war ja auch so stark Jugendleben, trotz seiner Schwindsucht oder gepeitscht von ihr, daß man Lehre, wie etwa vom alten Goethe, hier unmöglich verlangen kann.

Eben daher kommt es nun, daß man Novalis den Dunklen nennt, sofern man ihm diesen Beinamen nicht nur höchst oberflächlich wegen seiner „Hymnen an die Nacht" gibt. Wenn wir jemanden nach einem Satz dieses Denkers fragen, und er antwortet: „Sterben ist ein echt philosophischer

Akt", so müssen wir uns daran notwendig die Zähne ausbeißen, ähnlich wie an einem einzigen Satz des Heraklit. Kennen wir aber den Mann, der das schrieb, gründlich und überall, dann lichtet sich das Dunkel. Abgesehen von Novalis' allgemeiner metaphysischer Einstellung, die immer darauf beruht, daß wir nicht diesseits, sondern jenseits das Rätsel lösen werden, scheint mir plausibel zu sein, seine Philosophie bedeute Sophie-Liebe (Philo-Sophie), und also sei Sterben, nämlich der Sophie Nachfolgen, was er ja ernstlich vorhatte und versuchte, ein echt sophie-liebender Akt.

Doch darüber hinaus ist alles Metaphysische schon auf eine Weise „dunkel", auch wenn vom Licht die Rede ist. Denn, was hinter der Oberfläche ist, ist zunächst dunkel, klärt sich dann beim Eindringen vielleicht etwas auf, aber die Oberfläche schiebt sich dann doch immer weiter zurück, so daß das ungelöste Rätsel als die ewige Finsternis selbst bleibt. Insofern ist die Stimme des Novalis immer „nächtlich". Denn er ist ja der Magier, der das Unwirkliche verwirklichen, das Wunder alltäglich machen will. Wie aber sollte das anders geschehen als durch Miteinbeziehung des Dunklen und des Todes?

Die Weihe des Menschen, die Hölderlin mehr antikisch versuchte, ahnt Novalis christlich-religiös. Und das ist nun wieder für den Schwindsüchtigen, der mindestens unbewußt den Tod nahe in sich trägt, natürlich. Und neben den Tod tritt die Liebe. Wie das Dunkel der Gruft und das Licht des Eros bei Novalis zusammentreffen, das ist etwas völlig Eigenes. Gar nichts Spukhaftes! Tod ist für ihn die unermeßliche Rätselhaftigkeit der Welt, der unendliche Schlaf, der in allem Gestorbenen und noch nicht Lebenden ist. Im Grunde wissen wir nicht, ob Tod oder Leben, Tag oder Nacht ist. Wo Liebe lebt, lebt *alles*. Da durchdringen sich die Gegensätze in herrlicher Märchenhaftigkeit. Wer nur auf einer Seite steht, die Nacht und den Tod nicht sieht, der sieht auch den Tag und das Leben nicht voll. Es schlummert noch so vieles dem Erwachen entgegen. Und das Mysterium der Liebe ist es, das Schlafende aufzuwecken. Diese Vorstellung vom Paradiese sich vereinigender Feindschaften finden wir in den Gedichten, im „Heinrich von Ofterdingen" und in den Fragmenten. Aber es ist unmöglich, diese Dinge dem anschaulich zu machen, der vor lauter Diesseitslicht nachtblind ist. Die meisten halten solches für Phantasie, während es für den Dichter etwas durchaus Konkretes ist. Und immerhin hat Novalis eine verwandelnde Kraft des Wortes, daß jedem nicht ganz Stumpfen Gehege aufbrechen, die er für ewig unenthüllbar hielt, und Sachen durchsichtig werden, die gemeinhin für undurchsichtig oder gar für nicht vorhanden gelten.

Vergangenheit und Zukunft sind dunkel; aber sie begeistern uns, wenn wir sie mit in die Gegenwart heben und darin haben, wenn wir den Nu der Mystik, als in welchem die Ewigkeit durch uns und in uns spürbar wird, erleben können. Begreiflich, daß für Novalis der Vergänglichkeitswahn auslischt, daß der Tod ihm nicht als Gerippe erscheint, vielmehr unter den schönsten Bildern. Er spricht in den Hymnen von der kristallnen Woge, die in des Hügels dunkeln Schoß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht. Der Hügel ist Sophiens Grabhügel. Wo die irdisch-trübe Flut

nicht weiter kann, da quillt die kristallene Geliebte in den neuen Anfang. Leuchtende, glitzernde Wirklichkeit, Himmlischkeit beginnt ihr Quellengemurmel.

Man muß hierbei so lange verweilen, weil sich nur so eine mögliche Einstellung zu dem Dichter ergibt. Gewiß sind Registraturen, irdische Realitäten, historische Fakta, naturalistische Begebenheiten nicht zu leugnen und nicht zu entbehren. Aber, wenn Novalis ein ausgezeichneter Salinenassessor und sorgsamster Beamter war, so pfuschte ihm das in seine metaphysische Welt nicht hinein. Hier vielmehr war er sozusagen absolut, wie er ja denn auch in seinem Journal (nach dem Tod der Verlobten) eine absolute Zeitrechnung beginnt. Man muß schon einen mutigen Schritt außerhalb des Ueblichen tun, um hier mitzukommen, oft auch, um den Kindlichen nicht für kindisch zu halten.

Eins vor allem: Er verträgt nicht innerhalb der Weltanschauung die Trennung einer selbständigen geistigen Gedankenwelt (platonischer Ideen) von des Lebens Leben. Und alles Kosmische muß vergöttlicht werden, aber nicht in reines Bild, sondern in Gottes Leiblichkeit. Darum sagt er: „Einst ist alles Leib, Ein Leib . . .“ Und dann folgen die für viele schwer erträglichen Verse:

„Oh! daß das Weltmeer
Schon errötete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!“

Das kann nur erfassen, wer sich besinnt, wie sehr Christus als Logos für den Gläubigen eine ewige konkrete Wirklichkeit ist. Aber gleichzeitig muß man einigermaßen antik-naiv sein, um hier Anschluß zu finden. Das Seel-Atom als Wahrhaft-Wirkliches nehmen kann nur der Vorsokratiker und der christliche Mystiker, dem das erlebte Wort nicht weniger Leib ist als der eigene Körper.

Novalis ist ein homo religiosus auf nur seine Art. Er ist nicht katholisch geworden, wie Goethe etwas gereizt behauptet, dem ja Novalis den „Meister“kranz von der Stirne reißen wollte, er war aber auch niemals engprotestantisch. Er ist überkonfessionell, wenngleich er in seiner Schrift: „Die Christenheit oder Europa“ das Mittelalter in seiner Glaubenseinheit hochgepriesen hat. Seine geistlichen Lieder, deren einige volkstümlich geworden sind, reichen nicht aus, sein innerstes Verhältnis zu Christus zu offenbaren. Er hatte sich die todüberwindende Kraft trotz der Herrnhutischen Erziehung im Elternhause erst auf dem Umweg über den philosophischen Zweifel errungen, erworben, um sie zu besitzen.

Das Leben des Novalis darf hier außer acht bleiben. Man findet es, einige Irrtümer abgezogen, am allerbesten dargestellt in der Biographie des Kreisamtsmanns Just, seines Vorgesetzten und Freundes, die als Nachruf gemeint, aber ebenso sachlich als liebevoll ist, ein Musterbeispiel der Lösung solcher Aufgabe. Sie fehlt denn auch weder in der Diederichs'schen Ausgabe noch in den Dokumenten, die Hermann Hesse in seiner Sammlung „Merkwürdige Geschichten und Menschen“ zusammengestellt hat.

Wichtig ist an diesem Leben die doppelte Tragik, daß dem Lebenliebenden die erste Braut, er selber der zweiten fortstirbt. In den sechs

Jahren zwiſchen dieſen beiden Ereigniſſen wächſt auch das Werk. Am 25. März 1801 bleibt es unfertig zurück, und der noch jünglinghafte Mann geht als Vollendeter unter den muſikaliſchen Rhythmen, die der Bruder dem Klavier entlockt, heim. Er hatte die Philoſophie als Heimweh definiert und Sterben als philoſophiſchen Akt. So iſt der Ausdruck: „Heimgang“ in dieſem Falle einmal angebracht.

Hundertfünfundzwanzig Jahre! Und er iſt heute noch jung. Im gleichen Jahre wurde im April, gleichfalls ein Frühlingskind wie das Maienkind Novalis, ein andrer großer Deutſcher, Guſtav Theodor Fechner geboren. Das iſt gewiß kein Zufall. Die Philoſophie der Allbeſeelung hat weſentlich nur durch Fechner ihre Fortführung erfahren, der dann im Gegenſatze zu Novalis das höchſte Alter erreichte. Wenn Fechner Profeſſor und Gelehrter war, und doch Novalis nicht unverwandt, ſo ſteht dieſem in vielem noch näher Nietzſche, deſſen Tod das neunzehnte Jahrhundert abſchloß wie Hardenbergs Sterben es eröffnet hatte. Joël in ſeinem Buche „Nietzſche und die Romantik“ hat den entſcheidenden Beweis erbracht, wie gleichgeartet bei ſcheinbarer Feindſchaft die Verſuche zur Weihung des Menſchen von ſeiten der Frühromantik und von Nietzſche aus waren. Schmerzlich müſſen wir feſtſtellen, wie wenig Erfolg dieſe Bemühungen gehabt haben.

Neuerdings hat man (Mann vielmehr, nämlich Thomas) den Novalis für die Republik als Kron- (nein, da gibt's ja keine Krone), alſo als Zeugen in Anſpruch genommen. Das iſt keinesfalls zuläſſig. Novalis hat vielmehr das höchſte Lied des Königtums geſungen in der Schrift: „Glauben und Liebe oder der König und die Königin“. Er hat da den poetiſchen Staat in großartigen Bildern aufgebaut, und es kommt gar nicht darauf an, daß das gleichzeitig ein Hymnus auf Friedrich Wilhelm den Dritten und die Königin Luiſe war. Ein Idealgemälde ſollte aufgerollt werden, und ich ſtehe nicht an, dieſes Werk als politiſche Propädeutik zu empfehlen. Monarchiſten und Republikaner können da viel lernen, vielleicht auch Monarchen oder ſolche, die es waren.

Das Werk eines Mannes, der die Dreißig nicht erreicht, iſt naturgemäß weder in ſich widerſpruchslos noch auch an Umfang ausgewachſen. Vor allem blieb das Hauptſtück: Heinrich von Ofterdingen im Anfange des zweiten Teiles ſtecken. Doch muß man vorſichtig ſein: mitunter iſt ein Torſo wertvoller als ein Fertiges. Und zumal mag das hier ſo ſein, da der Umfang, wie er beabſichtigt war (Tieck hat die Skizzen der Weiterführung mitgeteilt), über jedes ausfüllbare Maß hinausſtieg. Hat ja doch die echte Romantik auch ihrem Weſen nach eine Scheu vor dem Abſchluß in einer gerundeten Statue. Es iſt ſchon ſo, daß der Torſo des Werkes dem Torſo des Lebens entſpricht.

Es iſt auch ferner durchaus möglich, den Ofterdingen irgendwo aufzuſchlagen und ein paar Seiten zu leſen. Die reichſte Tafel iſt überall gedeckt. Man muß nur wiſſen, ſich die Speiſen zu würzen. Oder ohne Bild, man muß das Andeutende ſich ergänzen, muß ſelbſt ſchöpferiſch ſein, um hier genießen zu können. Das iſt ein Nachteil für den bequemen Leſer, ein Vorteil für den imaginativen Menſchen, der in dieſer Univerſalpoeſie aus der allgemeinen Märchenſtimmung das köſtliche Geheimnis ſich holt.

Das Geheimnis der blauen Blume, die man nicht mit ihrer Entartung, dem blauen Blümchen, verwechsle! Die Poetisierung des Lebens, die Verherrlichung der Dichtung, das sind bei Novalis keine Phantasmen, nichts ist Requisite; sondern er meint das vollkommen ernsthaft. Man kann hier unmöglich an Spielerei und romantische Ironie denken. Das ist alles durchlebt, durchlitten, genossen und nicht minder klar gewollt als klar gedacht. Nur ungeheuer abseits! Mag sein, auch gefährlich. Wenn Novalis alles transparent macht und das Mumienhafte vivifiziert, so sehen manche gerade in solcher Erweckung und Durchleuchtung den Tod und nicht das Leben. Aber es versöhnt doch seine christliche Gewißheit vollständig mit allem, was philosophischer Versuch ist.

Im übrigen gilt: wer an das Daseinsrecht der Dichtung überhaupt glaubt, der wird auch an Novalis glauben. Wer dagegen entweder die Dichtung ganz für überflüssig hält oder ihr doch nur eine Aufgabe als Amme der Politik so oder so zugesteht, für den kann es keinen ungenießbareren Dichter geben als ihn. Dem muß Novalis geradezu als ein teuflischer Zauberkünstler erscheinen, und würdige, humorlose, amusische Leute sollten ihn auf den Index setzen.

Man lese den Ofterdingen, der natürlich ein großes Märchen und kein Roman ist, um einen Begriff von der Verunwirklichung dessen, was für wirklich gilt, zu erhalten! Wer die Verwirklichung dessen, was für unwirklich gilt, darin finden will, der muß schon selber Dichter sein. Sonst ist er in diesem Irrgarten verloren.

Viel bemerkt worden ist, daß in der Gestalt Klingsohrs Goethe abgeschildert sei, und dann weiß man noch vom Märchen von Fabel und Eros, das im besonderen die Apotheose der Poesie darstellt, indem diese beiden Kinder des Sinns die eisige Welt Arkturs entzaubern. Aber sonst ist von dem Inhalt des Buches wenig bekannt. Begreiflich, da das Metaphysische, was darin enthalten ist, sich nicht okkultistisch oder spiritistisch mißbrauchen läßt. Novalis hat etwas von der ersehnten Synthese zwischen Ratio und Mystik schon vorgeleistet. Niemals läßt er, der ja Kants und Fichtes Schüler war, die Vernunft fahren. Zudem hat schon Haym darauf aufmerksam gemacht, daß auch dieser Roman nichts als eine Selbstdarstellung des Novalis sei, und das ist wirklich so, und darum ist auch hier die Voraussetzung zum Verständnis des einzelnen die Kenntnis des Ganzen. Bei Haym („Die romantische Schule") steht die beste Inhaltsangabe des Ofterdingen, soweit eine solche denn möglich ist. Wer den Roman liest, verstehe von vornherein unter Mathilde Sophie und unter Eyane Julie, die erste und die zweite Verlobte!

Wenn wir sagen, der Ofterdingen sei ein Märchen, so fügen wir hinzu: ein Märchen und w a h r. Denn wie sollte nicht wahr sein, was der glühendste Ausdruck einer Seele ist? Ein metaphysisches Märchen, von einem Engel erzählt. Denn so sahen den großgewachsenen hellockigen Johannes seines individuell tieferlebten Christus die Freunde.

Am ehesten wird für den unpoetischen Verstand noch eine Auswahl aus den Fragmenten faßlich sein. Das sind zwei Bände bunt durcheinander geworfener Aphorismen aller Art, scharf geprägte Sätze und Folgen von Sätzen. Doch auch hier immer eins vom andern Licht

empfangend und erst dann klarstrahlend. Obendrein ist viel Gut dazwischen, was Exzerpt aus den Schriften anderer ist. Und wenn auch hier die philologische Akribie allmählich einigermaßen Original und Auszug geschieden hat, so sind die Einflüsse, die sich geltend machen, noch nicht überall sicher festgestellt. Novalis war auf vielen Gebieten ein gelehriger Schüler und riß mit Inbrunst alles an sich, was ihn lehren konnte. Vielfach fühlbar ist das Studium Fichtes und der Naturwissenschaften.

Dennoch wird man die paradoxale Prägung der meisten Gedanken für den Dichter selber in Anspruch nehmen müssen, und diese tiefen Fundgruben geben noch jeden Augenblick Neues und Ueberraschendes her. Ein Sprachkünstler und fast nie -künsteler ist Novalis hier wie in seinen Gedichten und im Ofterdingen. Musikalisch ertönt seine Rede jedenorts. Man hat gesagt: Schwanengesang! Gewiß, aber ist das irgend als Tadel zu verstehen? Welcher Jüngling je hatte solchen Reichtum der Klänge? Apoll, Dionysos und Christus, diese drei ewigen Gestalten stehen als Taufpaten bei diesem Todgeweihten.

Die Fragmente zu analysieren würde ein Buch erfordern. Sie sind so „offen" (inhaltlich), daß sie jeden Leser unendlich weiterführen. Eine ganze Programmatik der Philosophie läßt sich aus den Worten: „Philosophieren ist Dephlegmatisieren, vivifizieren" ableiten. Diesen Appell sollten wir hören! Wir Epigonen, die uns behaglich in der Historie der Philosophie niedergelassen haben. „Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt." Ja, wenn w i r das recht vermöchten! Diese Selbstdurchdringung gilt nicht nur vom Geist als göttlichem Aus, sondern auch vom Menschengeist, solange der Mensch lebt. Denn die Selbstdurchdringung braucht an sich nie zu enden, weil das Selbst unendlich ist. Dem Unendlichen des Geistes ist nur ein unendliches, nie endigendes Denken angemessen, also eines, das nicht definiert, ein indefinites. Novalis nennt es auch „produktive Imagination". Zu einer solchen sind nur Zeiten fähig, die noch Glauben im Blut haben. Wenn bei Novalis von Magie die Rede ist (heute ein Modewort!), so war er doch sich immer bewußt, daß die Welt längst ein Zauber ist, ehe w i r zaubern, daß seine Märchen schon wahr sind, ehe er sie dichtet, daß er sie nur findet! Man bringe also seine Magie und Imagination nicht mit modernstem Spuk und Hokuspokus in Zusammenhang!

Der lebenshungrige Dichter ist zugleich denkerisch ein Asket. Er sagt: „Der echte philosophische Akt ist Selbsttötung; dies ist der reale Anfang aller Philosophie." Philosophie soll nur Selbstzweck sein, Erkennen um des Erkennens willen. Man kann nur philosophieren, aber nicht philosophieren lernen. Man muß seine Unbeschriebenheit herstellen, mit dem Schwamm der denkerischen Askese die Schriftbilder auf der Tafel des Intellekts auslöschen.

Novalis zerbricht nicht wie Kleist an Kant. Ihn rettet der Parallelitäts- und Affinitätsgedanke. Er leugnet das Objekt nicht und hält es auch nicht für völlig unzugänglich. Es muß mit den Mitteln des Subjekts durch Analogie erkannt werden können. Das Objekt kommt uns entgegen, wenn wir uns nur nicht mit bloßer Logik und Erkenntniskritik

unfruchtbar machen. Kein Objekt ohne Subjekt, aber auch umgekehrt. Zwischen beiden besteht Verwandtschaft, Aehnlichkeit, Liebe.

Unmöglich, die Fülle in knapper Zusammenfassung vorzuführen. Novalis' Philosophie ist keine Beschäftigung, sondern ein Sein und Wirken. Ein Leben auf höherer Stufe mit Hilfe des organisch-analogischen Denkens. Dieser Mann hatte Geist als zeugerische Kraft, als Blühekraft des innersten Menschen. Und wo wir ihn lesen, da sehen wir: er lebt nach dem Spruche: „Im Endlichen suche das Unendliche!" Da ist kein Ding zu klein, dem er nicht irgend etwas Fruchtbares entreißt. Aus dieser gärtnerischen Anlage erklärt sich auch seine Pflichterfüllung in Studium und Beruf.

„Genie ist der natürliche Zustand des Menschen." Wenn Novalis damit Recht hat ... für ihn gilt es. Und wir?

Ich bin überzeugt, nicht den tausendsten Teil des Novalis'schen Wesens verdeutlicht zu haben; aber man sehe daraus die Unendlichkeit dieses Wesens, das jeder lapidaren Darstellung spottet. Georg Brandes nannte den Dichter einen „brustschwachen Herrenhuter mit hektischer Sinnlichkeit". Das war aber lapidarer Blödsinn eines Zeitalters, das jede Menschenkraft zur Heiligung und Umwandlung verloren hatte. Wir, die uns nicht mehr sicher im Besitz solcher und solcher kanonischen Schulweisheit dünken, wir wissen's besser: hier ist ein Meer von Glut und Musikalität, das noch nicht zum Bruchteil ausgeschöpft ist. Doch warne ich jeden, der kein guter Taucher ist, jeden, der nicht aus diesen märchenhaft durchsichtigen Fluten wieder emporkann! Hier heißt es den Staub der Scholastik abbaden, aber nicht in dunklen Wundern ertrinken. Man darf alles gedacht haben, aber nur dann, wenn man wie Novalis nachher um so besser glauben kann.

Rudolf Paulsen.

August von Othegraven und sein Werk.

Nur so darf die Ueberschrift lauten, denn es wäre nichts weniger als im Sinne seiner Persönlichkeit, wollte man all die Titel und Ehrennamen anfügen, welche ihm die Welt verlieh: Meister des deutschen Volksgesanges, erster Schaffender auf dem Gebiete der Männerchorkomposition, feinster Kenner und Vertreter der rheinischen Musik, Ehrendoktor der Bonner (nicht etwa der Kölner!) Universität, Professor und Mitglied der preußischen Akademie der Künste und Wissenschaften und endlich, nicht zum wenigsten: Lehrer seit fünfunddreißig Jahren am Kölner Konservatorium, jetzt „Hochschule" genannt, aus dem Leute wie die Elly Ney, Adolf und Fritz Busch, Knappertsbusch, Hoehn hervorgingen, verehrt von ihnen allen ebenso wie von seinen Mitarbeitern, denen er der beste neidloseste Kollege ist. Wer sein, trotz der im Vorjahre überschrittenen Sechzig von Lebensfreude und Frohsinn überstrahltes Gesicht betrachtet und einen stillen Vergleich anstellt mit dem selbstherrlich-überlegenen und dabei greisenhaft-lebensunlustigen so manchen „Neutöners", der merkt gar leicht, aus welchem Brunnen unserm Volk der reinere und gesündere musikalische Quell sprudelt und wird den Namen dieses Mannes höher einschätzen als die zahllosen, uns mit geschäftstüchtiger Regsamkeit tagtäglich

angepriesenen und morgen wieder von anderen verdrängten der Mehrzahl seiner jungen Schaffensgenossen, von denen einer unlängst das zynische Wort sprach: „Meine, unsere Musik könnte jederzeit aus dem Gesamtleben der Nation gestrichen werden, ohne eine merkbare Lücke zu hinterlassen."

Still und bescheiden wie das ganze Wesen des Mannes verlief auch sein äußeres Leben: 1864 als Sohn des im Rheinland wohlbekannten Präsidenten des Kölner Männergesangvereins, Louis von Othegraven, zu Köln geboren hat er, wie in seiner, auf wenige karge Zeilen zusammengedrängten „Selbstbiographie" zu lesen steht, Gymnasium und Konservatorium seiner Heimatstadt besucht, an welch letzterem der große Mendelssohn-, Schumann- und Chopinfreund Ferdinand Hiller als Gründer und Leiter wirkte, er, der sich rühmen durfte, noch einem Beethoven ins Auge geschaut zu haben und eine Locke des Meisters zu besitzen. Der Gewinn des Frankfurter Mozartpreises führte den Jüngling nach München, wo er Gelegenheit erhielt, den „strengen Stil" an seiner besten Quelle zu studieren: bei Rheinberger, von dessen zustimmendem Gutachten seinerzeit die Entscheidung über Max Regers Lebensberuf abhängig gemacht wurde. Vom Jahre 1889 an wirkte nun Othegraven selbst als Lehrer und hat diese Tätigkeit noch heute inne: im Unterricht unerbittlich, unnachgiebig gegen alles „Schlampen", dabei der gütigste Freund und Berater, im Examen der hilfreiche, milde Richter.

Ist es für den schaffenden Künstler Othegraven nicht bezeichnend genug, daß er sich selbst nur „Erfolg", nicht aber große, den Erfolg gewährleistende Tat zubilligt und in der schon erwähnten Skizze sein Gebiet auf das deutsche Volkslied beschränkt, und daß es der gemeinsamen Anstrengung seiner Freunde bedurfte, um ihm die Drucklegung seines stärksten Werkes, des Oratoriums „Marienleben", abzuringen?

Seinen eigenen Worten zum Trotz sei deshalb in den folgenden Zeilen ein Umriß seines Schaffens gegeben, der dartun möge, wie hier einer der wenigen, die den Ehrennamen „deutscher Meister" verdienen, in stetem Fleiß und mit weitem Blick Werke der verschiedenartigsten Empfindungsgattungen hervorgebracht. Durch sein gesamtes Schaffen zieht sich die Arbeit am deutschen Volkslied, das er, wie vor ihm ein Isaac, Senffl, Silcher, Brahms, Reger immer wieder zum Ausgangspunkte der Bearbeitertätigkeit im höchsten Sinne gemacht hat und das auch in seinen eigenen Schöpfungen den Grundstock der Inspiration hergab. Entgegen der noch immer grassierenden Hinneigung kleiner wie bedeutenderer Männerchöre zum unmännlich Sentimentalen wie zur stillosen Nachahmung des Wagnerschen Orchesterglanzes, hervorgerufen durch den Schweizer Hegar und heute fortgeleitet durch den aus Köln hervorgegangenen, in Düsseldorf wirkenden Mathieu Neumann, erstrebt Othegraven in diesen Werken reinste Vokalkunst, Sangbarkeit auch der „unwichtigsten" Mittelstimme, getragen von seiner souveränen kontrapunktischen Kunst, die jedoch nie zum bloßen Selbstzweck erniedrigt wird. „Der Rhein und die Reben", „Aus alter Zeit", die „Rheinsage", die „Beiden Hasen", der „Jäger aus Kurpfalz" brauchen da nur genannt zu werden, um „Repertoirestücke", wie das scheußliche Fremdwort

lautet, aller deutschen Chorvereinigungen namhaft zu machen. Das dem Männergesang seit seinem Entstehen eingewurzelte Balladenmäßige klingt im „Bauernaufstand", in „Landsknechts Lust und Leid" ebenso durch wie in dem aus vier germanischen Quellen: England, Niederland, Dänemark und Deutschland stammenden Lied von den „Königskindern", das vor wenig Wochen im Kölner Männergesangverein seine Taufe erlebte und das dem anwesenden Komponisten spontane Huldigungen einbrachte. Von wahrhaft dramatischer Wucht ist hier die Schilderung des tragischen Todes der beiden, und Richard Trunk, der neugewählte Leiter des Chores, hatte Recht, wenn er das Werk das beste seit der Brahmsschen „Altrhapsodie" nannte.

Von da ist es ein schroffer Sprung zu der „Schlafenden Prinzessin", einem allerliebsten Märchenspiel, das die Heilung der eigensinnigen Schwägerin mit Hilfe ihrer eigenen — Eitelkeit erzählt, und in welchem der Komponist seinem rheinischen Humor in der niedlichen Anspielung auf Strauß die Zügel schießen läßt. Was übermoderne Musiker ins Groteske ziehen: den Märchenton (so Strawinsky im „Feuervogel", sein russischer Landsmann Prokofieff in der „Liebe zu den drei Orangen"), das hat der Deutsche in glücklichster Stilechtheit getroffen: das märchenhafte Nebeneinander von Ernst und Scherz. Dabei kommt ihm zugute, was jenen mangelt: die wirklich gesangsmäßige Durchdringung dieser Oper, die weder, wie Humperdincks „Hänsel und Gretel", wie seine „Königskinder" nach Spatzen mit wagnerischen Kanonen der Instrumentation und üppigen Harmonik schießt, noch ins Banale der Mehrzahl aller sogenannten „Weihnachtsmärchenopern" verfällt. Kein Geringerer als Otto Lohse trat damals, es war im Jahre 1907, für das köstliche Werk ein, und nur dem amerikanischen Geschäftsbetrieb unserer Bühnen, die sich ihrer volksbildnerischen Aufgabe längst entzogen haben, ist es zuzuschreiben, wenn dieses Stück nicht immer wieder ans Tages- und Rampenlicht gezogen worden ist.

Auf gleichem Wege liegt Othegravens leider einzig gebliebener Versuch, eine Reformoperette zu geben: „Voldis Hochzeit". Auch von ihr gilt Lessings Wort über Klopstock: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." Es gibt keinen, der ihre Partitur kennt und nicht die Frische der melodischen Erfindung, die Klarheit der Instrumentation, die Sauberkeit der Ensembles rühmend hervorhebt. Aber: die aus Wien-Berlin importierte erotische Operette mit ihren Zynismen, ihren Anzüglichkeiten, ihrer musikalisch minderwertigen Mache, die den Komponisten meist dazu zwingt, sich seine Orchesterpartitur von anderen herstellen zu lassen, ist Trumpf, und keine Staatsautorität greift ein, um dem Guten seinen verdienten Platz im Rahmen der Volkserziehung anzuweisen. Wenn heute Dr. Erich Fischer mit seinen klassischen Singspielen Dittersdorfs, Haydns und Lortzings allmählich bei dem noch übriggebliebenen unverdorbenen Teile des deutschen Publikums Raum und Gegenliebe findet, so müßte man sich all derer erinnern, die schon vor Jahrzehnten einer solchen Gesundungsbewegung die Bahn freigemacht. Und zu diesen gehört in allererster Linie Othegraven.

Von da aus führt nun eine Seitenlinie in folgerichtigem Anstieg zum

Oratorium in des Meisters Schaffen: „Meine Göttin“ nennt sich eines der diesen Aufstieg vorbereitenden Werke, gesetzt auf die Worte des bekannten Goetheschen Textes, der in Solo und Chor die Fantasie als das schönste Geschenk der Unsterblichen preist und den der Komponist mit allen Vorzügen seiner Erfindungs- und Satzkunst auszeichnet: bald malt er die göttliche Gestalt als „rosenbekränzt“, bald, wie sie „im Winde sausend um Felsenwände“ uns naht, bald zeichnet er die „armen Geschlechter“, welche der Wundergabe entbehren müssen, wobei der Musiker feinsinnig das Hauptthema in seiner Umkehrung bringt, das später zu den Worten „Denn uns allein hat er sie verbunden“ inmitten einer prachtvollen Chorsteigerung in der vergrößerten Form erscheint. Hier wurde dem Tondichter die eigene, rheinische Natur zur besten Helferin, wo es galt, sinnenreine Lebensfreude zu malen, und so entstand ein Werk, das seinen Meister als Künstler wie Mensch im höchsten Sinne zu loben vermag.

Wie Otto Lohse, so setzte sich der andere große nachschaffende Musiker jener Zeit für eine neue Arbeit Othegravens ein: Franz Wüllner, der Vater unsres noch lebenden Meistersprechers und der großzügige Förderer eines Richard Strauß ließ den „Milchbrunnen“ im altberühmten Kölner Gürzenichsaale zuerst erklingen, dessen Worte von dem Dichter des „Leberecht Hühnchen“, Heinrich Seidel, dessen Musik von Othegraven stammte. Es ist eine schlichte alte Marienlegende, welche den Vorwurf des Ganzen bildet: Maria als die Beschützerin der mutterlosen Kinder ist der Gegenstand der tiefsinnigen Sage, und der heilige Brunnen der Ort, zu welchem die Gottesmutter die Verwaisten bringt. Das Orchester bringt zunächst die Illustration der einleitenden Textworte: „Fern in jenen blauen Bergen“, während die Chorstimmen bei der Nennung des „seltenen Bronnens“ sich zu regen beginnen und in achtstimmigem Satz sich übereinander aufbauen, um nun einer reizenden Wiegenliedepisode Platz zu machen. Othegravens wohllautatmende Farbgebung, gespeist von einer deutschromantischen Harmonik mit ihren Sept- und Nonakkordhäufungen, ihrer doch nie sentimental werdenden Chromatik und ihrer feinverästelten Orchestrierung breitet einen satten Glanz aus über die Schlußworte des Ganzen: „Es lächelt in der Wiege dann das mutterlose Kindlein, und auf seinem ros'gen Antlitz liegt es wie ein seliger Schimmer aus der goldnen Himmelsheimat.“ — Zwei echte rechte deutsche Hauspoeten haben sich in diesem Werke die Hand zum Bunde gereicht, und man gäbe gern Dutzende phrasenreicher und musikalisch erklügelter Zeitmachwerke gegen dieses zarte und von echter Empfindung getränkte Idyll. Die Uraufführung des Werkes zwang Wüllner, Hand in Hand mit Othegraven, immer wieder aufs Podium, um den aus innerster Dankbarkeit kommenden Beifall der Zuhörer entgegenzunehmen und, als der „Deutsche Liederkranz“ in New York die Aufführung ebenfalls bewirkte, durfte der Dirigent, Dr. Paul Klengel, nach Köln melden, Sänger und Hörer seien geradezu hingerissen gewesen von dem poetischen Zauber des Werkes und kaum habe er selbst einen lieblicheren, zu Herzen sprechenderen Chor und mit solchem Erfolge aufgeführt wie diesen „Milchbrunnen“ Othegravens.

Die nächste Stufe auf dem Wege zum Marienoratorium bildet der „Abend auf Golgatha“, wieder für gemischten Chor und Orchester,

welcher die mystische Karfreitagsstimmung anschlägt, die, ohne deshalb in eine unselbständige Anlehnung an Wagners „Parsifal“ zu verfallen, Othegraven in jenem späteren, größeren Werke festzuhalten weiß. Diesmal hat ein Größerer dem Musiker die Wortdichtung in die Hände gegeben: Gottfried Keller. Er schildert die Stimmung der Verlassenheit auf dem Kreuzesberg, der im Schatten der Abenddämmerung liegt. Auch die Taube, die wie ein Sinnbild des Geistes, dessen Kind er war, bei dem sterbenden Heiland ausharrte, ist von seiner Schulter entflogen: ein Bild des Todes, wie es Detlev von Liliencron einmal im Schmetterling nachzeichnete, den er aus einem Sterbezimmer flattern sah. Aber ein Wesen blieb noch dem Erlöser treu: die Mutter, und die Gedanken und Gefühle, welche diese Frau bewegen, sind es, denen Dichter und Musiker zum Ausdruck zu verhelfen suchen und wissen. Othegravens Komposition, ursprünglich für unbegleiteten Chor gedacht, wird von einem den achtstimmigen Satz reich untermalenden Orchester getragen, das in aufwühlender Tonsprache etwa dasselbe in uns anfacht, was der Maler Grünewald in seinen Kreuzigungsszenen erreichte. Karl Söhle, der kerndeutsche Dichter der „Musikantengeschichten“, sprach sich nach der Uraufführung im „Kunstwart“ so aus: „Viel gute Arbeit steckt in dieser interessanten Partitur, die überall die Hand eines vornehmen Musikers verrät. Das Werk ist Franz Wüllner gewidmet, welcher berühmte Kenner und Meisterdirigent des Chorgesanges an dem trefflich geführten Chorsatz wohl seine Freude gehabt haben dürfte.“

Die Gipfelung seines Lebenswerkes wird Othegraven mit Recht in seinem „Marienleben“ erkennen dürfen, das unter Verwendung altkirchlicher Weisen eine grunddeutsche Passion darbietet und wieder das Volkslied als tiefsten Nährquell des Othegravenschen Schaffens überhaupt aufdeckt. Kinder-, Frauen- und Männerchor in allen Abstufungen wirken hier mit Solis und dem prachtvoll gehaltenen Orchester zusammen, um ein Werk entstehen zu lassen, von dem Ewald Sträßer nach der Uraufführung bekannte, es sei das „beste Oratorium, das er seit Jahrzehnten gehört“.

„Die Welt ist krank“, so sagte Herbert Eulenberg, der rheinische Landsmann Othegravens. Und ein Blick in die musikalische Welt unsrer Zeit bestätigt seine Worte aufs schlimmste. Internationaler Geist ebenso wie ödester Aesthetizismus beherrschen das Feld gleich einem krämerhaften Handelstum. Und auf der andern Seite scheue Weltflucht der Ernsthaften, Grüblertum oder Versinken in neupythagoräische Symbolisterei. Daß nur im Volksgesang unser Heil beruht, haben wir alle — gleich Jöde — erkannt. Ueber all dem berechtigten Wiederaufleben-lassen ältester Singkunst laßt uns jedoch nicht vergessen, daß auch noch lebende Meister auf gleichem Gebiete geschaffen haben und heute noch schaffen. Und zu ihnen gehört, wenn überhaupt einer: August Othegraven.

Hermann Unger.

Erlesenes

Aus Novalis' Werken.

Hymnen an die Nacht.

Einst da ich bittre Tränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. Wie ich da nach Hilfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — und mit einem Male riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmut in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Tränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Tränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

Hinüber wall' ich,
und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir,
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Das Lied des Einsiedlers.

(Aus „Heinrich von Ofterdingen").

Gern verweil' ich noch im Tale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich ſteh in dieſem Leben
Trunken an des Himmels Tor.
Eingewiegt in ſel'ges Schauen
Aengſtigt mein Gemüt kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Gibt mir ihr getreues Herz.
Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Ton verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.
Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einſt von hier getragen
Schau' ich dankbar noch zurück.

Aus den „Fragmenten".

Der jetzige Streit über die Regierungsformen iſt ein Streit über den Vorzug des reifen Alters, oder der blühenden Jugend.

Republik Fluidum deferens der Jugend. Wo junge Leute ſind, iſt Republik.

Mit der Verheiratung ändert ſich das Syſtem. Der Verheiratete verlangt Ordnung, Sicherheit und Ruhe — er wünſcht, als Familie, in Einer Familie zu leben — in einem regelmäßigen Hausweſen — er ſucht eine echte Monarchie.

„Aber die Vortrefflichkeit der repräſentativen Demokratie iſt doch unleugbar. Ein natürlicher, muſterhafter Menſch iſt ein Dichtertraum. Mithin, was bleibt übrig — Kompoſition eines künſtlichen. Die vortrefflichſten Menſchen der Nation ergänzen einander — in dieſer Geſellſchaft entzündet ſich ein reiner Geiſt der Geſellſchaft. Ihre Dekrete ſind ſeine Emanationen — und der idealiſtiſche Regent iſt realiſiert." Zuerſt ziehe ich die vortrefflichſten Menſchen der Nation und die Entzündung des reinen Geiſtes in Zweifel. Auf die ſehr widerſprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß ſich aus toten Stoffen kein lebendiger Körper — aus ungerechten, uneigennützigen und einſeitigen Menſchen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Menſch zuſammenſetzen läßt. Freilich iſt das eben ein Irrtum einer einſeitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehn, eh man ſich von dieſer ſimpeln Wahrheit allgemein überzeugen wird. Eine ſo beſchaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichſten, ſondern im Durchſchnitt nur die Borniertеſten und die Weltklügſten wählen. Unter den Borniertеſten verſtehe ich ſolche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden iſt, die klaſſiſchen Muſter des großen Haufens. Hier wird ſich kein Geiſt entzünden — am wenigſten ein reiner —. Ein großer Mechanismus wird ſich bilden — ein Schlendrian —, den nur die Intrige zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwiſchen den Buchſtaben und mannigfaltigen Parteimachern hin- und herſchwanken.

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern. Es ist der stille, weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseins so mannigfaltiger Naturen, die Ahndung höherer, ewiger Blüten und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt.

Das schöne Geheimnis der Jungfrau, was sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft.

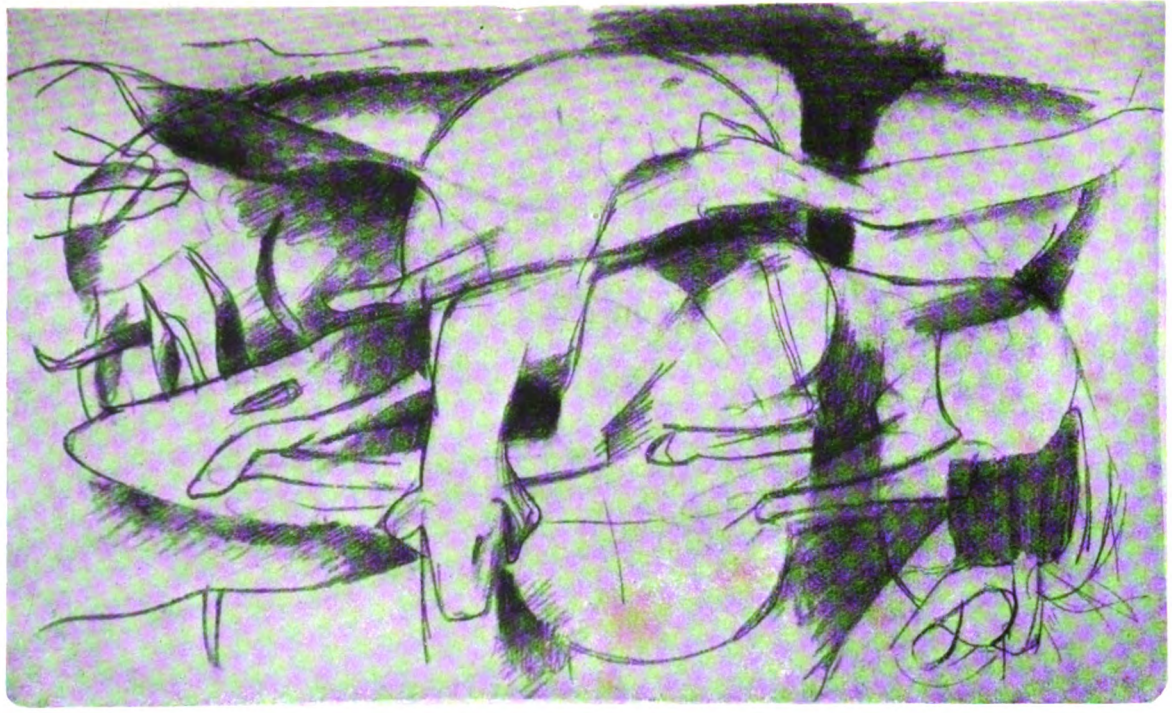
Mit jedem Zuge der Vollendung springt das Werk vom Meister ab, in mehr als Raumfernen, und so sieht mit dem letzten Zuge der Meister sein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von sich getrennt, deren Weite er selbst kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Riesen Intelligenz, zu setzen vermag. In dem Augenblicke, als es ganz Sein werden sollte, ward es mehr als er, sein Schöpfer, er zum unwissenden Organ und Eigentum einer höhern Macht. Der Künstler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künstler.

Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung*. Das niedre Selbst wird mit einem bessern Selbst in dieser Operation identifiziert. So wie wir selbst eine solche qualitative Potenzenreihe sind. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es. — Umgekehrt ist die Operation für das Höhere, Unbekannte, Mystische, Unendliche — dies wird durch diese Verknüpfung logarithmisiert — es bekommt einen geläufigen Ausdruck.

Aus den Lehrlingen zu Sais.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maßen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still für sich hin, setzte sich einsam, wenn die andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immerfort mit Tieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Totlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagei und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Efeu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Mißmut und Ernst waren hartnäckig. Seine Eltern waren sehr betrübt, sie wußten nicht, was sie anfangen

* Erhöhung, Veredelung, Steigerung des Wesens.



Aus dem Deutschen Volkstum — Franz Marc

sollten. Er war gesund und aß, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehn. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehn, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüte, so hieß sie, dem bildschönen Hyazinth, so hieß er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußten's nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beisammen. Wenn nun Hyazinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüte an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeiliefen, da sahen sie die beiden stehn, und lachten und kicherten oft so laut, daß sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyazinth gegangen kam; so erfuhr's denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyazinth ausging, so rief's von allen Seiten: Rosenblütchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyazinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eidechschen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblütchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sei Hyazinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ah! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsame Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyazinths Eltern gehörte. Nun war Hyazinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm hin und holte ihm Brot und Wein. Da tat er seinen weißen Bart voneinander und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyazinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. Soviel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drei Tage dageblieben, und mit Hyazinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblütchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyazinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyazinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brot und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tiefsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebens-

wandel begonnen. Rosenblütchen hat recht zum Erbarmen um ihn getan, denn von Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht und ist immer für sich geblieben. Nun begab sich's, daß er einmal nach Hause kam und war wie neugeboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, sagte er; die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müßte, das Buch hat sie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Rosenblütchen. Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiß nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurückdenken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen, die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muß sie suchen gehn. Ich wollt' euch gern sagen, wohin, ich weiß selbst nicht, dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüt entzündet. Lebt wohl. Er riß sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Tränen, Rosenblütchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyazinth lief nun was er konnte, durch Täler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimnisvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis) Menschen und Tiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, es stürmte immerfort; dann fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüt, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüt sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannigfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener, grüne Büsche lockten ihn mit anmutigen Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie auch sein Herz mit grünen Farben und kühlem stillem Wesen. Immer höher wuchs jene süße Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Tiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer seine Liebe, die Zeit ging immer schneller, als sähe sie sich nahe am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kristallnen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Tal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, fragte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muß er sein, und ihr seid vielleicht hier bekannter als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indes sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyazinth folgte ihrem Rat, frug und frug und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unend-

licher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselbaren Akkorden. Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in niegesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau, da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und Rosenblütchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyazinth lebte nachher noch lange mit Rosenblütchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rat und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Aus Bruno Gutmanns Schriften.

Der einzelne und das Ganze*.

Auf dem höchsten Gipfel des afrikanischen Erdteils lag ein Stein. Ihn trug das Ganze, aber er war nur der oberste Punkt über der wunderbaren Welt — seit vielen tausend Jahren trug er diese Ehre, und es war eine Ehre. Da kam der erste Mensch in diese Höhe und stellte sich auf ihn und stand noch höher — freilich nur für eine kurze Weile, aber das wurde für ihn ewige Ehre.

Da brach er den Stein von seiner Grundlage, denn er war ein Deutscher, ein Glied jener Rasse, die allzuwillig die Bilder für die Dinge nimmt, und nahm ihn im Rucksack mit und schenkte ihn seinem Kaiser und freute sich und drückte seine Freude so aus: „Die höchste deutsche Bergesspitze ruht nun auf dem Schreibtische dessen, der selbst auf Deutschlands höchster Spitze steht.“ Aber ist sie denn das wirklich? Was da auf der Ebene des Tisches in Berlin lag, war ein schwarzer Basaltbrocken, und wer weiß, wohin er inzwischen gefallen sein mag, als ein Größerer des Reiches höchste Spitze aus ihrem Verbande brach. Der Wert des Steines lag nicht in ihm selber, sondern in dem Zusammenhange mit den andern, in seiner besonderen Lagerung zwischen den andern, und je einziger seine Bedeutung darin wird, um so unbedingter ist er an das Ganze und seinen gesunden Verband gekettet.

Höchste Spitze des Schimmerberges in Afrika ist nun ein anderer Stein — möge ihn nie wieder jemand einer Laune des selbstherrlich gewordenen Individuums opfern.

Aber gilt's nicht noch mehr für den Einzelmenschen, was schon den Wert des Steines bestimmt: was du bist, du bist es nur durch den Zusammenhang. Deine gliedliche Bedeutung gibt dir Eigenwert. Betone sie, mache sie dir voll bewußt, erfasse in ihr und von ihr her den Lebensstrom im ganzen und du bist, was du sein möchtest — vollkommen!

* Aus „Gemeindeaufbau“ S. 7. Vgl. den Aufsatz über „Rückläufige Mission“.

Das Geheimnis Afrikas*.

Afrikas entscheidendes Geheimnis, in dem ein Weltschicksal verborgen liegen kann, ist der Mensch. Ueber diese Behauptung hätte vor dem Kriege fast jeder Europäer, der in Afrika war oder gewesen war, gelacht und gesagt: „Das einzig Geheimnisvolle an den afrikanischen Menschen könnte nur seine Minderwertigkeit sein; aber die begreift man restlos, wenn man ihm ins Gesicht schaut.“ Die Weißen sprachen täglich vom Schwarzen, stets in der gleichen Tonart von ihm als einem Mschensi, d. h. einem Buschmenschen. So geht's mit den großen Geheimnissen immer. Die Klüglinge spüren an ihnen nur die Unbequemlichkeiten und hudeln sie darum, bis Gott sein Bannwort spricht und sein Geheimnis reden läßt, nicht in Worten, sondern in Taten, wie es Gottes Art nun einmal ist.

Wir lebten 1920 bei der Heimreise mit etwa dreihundert Landsleuten neun Wochen lang auf einem Schiff zusammen, die jahrelang, zum Teil wie wir selbst jahrzehntelang mit dem afrikanischen Neger zusammen gewesen waren. Wieviel Wegwerfendes wäre sonst aus Herren- und Damenmund über ihn zu hören gewesen! Diesmal fiel über ihn auf so langer Fahrt kein einziges ungutes Wort. Aber eine Dame sagte: „Wenn ich je wiederhören sollte, daß in meiner Nähe jemand vom Eingeborenen als einem Mschensi spricht, so würde ich mir das verbitten: denn diese einfachen Menschen haben an mir gehandelt, wie kein leiblicher Bruder besser an mir handeln könnte!“ Und ihr Zeugnis besaß Gewicht. Hatte sie doch jahrelang den reichen Viehstand ihres Mannes allein verwaltet, nur mit Hilfe dieser Neger, Tagereisen weit abgelegen von der nächsten Europäernachbarschaft und dicht an der englischen Grenze. Wie lange wäre sie in gleicher Lage wohl in Deutschland ungefährdet geblieben? — Von unsern Deutschostafrikanern wanderte ein guter Teil nach Südamerika aus. Die konnten nun zwischen dem Eingeborenen dort und seinem Gegenüber in Afrika vergleichen. Einer schreibt kurz und gut: „Zehn der Hiesigen sind nicht so viel wert wie ein Neger.“ Das Ehrenzeugnis für den Neger wird noch besser, wo er aufs Bauen zu sprechen kommt. „Die einfachsten Sachen, die jeder Afrikaner weiß, kennen die Leute nicht, und viele treten schon in unsere Fußspuren und bauen, wie wir es von den Negern gelernt haben.“ Was erfahren wir aus diesen Zeugnissen? Zuerst etwas Innerliches: wie stark ihn Ehrerbietung schützt, und etwas Aeußerliches: wie geschickt, ja, bis auf einen fremden Erdteil hin vorbildlich er sich in ungewohnter Lage zu helfen weiß. Das sind nur zwei Linien, die unsern Blick in der Richtung des Geheimnisses einstellen helfen. Aber ob man es selber wird erfassen und sehen können? Oh, es ist uns sogar vor die Augen gemalt!

Die Landschaft Afrikas und ihre Tierwelt haben gerade deutsche Künstler am lebendigsten zu erfassen gewußt. Das ist im afrikanischen Klima anstrengender als sonstwo. An den afrikanischen Menschen jedoch hat lange Zeit niemand diese Liebe und Aufmerksamkeit gewendet. Da kam kurz vor dem Kriege einer unserer bedeutendsten Landschaftsmaler zu uns nach Ostafrika, der zugleich das menschliche Antlitz als einen Seelen-

* Aus „Dschaggaland“ S. 199 ff.

spiegel wiedergibt. Nur um der Berge willen war er gekommen. Aber er mußte dann vier Jahre lang um dieses Land mitkämpfen und bluten. Ich meinte, nun müsse er froh sein, wieder nordische Luft zu atmen. Statt dessen erfuhr ich, daß seine Seele noch in Afrika lebt. Sie ringt noch in der Fülle der Eindrücke, die sie dort empfing und gestalten möchte, aber doch nur könnte, wenn sie wieder in unmittelbare Fühlung mit dem Geheimnis Afrikas käme, seinem Menschen! Es war mir vergönnt, des Künstlers Entwürfe und Zeichnungen durchzusehen, eine verwirrende Fülle, aber sie ordneten sich auf zwei Grundlinien: die Mutter mit dem Kinde und der Hirte auf der Wacht. In Mütterreihen und Hirtenreihen waren seine Skizzen eingeteilt. Das Denken, Fühlen und Verlangen eines Volkes ist ja nicht in die einzelnen Seelen verschlossen, aus denen es erst herausträte und zusammenflösse, wenn es einer für alle ausspricht, etwa im Liede oder in einer Forderung, sondern, wie um den Erdball die Lebensluft, lebt und webt zwischen den einzelnen Volksgenossen eine besondere Geistigkeit als allerfeinste, aber auch wichtigste Wirklichkeit, in der das einzelne Volksglied atmet und seiner eigenen Seele Wesen belebt zur Gesundheit, oder vergiftet zur Entartung. Erst, als er die Geistigkeit der afrikanischen Seele erfühlte und von ihr sich beeinflussen ließ, verstand der deutsche Maler auch die einzelnen. So entstanden seine Mütterreihen und Wächterreihen ganz naturhaft. Die Hauptgestalten der Seele Afrikas hat dieser erste deutsche Maler, der den Menschen Afrikas darstellte, erfaßt, als er die Aufbaumächte studierte, die ihre körperliche Haltung und ihre Mienen bestimmen. Wenn irgendwo, so hat sich hier der Seherblick des Künstlers geoffenbart. Ohne Kenntnis ihrer Sprachen und Sitten hat er doch bei der sinnenden Betrachtung ihrer Ausdrucksbewegungen die Grundhaltung in jeder Einzelseele erfaßt. Und nun macht er sie auch uns verständlich in ureinfachen Formen und zeigt uns daran, daß ihr Grundzug die Einstellung auf andere ist, die Verbundenheit mit ihnen in gliedlicher Ergänzung.

Die Gesundheit jeder Einzelseele, nicht nur der afrikanischen, ruht in der gliedlichen Verbundenheit, in der Zugehörigkeit zu einem Ergänzungsverbande, den wir Organismus nennen, worin sie selber eine Sonderaufgabe an andere hat, aber auch in dieser Sondervergliederung den Anteil am Kraftstrome gewinnt, der aus dem Tätigsein aller Glieder aneinander und füreinander entsteht. Luther hat die Gegenwart Gottes darin gefühlt und ist seit Paulus der erste und unter den Reformatoren der einzige, der seine einzigartige Bedeutung für die Aneignung des Evangeliums und für seine Betätigung erkannte. —

Das Geheimnis Afrikas ist der gliedlich verbundene Mensch, der Mensch als Gliedwesen in einem urtümlichen Lebensverbande. Und damit sieht uns das Geheimnis Afrikas an als das Geheimnis der Menschenwelt überhaupt: Gottesgeist webt in und zwischen Menschen, die gliedlich sich ergänzen und einander dienen — und Gottesgeist weicht, wo man das Füreinander solcher Menschen auflöst oder zu einem Sachzwecke entwürdigt. Aber solcher Gottesgeist wartet dem Evangelium voraus in allen gesunden Völkern; denn im Evangelium naht sich ihnen das andere Geheimnis: *der gliedliche*

Verband aller zu dem Leibe Christi unter Jesus, dem Haupte. Und diese zwei Geheimnisse sind füreinander. Und diesem Füreinander uns dienstbar zu machen ist unsere Aufgabe, daheim wie draußen.

Die Hoheit des Unmündigen*.

In einer sinnigen Weise ehren die Wadschagga jene göttliche Macht, die einem unmündigen Kindlein eigen ist. Ein Kind bis zum dritten und vierten Jahre hat das Häuptlingsrecht, d. h. es darf vergaben, ohne daß es jemand wiederfordern kann, auch nicht die eigenen Eltern.

Da steht ein Fremdling auf dem Hofe. Das Jüngste faßt eine schnelle Zuneigung zu ihm, packt ein Zicklein und gibt es ihm mit lachendem Munde: nga, da nimm. Ein solches Geschenk gilt vor allen als zu Recht gegeben. Auch vor dem Häuptling kann nicht auf Rückgabe geklagt werden. Mana ni mangi — Kind ist Häuptling. Voraussetzung für das unbestreitbare Recht am Geschenke ist, daß es ungebeten gegeben worden ist.

Ein so frei Beschenkter bricht in Freudenrufe aus, streichelt und segnet das Kind und trägt oder führt sein Geschenk nach Hause. Dort kocht er Bier und bringt davon eine große Kufe dem Vater des Kindes als Dankgabe. Der Vater darf ein so verschenktes Stück auch dann nicht zurückfordern, wenn es sein einziges und ihm unentbehrlich ist, z. B. die Ackerhacke. Er kann in solchem Falle aber den Beschenkten auf seine Lage hinweisen und der erklärt dann seine Zustimmung zu einem Loskaufe, d. h. er nimmt das Geschenk mit nach Hause, bis der andre ihm eine Kufe Bier bringt, mit der er das Geschenk auslöst.

Die Erfassung des Gewissens.

Leichtsinnig schnell wird den Eingeborenen das Gewissen abgesprochen, weil sie kein sein Wesen umgreifendes Wort dafür haben. Da tut es gut, sich (z. B. von Wundt) daran erinnern zu lassen, daß auch unser Wort Gewissen der ursprüngliche Uebertragungsversuch eines Klostergelehrten ist, also die überlegte Bildung eines einzelnen. Und das Wort conscientia, das er so eindeutschen wollte, habe Cicero als eine wörtliche Uebersetzung des griechischen syneidesis geschaffen. Das Wort syneidesis aber bildete ein Stoiker namens Chrysippos und gab mit dem Worte zugleich den Begriff, die zureichende Veranschaulichung seines Eigenwertes. Nach dem Zitate bei Schmidt übersetzt lautet der: „Baubestimmend ist für jedes Wesen seine Grundanlage und das Bewußtsein davon." Das Bewußtsein um diese „Normalverfassung" nennt er eben syneidesis.

In Chrysipps Begriffsbestimmung weiterdenkend darf man sagen: das Gewissen ist das Gleichgewichtsorgan der Einzelseele, das so lange nur geringer Spannkräfte bedarf, als sein Träger in umfassendem Verbunde mit einer Menschengruppe nur von ihren Antrieben und Lebensrhythmen einheitlich und einförmig beherrscht wird.

Zu einem fortschreitend empfindlicheren Organe aber muß es dort

* Dies und das folgende Stück aus dem großen neuen Werke „Das Recht der Dschagga". Näheres hinten in der Buchbesprechung.

werden, wo das Einzelwesen immer zahlreicheren Gruppenorganen eines Volksleibes nur anteilweise verpflichtet ist und in keiner mehr einen unbedingten Zwangsverhalt hat. Hier ist ihm auf der einen Seite ein viel größerer Spielraum der Anschlußentscheide gegeben, auf der anderen Seite aber auch eine lastende Verantwortlichkeit auferlegt im Forterhalte der Pflichtausschnitte und in der Abwartung der Schnitt- und Berührungsflächen jener Linien, die aus gesonderten Organgruppen herkommend, nur je einen Teil von ihm und seinem Lebenskreise in ihren Ring einbeziehen.

In dieser Entwicklung gewinnt der Mensch eine seelische Freiheit, die er ruhig und bahnsicher nur ausschreiten kann, wenn er auch ein seelisches Gleichgewichtsorgan besitzt, dessen feine Ausschläge so auf den Mittelpunkt wirken, daß es zu einem scheinbar selbstverständlichen Vorwärtsbewegen kommt. Unabhängig von allen Verstandeskräften muß diese Seelenkraft so unmittelbar wirken, als sei sie die Führerin zu einem klar erfaßten Ziele, der unverrückbar festgewonnene Begriff des seelischen Organismus.

Im Gewissen ist dieses Gleichgewichtsorgan der Seele gegeben. Es ist gleichsam die Einmündestelle aller Organinstinkte, die den Menschen allmählich zu einem sich selbst bestimmenden Einzelwesen aufbauen, so daß der Ausbau dieses Schnittpunktes seine Freiheit vollendet. Die Geschichte der Menschheit wird so immer deutlicher zu einer Geschichte des Gewissens, und die Erreichung ihres Zieles hängt schließlich davon ab, ob und wieweit es gelingt, alle grundtragenden Organinstinkte anschlußempfindlich diesem sich ständig verfeinernden Zentralorgane einzubauen.

Wer nun Erforschung, Ehrung und Pflege des Gewissens im eigentlichen Sinne auch bei Völkern einfacher Schichtung fordert, wird zuerst nachweisen müssen, daß auch unter ihnen das Einzelwesen der Durchgangspunkt verschiedener Gruppenstrebungen ist, deren keine den Menschen so völlig und fest in Anspruch nehmen kann, daß ihm auch die Sorge für sein Verhalten nach den übrigen Seiten hin abgenommen wäre, sondern die ihm die Verantwortung für die Abwartung der anderen Verpflichtungen selber überlassen muß.

Kleine Beiträge

Die dünne Wand.

(Ein Wort wider den Spiritismus.)

Es geht eine dünne Wand zwischen hier und dort, so dünn, daß man sie nicht sehen kann, und doch fest wie das Festeste, daß man sie nicht zerreißen kann, ja, daß auch kein Auge hindurchschauen kann, daß kein Strahl von dort nach hier fällt.

Und niemand weiß, was hinter dieser Wand ist. Denn keiner, der hier atmet, ist dort gewesen und, wer dort ist, kann nicht mehr reden. Als unsichtbare dünne Wand geht so der Tod mitten durch das Sein. Und wer versucht, lebend dort einzudringen oder die Toten hier spuken zu lassen, der endet im Aberwitz.

Tod und Leben: das ist wie die konvexe und die konkave Seite eines und desselben. Aber die konkave Seite ist von der konvexen dennoch unendlich weit entfernt, und das ist das tiefste Geheimnis der Welt, wie das möglich sei. Aber jeder geistig Gesunde sieht

ein, daß die kosmische konvexe Unendlichkeit hier sich nicht mit der konkaven Unendlichkeit dort unterhalten kann, von der wir nicht wissen, was sie ist, sondern nur, was sie nicht ist, nämlich nicht: Natur.

Die Toten sind so umgestülpt, so aus dem Konvexen ins Konkave gewendet, daß kein Wort von ihnen uns erreichen kann, ja, daß sie auch kein Wort mehr zu uns sprechen. Sie quälen sich nicht dort vor der dünnen Wand wie wir uns hier von der konvexen Seite aus noch quälen, vergeblich quälen. Ein für allemal die dünne Wand, haardünn, aber es ist ganz unmöglich, lebend in diese Haardünnigkeit auch nur ein Billionstel Millimeter und weniger einzudringen. Wir rennen uns dann nur an dieser unsichtbaren vorhandenen Nichtvorhandenheit den Schädel ein.

Der Tod ist eine Sekunde von unausdenkbarer Kürze, ein winzigster Moment, der die Umstülpung vollzieht. Das können wir vielleicht wissen. Wenn wir sagen: nun ist er tot, dann ist er schon eine Unendlichkeit lang auf der konkaven Seite. Denn, wenn er dort ist, schlagen andere Uhren, und der erste Bruchteil der Sekunde, wo er drüben ist, ist eine Ewigkeit, gemessen an der Zeit auf unserer, der konvexen Seite.

Wenn diese dünne Wand, der Tod, nicht wäre, dann könnten wir sagen: Wir schaffen die Welt. Aber da ist nun etwas, was wir nicht schaffen, nämlich dieser Stülpungsmoment des Todes, und wenn ein Winzigstes in dem Ganzen nicht von uns geschaffen ist, dann ist nichts von uns geschaffen. Im kleinsten Punkt die größte Kraft, im kürzesten Augenblick die längste Ewigkeit: und das ist Gott.

Gibt es die Wand, so gibt es auch das Dort. Und die Wand gibt es; denn versucht nur mit dem Toten zu reden! Er ist euch ganz entronnen und brückenlos steht ihr vor ihm, der hinübergestülpt wurde. Der allerfeinste Kleinspinnewebschleier kann nicht feiner sein als diese Wand nach dem Tode.

Gibt es die Wand, dann gibt es auch ein Dort. Und, weil die Wand ist, sollt ihr nicht versuchen, das Dort ins Hier zu zerren. Denn das Dort läßt sich nicht von dort aus jemals wieder hierher umstülpen. Und es ist grausam, weil es so entrückt ist. Aber es ist nicht einmal grausam, es ist nur Dort. Und als Dort nimmt es nicht Teil am Hier. Aber wenn ihr's versucht, es hierher zu zerren, dann verwirrt sich euer Hiersein.

Das einzige, was die schleierdünne Wand erlaubt, ist, daß wir beten. Vor ihr beten, die wir wissen, aber nicht sehen. Es wäre Wahnsinn, blind gegen die Wand zu stürmen.

Konvex ist diese materielle Seite, konkav die dortige, von der wir nicht aussagen können, was und wie sie ist. Und wenn der Tote hinüberverwandelt ist ins Dort, dann kümmert er sich nicht mehr um seinen Leib. Wir aber, im Konvexen lebend, müssen ihn begraben, weil wir atmen wollen. Glaubt ihr, daß jemand, der schon im Konkaven ist, wiederum hier im Konvexen spuken möchte? Nein: wer jenseits der dünnen Wand ist, dünner als Seidenpapier, wer sein schwerstes Geborenwerden hinter sich hat, wer durch diese Wand endlich hindurch ist, der will nicht zurückverwandelt werden in das Hier. Denn, wenn er hier noch spukt, dann ist er nicht hindurch, dann ist er ja noch hier. Die Wand ist dünn, die Zeit ist kurz, wir kommen alle einmal durch die Wand. Aber von hier, von dort ist sie undurchbrechbar, undurchsehbar, nur im Tod ist sie durchgehbar. Unberührt vom Hier steht feierlich und unbekannt das Dort. Hier sind wir Menschen, dort ist Dort. Nur Gott, geahnt, ist Brücke. Das ist das Unbekannteste, das Fernste und das Nächste, das Geheimnis, heilig, unenthüllbar, solange wir leben. Gott sieht beide Seiten, Er allein. Denn Er ist weder hier noch dort. Er Ist. Jenseits von hier und dort.

Rudolf Paulsen.

Zur „Theologie der Krisis".

(Eine persönliche Stellungnahme.)

Wenn ich zurückdenke, was ich in meiner Jugend den „modernen Theologen" — so nannte man damals die religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Gelehrten — verdanke, so war es im wesentlichen eine gewisse Befriedigung des Erkenntnishungers. Die „Heilsgeschichte", die das Weltbild meiner Kindheit bestimmte, wurde zu einem Teil der konkreten, diesseitigen geschichtlichen Entwicklung; sie war „eigentlich nur .." Das religiöse Leben, das sich in der Kindheit freilich bloß in unbestimm-

ter Scheu und Verehrung, in naiven Jenseitsvorstellungen, in fest eingehaltenen kleinen Gewohnheiten (z. B. in gleichsam ordnungsmäßigem Bibellesen) äußerte, wurde zu einem psychologisch analysierbaren, „interessanten" Bewußtseinszustand, aber eben zu einem „eigentlich nur" seelischen Zustand. (Man sagte freilich lieber „psychisch" als „seelisch", und das ist sehr lustig. Seele erschien als ein substanziiertes Wesen, Psyche aber war ein Wesen ohne jede Substanz.) Befriedigt wurde der Erkenntnishunger nur mäßig, denn weil die Erkenntnis zeigte, daß dies und das „eigentlich nur ..." war, so wurde man das Gefühl nicht los, daß nur eben das Eigentliche nicht erfaßt wurde. Ganz ziellos aber blieb von dieser Seite her der Tatendrang. Unter dem Einfluß von Männern wie Friedrich Naumann, Walter Rauschenbusch, Walther Classen usw. wandte sich der Tatendrang ins „Soziale", wobei gewisse Impulse von dem historisch erfaßten Bilde des Urchristentums ausgingen. Unmittelbares, glutheißes religiöses Leben schlug mir zum ersten Male aus Hermann Kutters Schriften entgegen (Feuer vom Herde Blumhardts, mächtig emporbrennend), und endlich übergewaltig, als ich mich zu Luthers Schriften, den damals so wenig gelesenen, hinfand. Als ich die religiöse Welt Luthers wiedergefunden hatte, wurde mir das Lesen der seither stark anschwellenden religiösen Buch- und Zeitschriftenliteratur zu einer der vielen — Berufsqualen.

Als nun Gogarten und Barth auftraten und eine neue Schule, in sich stark differenziert, entstand, war mein Empfinden von Anfang an zwiespältig. Die Werte, die diese Theologen betonen oder neu bringen, scheinen mir, in kurze Formeln gefaßt, diese zu sein:

Erstens: Das Primäre ist bei ihnen nicht die Wissenschaft, sondern die Religion. Sie gehen nicht vom Erkenntnishunger aus, sondern vom Gottesverlangen. Die Religion ist ihnen nicht Stoff der Wissenschaft, sondern die Wissenschaft ist ihnen Mittel und Werkzeug des Religiösen. Ihre ursprüngliche Bewegkraft (primum movens) ist eine Art prophetischer Aktivität, nicht ein Erkenntnisverlangen.

Zweitens: Anstatt nach dem Gotteserlebnis fragen sie nach Gott an sich. Anstatt nach der innern Wahrhaftigkeit — welche Skrupel hat diese Frage unter den liberalen Theologen hervorgerufen! — fragen sie nach der Wahrheit. Nicht das Seelische ist ihnen wesentlich, sondern allein Gott. Damit fällt das endlose Herumwühlen in der Seele und in der menschlichen Geschichte dahin und der Mensch wird vor eine Entscheidung gestellt.

Drittens: An die Stelle des entwicklungsgeschichtlichen Denkens tritt das apokalyptische Denken. Der Fortschrittsoptimismus weicht der harten Erkenntnis, daß alles irdische Leben ein Sterben ist. An die Stelle des kulturbürgerlichen: „Nun, es wird schon irgendwie!" tritt ein sich abwendendes: „Nicht so!" Die Aufgabe ist nicht, daß wir kulturselig werden, sondern daß wir ewig selig werden. Die Welt ist nichts, Gott ist alles.

Demgegenüber scheinen mir nun aber bei den Theologen der Krisis manche Werte auszufallen, die nicht ausfallen dürfen, weil sonst das irdische Leben und das ewige Leben gleichsam unfruchtbar werden.

Erstens: Der Gegensatz zwischen Gott und Welt ist bei Luther nicht weniger scharf ausgeprägt wie bei den Theologen der Krisis. Aber bei ihm ist mehr. Luther erscheint seelisch reich gegenüber diesen Theologen, deren Pathos oft etwas Aermliches hat und das Gemüt nicht erfüllt. Nun kann seelischer Reichtum sehr wohl Oberflächlichkeit sein, aber bei Luther ist er nicht Oberflächenreichtum, sondern: Fülle der Tiefe. Es klingt bei den Theologen der Krisis nicht das tiefe Pleroma mit. (Joh. 1,16.)

Zweitens: Die Theologen der Krisis bedenken nur Gottes eingeborenen Sohn, nicht Gott den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Wer Gott als Vater- und Schöpfergott anerkennt, nimmt die Welt mitsamt dem Teufel in Gott auf, denn sie gehört zum „Werden" (Luther), zur „ewigen Geburt" (Jakob Böhme). Die Theologen der Krisis gelangen nur zu einer toten Zweischneidigkeit statt zu einer lebendigen Dreieinigkeit.

Drittens: Für sie werden Gott und Welt, statt zur lebendigen Polarität des wirklichen (endlichen wie ewigen) Lebens, zu abstrakten Begriffen, mit denen sich ein spitziges Gedankenspiel

treiben läßt. An die Stelle des Wühlens in der Seele und in der Geschichte tritt das Wühlen in Begriffen. Es ist der Fluch des Akademikertums, das, festbesoldet und pensionsberechtigt, nicht mehr um sein täglich Dasein kämpfen muß, daß es sich aus der blutvollen, drangvollen Kampfeswelt in eine Schattenwelt der Begriffe sublimiert. Die ganze moralische Begriffsbildung von „gut" und „böse" in den letzten Jahrhunderten leidet daran, daß sie fern vom Kampfplatz geprägt wurde, nach „allgemeinen Begriffen" statt aus der realen Individualität und realen Sozialität heraus, von „gesicherten Existenzen" statt von solchen, die die Moral mit dem eigenen Leben bezahlen müssen. Es ist schlimm, daß die Theologen der Krisis sich in eine soziale Dialektik und einen rationalen Pazifismus verfangen — das Akademikertum ist eben eine besonders feine Teufelei. Mir scheint, die Theologen der Krisis werden mit ihrer Kulturkritik nur das Zivilisatorische fördern, und zwar ohne es zu meistern. (Wenn sie *das* wenigstens vermöchten!) Luther stand mitten im Kampf gegen die Bilderstürmer, in der Wut des Bauernkrieges, in der Gefahr des Scheiterhaufens. In welchem Kampf und in welcher Gefahr stehn die, die mit ihrer akademischen Moral Luthers gute und tüchtige Schriften zum Bauernkrieg schulmeistern? Ein Hermann Kutter gewann dem Weltkrieg einen Sinn ab („Reden an die deutsche Nation"). Ihr aber — seid erschrecklich hoch gestiegen über alle Kriege hinauf, was braucht ihr euch um die Sinngebung so böser Dinge abzumühn? An den Schülern wird man schließlich die Art der geistigen Saat der Meister erkennen. Werden es harte, große Menschen sein mit heimlicher Güte oder — meckernde Diskussionskorybhäen und begriffsspitze Belehrer der anderen? Gott bewahre mich vor *dem* Reich Gottes auf Erden!

Viertens: Ich vermisse bei den Theologen der Krisis, mit deren Schriften ich in Berührung gekommen bin, *die Ehrfurcht vor den Schmerzen des Lebens*. (Diese hat mit Individualismus oder Sozialismus nichts zu tun, sie ist Sache der empfindenden Fingerspitzen, nicht des Bewußtseins.) Was mußte ein Wilhelm Raabe innerlich und äußerlich aufgeben und — was geben eigentlich die Theologen der Krisis mit ihrer Kulturkritik innerlich und äußerlich auf? Im Gegenteil, sie haben viel zu viel recht. Wilhelm Raabe: „Der Kerl hat viel zu oft recht! Der lehrt es einem, wie man sich dann und wann nach einem Menschen sehnen kann, der auch mal unrecht hat." (Deutlicher kann ich dies nicht aussprechen. Wer's nicht versteht, zerbreche sich nicht den Kopf darüber, denn das würde ihm doch nichts nützen.)

Letztens: Bei Wilhelm Raabe, der wie nur einer als ein großer Ritter in der „fort und fort um den Erdball tosenden Schlacht des Daseins" stand, bin ich mit Staunen inne geworden, daß es ein Christentum ohne — Christus gibt. Auch Raabe ist ein Apokalyptiker, und er steht fest auf dem Felsen jenseits der Welt. Bei ihm ist Gott Vater mit allen Engeln und Dämonen, bei ihm ist auch Ehrfurcht vor dem „Mann aus Galiläa". Aber eben nicht die dogmatische oder historische Heilsgeschichte. Auch nicht das „Ganz anders". Es liegt irgendwie auf der Linie Jakob Böhmes. — Ob und inwiefern dies als „Fünftens" hierhergehört, überlasse ich dem Urteil des geneigten krisistheologischen Lesers.

Religion offenbart sich im Kämpfen und Bauen. Ein gutes Wort ist gewiß nicht zu verachten. Aber — ich erwarte die „Erneuerung" nicht von den Theologen, die in ihrem Kolleg die Welt verneinen und dann nach der Erledigung des Verneinungspensums mit der übrigen Welt zum Mittagessen nach Hause gehen, sondern von Menschen, die sich sozusagen handgreiflich mit der verworfenen Welt beschäftigen. St.

Rassenreform.

Wenn es das Wesen der Reformerei ist, auf gedanklichem Weg eine Erfahrungstatsache zum Rang einer Idee oder auch eines Glaubenssatzes zu erheben, wonach sich die Welt (Reform ist immer allgemeingültig) inskünftige umzubilden habe, um von einigen bestimmten oder vielleicht allen vorhandenen Uebeln erlöst zu werden, wenn es so ist, dann ist der Kampf für die reine Rasse Reformerei und könnte mit den allgemeinen Gründen abgetan werden, die den Denkfehler im Reformertum aufdecken. Dieser Denkfehler liegt in der Annahme, daß eine zutreffende Erkenntnis eben auf Grund

und durch den logischen Zwang ihrer Richtigkeit den menschlichen Willen zu wandeln imstande sei, mit andern Worten: daß man den Menschen nur aufzuklären brauche, so werde er gut wollen und handeln. Es ist aber bei den meisten Zweigen der Reformerei noch nicht einmal erwiesen, ob die zugrunde liegende Erkenntnis, so wie sie vorliegt, überhaupt zureiche.

Rasse ist ein Erfahrungsbegriff, noch dazu einer, der weder nach Umfang noch nach Inhalt völlig geklärt ist; z. B. ist umstritten, ob die Rassen veränderlich sind oder nicht; es ist noch nicht einmal erwiesen, ob dem körperlichen Rassenbild ein seelisches entspreche und inwieweit dieses seelische Erbbild veränderlich sei. Deshalb kann der Rassenbegriff vor der Hand einen wissenschaftlichen Arbeitswert haben und hat ihn, aber keinen sittlichen, keinen Lebenswert. Indes es fragt sich sogar, ob Rasse, genauer Rassenreinheit, überhaupt jemals das Ziel für einen Imperativ abgeben kann. Solches wäre denkbar, wenn alle oder wenigstens die Mehrzahl der Rassen in ihrer unterschiedlichen Artung für wertgleich erachtet würden und also die Vermischung zweier die Trübung der beiderlei Erbwerte bedeutete. Aber so ist es ja bei den Rassekämpfern, mindestens denen der strengern Observanz, nicht gemeint, sondern die Rassen sind ungleichwertig, und wo einmal eine mindere Rasse Schöpferisches zu leisten scheint, da dankt sie das einem Einstrom Blutes höherer Artung. Und damit ergäbe sich für die mindere Rasse geradezu das Gebot, Mischung mit der höheren zu suchen, um dadurch womöglich der besseren Leistung fähig zu werden, während die höhere Rasse um ihrer selbst willen solche Mischung ablehnen müßte. Ein ganz witziger Widerspruch, wie man sieht, der sich an der Völkergeschichte erläutern läßt.

Zum Beispiel ist die hellenische Kultur, wenigstens nach sehr vielen Rassentheoretikern und übrigens ganz glaublich, erwachsen aus einem Volke, in dem sich — vorsichtig ausgedrückt — eine nichtnordische Rasse mit einer nordischen Oberschicht vermischte. Wäre es nun zu wünschen, diese Achaier, Dorer und Heraklessöhne hätten die Karpathen und die Donau nie überschritten und wären dem nordischen Völkerherd und zwei Jahrtausenden vorgeschichtlichen Dämmerdaseins nicht entrückt worden, auf die Gefahr hin, daß es keinen Achilleus und Homer, keinen Alexander und keinen Platon gegeben hätte?

Es gehört wohl ein Körnchen Schicksalsliebe dazu — eben das, was dem Reformer abgeht — zu sprechen: es war besser so, und wir wollen es auch hinnehmen, wenn mit der nordischen Rasse über kurz oder lang vielleicht die besten Eigenschaften der Menschheit mit hinschwinden.

„Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du."

Wenn einer Rasse überhaupt ein Wert beigelegt werden soll im Vergleich mit andern Rassen, so kann das nur geschehn durch den Hinweis auf besonders wertvolle Leistungen für die Menschheit, und wir wollen hier dahingestellt lassen, ob Alexander oder Kolumbus in den Augen etwa des Chinesen große Männer gewesen sind, d. h. ob es einen überzeitlichen und übervölkischen Maßstab für menschliche Leistung gebe. Diesen Zweifel also aus dem Spiel, so bleibt noch immer die Frage, ob die Reinrassigkeit an sich es sei, was die hohen Leistungen erzeugt, und wenn man etwa die Geschichte der Schweden in den letzten tausend Jahren mit der der Deutschen oder Franzosen vergleicht, so fällt das Werturteil keineswegs zugunsten der reineren Rasse aus. Es ist dabei gleichgültig, was zu der begnadeten Rasse denn noch *hinzukommen* müsse, damit ihre Zeugekraft wirksam werde. Jedenfalls läßt sich der Vermutung nicht ausweichen, *daß* ein solches Etwas hinzukommen müsse, sowohl in unserm Beispiel wie in beliebigen andern, und damit ist bewiesen, daß Rassenreinheit nur einen bedingten Wert haben kann.

Der nächste Schritt unsrer Ueberlegung tut sich nun fast von selber. Wenn der von vielen Rassentheoretikern behauptete und von mir nicht bestrittene Verfall des Abendlandes nicht davon herrührte, daß der nordische Rassebestandteil vornehmlich durch Mischung zersetzt und aufgezehrt wird, sondern davon, daß die nordische Rasse nicht mehr die günstigen Bedingungen findet, die sie in den Stand großer Leistungen und völkischer Führung bringen? Das Abendland hat aufgehört, ein Bauern- und Kleinstadtland zu sein. In der Großstadt pocht das regste Leben, die Großstadt führt geistig, po-

litisch, wirtschaftlich; ob heilsam oder teuflisch, spricht uns hier nicht an. Und die Großstadt frißt den nordischen Menschen; viele andre Rassen läßt sie leben; das kann als erwiesene Tatsache hingenommen werden. Rettung davor gibt es keine als die, daß sich der nordische Mensch der großen Stadt fernhält und das heißt, au, die Führung verzichtet. Das kann er nicht, ohne auf sein Wesen, eben auf das zu verzichten, woran sich seine rassische Ueberlegenheit erweist. Könnte er es, so erläge er der Herrschaft der, kurz ausgedrückt, Großstadtrassen.

Wir wissen, es werden immer wieder Versuche gemacht, die Blonden, die Aufstrebenden, auf dem Lande festzuhalten, oder sie ihm wieder zuzuführen. Alle diese Versuche laufen auf kümmerliche, ja, komische Reformerei hinaus, mag noch so reiner Idealismus dahinter stecken und mag die Einsicht stimmen, daß zur Erhaltung einer Rasse die Erhaltung der ihr günstigen Lebensbedingungen unerläßlich ist. Es genügt ja nicht, die gute Rasse auf dem Lande festzuhalten, es dürften auch die großen Städte nicht da sein, wo das Leben und der Kampf um so viel reicher und rauschender spielt. Ebenso hoffnungslos scheint mir der Versuch, durch bewußte und geregelte Züchtung eine reine Rassenschicht nordischen Blutes zu erhalten und, was der Sache erst den Sinn und Zweck geben heißt, sie auf den Führerposten im Volk zu bringen. Die Gattenwahl, auf die es in diesem Fall zunächst und vor allem ankommt, wird bei gesunden Menschen und in einem wohlgeschichteten Volke im ganzen richtig geleitet durch den Trieb. Vor groben Fehlgriffen schützen Brauch, ständische Schichtung, öffentliche Meinung, auch Gesetz. Heute und bei uns sind alle diese Schranken blindgieriger Willkür gefallen. Nicht einmal der gute Geschmack mißbilligt mehr, wenn ein Deutscher etwa eine Chinesin freit; warum soll er nicht? Und der gesunde Trieb ist mit der Naturentfremdung des Großstädters und in dem grenzenlosen marktschreierischen Angebot von Menschen längst vor die Hunde gegangen.

An die Stelle aller dieser Kräfte, die auf die Erhaltung der guten Rasse günstig wirkten, will die Rassenkunde den Verstand setzen. Das kann nur bei einer verschwindenden Minderheit von Menschen gelingen und eben bei solchen, die ihrem Verstand mehr trauen als ihrem gesunden Trieb und Sinnen. Aber selbst dann ist noch keine Gewähr für den Erfolg da in einer Zeit, wo die meisten Menschen kaum noch die Namen ihrer Großeltern kennen, geschweige deren rassische Art, also kaum festzustellen ist, ob der erkorene Gatte auch wirklich züchterischen Ansprüchen genüge (vergleiche das Mendelsche Gesetz). Denkt man von hier aus im Sinne des züchterischen Gedankens weiter, so muß die Ehe lösbar sein, wenn der Gatte den züchterischen Forderungen nicht Stich hält, und das Kind, an dem sich ja in der Regel erst erweisen kann, daß ein Gatte rassefremdes Blut mit in die Ehe gebracht hat, nun, das muß sich wohl gefallen lassen, im Stil der Spartaner ausgesetzt zu werden. Es bleibt dem Leser überlassen, sich die Einrichtungen eines Gestüts zur Züchtung rassereiner Menschen weiter auszumalen.

Und auf welchem Wege gedenkt der Anhänger des züchterischen Gedankens die Masse zu gewinnen, auf die doch einiges ankommt? Wähnt er ihr Entsagung auf einem Gebiete zumuten zu können, wo es nicht einmal der Religion anders als in Ausnahmefällen gelang, geschweige denn dem sogenannten gesunden Menschenverstand? Meint er, die Masse, die doch vorzugsweise Mischblut ist, werde sich selber ihr rassisches Daseinsrecht zugunsten der Reinrassigen absprechen? Es ist müßig, zu verfolgen, warum hier heute und in überschaubarer Zukunft gesetzgeberische Maßnahmen (und solche wären unerläßlich) schlechterdings undenkbar sind, und warum heute auch keine Sitte mehr erwachsen kann, die der rassischen Zucht günstig wäre. Es genügt festzustellen, daß die Gesetzgebung selbst vor ganz einfachen und unanfechtbaren Forderungen (fälschlich „rassenhygienische" genannt; sie haben nicht die Rasse, sondern den gesunden Nachwuchs des Volkes im Auge) fast völlig versagt hat; etwa bei dem Eheverbot für Trunksüchtige oder unheilbar Kranke, bei der Unfruchtbarmachung von Geschlechtskranken und Verbrechern u. ä. Auch hier hängt eins im andern; wo Sinn für Zucht und Sitte, wo Glaube und Treue, Gefühl für Stand, Ehre und Gemeinschaft, wo Triebsicherheit und Stimme des Blutes durch und durch

zersetzt und zerfressen sind, wie im Abendlande des zwanzigsten Jahrhunderts, da läßt sich nicht auf einem einzelnen Gebiet ein Wandel schaffen, der das Vorhandensein aller jener guten Eigenschaften bereits voraussetzt.

Schon dieser letzte Satz sollte mich davor schützen, als ein Verächter reiner und guter Rasse angesehn und abgetan zu werden. Ich glaube mit Woltmann und Gobineau, daß nordisches Blut mindestens in der antiken und der abendländischen Kultur die stärkste geistige Zeugungskraft von allen Rassen Europas entfaltet habe. Ich wünschte unserm Volke, daß ihm sein nordisches Bluterbe unvermindert, nein, vermehrt erhalten bleiben möchte. Aber ich wende mich gegen den wohlfeilen Reformidealismus, in der Rassenfrage wie in jeder andern, der mit ein paar absetzigen Zeitschriften und der unvermeidlichen Siedlung wähnt, den Donnergang des Völkerschicksals sänftlich lenken zu können. Und ich sehe noch eine große Gefahr gerade in diesen Tagen. Was wir Deutschen in und außer dem Reich noch an Gemeinsamem haben, ist unser Volkstum: das lebt noch und kämpft und mag wohl auch noch siegen. Wenn die Rassenkämpfer heute ins Volk rufen, daß die Rasse das einzig Wichtige und Wesentliche sei, daß der nordische Engländer oder Schwede dem nordischen Deutschen verwandter und näher sei als diesem sein nichtnordischer Volksgenosse, so treiben sie eben damit neue Keile in unser ohnehin vielfältig zerspaltenes Volk und schaffen künstlich, auf literarischem Weg, eine neue Feindseligkeit, aus der keinem Teil unsres Volks, auch nicht dem nordischen, Heil erblühen kann.

Anmerkung: Daß der Antisemitismus mit der Rassenfrage nur ganz lose zusammenhängt, braucht hoffentlich nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Die Rassenfrage spielt heute um den Begriff und Wert Nordisch gegen Nichtnordisch. In einer natürlich nordisch „orientierten" Rassenzeitschrift wird das Wort Ostisch bereits als Schimpfwort zur Verächtlichmachung eines Gegners gebraucht.

Hjalmar Kutzleb.

Die Ueberwindung des Uebermenschen.

Bitte, bitte, nicht gleich schießen! Ich habe keineswegs die Absicht, Nietzsche zu „stürzen" oder auch nur herabzusetzen. Ich lasse Nietzsche jede Bedeutung, die man ihm zuerkennen will. Ich stelle nur anheim, gütigst zu bedenken, daß der „Zarathustra" seit 1883 erschienen, also jetzt ein vierzig Jahre altes Buch ist und daß es in der Geschichte der Philosophie selten vorgekommen ist, daß eine Lehre, die sich durchsetzte, länger als ein halbes Jahrhundert unangefochten blieb, ja, daß sie zu dem Zeitpunkt, als sie sich wirklich durchgesetzt hatte, nicht schon überholt war. Es widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, daß von allen Philosophen ganz allein Nietzsche etwas Endgültiges, das nicht überholt werden konnte, gesagt haben soll. Es ist vielmehr anzunehmen, daß auch Nietzsches Lehre Ausdruck ihrer Zeit und zeitlich bedingt war und daß einmal die Zeit kommen kann, da diese Bedingungen wegfallen, eine Zeit, zu der dieser Ausdruck nicht mehr paßt.

Nietzsches Schöpfung von Uebermenschen bildet historisch einen Anfang und zugleich ein Ende. Einen Anfang, insofern er sachlich wie sprachlich die Periode der Neoromantik einleitet. Ein Ende, insofern er die Krönung der von den Romantikern begonnenen Verherrlichung des genialen Individuums bringt.

Der Zeit bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hat der Begriff des Genies bekanntlich gefehlt. Noch Leonardo, neben Goethe das größte Universalgenie, gilt nur als der graduell geschickteste Künstler unter andern, ja vielfach in erster Linie nur als erfindungsreicher Ingenieur und Techniker. Wenn Dürer an Jakob Heller schreibt, ist von soundso viel Unzen Gold und Ultramarin, von dem Anteil von Gesellen- und Meisterarbeit, aber mit keinem Wort von genialer oder auch nur künstlerischer Konzeption die Rede.

Die Renaissance macht den angesehenen Künstler zum Gentiluomo, der Barock schafft den Virtuosen, aber die Schätzung gilt dem Gradunterschied, nicht einem Unterschied des Wesens. Nirgends gibt es wie später das souveräne Genie von Gottes Gnaden auf der einen, die vulgäre Masse auf der anderen Seite. Erst der Sturm und Drang läßt, in einer Zeit, da die große Revolution sich bereits ankündigt, das Genie aufkommen. Die Romantik bildet den Begriff aus, der alte vereinsamte

Goethe lebt ihn und spricht von Napoleon als einem einzigen. Napoleon bricht die Zusammenhänge ständischer Ordnung. Allein durch sein Genie schafft er eine neue Rangordnung. Und nun erscheinen auch in der Kunst die Genies.

Zugleich setzt eine Verschiebung in der sozialen Stellung des Künstlers ein. Keine Zeit hat einen solchen Geniekult getrieben wie das neunzehnte Jahrhundert, aber in keiner Zeit ist es materiell den Genies so schlecht gegangen. Es hat sich zuletzt geradezu die Annahme herausgebildet, daß das Genie einfach gottgewollt einsam und verkannt sein und sozusagen naturgesetzlich erst nach seinem Tode Anerkennung finden müsse. Die Richtigkeit dieser Annahme jedoch wird durch nichts bestätigt. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfreuen sich die Genies im Gegenteil allgemeiner Anerkennung. Es setzt Kämpfe zwischen den Generationen, es gibt Cliquenfeindschaften, und wer sich gesellschaftlich unmöglich machte, wie etwa Rembrandt, wurde boykottiert. Aber materiell hatten die großen Künstler zu leben, ihre Bedeutung wurde allgemein anerkannt. Keinem der großen Erneuerer der bildenden Künste, nicht Michelangelo noch Raffael, nicht Rubens noch Rembrandt, nicht Holbein noch Tizian, hat es an Aufträgen gefehlt. Boccaccio, Petrarca wurden sofort gefeiert, Cervantes' Don Quichote hatte einen Sensationserfolg, Shakespeare, Lope, Corneille, Molière schrieben die Kassenstücke ihrer Zeit. Noch Goethes „Werther", Schillers „Räuber" errangen im Nu internationale Bedeutung.

Im neunzehnten Jahrhundert brauchen wir nur die Namen Kleist, Hebbel, Richard Wagner, Feuerbach, Böcklin zu nennen, um die veränderte Lage zu kennzeichnen. Das Genie steht einsam gegen die Masse. Die „Gesellschaft" erkennt das Genie nicht an. Die Folge ist die wachsende Entfremdung des schöpferischen Menschen gerade denen gegenüber, auf die er wirken möchte und müßte. Es entsteht die paradoxe Situation, daß der Künstler zwar verächtlich auf die Menge, das „Publikum", herabsieht, andererseits jedoch den Anspruch stellt, daß diese selbe Menge, die von ihm nichts wissen will und der er selber nichts zu Dank machen möchte, zu seinem materiellen Unterhalt beitrage. „Weil er eben ein Genie ist." Die Massen ihrerseits wandern zu jedem Tand ab, sofern er nur neu ist oder neuartig glänzt. Durch die Lehre vom Uebermenschen ist diese Situation nicht wenig verschärft worden.

Wie wäre es, wenn der Künstler sich heute wieder, statt auf das Recht des Uebermenschen zu pochen, den alten Spruch „Ich dien'" zu eigen machte? Das heißt nicht gleich „Nachlaufen" und „Konzession", aber es heißt: Einsetzen der Leistung da, wo das Leben sie fordert. Das wirkliche, das tatsächliche Leben nämlich, nicht ein geträumtes, gewünschtes, trotzig gefordertes. Nicht dadurch, daß man sich enttäuscht oder stolz zurückzieht, ändert man das Publikum, sondern dadurch, daß man es zu höchstem Anspruch in dem, was ihm nahesteht, verwöhnt und erzieht. Schon Schiller hat bestritten, daß die Kunst durch das Publikum verfällt, und hat allein dem Künstler die Schuld gegeben. Die gleiche Formel gilt noch heute.

Sie gilt nicht für den Künstler allein, sie gilt für uns alle und für alle Berufe. Der Geniekult des neunzehnten Jahrhunderts hat sich furchtbar gerächt. Es ist alles, aber auch alles absolut anders gekommen, als es die Führer und Intellektuellen, denen die friedlich verdienenden, behaglich genießenden „Banausen" vertrauensvoll alles „Höhere" überlassen hatten, vorausgesagt haben. Die Führer lebten in ihren Träumen und Theorien, bis die simple Realität sie übermannte. Jetzt klagen sie die Massen und die „Verführer" an, aber mindestens den gleichen Anteil der Schuld tragen wohl sie, die es in ihrer eingebildeten Uebermenschen- oder akademischen Supremalie versäumten, die Massen rechtzeitig zu gewinnen und der „Verführung" das Wasser abzugraben. Und schlimmer noch: nur ganz wenige haben aus der Katastrophe gelernt. Anstatt tatkräftig zu bessern, was jeder in seinem kleinen Bereich zu bessern vermöchte, verbringen sie den größten Teil ihrer Zeit mit hadernden Anklagen, wer von den „andern" — es sind immer die andern! — „Schuld" hat an den Zuständen. Anstatt mutig anzugreifen, wo sich gerade Gelegenheit bietet, und wenigstens, soweit wie möglich, rein menschlichen Pflichten Genüge zu tun, träumen sie, was sie tun würden,

wenn erst ein Führer, ein Diktator, ein Uebermensch die Lage verbessert haben würde. Ohne sich klar darüber zu sein, daß auch der Führer machtlos ist, wenn die Geführten nichts taugen. Ohne aus dem Kriege wenigstens das eine gelernt zu haben, daß es, heute zum mindesten, auf den Durchschnitt ankommt, und daß nicht durch Wunder die Welt gerettet werden kann, sondern durch täglich sich erneuernde, täglich beispielhaft ermunternde Kleinarbeit. Wir haben Kongresse und Reden, Denkschriften und Gesetze, Regierungen und Behörden und darunter eine Wirklichkeit, die ganz anders ist als die offiziell genehmigte. Lernen wir Wirklichkeit sehen statt auf Paradiese zu hoffen. Verzichten wir auf den Uebermenschen und helfen wir dem Menschen! Roland Schacht.

Methode Coué in deutscher Beleuchtung.

Als ich als junger Arzt vor zwanzig Jahren in der Nähe von St. Gallen in einem Sanatorium tätig war, da sprachen die Bauern am Bodensee verächtlich von dem Grafen, der in der Luft über den Bodensee fliegen wolle. 21 Jahre später erlebte ich in der Schweiz eine Zeppelinpsychose, als jung und alt auf die Straße eilte, um den letzten großen „Zeppelin" zu bewundern und zu begrüßen, der vor seiner Abfahrt nach Amerika der Schweiz einen Besuch abstattete; was wurde da nicht alles geredet, Vernünftiges und Unvernünftiges. Das stolze Luftschiff aber flog ruhig dahin und ließ sich durch das Gerede der Menschen nicht irre machen. Wie lange hat es gedauert, bis auch Coué sich durchgesetzt hat. Heute, wo die Methode Coué von Nancy aus ihren Siegeszug angetreten hat, wo gewissermaßen alle Welt zu einem Urteil herausgefordert wird, ist es erklärlich, daß sowohl von seiten der Anhänger wie der Gegner mancherlei Uebertreibungen sich geltend machen.

Zunächst darf man nicht vergessen, daß der Apotheker Coué hervorgegangen ist aus der Nancher Schule, welche ganz auf Suggestion eingestellt war. So ist es erklärlich, daß Coué bei seinem öffentlichen Auftreten und bei seiner Behandlung zuerst unbewußt wieder von der Suggestion ausgeht, um zur Autosuggestion überzuleiten. Die bei den öffentlichen Vorträgen erzielten Heilerfolge sind selbstverständlich auf Suggestion und nicht auf Autosuggestion zurückzuführen. Das Geniale in der Methode Coués besteht aber darin, daß er nicht bei der Suggestion stehenbleibt, sondern die Kranken immer wieder anleitet und auffordert, zu Hause sofort zur Autosuggestion überzugehen. Man darf also nicht die öffentlichen Vorträge zugrunde legen, um nun die Methode Coué zu kritisieren und zu analysieren. Man muß mit Menschen sprechen, die jahrelang krank und hilflos waren, und die durch seine Methode zu ganz neuen Menschen wurden. Sie sind nicht bloß gesund geworden, sondern sie haben ihre ganze Lebensweise und Lebensführung umgestellt. Es hat eine völlige Wiedergeburt stattgefunden, die zu einer Erneuerung von Körper, Seele und Geist führte!

Geistige Heilweise hat es schon immer gegeben, verblüffend ist nur die Einfachheit der Technik in der Methode Coué, welche spielend von der Suggestion zur Autosuggestion überleitet. Heilerfolge, wie sie Coué erzielt, haben auch andere in ähnlicher Weise aufzuweisen. Ich erinnere nur an den Heilpädagogen Engel in Bonn, dessen Erfolge kaum hinter denen Coués zurückbleiben. Engel war ursprünglich Lehrer, und entdeckte erst später seine Begabung zur geistigen Heilweise. Er hat auch seine eigene Methode und nennt sich „Heilpädagoge". Im Gegensatz zu Coué ging Engel vom Hypnotismus aus, er ist völliger Autodidakt, und hatte nicht den Wunsch, seine Art der Behandlung zu einem System, zu einer „Methode" auszuarbeiten. Dagegen bei Coué, welcher zuerst ganz im Banne der Schule von Nancy stand, lag es nahe, gleichzeitig von der Theorie zur Praxis und von der Praxis zur Theorie überzugehen oder besser gesagt, beide zu verbinden.

Ein wirklicher Einklang von Theorie und Praxis ist aber m. E. bis jetzt nicht erzielt worden, hier liegt die Schwäche des sogenannten „Couéismus". Vielleicht ist es den Deutschen vorbehalten (Schweizern wie Reichsdeutschen), die Methode Coué auch theoretisch zu vertiefen, damit sie allen Anforderungen genügt. Es gilt immer mehr von der Suggestion loszukommen

und die Autosuggestion rein zu entwickeln. Bei der Suggestion besteht zu sehr die Gefahr, natürliche Hemmungen zu überspringen. Man will Heilerfolge und überrumpelt gewissermaßen den Kranken. Dagegen bei der Autosuggestion kommen die natürlichen Hemmungen im Menschen ungestört zu Wort. Dann aber werden wir entdecken, daß die Hemmungen bei den Menschen verschieden sind, der eine ist mehr auf die Vernunft, der andere mehr auf das Gewissen eingestellt. Bei einem dritten ist der Instinkt so stark entwickelt, daß er sich von selbst gegen jede Suggestion auflehnt, die seinem Wesen nicht entspricht. In der Suggestion überwiegt der Wille des Heilers, in der Autosuggestion dagegen kommt mehr das Wesen desjenigen zur Geltung, der gesundheitlich-körperlich oder seelisch-geistig umgestellt sein will. Mit andern Worten: In der Suggestion wie in der Autosuggestion kann auf die Dauer nichts unternommen werden, was gegen die eigene Vernunft, das eigene Gewissen und gegen den eigenen Instinkt verstößt. Solche Verstöße werden bei der suggestiven Methode viel leichter vorkommen als bei der Autosuggestion. Sie kommen auch viel später zum Bewußtsein. Schon aus diesem Grunde ist es wünschenswert, daß der heutige Couéismus, bildlich gesprochen, von den Eierschalen der Nancyer Schule, aus der er hervorgegangen ist, gänzlich befreit wird.

Wenn man ganz objektiv den Couéismus betrachtet, wenn man „sine ira et studio", d. h. ohne Voreingenommenheit und ohne Enthusiasmus, Vorteile und Nachteile abwägt, so kann man folgende Tatsachen feststellen: Wie so oft in der Geschichte der Heilkunst, der Erziehung, der Seelenlehre usw., war es wiederum ein Outsider, der eine große Entdeckung gemacht hat, die erst bekämpft wird, dann übertriebene Hoffnungen erweckt, bis schließlich nach längerem Für und Wider das Wertvolle und Dauerhafte in den geistigen Schatz der Menschheit aufgenommen wird. Was die Fachgelehrten nicht entdecken konnten, das fand ein Laie. Gewöhnlich spricht aber der Laie eine einfachere, verständlichere Sprache als die Fachleute. So kommt es, daß die neue Entdeckung viel schneller in die breiten Massen eindringt, als es der Fall ist, wenn ein Wissenschaftler eine Entdeckung macht. Man würdigt noch viel zu wenig die Tatsache, von welcher Bedeutung für die zukünftige Entwicklung der Menschheit die Entdeckung Coués ist, daß bewußter Wille und Unterbewußtsein sich gegenüberstehen, wie Feuer und Wasser. Man staunt heute, daß so eine einfache Tatsache so lange verborgen bleiben konnte. Wenn das, was Coué gefunden hat, erst einmal Gemeingut der Wissenschaft geworden sein wird, dann werden Heilung, Erziehung und andere geistige Disziplinen eine noch nicht absehbare Bereicherung der Wissenschaft herbeiführen.

Auf der anderen Seite ist die Methode Coué* selbstverständlich nicht der Weisheit letzter Schluß. Sie ist selbstverständlich nichts anderes, als ein Glied in einer großen Kette. Einige Glieder dieser Kette will ich nur kurz andeuten: Hypnose, Suggestion, Autosuggestion. Die nächsten Glieder kennen wir jetzt noch nicht. Aber das eine kann man heute bereits sagen, immer deutlicher kommt den Menschen die „Macht des Geistes" zum Bewußtsein. Damit ist aber auch gleichzeitig angedeutet, daß die Welt des „Machens", der „Mache", im Schwinden begriffen ist, daß wir auf allen Gebieten immer mehr von der Dressur, von der willensmäßigen Beeinflussung des Menschen übergehen werden zum stillen Entfalten der inneren Anlagen, die wir dann nur noch geistig zu hegen und zu pflegen brauchen.

Ohne Zweifel muß die Methode Coué noch vertieft, ergänzt und ausgebaut werden, daher bedaure ich es, wenn heute so vielfach deutsche Aerzte und deutsche Pädagogen blindlings die Methode Coué übernehmen und nachahmen. Coué ist groß geworden in der Welt der französischen „Aufklärung". Unsere Aufgabe wird es sein, seine Technik und Methode in die Welt des deutschen Idealismus aufzunehmen und ergänzend zu vertiefen!

Karl Strünckmann.

---

* Einzelheiten über die Methode Coué erfährt man am besten aus der einzigen von Coué veröffentlichten Arbeit: Die „Selbstbemeisterung", Verlag Benno Schwab in Basel.

Die Volkserzieherbewegung.

Die Volkserzieherbewegung ist im Schulhause geboren und war ursprünglich gegen die Staatskirche und gegen deren Priester als nichtfachmännische, „geborene“ Schulaufseher gerichtet.

Da Moritz von Egidy, der Mann der „Ernsten Gedanken“ vom „Einigen Christentum“, ihr Pate und Berater war, konnte sie unmöglich eine reine Protestbewegung bleiben; schon um die Jahrhundertwende entfaltete sie sich zu praktischer Betätigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

So wurden die Kirchen- und Schulrevolutionäre zu Reformern und schließlich zu dem, was der Titel ihres Blattes sagt: zu Volkserziehern durch Selbsterziehung.

Der Grundton ihres Erziehens aber ist die Religion geblieben: sie haben an Moritz von Egidys Satz festgehalten: „Religion nicht mehr neben unserem Leben — unser ganzes Leben selbst Religion.“

*

Die Anfänge der Bewegung liegen im Jahre 1894. Da machte man ihrem jetzigen Führer den Prozeß, weil er sich unterstanden hatte, in Sachen der Religion durch Rede und Buch („Es werde Licht!“) eigene Wege zu gehen und für die Idee eines unkonfessionellen Christentums auch seine kollegiale und bäuerliche Umgebung zu gewinnen.

Der Weg führte über Kiel, wo der Universitäts-Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg in Gemeinschaft mit Moritz von Egidy eine eigene Tageszeitung, die Kieler Neuesten Nachrichten, dem Gedanken des Einigen Christentums dienstbar gemacht und mit ihr die religiöse Zeitschrift „Versöhnung“ in einem Verlag zusammengebracht hatte. Die beiden Blätter hat der werdende Volkserzieher aus der Upland-Waldschule ein Jahr lang verantwortlich geleitet.

Im „Sprechsaal des Deutschen Volks-Bundes“, dem zweiten Beiblatt der Kieler Neuesten Nachrichten, wurden zum ersten Male von ihm programmatisch die Gedanken niedergelegt, die heute grundlegend sind für die ganze Volkserzieherbewegung.

1896 finden wir den jungen Redakteur-Volkserzieher in der Reichshauptstadt: der Sozialreformer Martin Glünicke hatte ihn zum Chefredakteur der täglich erscheinenden Berliner Reform berufen. Die Zeitung ging aber schon im folgenden Jahre ein, nachdem ihr Begründer gestorben war.

In das Jahr 1897 endlich fällt dann die Gründung einer eigenen Zeitschrift: des „Volkserziehers“ — — die Idee des Blattes war im Staatsgefängnis Plötzensee unter M. von Egidys Beistand vorbereitet worden. Dort, hinter Kerkermauern, hatte der ehemalige Chefredakteur der Kieler Neuesten Nachrichten zwei Monate büßen müssen, weil er angeblich einen Schleswiger Provinzialschulrat öffentlich beleidigt hatte.

*

Gleichzeitig mit den Wandervögeln, jedoch unbeeinflußt und unabhängig von dieser gesunden deutschen Protestbewegung der Jungen gegen die Alten, gingen auch die Volkserzieher auf die Wanderung in die germanische Landschaft. Aber das Wandern der Volkserzieher war von Anfang an eine bewußt symbolische „Bewegung“: sie wollten auf ihren Wegen und Fahrten über Land und Meer sich selbst, den deutschen Geist und die deutsche Seele erwandern.

So wurde auf der Wartburgfahrt 1904 der Gedanke der „Germanenbibel“ erfaßt und schon im selben Jahre durchgeführt: um Weihnachten 1904 war die ganze erste Auflage abgesetzt!

Und wieder zehn Jahre später! Zu Pfingsten 1914 weihten die Hakenkreuzwanderer — nachdem sie sich 1908 bewußt unter das Sonnensymbol ihrer germanischen Vorfahren gestellt und 1912 auf dem Hermannsberge, droben im Cheruskerlande, an der Diemel den eisenumbänderten Feuerstein als ein Symbol ihres Lichtwillens errichtet hatten — weihten die Deutschmeister der großen deutschen Lebensschule ihr erstes Bundesheim Hermannshaus bei Rattlar im waldeckschen Uplande. Alles im Zeichen des unpolitischen Hakenkreuzes ....

Sieben Jahre darauf sind sie Besitzer eines weiteren Heims in der Nähe von Rheinsberg und des Volks-

erzieherhauses in Schlachtensee samt dem umfassenden Volkserzieher- und Upland-Verlag.

Nach menschlichem Ermessen ist das Volkserzieherwerk, das aus dem „Nichts" entstanden war, lediglich aus der Sehnsucht nach Licht und Freiheit, das kein Kapital und keine Partei als Rückendeckung hatte und hat, „für Zeit und Ewigkeit gesichert." Denn es besitzt sein eigen Hüsung (schuldenfrei), besitzt eigenes Land, sein eigenes Rat- und Gotteshaus; es hat seine eigene unabhängige Führerschule, hat seinen Altar und sein Bibelbuch ...

Jetzt, nach dreißig Jahren unermüdlichen Schaffens, kommt es darauf an, ob auch andere vorwärts und aufwärts strebende Kreise Verständnis dafür gewinnen, was hier für des ganzen deutschen Volkes und Vaterlandes Zukunft und Wohl angefangen wurde.

Die Volkserzieher nämlich gehören als echte Arier und Germanen des Geistes und der Seele zu jenen „Traumwanderern", die nichts für sich, alles für die anderen wollen: sie sind Pestalozzijünger und Egidyschüler ...

Die Volkserzieherbewegung ist keine Partei, weder religionskonfessionell noch parteipolitisch oder wirtschaftlich.

Sie ist also nicht gegen irgend etwas oder irgend jemanden: sie ist vielmehr eine ausgesprochene Bewegung „für".

Die Volkserzieherbewegung will das Gute, Schöne, Starke und Wahre, das Leben- und Glück-Fördernde in allen Bewegungen kennen lernen, prüfen und stützen.

Sie will das „Positive" der Religionen aller Völker, das „Positive" aller politischen Parteien und Gruppen, das Wertvolle jedes Menschen — auch des andersrassigen und andersstaatlichen, selbst des zur Zeit gegnerischen — lebendig und fruchtbar machen. Denn sie sieht die Welt- und Ewigkeitsaufgabe im Sinne der besten Söhne ihres Volkes und ihrer Rasse — Eckehart, Kant, Herder, Goethe, Bach, Beethoven, Bruckner, Brahms — nicht im Trennenden, also Niederreißenden und Vernichtenden, sondern im Menschen- und Volksverbindenden, also Aufbauenden und Segnenden.

Deutlicher und für den „Tag von heute" gesprochen:

Die Volkserzieherbewegung ist weder antikatholisch noch antiprotestantisch — sondern sie ist religiös im Sinne der großen Heilsträger und Heilbringer aller Zeiten und Völker. Sie ist weder antinational noch antisozial, weder antiaristokratisch noch antidemokratisch, sondern sie ist germanisch-deutsch und nichts als germanisch-deutsch.

Nur mit dem absolut Bösen und Schlechten, mit dem Niederträchtigen und Gemeinen aus Bosheit will sie nichts zu tun haben; obgleich sie weiß, daß auch die Nacht um des Tages willen, als Maß und Ausgleich, nötig und im Schöpferplane Gottes vorgesehen ist.

Die Volkserzieher kämpfen nur an einer Front: gegen das Dunkle und Niedere im eigenen Ich. Denn sie glauben heilig und fest, daß das Böse in der Welt nur durch Uebung und Stärkung des Guten unschädlich gemacht werden kann, während es durch Kampf und Streit, wie der Weltkrieg beweist, in seiner Teufelsart nur noch gekräftigt wird.

Also und letztlich: die Volkserzieher — wenigstens die vom alten Stamme — sind Jasager! Jasager zu allem Leben, Jasager zu allem Licht, Jasager zu allen Göttern!

Und überall ist ja Leben, Licht und GOTT!

Auch im eigenen Ich!

Dort, im eigenen Ich, fangen die rechten Volkserzieher an, und dort hören sie auf.

Wilhelm Schwaner.

Der Beobachter

Arbeitslosigkeit.

Labour! Labour! Das ist das einzige Mittel, durch das ihr in der Achtung der Menschheit und in der Bilanz der Weltwirtschaft wieder in die Höhe kommen könnt! So lehrt uns Jonathan Dollar aus der Wallstreet, der ungewählte Präsident der Welt.

Arbeit! Arbeit! Das ist das einzige Mittel, durch das wir das deutsche Volk und Reich wieder aufbauen können! So echot es von den Wirtschaftsverständigen in Deutschland wieder. Gut, wir wissen nun also: Vor allem eins, mein Kind, sei arbeitsbrav, laß nie das Nichtstun deine Hand entweihn, es fehlt der Menschheit ein Galeerensklav, du bist erwählt, ihr Arbeitstier zu sein.

Aber wo und wie? Da laufen Millionen arbeitskräftiger Jünglinge, arbeitsgeübter Männer in Deutschland herum und *suchen* nach Arbeit. Aber niemand kann ihnen Arbeit geben. Man hat sie in die politischen Grenzen der Deutschen Republik eingesperrt: Da bleibet zu Hause und nähret euch redlich! Aber *das Land ist zu eng*, den Massen Arbeit zu geben. Und von draußen kommen nicht genug Arbeitsaufträge herein. So hocken die Millionen in den von Kanonenmündungen umstarrten und von Flugzeugen bedrohten Grenzen und wissen nicht aus noch ein, hungrig nach Arbeit, hungrig nach Speise. Verwüstend ist diese erzwungene Untätigkeit für die jungen Kräfte. Das vergärt und versauert und wandelt sich in bittres Gift. Derweilen politisieren die vereinigten Politiker des Planeten in Genf darüber, ob Polen einen „ständigen" oder „unständigen" „Sitz" haben soll, die Politiker gehen auseinander, die Politiker kommen wieder zusammen, die Politiker gehen abermals auseinander, alle Welt lacht über die Politiker. Aber keinem Vertreter der deutschen Arbeiter fällt es ein, am Genfer See oder an der Themse oder in Washington auf den Tisch zu schlagen: wir wachsendes Volk brauchen *Land* für unsre Kinder, *Arbeit* für unsre Hände — *heraus aus dem Pferch*! Die „Vertreter der deutschen Arbeiter" haben bloß in *Berlin* Courage, draußen im Ausland sind sie höfliche Bürger. In Berlin donnern sie ihre altgelernten Theaterflüche wider den bösen Kapitalismus, dem Ausland gegenüber sind sie der submissteste Respekt in Person. Kein Bourgeois kann im Ausland sachter schleichen als der geschniegelte und belackschuhte Genosse Breitscheid — Genosse nur deshalb, weil er zu genießen weiß.

Wenn in früheren Jahrhunderten das deutsche Land zu voll von Menschen wurde, schallte es durch Wald und Feld: Naar Oostland wille wi riiden! Und dann gab's Luft. Damals gab's noch keine sozialdemokratischen Politiker, die den Kampfinstinkt des wachsenden Volkes zugunsten der Weltkapitalisten auf den „Kapitalismus" ableiteten und damit — unschädlich machten.

Treulose Wirtschaft.

Eine Stimme derer, die man sonst nicht hört.

Es wird uns gesagt, die Geschäfte gehen so schlecht, daß wir unter unsern Angestellten sichten müssen. Nur die Leistungsfähigsten können wir behalten. Ihr seid zu alt, Ihr leistet nicht genug, ein junger Mann, der eben ausgelernt hat, schafft das Doppelte und läßt sich mit dem halben Gehalt genügen.

In der Tat, wir sind zu alt. Wir hatten in unserm ursprünglichen Beruf bereits ausgelernt, als unsre heutigen glücklicheren Nebenbuhler eben geboren waren. Als sie begannen, zur Schule zu gehen, entriß uns der Krieg unserer Arbeit, als sie aus dem Schutze des Elternhauses in die Lehre traten, hatte der Friede unsre bürgerlichen Stellungen vernichtet. Damals begann der Wettlauf um die knapper gewordenen Brotstellen, während das Fortbestehen auch dieser Arbeitsstellen durch den Aufruhr bedroht wurde, dessen Ziel der Umsturz unsrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung war. Damals hielten wir die Treuen unter unsern Soldaten zusammen und schlugen die Todfeinde der bürgerlichen Gesellschaft nieder, und hinter unsern schützenden Reihen verteilten die Jungen und Klugen unter den Heimkehrenden die Arbeitsstellen unter sich. Als die furchtbare Gefahr beschworen war, wurden wir entlassen und hörten, daß alle Stellen besetzt seien. Aber wenn wir uns bewähren würden, so könnten wir ja andre aus ihren Stellungen verdrängen. In diesem Wettbewerb mit den unverbrauchten Kräften der Jüngeren blieben wir zurück, und wo wir die nun fehlenden Kräfte eingesetzt hatten und für wen, bekümmert niemand.

Nichts klingt überzeugender, als wenn Ihr sagt, Ihr könntet Eure Betriebe nicht durch übertriebene soziale Rücksichten belasten. Daran müßten Eure Werke zusammenbrechen, das bedeutete einfach zu hohe Selbstkosten. Und keine

Unruhe bereitet Euch der Gedanke an die Mitbürger, denen Ihr das Fortbestehen Eurer Betriebe dankt über die furchtbare Krise der Revolution hinaus. Ihr habt ein kurzes Gedächtnis, wenn es sich um Eure Schuldigkeit handelt. Längst habt Ihr die Zeit vergessen, als der Aufruhr der Spartakisten drohend an die Tore Eurer Fabriken, die Türen Eurer Villen pochte. Damals zittertet Ihr um Euren Besitz, und bangtet bei der Frage, wie Ihr Euer und Eurer Angehörigen Leben fristen solltet, wenn Euch die bolschewistische Umwälzung Eure Vermögen und Eure vertraute Erwerbsmöglichkeit genommen haben würde. Damals hielten wir mit unserm ganzen Volke auch Euch die Treue, wir erkämpften Euch in Berlin, München, Oberschlesien, in Essen, in Hamburg die Ruhe, um Eure Geschäfte wieder aufzunehmen, Eure Betriebe wieder auszubauen und von neuem nutzbringend zu gestalten. Als diese böse Arbeit getan war, hatten wir den rechten Augenblick verfehlt, in gesicherte Stellen zu gelangen, und wir waren älter geworden und hatten an Spannkraft eingebüßt. Da hören wir denn, daß Eure Betriebe infolge schlechten Geschäftsganges die Belastung mit unsern Gehältern nicht vertragen. Jetzt empfindet Ihr uns gegenüber keine Pflicht zur Treue, ein Aufruf für die sechzigtausend Stellungslosen ist Euer Dank an uns.

Ihr seid kluge Rechner. Klüger aber noch rechnete der, der sein Volk lehrte: die Treue ist kein leerer Wahn. Auch die Wirtschaft schwebt nicht in der Luft, sondern ist eine Lebensäußerung der Nation. Und der Kitt, der ein Volk zusammenhalten soll, bindet nicht, wenn ihm das Ingrediens der Treue mangelt. Die Zukunft wird unser Rächer sein, sie wird Eure treulose „Wirtschaft an sich" richten. Eine neue Volksgemeinschaft aber ist im Entstehen, und Ihr werdet von ihr ausgeschlossen sein. Das neue Vaterland wird einmal Euch antworten, wie Ihr heute uns antwortet: „Ich kenne Euch nicht!" T.

„Karfreitags-Skandal".

Darüber zu schreiben ist ausgerechnet Sache der Leute Friedrich Stampfers, die im „Vorwärts" das Feuilleton für den deutschen Arbeiter anonym zurechtmachen. Der Isidor der Morgenausgabe vom 30. März empfindet es als einen „Karfreitags-Skandal", daß die Berliner Polizei, wenn sie auch die frühere Gewohnheit der „stillen Woche" aufhebt, doch am Gründonnerstag das Tanzen nur bis 10 Uhr abends gestattet und am Karfreitag nur religiöse und legendäre Stoffe auf der Bühne zuläßt. Dadurch werde „jeder wahrhaft religiös Empfindende" — und wie wahrhaft religiös empfindet Isidor, wenn es die Agitation so verlangt! — gehindert, sich just am Karfreitag an dem „herrlichen Film Das Blumenwunder" religiös zu erbauen. Welch eine Vergewaltigung der freien Persönlichkeit, wenn sie sich den Film am Donnerstag oder Sonnabend ansehen muß! Und was das Uebrige betrifft: „Es ist nicht recht einzusehen, wie rechtgläubige Protestanten ein Aergernis daran nehmen können, daß Andersgläubige ... diesen Tag zu der Erholung und Zerstreuung benutzen, die ihren Neigungen entspricht, sei es nun eine fidele Landpartie oder ein flotter Shimmy." Wir gläubigen Protestanten haben gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein andersgläubiger Isidor die Kreuzigung Jesu Christi kreuzvergnügt mit einem flotten Shimmy feiert — in seinen vier Wänden. Aber unter Kulturvölkern wird von jedem Individuum so viel Takt und Vornehmheit gefordert (und wo es sich um hündische Individuen handelt, erzwungen), daß es auf die großen heiligen Dinge, die zu einer — weltlich betrachtet — historischen Sitte geworden sind, Rücksicht nimmt. In katholischen Ländern nehmen die Protestanten Rücksicht auf das Fronleichnamsfest, in protestantischen Ländern nehmen die Katholiken Rücksicht auf den Karfreitag. Wenn Isidor das weder von seinem Rabbi in Tarnopol noch von seinem Chefredakteur Stampfer gelernt hat, so muß es ihm eben von der Polizei beigebracht werden. Irgendwie muß sich die „freie Persönlichkeit", selbst wenn sie aus Tarnopol kommt, in die Lebensgewohnheiten der kultivierten Völker einfügen lernen.

Am Schluß nimmt Isidor imperatorische Stellung an und sagt mit dem ihm alsdann erbeigentümlichen näselnden Ton: „Wir (pluralis majestatis) erwarten bestimmt, daß die Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht noch einmal genötigt wird, ... der europäischen Kulturwelt zum Spott zu die-

nen!" Wonach der Polizeipräsident — verstanden?! — sich zu richten hat.

Der kleine Imperator ist offenbar noch nicht sehr lange in die europäische Kulturwelt eingewandert, so daß er die religiösen Festtagsheiligungen der kultivierten Völker nicht hinreichend beobachten konnte. Bekanntlich gilt bei den europäischen und amerikanischen Kulturvölkern die rücksichtslose Beleidigung der religiösen Empfindungen des Nebenmenschen und die provokatorische Verletzung der Volkssitten für ordinär und verächtlich. Wenn Ihr am Karfreitag einen flotten Shimmy tanzen wollt, so müßt Ihr wieder ins Ghetto zurück (und nehmt den John Schikowski mit!), da lassen wir Euch gewähren; es wird uns nicht in den Sinn kommen, unsrerseits im Ghetto ausgerechnet am Passah-Vorabend einen „flotten Shimmy" tanzen oder am Passah-Morgen eine „fidele Partie" machen zu wollen. Es gibt eben für uns überindividuelle Lebenssitten, vor denen die individuelle Willkür aus Ehrfurcht, oder wo diese verloren ist, aus Taktgefühl halt macht.

Kerr grimmt Grimm.

Kerr erzählt: zwei Kinder — auf die belangreiche Frage: Tis, pothen eis androon, pothi toi polis eede tokees? schweigt er, und wenn Kerr schweigt, so sind wir orientiert — zwei Kinder, die das Märchen vom Rotkäppchen gehört haben, kommen „abends acht Uhr" mit dem ängstlichen Schrei „Der Wolf! Der Wolf!" aus dem Bett gesprungen. Wir würden sagen: „Meister, warum erzählt Ihr den Kindern deutsche Märchen, wenn diese Kinder ihrer Art nach Deutsches nicht ertragen können? Nähret ihre Phantasie mit heiteren Fridolinen." Aber das Deutsche und der Deutsche hat in der Gegend um Kerr immer Unrecht. Durch jene zwei Hemdenmätze sind die Gebrüder Grimm entlarvt als Gefahr für „die Jugend". Kerr beschreitet als Ritter für die bedrohte Jugend die Arena in Rudolf Mosses Lunapark. Es gilt einen Boxkampf — einen Bockskampf gegen die Brüder Grimm. Kerr tritt an als moralischer Bocker, sein sentimentales Heinrich-Heine-Herz mit smarten Worten verteidigend:

„Rotkäppchens Wolf. Das Gruseln lehrt man ganz junge Geschöpfe! Wieviel Menschen tadelten das; wie wenig ist geändert. Auch nicht an den glühenden Pantoffeln von Sneewittchens Königin. An der Mutter im Märchen vom Machandelboom, die „tomatscht" wird — nämlich zermatscht. (Worauf die Kinder fröhlich sind.) Gruseln und Grausamkeit lehrt man junge Geschöpfe. Ich weiß, was man sie lehren soll — statt einer wirren Schönheit aus der Grimm-Sammlung. Keine falsche Scham! Nationalist wäre kein Schimpfwort. Solche Geschichten sind herrlich für Meister der Volkskunde: auch für Poeten oder Idioten." (B. T. 15. März. Abend.)

Ich weiß, was man sie lehren soll: Evas Schlange, die Wasser der Sintflut, die Plagen Aegyptens. Das Gruseln lehre man ganz junge Geschöpfe! Wieviel Menschen tadelten das; wie wenig ist glücklicherweise geändert. Auch nicht an jenem eifrigen Gott, der seinen Abraham durch den Befehl prüft, den eigenen Sohn zu killen. Auch nicht an dem Jakob, der seinen alten Vater noch am Sterbebett betrügt. Auch nicht an dem Tierfreund Simson, der den Füchsen Fackeln an die Schwänze bindet und anzündet. Auch nicht an der artigen Delila, die ihren Gemahl den Feinden für Geld ausliefert, worauf ihm die Augen ausgestochen werden. (Worauf die Kinder fröhlich sind.) Dieses Gruseln, dieses Betrügen und diese Grausamkeit (in Verbindung mit dem höchsten und heiligsten Wesen) lehre man junge Geschöpfe.

Ich habe an sich nichts gegen das Alte Testament. Aber wenn die Gebrüder Grimm in den Orkus sollen, so soll Moses ihnen nach. (Keine falsche Scham! Antisemit wäre kein Schimpfwort. Solche Geschichten sind herrlich für Meister der Orientalistik; auch für Poeten oder Idioten.)

Haust du meine Märchen, hau' ich deinen Moses.

Eine irrtümliche Todesanzeige.

Börries, Freiherr von Münchhausen hat sich in der von ihm herausgegebenen literarischen Beilage zu „Deutschlands Erneuerung" wehklagend am „Sterbebett der deutschen Seele" niedergesetzt. Dies ist der Grund seiner Klage in Sperrdruck: „daß das Deutschtum in der Literatur endgültig tot ist." Wir erschrecken. Was ist geschehen?

Ist nicht kürzlich erst Kolbenheyers Paracelsus-Trilogie herausgekommen? Hat uns nicht neulich zu Weihnachten Wilhelm Schäfer neue Anekdoten beschert? Und ist nicht noch mancher alte Meister schaffend am Werk? (Münchhausen selbst freilich wohl nicht mehr?) Nein, das ist es nicht, sondern Münchhausen hat im „Tage-Buch" (bitte, nicht so einfach: „Tagebuch" — wie kann man so wenig seriös sein! Herr Baron, treten Sie nicht Stefan Großmanns Ehre zu nahe. Nochmals: Tage-Buch, Tage---Buch!) gelesen, daß, auf Grund einer (für den Kenner recht windigen) Rundfrage „das deutsche Volk" mehr jüdische und ausländische Literatur kaufe als deutsche, und er glaubt das unbesehen: „Das deutsche Volk kauft mehr als doppelt so viele jüdische und ausländische Schriftsteller als deutsche! Die 60 Millionen Deutschen (besonders die Säuglinge und Kinder, Landarbeiter, Heimarbeiterinnen usw.) kaufen mehr Bücher, die geschrieben sind von der halben Million Juden als Bücher von ihren 59½ Millionen Landsleuten. Nehmen wir annähernd Gleichheit der Produktion an, so bedeutet das, daß 120 Deutsche lieber das eine Buch des einen Juden unter sich kaufen, als die 120 Bücher, die ihre Rassebrüder verfaßten! Das ist so erschütternd, daß es einem zunächst den Atem versetzt, — das deutsche Schrifttum tot! Das jüdische und ausländische Schrifttum ist Sieger auf der ganzen Linie! So wie es schon Sieger auf der ganzen Linie des Theaters ist!"

Also nicht die Produktion ist tot, sondern die Konsumtion liegt (nach der Ueberschrift) im Sterben, bzw. ist (nach dem Text) allbereits restlos tot. Die Statistik und Mathematik ist hier freilich mit unerlaubt viel dichterischer Freiheit behandelt, so daß sie gar keine Statistik und Mathematik mehr ist, sondern wilde Phantastik. Aber nehmen wir einmal an, die Konsumtion sterbe, bzw. sei tot. Es gab Zeiten in unserer Geschichte, wo mehr lateinische, und Zeiten, wo mehr französische Bücher gelesen wurden als deutsche. Das hat weder Wolfram von Eschenbach noch Goethe verhindert, geboren zu werden. Uns scheint die Produktion das Primäre, nach ihr messen wir die Lebendigkeit unsrer Dichtung. Aber bleiben wir beim Konsum.

Daß soviel jüdisches und ausländisches Schrifttum auch von geringer Qualität gekauft wird, hat seine sehr einfachen Gründe: erstens in der Agitation, mit der es ins Volk getrieben wird, zweitens in dem mangelnden Qualitätsgefühl der Käufer, die sich alles aufagitieren lassen oder die auf minderwertige Reize auch des geringwertigen Fremdartigen hineinfallen. (Zu den letzteren gehört Börries, Freiherr von Münchhausen höchstselbst, der ausgerechnet das Tage-Buch, diese Imitation der Weltbühne, bewundernd preist.)

Aber ist denn die Entdeckung der geringen Konsumtion guter deutscher Bücher (auf den deutschen Quark kommt es nicht an) wirklich erst von Münchhausen gemacht? In der Zeit, da „das deutsche Volk" Paul Lindau und seinesgleichen verschlang, dichtete Fontane jene schönen Verse, deren letzter lautete: „Kommen Sie, Cohn." Münchhausen hätte seine Sorgen nicht erst aus dem Tage-Buch zu schöpfen brauchen, sie waren schon vor einem Menschenalter geläufig. Warum also plötzlich so erregt? Nicht Totenklagen, sondern Lebensleistungen tun uns not.

Literarisches Eigentum ist literarischer Diebstahl.

Jakob Wassermann hat eine Novelle „Das Gold von Catamalia" veröffentlicht. Jakob Wassermann ist — man muß diesmal sagen: peinlicherweise — so berühmt, daß er auch in Amerika gelesen wird. Daselbst entdeckt man, daß die Novelle im wesentlichen eine — hier und da frei bearbeitete Uebersetzung von Prescotts „The conquest of Peru" ist, eines alten amerikanischen Geschichtswerks. Was sagt nun Jakob Wassermann?

Er machts wie Kuttner, er machts wie Heilmann. Geht's nicht mit Mimicry, so geht's mit Chuzpe. Stolz hebt die Stirn, des eigenen Wertes bewußt, der Mann, der es seiner literarischen Stellung schuldig ist, Ehre zu prästieren. Er habe die Uebersetzung einmal als Studie für einen „großen Kulturroman" unternommen. Daraus sei nichts geworden. Dann habe er — man muß halt alles ausnutzen, denn was hat der Dichter von seinem Nachlaß, wenn er tot ist? — das Ding zu der „Novelle" zurechtgestutzt und ediert.

Er habe als selbstverständlich vorausgesetzt, daß jeder Deutsche, der seine Novelle lese, Prescotts „conquest of Peru“ (das Werk ist ja erst vor siebzig Jahren erschienen) kenne und genau im Kopfe habe. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß es in Deutschland so ungebildete Menschen gibt, die besagtes „klassisches Werk“ nicht kennen, so würde er selbstverständlich die Quelle genannt haben. Aber wie konnte er, der hochgebildete Wassermann, solche Unbildung für möglich halten! Sogar Goethe nimmt er zu seiner Rechtfertigung in Anspruch (vorsichtigerweise ohne genauere Auseinandersetzung). Wenn *nun* nicht die Spötter beschämt ins Mauseloch kriechen!

Warum ist Wassermann nicht lieber auf den berühmten Gedanken gekommen, sein Gedächtnis sei so gut gummiert, daß alles, was er lese, daran kleben bleibe, daß er also unfreiwillig ... Warum soll die Ausrede nicht auch ein Plagiat sein?

Es ist nichts dagegen zu sagen, daß Wassermann eine Novelle herstellt, indem er ein altes historisches Buch ausschreibt, wenn er nur in einem Vorwort (noch besser auf dem Titelblatt) angibt: unter Benutzung von ... So aber — finden wir, daß es für einen Dichter immerhin ehrenvoller ist, Teppiche zu stehlen als Novellen.

Deutsche Diplom-Politiker.

Da ein fühlbarer Mangel an qualifizierten deutschen Politikern besteht, ist unter dem Segen hoher und höchster Persönlichkeiten vor einigen Jahren eine Deutsche Hochschule für Politik E. V. in Berlin gegründet worden. Nunmehr hat das rühmlichst bekannte preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung durch einen Erlaß U I. Nr. 8411 vom 11. Februar eine „Prüfungsordnung“ für diese mehr oder weniger deutsch-demokratische Hochschule genehmigt. Die Eignung zum deutschen Politiker kann also endlich durch eine Prüfung einwandfrei erwiesen werden.

„Zweck der Prüfung. § 1. Bei der Abschlußprüfung der Deutschen Hochschule für Politik wird in erster Linie darauf geachtet, ob der Kandidat Verständnis für die Vorbedingungen, Zusammenhänge und Aufgaben der Politik (Zwischenruf: *welcher* Politik?) beweist.“ Der § 10 lautet: „Die mündliche Prüfung umfaßt folgende Gebiete: a) Auswärtige Politik, b) Innere Politik, c) Rechtsgrundlagen der Politik, d) Hauptfragen der Wirtschaftspolitik. Zwei dieser Gebiete nach Wahl des Kandidaten sind als Hauptfächer zu betrachten.“ § 11: „Während der Prüfung kann sich der Prüfungsausschuß jederzeit überzeugen, ob der Kandidat mit denjenigen Haupttatsachen der allgemeinen Politik und der politischen Geschichte vertraut ist, die als Grundlage für das Verständnis der Einzelfragen und Sondergebiete anzusehen sind.“ § 14: „Das Bestehen der Prüfung wird durch ein Zeugnis bestätigt.“

Wir tadeln, daß auf die moralischen Qualitäten gar keine Rücksicht genommen wird. Betragen, Ordnung, Fleiß und Aufmerksamkeit sind doch für einen Politiker nicht unwichtig. Außerdem, da es sich um *deutsche* Politiker handelt, die eine besondere Stellung in der Welt einzunehmen berufen sind, sollte man die Berufseignung in bezug auf die spezifischen Qualitäten durch die Begabungs-Psychologie feststellen. Zum Beispiel müßte sich der Kandidat für Politik experimentell ausweisen über den Besitz hinreichender allgemeiner Menschenliebe, Seelenadel, innere Heiterkeit (letztere beiden für etwaige Tätigkeit in Genf ausschlaggebend), Opferfreudigkeit, Ehrfurcht vor Ausländern, Schmiegsamkeit, verständige Nachgiebigkeit, Offenherzigkeit, Unterordnung unter den Willen der Majorität. Sonst könnte uns das Unglück zustoßen, daß wieder machiavellistische Geheimdiplomaten vom Schlage des berüchtigten Junkers Otto Bismarck in unsern moralisch gesäuberten politischen Republikbetrieb gelangen.

Ferner vermissen wir einen geeigneten *Titel* für die, welche das Hochschulexamen als deutsche Politiker bestanden haben. Da sie über ihre Befähigung ein Diplom erhalten, könnte man sie passenderweise als Diplom-Politiker bezeichnen. Welcher republikflose Geselle würde noch an Hermann Müllers politischen Fähigkeiten zu zweifeln wagen, wenn auf seiner Visitenkarte stünde: Dipl.-Pol. Hermann Müller-Franken! Praktisch wäre es, wenn man die, welche Innenpolitik als Hauptfach haben, von den hauptfachlichen Außenpolitikern durch eine Titel-

nüance unterschiede. Jene könnten, da die Innenpolitik die vornehmste Aufgabe unsrer Republik ist, Diplom-Politiker schlechthin heißen, diese aber Diplom-Diplomaten. Oh, wir sehen ihn schon von der Hochschule her heranziehen, den geprüften und diplomierten Retter des Vaterlandes mit der Hornbrille: Washington Brutus Wolfgang Dippel, Dipl.-Dipl.

Parlamentum locutum — causa finita?

Der Fall Schillings ist auch einmal im preußischen Landtag behandelt worden. Es ging um das Verhältnis von Kunst und Bürokratie, die Ehre der Republik war engagiert. Schon vor Beginn trat hin und wieder ein Parlamentarier zwischen den Vorhängen hervor mit dräuender Löwenmiene und ließ, nichts Gutes verheißend, ein erzürntes halblautes Brummen vernehmen. Aber als der Tag erschien, da die Löwen das schlotternde Ministerlein vor versammeltem Publikum auffressen sollten, siehe, da ließen plötzlich alle Koalitionsesel ihre parlamentarischen Löwenhäute fallen und empfingen den Minister mit einem schmetternden I-a! I-a! Für ihren bis dahin gefeierten und verehrten Schillings hatten sie nur noch Eselsfußtritte übrig. Herr Schwering, der vorher einen kühnen Mut gegen die Feinde der Kunst gezeigt hatte, drehte sich plötzlich um sich selbst und versetzte den Fußtritt, den der Minister haben sollte, dem Künstler. Nachdem er diese Tat vollbracht hatte, legte er sich befriedigt im Sonnenschein der allgemeinen Achtung nieder. Das Parlament macht nicht nur strafrechtlich, sondern auch moralisch immun.

Die Koalition im preußischen Landtag hat ihrem Parteiinteresse die Ehre eines Künstlers geopfert. Mit kaltem Bewußtsein haben jene „Politiker" ein Unrecht begangen. Einst hat das deutsche Volk sich gegen die Duodezтyrannen empört, die „in politischem Interesse" einen Gelehrten mundtot machten, einen Künstler mißhandelten, das Recht unterdrückten. Sind wir jene Tyrannei nur deshalb losgeworden, damit nun die Duodezтyrannen eines Parlaments und ihre Kabinettsminister mit der Ehre eines Künstlers ihr böses Spiel treiben können? Wer schützt die Ehre des Staatsbürgers gegen eine ehrlose Parlamentsmajorität? Und wenn ihr euch mit tausend wohlfeilen und leicht beschlossenen „Schutzgesetzen" gegen die Wahrheit zu panzern versucht, die Wahrheit soll dennoch nicht ungesagt bleiben: Die Majorität des preußischen Landtags hat bei der Behandlung des Falles Schillings ihre Ehre verloren.

Und nun?

Neue Bücher

Bruno Gutmann, Das Recht der Dschagga. (Arbeiten zur Entwicklungspsychologie. Herausgegeben von Felix Krueger. 7.) Mit einem Nachwort des Herausgebers. 778 S. Geh. 30 Mk. C. H. Becksche Verlagsbuchh. München.

Felix Krueger, Zur Entwicklungspsychologie des Rechts. (Sonderabdruck des Nachwortes zu obigem Werk.) 44 S. C. H. Becksche Verlagsbuchh. München.

Der Aufsatz von Pastor Dr. Cordes-Wilhelmsburg über Gutmanns Mission, den wir vorn bringen, war bereits vor dem Erscheinen dieses neuen umfassenden Werkes geschrieben. Im Anschluß daran sei auf das „Recht der Dschagga", das wir nur erst „anlesen" konnten, hingewiesen. Es bringt eine umfassende Darstellung der sozialen Struktur und des sozialen Lebens der Wadschagga, eines prachtvollen Bantustammes im einst deutschen Ostafrika. Die Hauptkapitel sind: Normen des Blutverbandes, Normen des Bodenverbandes, Schichtungsnormen, Verbrechen gegen Normgüter, Rechtsgang und Rechtsbehelfe, Der Spruchrasen und die Einzelseele. Gutmann gibt eine bis in jeden Satz von Anschauung und Wirklichkeit erfüllte, sachliche Darstellung ohne Natur-Sentimentalitäten, ohne Räsonnement, nur hier und da allgemeinere Zusammenhänge herstellend. Die eigentlich formende Arbeit

liegt in der Gliederung und Ordnung des Stoffes. Dieser ruhig-sachliche, nüchterne und doch fesselnde Vortrag steht fühlbar in der besten deutschen Gelehrtentradition, er gemahnt an Jakob Grimm usw. Gutmann darf auch auf jeden Aufputz verzichten, denn was er zu geben hat, ist etwas ganz Seltenes und Großes: ein Lebenswerk, gereift aus langer eindringlicher Hingabe an den Stoff. Das Werk ragt gewaltig wie ein Dom über den wissenschaftlichen und literarischen Marktbetrieb. Wenn man einen Hauch dieses Werkes verspürt hat, faßt man das Buch unwillkürlich ehrfürchtiger an als die Masse der rasch geschriebenen Sachen. In dem elenden Massenbücherproduktionsbetrieb ist die Lektüre von Gutmanns „Recht der Dschagga" für jeden, der sich nach Qualität sehnt, eine Wohltat. Wir geben unter „Erlesenes" eine Probe der Darstellung und eine Probe der wenigen allgemeinen Erörterungen.

Das Werk gehört wie nur eines in den Gesichtskreis gerade unserer Leser, denn hier wird, gesättigt von Anschauung und aus einem noch überschaubaren Kreise heraus, gezeigt, was Volk ist und was Volkstum bedeutet. Niemand, der sich mit diesem Thema beschäftigt, kann fortan an den (noch staatlosen!) Wadschagga und ihrem deutschen Missionar vorübergehen, so seltsam das auch auf den ersten Blick erscheint. Das Werk kann, rückwirkend, auch für die kompliziertere deutsche Stammes- und Volkskunde epochemachend werden.

Gutmann hat, ohne sich über die Methoden Rechenschaft zu geben, vermöge seines „unbescholtenen Auges", seiner gut deutschen Ehrfurcht und seines gesunden Gefühls für das Strukturwesentliche und für strukturelle Zusammenhänge gleichsam naiv diese wissenschaftliche Leistung vollbracht, die so ungemein charakteristisch ist für die deutsche Art des Verhaltens gegenüber andern Völkern. Darum hat der Leipziger Psychologe Felix Krueger, der Herausgeber der Sammlung, in einem größeren Nachwort die methodische Bedeutung des Gutmannschen Werkes im Zusammenhang mit den Bestrebungen der neueren Psychologie herausgearbeitet. Krueger zeigt, daß man das „Recht" nicht isoliert betrachten darf, sondern daß man es aus der Gemeinschaft und ihren Verflochtenheiten psychologisch und genetisch verstehen lernen muß. Er fordert ein Zurückgehen auf das Ganzheitliche des Erlebens, vor allem (wie Gutmann es tut) auf die religiösen Gründe. Das Recht ist eben nur eine soziale Teilstruktur. Dann erörtert Krueger die Entwicklungstendenz des Rechtes. Er lehnt Wundts Theorie von den „Einzelrechten" und „Befugnissen" ab. „Das Recht" ist nicht Ergebnis einer summenhaften Verbindung von Elementen, sondern es entwickelt sich von einer „primitiven Lebensgesamtheit zu gegliederter Gestalt", die Entwicklung ist ein „Durchstrukturieren". Damit ist eine allgemeine psychologisch-genetische Rechtstheorie erreicht, die von entscheidender Bedeutung ist sowohl für die wissenschaftliche Arbeit wie für die ethisch-politische Rechtsgesinnung. St.

Max Strauch, Die Theologie Karl Barths. 2. Auflage. Geh. 1,30 Mk. Chr. Kaiser, München.

Daß das Heft nötig war, beweist seine rasch erschienene zweite Auflage. Nötig ist es für zwei Gruppen von Menschen: die nicht Zeit und Gelegenheit haben, die Veröffentlichungen Barths selbst durchzuarbeiten, zumal die Veröffentlichungen, die in Auseinandersetzungen bestehen; und danach die, die über den Streit der Parteien hinaus das Bedürfnis nach einer reinen Darstellung des Sachverhaltes, des Ganges und Standes der Diskussion haben. Sympathisch ist außerdem die Heranziehung von Urteilen Fernstehender wie Graf Keyserlings oder des Jesuiten Przywara. —

Wer über dies Heft hinaus die wesentlichen Fragestellungen des beherrschenden Kopfs der Vorkriegstheologie (etwa 1890—1910) (Harnack) und der Gegenwart (Barth) kennenlernen will, tut es am raschesten und besten in Barths: Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke 1920, und Harnacks: Fünfzehn Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen. Christliche Welt 1923. Sonderdruck. Leider hat sich Troeltsch zu diesen Fragen nicht mehr geäußert. Er war in dieser Zeit schon wesentlich Geschichtsphilosoph. P. H.

Rudolf Köhler, Kritik der Theologie der Krisis. Eine Auseinandersetzung mit Karl Barth,

Friedrich Gogarten, Emil Brunner und Ed. Thurneysen. 24 S. Geh. 60 Pfg. Hutten-Verlag, Berlin.

Die knappe, überaus klare Schrift erkennt zwar den Fortschritt, den die Theologie Barths durch ihre „Wendung zum Objektiven" gebracht hat, an, richtet sich dann aber gegen die radikale Kulturkritik (indem die Immanenz des Göttlichen, wie sie durch die idealistische deutsche Philosophie begründet ist, betont wird), gegen die „Absurdität" des Glaubens und die Vorliebe zu Paradoxien, gegen die unklare Neigung zur Inspirationslehre, gegen die Eschatologie Barths und Gogartens, die eine Abbiegung der echten Eschatologie in das beliebte „Reingeistige" ist, gegen die sozialen Konsequenzen. Pfarrer Dr. Köhler spricht als ruhig wägender, sauber urteilender Theologe mit philosophischer Schulung gegen die innerlich erregten, prophetisch-paradoxen modernsten Theologen. So werden ihm die ruhig Urteilenden im wesentlichen zustimmen, während die innerlich Erregten ihn als „akademisch" empfinden werden, als einen, den seine historisch-philosophische Bildung an der paradox-religiösen Einstellung verhindert. St.

Die Verhandlungen des 31. Evangelisch-Sozialen Kongresses in Reutlingen am 10.—12. Juni 1924. 129 S. Geh. 2,50 Mk. Die Verhandlungen des 32. Evangelisch-Sozialen Kongresses in Halle am 2.—4. Juni 1925. 127 S. Geh. 3 Mk. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.

Diese Kongresse sind nach dem Weltkrieg wieder aufgelebt, aber sie haben nicht mehr die Resonanz der alten Harnack- und Naumannzeit. Die soziale Frage steht nicht mehr so ausschließlich im Bewußtsein der Gewissenhaften, sie ist Teil eines größeren und drohenderen Zusammenhangs geworden. Aber es werden immer noch gute Vorträge, die hörens- und lesenswert sind, dort gehalten. Auf dem Kongreß 1924 sprach Pastor Dr. Cordes über „Die Wirkungen der Industrialisierung auf die Gemeinden", und um dieses Vortrages willen zeigen wir hier den Bericht an. Cordes stellt die moderne Industriegemeinde (Wilhelmsburg-Reiherstieg) der alten Dorfgemeinde gegenüber. Was er sagt, ist aus Beobachtung und Anschauung geschöpft, klar und vorsichtig formuliert, schon in der Tendenz des Aufsatzes über „rückläufige Mission". — Der Bericht des Kongresses von 1925 bringt außer dem Vortrag von Anna von Gierke über die Arbeitsdienstpflicht der weiblichen Jugend und von Prof. Abderhalden über bevölkerungspolitische Probleme (Problem der sexuellen Aufklärung u. a.) als Glanzstück den Vortrag Professor Hellpachs über „Die seelischen Wirkungen der Mechanisierung und Rationalisierung der Industriearbeit". Es ist bemerkenswert, daß auch ein Mediziner sagt: „Das ganze Problem ist kein psycho-physiologisches, sondern ein ethisches Problem."

Skandinavien. Dänemark. Schweden. Norwegen. Finnland. Baukunst, Landschafts- und Volksleben. Mit einer Einleitung von Valdemar Rördam-Birkerød, Ernst Klein-Stockholm, Theodor Caspari-Kristiania, Johannes Oehquist-Berlin. 36 S. Text. 272 ganzseitige Bilder. Leinen 24, Halbleder oder Halbperg. 32 Mk. Ernst Wasmuth, Berlin.

Ein Bilderbuch von überwältigender Fülle. Wir sehen da die Stätten, die uns aus der nordgermanischen Geschichte bekannt sind und die wir mit einer ganz besondern Art von Ehrfurcht betrachten. Da ist die mächtig getürmte Stadtmauer der alten Hansestadt Wisby auf Gotland, der Dom, die Ruinen des St. Göran-Hospitals, der Katharinenkirche. Da sind die dänischen Hünengräber, das alte Bischofsgrab bei Sjörring, die alten Kirchen, Schlösser, Seen. Die wunderbaren Holzkirchen (auch Innenansichten davon). Vor allem aber die Landschaften, die uns aus mancher Saga und der Heimskringla wert geworden sind. Die Liebhaber der alten nordischen Geschichten werden von diesem Bilderbuch besonders viel haben, es ist gleichsam eine Ergänzung zu der Sammlung Thule. Hoffentlich ist es dem Verlag möglich, einen ähnlichen Band mit Bildern der alten Wikinger-Inseln (Island, Far Oer, Shettland, Orkney) herauszubringen. Die Aufnahmen sind auch rein ästhetisch betrachtet durchweg nicht nur einwandfrei, sondern teilweise sogar meisterhaft, mit feinem Gefühl für den Ausschnitt, den Aufbau, die Ausgewogenheit von Hell und Dunkel. Die Wiedergabe in Kupfertiefdruck befrie-

digt durchaus. Die Einleitungen geben nur knappe geographische Einführungen. Die Uebersichtskarte wünscht man sich größer. St.

Die 4. Truhe. Literarisches Jahrbuch für Schleswig-Holstein. Herausgegeben von Christian Tränckner. 206 S. Geb. 3 Mk. Karl Wachholtz, Neumünster. — Niedersachsenbuch 1926. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Herausgegeben von Richard Hermes und Albrecht Janssen. 186 S. Geb. 4 Mk. Richard Hermes, Hamburg.

Die Truhe ist diesmal so bunt, daß sie uns in dem Bestreben, recht viel zu umschließen, formlos zu werden droht. Außer der Fülle wünscht man auch ein klares Gesicht. Anregendes ist sehr viel darin. Gegenüber dem Ringen um Probleme, wie wir es in der Truhe finden, ist das Niedersachsenbuch mehr volkskundlich und heimatlich eingestellt. Das letztere hat auch einen umfangreichen Nachschlageteil über niederdeutsches Schrifttum.

Fränkischer Heimat-Kalender 1926. Von Anton Sack. 122 S. Reinhold Pfeiffers Deutscher Verlag, Würzburg. — Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1926. Herausgegeben von der Zentrale deutsch-baltischer Arbeit beim Ausschuß der deutsch-baltischen Parteien. 142 S. 2,50 Mk. Jonck u. Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3.

Der fränkische Kalender gibt in Gedichten, Skizzen, Erzählungen, Schnurren ein Bild des Jahrhunderts von 1750 bis 1850, der „guten alten Zeit". Die Vollbilder bringen vor allem Straßen, Winkel, Bauwerk aus fränkischen Städten. Eine Anzahl Ludwig-Richter-Bilder sind eingestreut.

Das deutsche Jahrbuch aus Lettland gibt wieder einen wertvollen Ueberblick über Bestand und Arbeit des Deutschtums, über die deutschen Organisationen. Ein größerer Abschnitt ist der „baltischen Geistesarbeit" gewidmet.

Karl Bernhard Ritter. Der Psalter. Nach D. Martin Luthers Uebersetzung im Auftrag der Berneucher Konferenz für den liturgischen Gebrauch herausgegeben. 216 S. Geb. 5 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Ritter hat den Psalter für den Gottesdienst sowie für den heutigen Leser hand- und verständnisgerecht zu machen gesucht. Dazu hat er erstens die Psalmen sachlich geordnet, zweitens das heute nicht mehr religiös Aufnehmbare ausgeschaltet (einzelne Verse, auch 14 ganze Psalmen fielen weg), drittens den Luthertext da, wo er uns fremd geworden ist, „eingedeutscht". „Selbstverständlich sind dabei die Ergebnisse der neuen Forschung zu Rate gezogen worden, die zuweilen eine stärkere Bildhaftigkeit des Ausdruckes nahelegt, als sie für Luthers Blicke sichtbar sein konnte." Beispiele: Luthertext: „Die Stimme des Herrn erreget die Wüste, der Herr erreget die Wüste Kades." Ritter: „Die Stimme des Herrn erreget die Einöden, die Stimme des Herrn pflügt das Meer." Luthertext: „Lobet den Herrn auf Erden, ihr Walfische und alle Tiefen." Ritter: „Lobet den Herrn auf Erden, ihr Ungetüme in den Meerestiefen." Die Verse sind gedichtmäßig gedruckt, was beim Vorlesen das Erfassen des Rhythmus erleichtert. Für den liturgischen Gebrauch sind gelegentlich Erweiterungen vorgenommen. Das handliche Büchlein ist sehr hübsch ausgestattet, so daß auch das Aeußere zum Gebrauche lockt. St.

Friedrich Panzer, Italische Normannen in deutscher Heldensage. (Deutsche Forschungen. Herausgegeben von Fr. Panzer und Julius Petersen. 1. Heft.) 100 S. Geh. 6 Mk. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Panzer führt die Erzählung von Samson, die den ersten Abschnitt der Thidrekssaga bildet und die man von einer verlorenen niederdeutschen Dichtung ableitet, sowie die „Sage" von König Rother, die in der Thidrekssaga als Teil der Vilcinasaga (Osangtriz) erscheint, auf Berichte über die großen geschichtlichen Gestalten des süditalischen Normannenreiches zurück. Samson ist danach niemand anders als Robert Guiskard, König Rother niemand anders als sein Neffe und Nachfolger Roger der Zweite. Panzer weist überzeugend nach, daß in beiden Fällen, sowohl bei Guiskard-Samson wie bei Roger-Rother-Osangtriz, die historischen Taten und Schicksale der Normannenfürsten mit denen der Sagen-

helden auffallend übereinstimmen; nur daß eben, gemäß dem Charakter der deutschen Heldensage, alles Politische zurücktritt und nur das Menschlich-Persönliche gestaltet wird. Schon in den alten Berichten von Guiskard und Roger zeigen sich, wie in den „historischen" Berichten jener Zeit überhaupt, die Anfänge der Legendenbildung.

Wie aber kam die Kunde von Süditalien und Sizilien nach Deutschland (und weiter nach Norwegen)? Bei der welfischen Partei (Welf VI.) war eine starke Hinneigung zu den süditalischen Normannen vorhanden. Während der Staufer Konrad III. freundlich zum griechischen Kaiser und feindlich gegen das Normannenreich stand, wandte sich das unter Friedrich Barbarossa, dem Neffen Welfs VI. Der byzantinische Kaiser Manuel (der sowohl im „König Rother" wie beim Archipoeta „Konstantin" genannt wird und von dem der Rother-Dichter ein karikiertes, aber lebensvolles Bild entwirft) unterstützte die lombardischen Städte gegen Barbarossa. Einer der treuesten Anhänger Welfs war der bayrische Graf Konrad von Dachau, der von Friedrich alsbald mit dem Titel „Herzog von Meran" belohnt wurde. (Er ist nach Panzer das Vorbild des treuen Herzogs Berchter „von Meran" im „König Rother".) So erklären sich die bisher unverständlichen bayrischen Züge in der Dichtung, man braucht sie nicht mehr als „Interpolationen" zu entfernen. Der „König Rother" ist also gar keine „Heldensage" im eigentlichen Sinn, sondern er birgt geschichtliche Personen und Vorgänge, zum Teil mit Wunschbildern ausgestattet, die sich aus seiner politischen Tendenz erklären, in der Verhüllung der Heldendichtung.

Zum Schluß geht Panzer auf die westlichen Einflüsse ein, er behandelt insbesondere den Zusammenhang des „König Rother" mit dem anglonormannischen Epos vom „King Horn" und mit dem englischen „Generides". Während Panzers Beweisführung und seine Ergebnisse in bezug auf die italisch-normannische Herkunft der Samson- und Rother-Gestalt überzeugend sind, bleiben die Zusammenhänge mit den westlichen Dichtungen noch problematisch.

Daß hier mit Nachdruck, bis zur Evidenz, der Einfluß normannischer Geschichte auf die deutsche Sagendichtung dargetan wird, ist ein dauernder Gewinn. Zugleich wird damit die Vermittlerrolle der deutschen Dichtung zwischen Süden und Norden im Mittelalter deutlich. St.

Schaubuch berühmter deutscher Zeitgenossen in Werken bildender Kunst. 130 Tafeln. Geb. 5 Mk. Ernst Heimeran, München.

Ein ungewöhnlich „interessantes" Buch. Man findet darin eine — natürlich notgedrungen willkürliche — Auswahl von Männern (und einigen Frauen), die teils „allgemein", teils in ihrem Fach berühmt sind. Die alte Philologie ist vertreten wie auch der Kunsthandel, die Zahnheilkunde wie das Orgelspiel, die Finanz wie die Kirche, die Dichtung wie die Mathematik. Die großen Geister sind nicht in Photographien wiedergegeben, sondern nach Gemälden, Zeichnungen, Plastiken usw. So haben die Bilder nicht nur einen physiognomischen, sondern auch einen ästhetischen Reiz, und zuweilen lernt man durch sie den Abbildenden besser kennen als den Abgebildeten. Es ist ein großes Vergnügen, beispielsweise den „berühmten deutschen Zeitgenossen" Alfred Kerr nach dem Oelgemälde von (ausgerechnet) Lovis Corinth zu bewundern. Thomas Mann ist von Max Oppenheimer etwas verexpressionistelt, es steht ihm aber gut. Ebenso ist es Einstein ergangen, dem jedoch die exprimierte Relativität weniger gut bekommen ist. Bemerkenswert ist das Bildnis Rudolf Steiners von Fritz Haß. Fritz Flebbe, den unsere Leser kennen, hat zwei Bildnisse beigesteuert: Ewald Banse und Graf Hermann v. Keyserling. Großmanns Zeichnungen (Spengler) sind eigentlich Karikaturen. Man kann das Büchlein einen physiognomischen und künstlerischen Spiegel des Zeitgeistes nennen, zugleich lehrreich und pikant. St.

Friedrich Lienhard, Unter dem Rosenkreuz. Ein Hausbuch aus dem Herzen Deutschlands. 218 S. Ganzleinen 6 Mk. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Den Wanderbüchern „Wasgaufahrten" und „Thüringer Tagebuch" ist dieses „Hausbuch" gefolgt. In sieben Teilen ist „allerlei" gesammelt und geordnet, was der Tag brachte. Das „Vor-

spiel" ist voll heiterer und anmutiger, die „Niederlagen" sind voll schwermütiger Töne, jenes schließt mit Erinnerungen an Adelheid von Schorn, diese schließen mit Erinnerungen an Wildenbruch. Tiefer in den Ernst führen die zwölf „Zeitgedichte". Dann folgt als viertes Buch der Hauptteil: „Zum inneren Ring", der in dreimal sieben kurzen Betrachtungen vom Rosenkreuzertum handelt. Darauf ein gleichsam „praktischer" Teil: die „Hausverklärung". Den Schluß, als sechstes und siebentes Buch, machen zwei Reden, eine Weimar- und eine Wartburg-Rede. Ein Büchlein, in dem Anmut und Würde sich vereinigen. Auf Lienhards Gedankenwelt werden wir im Zusammenhang eingehn, sobald die dritte Reihe seiner gesammelten Werke vorliegt. St.

H. H. Houben, Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften und Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger. 2. verb. Auflage. Geh. 18 Mk. Karl Rauch, Dessau.

Das Werk bildet einen hochinteressanten Beitrag für die Literatur- und Zensurzustände in den ehemaligen deutschen und österreichischen Staaten, die man wirklich nicht als „erfreulich" bezeichnen kann. Für Oesterreich liegt sogar ein — wohl nach dem Muster der römischen Kurie ausgearbeiteter — „Catalogus librorum prohibitorum" (1754—1780) vor. Es wird darin so ziemlich alle gute Literatur ausgestrichen. Besonders wertvoll erscheinen mir die Abhandlungen über die Vertreter des jungen Deutschlands (Gutzkow, Heine, Laube, Wienbarg usw.), deren Bestrebungen und Kämpfe der Verfasser einmal in einem besonderen Werke (Jungdeutscher Sturm und Drang) zusammengestellt hat. Wenn Houben bei Heine der Hoffnung Ausdruck gibt, „daß hinfüro die deutsche Polizei die Verwaltung der Heineschen Hinterlassenschaft ohne Einschränkung der literarhistorischen Wissenschaft anheimgeben möge", so ist zu befürchten, daß Heine dabei nicht gewinnen wird. Er war wirklich nicht der Mann, „Person und Sache" zu trennen, s. z. B. den Schwabenspiegel und die Schrift an den (sogenannten) Denunzianten (Wolfgang Menzel). Gerade in diesem Punkte, der den Bundestag zu seinem bekannten Schritte veranlaßte, herrscht noch nicht allseitige Klarheit. Das Aktenmaterial, das Houben vor uns ausbreitet, gewinnt da besonderes Interesse, wo es sich auf Vertreter der neueren und neuesten Literatur erstreckt. Manche dort vorliegenden Beurteilungen, z. B. im Falle Carl Einstein, wird man mit gemischten Gefühlen aufnehmen; auf ein ganz anderes Niveau stelle ich die Kämpfe, die Dehmel mit Gerichten usw. zu bestehen hatte; Dehmel war sicher der umfassendere Geist. Als Hebbel-Freund hat mich das Kapitel über diesen Dichter besonders gefesselt. Höchst vergnüglich ist das Bettina von Arnim gewidmete Kapitel, die es immer glänzend verstanden hat, der Zensur ein Schnippchen zu schlagen. Noch eines: Schillers Jungfrau von Orleans wurde am 27. Januar 1802 auf dem Wiener Burgtheater gegeben, aber als „Johanna d'Arc", denn schon das Wort Jungfrau erschien aus religiösen oder sittlichen Gründen anstößig! Man denke an Hebbels „Genoveva", die dort als „Magellona" erscheinen mußte!

Houbens Werk, dem bald ein zweiter Band folgen soll, ist als Erweiterung unserer sämtlichen Literaturgeschichten — aber natürlich auch als selbständige Erscheinung — aufs wärmste zu begrüßen. Th. Bieder.

William Schneebeli, Denkzeichnen. Beobachtungen und Erkenntnisse aus dem Leben der Natur. Anregungen zu denkendem Schaffen. 1. Teil: Der Wald. Geh. 2 Mk. Otto Maier, Ravensburg.

Schneebeli, Professor am Rorschacher Lehrerseminar, will nicht nur Uebung im Nachzeichnen des optischen Eindrucks, nicht nur „Abzeichnen", sondern freies Wiedergeben des Geschauten aus dem Gedächtnis. Daher zunächst denkendes Beobachten. Der Schüler soll beim Erfassen der Natur nach dem Wie und Warum der Dinge fragen, sie sich denkend klar machen und sie dann frei durch charakteristische, einfache Striche und Formen aus dem Gedächtnis sozusagen niederschreiben. „Erziehung zum logischen Denken und freien selbständigen Reproduzieren auch ohne Vorbild". Er holt das Wesent-

liche, Charakteristische aus der Erscheinung heraus und hält es in der Vorstellung fest, so daß er es jederzeit selbständig mit wenigen Strichen klar wiedergeben kann. Schneebeli geht also eigentlich auf dem Wege vorwärts, den die Primitiven instinktmäßig beschreiten und der zu den vielbewunderten Höhlenzeichnungen führte. Eine Uebung des Blickes für das Wesentliche! Diese Bestrebungen liegen zweifellos (ohne daß Schneebeli sich dessen bewußt zu sein scheint) in der Richtung der Fichteschen Erziehungsgedanken. Wenn man das vorliegende erste Heft, das Beispiele aus dem Walde vereinigt, durchsieht, muß man die ungemeine pädagogische Wichtigkeit dieser Methode anerkennen. Ein solches Zeichen ist mehr als Fertigkeit im Wiedergeben des Augeneindruckes, es ist eine Schulung zugleich der erkennenden wie der motorischen Gesamtpersönlichkeit, — sofern die Gefahr des bloßen Nachmachens vermieden wird. Wir möchten den Lehrern einen Versuch mit dieser Methode dringend empfehlen. Uebrigens ist schon die bloße Durchsicht dieses Heftes ein Genuß. St.

Th. von der Pfordten, Die Tragik des Idealismus. 24 S. 50 Pfg. Rudolf Eucken, Ethik als Grundlage des staatsbürgerlichen Lebens. 53 S. 80 Pfg. Beide bei Hermann Beyer und Söhne, Langensalza 1924.

Beides sind Schriften aus dem Euckenkreis. Th. von der Pfordten zeigte, daß der Idealist immer etwas nachlassen muß von der Reinheit seiner Ideale, sobald sie wirksam werden sollen. Es handelt sich um die uralte, ewig neue Erfahrung, daß der Geist, wenn er in die Geschichte eingeht, sich bedingen muß. Pfordten findet nur in der Philosophie Euckens einen Idealismus, der die beiden, Natur und Geist, zu höherer Einheit verbindet und so den Lebenskämpfen gewachsen ist. Eucken selbst geht in der zweitgenannten Schrift von derselben Spannung aus. Er spricht von dem daraus entstehenden politischen Optimismus oder Pessimismus und fordert darüber hinausgehend einen Aktivismus, der in einem ethischen Idealismus wurzelt. Das Leben ist auf Kampf gestimmt, aber der ist nicht das letzte, sondern muß schließlich einem höheren Ziele dienen. „Das führt zur Anerkennung einer überwindenden Geistigkeit... Ohne solche Ueberzeugungen ... kann auch das politische Leben nicht gedeihen; auch dieses bedarf eines festen Lebensglaubens, eines Glaubens, der nicht neben den Dingen steht, sondern als ihre tiefste Seele und lebendige Kraft wirkt." Auch das ist nichts, was nicht auch sonst schon oft gesagt wäre. Aber es ist uns ja wohl gut, immer wieder auf die Voraussetzungen alles Lebens und aller Kultur hingewiesen zu werden. Karl Witte.

Zwiesprache

Schon zu Jahresanfang hatte ich Herrn Albrecht Erich Günther als Mitherausgeber gewünscht. Der dazu nötige Beschluß wurde erst im Februar möglich, so daß Herr Günther erst von diesem Vierteljahr an als Mitherausgeber zeichnet. Unsre Leser kennen ihn aus manchen Aufsätzen in den letzten beiden Jahrgängen. Daß die neuen Leser gerade in diesem Heft keinen Beitrag von ihm finden, ist ein unglücklicher Zufall: Krankheit. Die Aenderung, daß Herr Günther nicht nur wie bisher als Schriftleiter, sondern als Mitherausgeber zeichnet, hat den Sinn, daß mir nicht nur an redaktioneller Arbeitsentlastung, sondern an größerer Fülle und Mannigfaltigkeit der Interessen und Gedanken liegt. Gewiß soll unsre Zeitschrift den Vorzug bewahren, daß der persönliche Charakter ihrer Leitung deutlich ist. Aber erstens tut es weder dem Herausgeber noch der Zeitschrift gut, wenn allzu viele Jahre hindurch immer nur ein Geist dem Ganzen das Gepräge gibt, und zum andern: die anwachsende Arbeit zwingt zur Differenzierung, wenn sie nicht einförmig über einen Leisten getan werden soll. Darum ist es mir gerade willkommen, daß Günthers Art von der meinigen so sehr verschieden ist, denn eben das macht die Arbeit fruchtbar. Ich brauche nicht jemanden, der mir

recht gibt. Wenn ich recht habe, merke ich es schon allein und bedarf nicht erst der seelischen Stärkung durch die Zustimmung gleichgesinnter Andrer. Wichtig ist nur die Uebereinstimmung innerlich *verschiedener* Menschen, und ihre Nicht-Uebereinstimmungen regen an und führen weiter. Es ist mir nichts — ärgerlicher und zugleich sympathischer, als wenn jemand mich zwingt, etwas nicht nur auf meine, sondern auch auf andre Weise zu denken. Aus dem Kolleg des alten Georg Elias Müller über Naturphilosophie, das ich im ersten Semester hörte, habe ich als unverlierbares geistiges Besitztum die zufällige Bemerkung mit ins Leben genommen, daß man solche Bücher, die einem am meisten widersprechend sind, am sorgfältigsten lesen müsse. In der Tat: gescheiter Widerspruch ist Goldes wert. (Der meiste Widerspruch unter den Menschen leidet freilich daran, daß er dumm ist, und in seiner Dummheit nicht einmal amüsant. Also bitte nur gescheite, nicht bornierte briefliche Widerspruchskundgebungen senden!) Wenn es gelingt, daß zwei Deutsche (trotzdem sie vermöge ihrer Natur drei verschiedene Meinungen haben müssen) eine gleichwohl in sich geschlossene (also nicht gerundete, sondern sozusagen gevalte, zweipolige) Zeitschrift zustandebringen, dann — beglückwünsche ich mein verehrtes Lesepublikum. —

Einige Anmerkungen zu unsern Aufsätzen:

Kolbenheyers Aufsatz erscheint zu gleicher Zeit im „Eckart", der seine Bestrebungen mit dem Untertitel „Blätter für evangelische Geisteskultur" umschreibt. Der „Eckart" dient in erster Reihe der schönen Literatur, beschäftigt sich aber auch mit allgemeinen Problemen. Es ist erfreulich, daß aus Berlin auch einmal so etwas Gesundes wie der Eckart zur Literatur beigesteuert wird neben dem allzu vielen Berliner Galizimathias. Der Schriftleiter Dr. Harald Braun ist unsern Lesern aus mehreren Beiträgen bekannt. — Zu den beiden Schlußabsätzen Kolbenheyers vergleiche man unsre Glosse über den Alarmruf des Freiherrn von Münchhausen („Eine irrtümliche Todesanzeige"). Sie gibt eine zufällige, aber zutreffende Illustration.

Frau Elsa Paulsen steht — wir möchten das angesichts des Namenzufalls betonen — nicht in Zusammenhang mit Rudolf Paulsen, sondern sie ist die Frau des vielumkämpften ehemaligen Berliner Oberstadtschulrats. Ich freue mich, unsern Lesern diese Gedankenwelt nahebringen zu können; denn wenn unsre Zeitschrift auch nicht zu einem neutralen Gefäß des Ideen-Synkretismus werden soll, so möchten wir sie doch auch nicht in die Gefahr der Ideen-Inzucht geraten lassen. Was meine Gedanken von denen Elsa Paulsens unterscheidet, geht auf eine andre Auffassung von der menschlichen Natur zurück. Dennoch habe ich Sympathien für gewisse Seiten der Schul- und Erziehungsreform — auch die Schule hat Teil an der Neigung der Deutschen, allzufrüh — nach Schillers Wort — „fest" zu werden. Vor allem ist zweifellos die Pflege des Sinnenhaften nötig. Doch scheint mir das Sinnenhafte in engster Beziehung zum Lebenskampfe zu stehn. Diese Zusammenhänge sind nicht leicht formulierbar, doch hoffe ich, sie werden mit der Zeit ausdrucksreif, so daß ich gedankenmäßig sagen kann, was mir nur erst gefühlsmäßig deutlich ist.

Ueber die Bilderbeilagen wird sich mancherorts Verwunderung oder Entrüstung erheben. Es tut mir leid, daß ich den Turm der blauen Pferde (Nationalgalerie, Berlin) und den Mandrill (Kunsthalle, Hamburg) nicht farbig geben kann, denn in der Farbe, nicht in Pinselführung und Helligkeitsgraden, liegt hier Wesentliches. Aber man wolle sich nicht abhalten lassen, zunächst einmal Dr. Schreyers Aufsatz zu lesen, um zu verstehen, warum wir „so etwas" bringen. Was Stramm für die Dichtung bedeutet, bedeutet Marc für die bildende Kunst. Schreyers Aufsatz über Franz Marc gehört mit dem über August Stramm (September 1925) zusammen. Im übrigen: es lohnt sich, Franz Marcs „Briefe, Aufzeichnungen und Aphorismen" (Paul Cassirer) — dem Werke sind auch die beiden Skizzen entnommen — zu lesen.

Mein kleiner Beitrag über die Theologie der Krisis (Krisis heißt zu deutsch Entscheidung, Gericht. Die Theologen sagen statt Entscheidung lieber Krisis aus demselben Grunde, aus dem sie statt Einsegnung lieber Konfirmation sagen: es hört sich akademischer an, und es ist bekanntlich eine der wichtigsten Aufgaben der Theologen, die Gotteslehre und die Kirche vor Volkstümlich-

keit zu bewahren) besagter Aufsatz ist mit Absicht als eine „persönliche Stellungnahme“ bezeichnet. Ein Schriftleiter, den der Beruf zwingt, viele Gebiete unter Augen zu halten, kann sich nicht wie ein Gelehrter in die zum Teil nicht sowohl schwierige als diffizile Literatur hinein- und durch sie hindurcharbeiten. Da ich aber mehrfach teils zustimmende, teils ironische Bemerkungen zu dieser Theologie gemacht habe, so ist es kein unbilliges Verlangen, wenn die Leser meine „eigentliche Stellung“ kennenlernen möchten. Und vielleicht ist es den Theologen selbst nicht völlig gleichgültig, sich in unserm laienhaften Gemüte zu spiegeln. Aber ausdrücklich sei gesagt: ein objektives, wohlbegründetes Urteil kann und will ich nicht geben. Trotz aller Kritik: vor Theologen wie Barth und Gogarten habe ich sehr viel mehr Respekt als etwa vor Rittelmeyer. Rittelmeyers Aufsätze konnte ich schon damals nicht schmecken, als er noch nicht zu Steiner gekommen war. Das unverkennbar feminine, mit einer gewissen logischen Impotenz verbundene, zugleich lebhaft und sanft flutende Pathos war mir von je unerträglich. Barths Pathos ist herber, stärker, und Gogartens paradoxes Gedankenstechen hat etwas reizvoll Spannendes. Sie geben wirkliche *Gedanken*, die zu denken zwingen, nicht bloß den vom vielen Aufkochen allzu breiig gewordenen Gedankenkohl mit himmelblau-rosa-moosgrün schillernder kultisch-symbolischer Stimmungssauce. (Ich weiß, Freunde, in welches Fettnäpfchen ich jetzt getreten bin. Ins Fettnäpfchen treten ist mein Privatsport.)

Schwaners Bericht über die von ihm geführte Volkserzieher-Bewegung soll nicht bedeuten, daß wir nun beginnen, Darstellungen einzelner organisierter Strömungen zu bringen. Wir berichten nicht einmal über die uns am nächsten stehende Fichte-Gesellschaft. Wir geben nicht eine berichtende, sondern eine kritische Zeitschrift heraus. Wir bringen den Aufsatz aus Achtung vor Schwaners Person, ohne damit einen Präzedenzfall schaffen zu wollen. Wo wir uns mit Schwaner berühren und wo wir uns von ihm unterscheiden, wird dem Kundigen unschwer zu erkennen sein.

Einen kleinen Aufsatz, der unsre Stellung zur völkischen Bewegung betrifft, stellen wir bis zum nächsten Heft zurück, in dessen Zusammenhang das Thema besser hineinpassen wird. Da das April-Heft infolge der von der Grippe angerichteten Verwüstungen verspätet erscheint, wird das Maiheft ihm ziemlich rasch folgen. (Hoffentlich! — denkt hier der vielerfahrene, gedankenvolle und geduldige Leser.)

Die Schlußworte von Novalis stammen aus den Fragmenten. St.

Stimmen der Meister.

Es ist mit dem Volke, wie mit den Weibern. Es hat für alles Leidenschaft, was seine Aufmerksamkeit an sich zieht. Es sucht in diesem Gegenstande alles, denn es fühlt durch denselben sein unendliches Wesen in dunkler Ahndung. Je schwächer der Mensch, desto mächtiger, ahndungsvoller und behaglicher dünkt ihm ein leidenschaftlicher Zustand. Es ist ihm genug, daß er geweckt und gerührt wird — was ihn weckt und rührt, ist einerlei — er ist noch nicht gebildet genug, um irgendeine Wahl zu treffen und die erregenden Gegenstände zu ordnen und zu unterscheiden, oder gar manchem seine Aufmerksamkeit und Teilnahme zu versagen. —

Echte Unschuld geht, so wenig wie echtes Leben, verloren. Die gewöhnliche Unschuld ist nur Einmal, wie der Mensch, da, und kommt so wenig wieder, als er. Wer, wie die Götter, Erstlinge liebt, wird nie an der zweiten Unschuld den Geschmack finden, wie an der ersten, ohngeachtet die letztere mehr ist, wie die erste. Manches kann nur Einmal erscheinen, weil das „Einmal“ zu seinem Wesen gehört. Unser Leben ist absolut und abhängig zugleich. Wir sterben *nur gewissermaßen*. Unser Leben muß also zum Teil Glied eines größern, gemeinschaftlichen Lebens sein. Novalis.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.

Aus dem Deutschen Volkstum

Franz Marc: Der Mandrill

Aus dem Deutſchen Volkstum

Maina Heyck-Jenſen, Der Säemann

Deutsches Volkstum

5. Heft **Eine Monatsschrift** 1926

Um Deutschlands Ehre.

1.

Kurz nachdem Herr Mussolini das deutsche Volk verhöhnt und dem Deutschen Reiche die gepanzerte Faust unter die Nase gehalten hatte, erging sich der französische Ministerpräsident Briand in einigen freundlichen Bemerkungen über Deutschland. Er sagte in der Kammer etwa: auch die Deutschen haben gezeigt, daß sie auf den Schlachtfeldern ein wackeres Volk und des Heroismus fähig seien. „Wenn zwei tüchtige Menschen aneinander geraten sind, kommen sie dann nicht durch Aussprache zu einem Einverständnis?“ Nach dieser Locarno-Rede, berichteten die Blätter, erhob sich der größte Teil der Abgeordneten und brachte Briand Ovationen dar.

Auch in der hohen Staats- und Völkerpolitik ist es leider ganz unmöglich, sich des Gedächtnisses zu entschlagen. Die heutigen Staatspolitiker, die deutschen zumal, haben zwar ein rührend kurzes Gedächtnis, aber das unsere ist dafür um so besser. Es reicht sogar noch bis in jene gewitterschwülen Maientage des Jahres 1919 zurück, wo unsere Friedensdelegierten das Wunderwerk von Versailles in Empfang zu nehmen hatten. Sie gingen dazu vom Hotel ins Schloß, und vom Schloß ins Hotel, und sie fanden den Weg auch im Schlafe, denn er war durch hohe Drahtgitter sorgsam für sie reserviert. Hinter den Drahtgittern, im Bereiche des nicht zu betretenden, des freien Frankreichs aber standen Polizisten und paßten scharf auf, daß den abgesperrten Boches kein Leid geschah. Denn es war ausdrücklich verboten, diese wilden Tiere hinter dem Gitter irgendwie zu necken oder mit unverdaulichen Gegenständen zu bewerfen . . .

Ja, damals konnte man eben die Vertreter dieses „wackeren Volkes“ noch nicht als Menschen, geschweige denn als „tüchtige“ Menschen behandeln, denn sie hatten ihre Bußfertigkeit noch nicht bezeigt und ihre Entehrung noch nicht durch Unterschrift bekräftigt.

Inzwischen haben sich aber auch andere maßgebende Leute zum Falle Deutschlands geäußert und durchblicken lassen, daß der Sündenfall dieses rohen Volkes durch großen Fleiß, Demut und Reue notdürftig wieder gut gemacht werden könne. Der Herr Präsident der Vereinigten Staaten z. B. hat uns des öfteren seines fast ungetrübten Wohlwollens versichert und uns für ehrliche Leute erklärt, was uns um so inniger bewegt hat, als wir ja mit seinem hochseligen Herrn Vorgänger — sanft ruhe die Asche seiner vierzehn Punkte! — eine recht schmerzliche Enttäuschung erleben mußten, soweit die Ehrlichkeit in Frage kommt. Eine ganz besondere Ehrenerklärung wurde uns ferner durch die englische Regierung im Unter-

hause zuteil, wo Herr Premierminister Baldwin nicht umhin konnte mit gedämpfter Stimme vorsichtig zu erklären, er habe aus einer Erklärung des deutschen Reichskanzlers entnommen, daß die Verwertung menschlicher Leichen zu Schießpulver während des Krieges in Deutschland nicht üblich gewesen sei.

Und nun — o Glück! ist es unseren Ministern vergönnt gewesen, mit den hohen Würdenträgern der ehrliebenden Siegerstaaten in gleichem Schritt und Tritt zum Verhandlungstisch zu gehen, sich wechselseitig zu besuchen, abzufüttern und sich gemeinsam photographieren zu lassen. Die höchste Instanz politischen Geistes auf Erden, der so vielfach gesalbte und mit allen Wassern gewässerte Völkerbund öffnet dem infamierten und justifizierten Deutschland liebevoll die Arme. Schuldbeladen, geknebelt, gedemütigt, von drohenden Bündnissen eingegarnt, stolpern wir dienstfreudig an die Schwelle dieser hehren Friedensgemeinschaft, um zu unserer großen Beschämung zu erfahren, daß wir leider noch nicht eintreten dürfen, daß die Völkergnade für den armen Sünder irgendwo ein Loch hat, welches erst geflickt werden muß, bevor usw. Worauf wir wieder in unsere Einsamkeit zurückkehren können, um weiter in die kümmerliche Asche unserer Trübsal zu blasen und darüber zu grübeln, wie und wann wir wohl unsere gestohlene Volksehre und unsere verrufene Ehrlichkeit vor aller Welt zurückgewinnen möchten?

Wäre es nun nicht an der Zeit, daß aus der Asche unserer Trübsal endlich, endlich einmal die Flamme des Stolzes loderte? Und dieses unbeschreibliche Gaukelspiel der Siegerstaaten als das beleuchtete, was es ist?

Wie können wir uns mit diesen Leuten an einen Tisch setzen, uns mit ihnen „vereinigen" wollen, solange wir als eine schuldbeladene, schuldbewußte Nation zweiten Grades am Pranger stehen? Solange wir an das schmachvolle Diktat von Versailles angekettet sind? Solange dieses Folterinstrument von denselben Ehrenmännern munter gehandhabt wird, die uns jetzt mit so edler Geste, mit so warmen Biederworten die Bruderhand zum „wahren" Frieden bieten? Ist denn die Ehre einer Nation eine Dekoration nur für bestimmte Zeiten, für Fest- und Feiertage? Kann man sie einpökeln oder auf Eis legen, bis es „opportun" sei, sie wieder in die Sonne zu stellen?

Die Sonne bringt es an den Tag — wahrlich, werte Zeitgenossen gegenüber, das tut sie. Sie tut es langsam und bedächtig. Sie reifte zuerst in hellen angelsächsischen Köpfen die Erkenntnis des Unrechts, das an Deutschland begangen wurde. Die Namen Morel und Keynes leuchten hier obenan. Auch in Frankreich, gewiß, auch dort hat die Wahrheit ihre Stimme wiedergefunden: neben den tapferen Romancier Viktor Margueritte und seinen kleinen Kreis tritt der Soldat G. Demartial, vordem Abteilungschef im Kriegsministerium und hoher Kolonialbeamter, mit seiner kategorischen Forderung einer Revision des Diktatfriedens. Das italienische Gewissen regt sich, trotz Unterdrückung durch Mussolini, in Staatsmännern wie Nitti, und im neutralen Ausland kämpfen Männer vom Ansehen Sven Hedins und Paul Stegemanns für unsere Sache. Das leidenschaftlichste Zeugnis aber für die

deutsche Ehre nicht nur, sondern für die unbedingte Ueberlegenheit Deutschlands auf so ziemlich allen vergleichbaren Gebieten legt H. G. Scheffauer ab, der Kalifornier, der sich zum Deutschtum und seiner Mission schon damals bekannte, als es am kläglichsten daniederlag.

In den Stimmen dieser Männer, so verschieden sie klingen mögen, ist ein gemeinsamer Unterton, den wir in den Reden und Beschlüssen, den Noten und Erklärungen unserer amtlichen Wortführer vermissen. Jene scheinen getragen und vorwärtsgetrieben von einer tiefinneren sittlichen Spannung, sie müssen Zeugnis ablegen für ein Ziel, das, mag es auch politisch verankert sein, doch hoch über die landläufigen „politischen Erwägungen" hinausweist. Die andern, die lauen Stimmführer unseres Kampfes um Deutschlands Ehre, scheinen immer nur von eben diesen Erwägungen auszugehen, und deshalb verlieren sie das Ziel aus den Augen, verlieren jene männliche Spannkraft für das Ziel, die allein seine Erreichung verbürgt.

Die Väter des Versailler Diktats haben genau gewußt, was sie taten, als sie in den Artikeln 228 und 231 Deutschlands moralische Minderwertigkeit für alle Zeiten festzulegen trachteten. Der eine von ihnen, der alte Schlaufuchs Lloyd George, hat klipp und klar bekannt, daß mit dem Fall dieser Schuldartikel der ganze ungeheuerliche „Vertrag" in sich zusammenbrechen müsse. Eine politische Erwägung, die aufs Ganze geht, und nicht nur die kleinen Zugeständnisse des Tages einzuheimsen trachtet, müßte die Wahrheit, die in jenem Worte steckt, wie einen eisernen Hebel brauchen, um den Berg von Versailles ins Wanken zu bringen.

Denn alle realpolitischen „Ergebnisse" seit jener Friedenslüge, mögen sie nun von Erzberger, Wirth oder Stresemann errungen — oder sagen wir besser: eingehandelt worden sein, sind mit dem jedesmaligen Verzicht auf die Antastbarkeit jenes Diktates, und folgerecht auch mit dem „vorläufigen" Verzicht auf die Wiederherstellung unsrer nationalen Ehre bezahlt.

Deutschland muß leben, auch wenn wir schweigen müssen, — sagen unsere großen Schweiger mit dem verschwiegenen Lächeln derer, die es besser wissen. Geduldet euch doch, ihr ewig Ungeduldigen! so rufen und beschwören sie. Was sollen wir denn tun? Was können wir erreichen? Wir haben ja keine Macht! Was helfen unsere Reden und Proteste? Was haben sie uns geholfen bisher? Deutschland muß doch leben, muß mit den Völkern des Erdballs zusammenleben. Es kann nicht beständig schmollen und grollen. Und stehen wir heute nicht schon ganz anders da, dank unsrer vorsichtigen Tapferkeit, dank unserer tapferen Vorsicht, als damals in Versailles?

Aus dieser politischen Seelenlage werden unsere Staatsreden und Staatsakte geboren, und da ist es denn kein Wunder, daß sie sind, wie sie eben sind: mehr vorsichtig als tapfer; mit einem Wort: diplomatisch.

Der moralische Mut ist eine geistige Großmacht ersten Ranges. Der moralische Mut eines ganzen Volkes ist eine unwiderstehliche Macht. Ein Volk, das diesen Mut im geschlossenen Kampfe um seine Ehre einsetzt, ist unbesiegbar. Ein Volk, das seine Ehre hinter das Leben zurücksetzt, verliert den gerechten Anspruch auf dieses so sehr geschätzte Leben. Es spricht

sich selbst das Urteil vor dem Geist der Geschichte, der niemand anders ist als der Geist Gottes selber.

Kann man denn auf Anerkennung seiner Ehre, sei es eine der Person oder der Nation, „vorläufig“ verzichten?

Kann man denn Ehrerbietung für einen Staat verlangen, der seinen auferlegten Kriegstribut unwidersprochen dem Namen und dem Sinne nach als „Wiedergutmachung“ in die Hände der Sieger legt? Und was für Hände sind darunter!

Müssen wir nicht im Namen derer, die für uns und unser Vaterland gestorben sind, wie im Namen derer, die nach uns kommen und den Namen dieses Landes in Ehrfurcht auf die Lippen nehmen sollen — müssen wir nicht in eherner Ausdauer unsere Stimme erheben zu der gänzlich undiplomatischen aber gerechten Forderung: die Reparation der deutschen Ehre — wo bleibt sie? Wir sind diese Forderung nicht zuletzt denen schuldig, die auf der Siegerseite für unsere Wahrheit und unsere gute Sache kämpfen — ohne Lohn, ohne Dank, und gegen eine Flut von Mißgunst und Haß im eigenen Lande — nur um der Sache willen.

Die Erzschelme, die das deutsche Volk als Verbrechernation auf das arme Sünderbänkchen gesetzt haben, wittern Morgenluft. Die Schleier fallen langsam, einer nach dem andern, und die Lüge steht bald in ihrer schamlosen Nacktheit da, auch dem blödesten Auge erkennbar. Da beeilen sich die Schelme mit ihrer sogenannten Großmut, sie vollführen edle Geberden und blasen die Versöhnungs-Schalmei. Wir wollen vergeben und vergessen. Sie — uns!

Aber so blasen unsere Trompeten nicht.

2.

„Die Deutschen haben keine Augen für Ausmaß und Bedeutung ihres Sieges. Aber auch ihre Feinde sind für Bedeutung und Ausmaß des Sieges blind, den die Deutschen über sie errungen haben.“ Deshalb — so sagt Hermann George Scheffauer — muß ich, der Amerikaner, die moralische Bilanz des Krieges aufstellen, wie „Wenn ich Deutscher wäre!“ Die zehn Kapitel seines Buches unter diesem Titel (Verlag Max Koch, Leipzig) sind ein flammender Protest gegen die Selbstverherrlichung der Siegerstaaten und gegen die Selbsterniedrigung Deutschlands.

Eigentlich, meint Scheffauer, war es nicht seines Amtes, ein solches Buch zu schreiben. „Es war Sache eines Deutschen. Es war Pflicht eines Deutschen, den unausgesprochenen Gedanken und Gefühlen unmündiger Millionen seiner Stammesbrüder Ausdruck zu geben. Aber in diesen ganzen zehn Jahren ist ein solcher Deutscher nicht erstanden. Schon das ist eine ungeheuerliche Tatsache, wohlgeeignet, mich einen Augenblick zurückzuhalten.“ — Es ist gut, daß Scheffauer seine Zurückhaltung überwunden hat. Denn ein Deutscher könnte ein solches Buch nicht schreiben. Und wenn er es wirklich schriebe, so würden diejenigen, die es am meisten angeht, gelangweilt die Achseln zucken: seht doch den teutonischen Schreihals — er brüllt, weil er Prügel bekommen hat und Strafe zahlen muß. Er ist nicht Manns genug, sein Schicksal schweigend auf sich zu nehmen. Er beschimpft uns — das beweist nur, daß wir Recht haben.

Nein, es ist viel besser, daß einer, der diesen ganzen so vielfältig verknäuelten Komplex des Deutschtums und seine Stellung innerhalb der europäischen Völkerkrisis von außen her beobachten kann, öffentlich auftritt und vernehmlich fragt: wie lange soll der politisch verkleidete Aberwitz die schlichten Tatsachen ins Gegenteil verkehren dürfen? Wie lange wird sich die Welt gegen das offene Eingeständnis sträuben: „Die Deutschen waren (und sind) das große Kulturvolk der Gegenwart.“? In diesem Bekenntnis wurzelt Scheffauers These von der politisch-militärischen, wie der allgemein geistigen und moralischen Minderwertigkeit der verbündeten Nationen, ihrer Kriegs- und Friedensführung.

Er belegt die These mit vielen guten Gründen, nicht gerade wie ein Professor der Statistik und der Moralökonomie, sondern wie ein Anwalt des Rechtes und der Gerechtigkeit vor dem unsichtbaren Tribunal einer Weltvernunft, deren Spruch er mit dem zornigen Mut eines ethisch entflammten Menschen herausfordert. Er veröffentlicht durchaus keine neuen „Dokumente zur Kriegsschuldfrage“, er gibt sich nicht mit der umständlichen Widerlegung der unzähligen großen und kleinen Kriegslügen ab, er schöpft aus den Tatsachen, die weltkundig und durch keinerlei archivalische Entdeckungen mehr zu entkräften sind, den Mut zu seiner Ueberzeugung, seiner „ausgegrabenen Wahrheit“, wie er sie nennt: „Der Friede vor dem Kriege, der Krieg selbst und sogar der falsche Friede nach dem Kriege haben, ein jedes in seiner Art, bewiesen, daß das deutsche Volk allen seinen Feinden überlegen ist.“

Das kann ein Deutscher nicht schreiben, ohne sich dem Verdacht des Größenwahns auszusetzen. Er kann es allenfalls denken und sich vornehmen, stets so zu handeln, daß diese Wahrheit nicht Lügen gestraft werde. Er weiß aber nur zu gut, daß weder im alten noch im neuen Deutschland die Gesinnungen wie die Handlungen so hoch und preiswürdig waren, um aus ihnen eine absolute Ueberlegenheit des deutschen über andere Völker abzuleiten. Wir kennen unsere Sünden, die Unterlassungs- wie die Tatsünden, die chronischen wie die akuten Schwächen im Organismus unsres Volkstums so genau, wir stehen gerade jetzt, inmitten unseres politischen Zusammenbruches, so stark unter dem Druck der Folgen unserer geschichtlichen Charakterschwäche, daß wir eher geneigt sind, ungläubig und unwillig aufzuhorchen, wenn eine Stimme von außen auf uns eindringt:

„Der Deutsche ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zweikampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten; nicht im Augenblick zu glänzen, und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. Denn dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan, wenn das Menschenleben irgendeine Bedeutung hat. Endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.“

Sonderbar, was dieser Scheffauer plötzlich für einen Schillerschen Tonfall trifft! Aber wie ist uns denn — stehen diese prophetischen Worte

nicht wirklich und wahrhaftig in Schillers gesammelten Werken? Freilich, von dorther hat sie unser amerikanischer Fürsprecher in sein Anklagebuch übernommen, mit triumphierender Geberde verweist er auf unseren Nationaldichter, auf seinen hochgestimmten Glauben an die Mission und an die unzerstörbare Größe des deutschen Volkes. Die stolzen Worte aus einer Zeit, da es wohl deutsche „Vaterländer" aber kein Deutschland gab, können uns niedergeschlagenen Deutschen von heute allerdings zu denken geben. Diesen Denkprozeß mit allen Mitteln eines liebevollen Zornes zu beschleunigen, ihn zum erhöhten nationalen Selbstbewußtsein hinzuleiten, ist Scheffauers Bemühen. Deutschland muß national werden, ruft er aus, „damit seinen großen Eigenschaften, mit denen es die Welt bereichern kann, internationale Achtung und Anerkennung gezollt werde." Nicht das blasse und verblasene internationale Ideal, sondern das des übernationalen Staates, eines „Freistaates der Menschheit" zu verwirklichen, sei Deutschlands universale Bestimmung.

Wir wollen mit Scheffauer nicht darüber rechten, in welcher konkreten Form ein solches „Weltreich der Seele" neu zu begründen wäre, denn eigentlich besteht es schon in der übernationalen Gemeinschaft der erlauchten Geister aus allen Zeiten und Zonen, die ein richtiger Geisterseher jederzeit beschwören kann, wenn er an dem Treiben der unsauberen Geister genug hat, die unsern Erdentag mit Stank und Lärm erfüllen. Wir wollen uns lieber freuen, daß hier ein aufrechter Mensch der Stimme seines Gewissens folgt und das Weltgewissen aufzurütteln sucht, zugleich aber auch uns ins Gewissen redet. Dies tut er, indem er nicht nur den Stolz auf unsere Leistungen und ihr spezifisches Uebergewicht entfacht, sondern die deutschen Untugenden resolut an den Pranger stellt. Er sieht sie, zunächst in allerhand formlosen Aeußerlichkeiten, die ihm als Amerikaner auf die Nerven gehen. Er vermißt die Kongruenz zwischen geistig-sittlichem Gehalt und äußerer Erscheinung, er vermerkt abstoßende Sitten und Gewohnheiten und verweist auf den tieferen Zusammenhang dieser nationalen Außenwirkung mit der Leichtgläubigkeit der Welt all den erlogenen deutschen Schandtaten gegenüber. Vor allem aber geißelt er „den Sklaven im Deutschen, diesen Affen jener, die tatsächlich hinter ihm zurückstehen", diesen Heloten, der sich geschmeichelt fühlt, wenn man ihn für einen Engländer oder Amerikaner hält. Obwohl Scheffauer die Erfüllungspolitik, rein als wirkliche und Willensleistung genommen, als einen neuen deutschen Sieg verherrlicht, kennzeichnet er die Haltung des amtlichen Deutschlands als einen verhängnisvollen Verzicht auf das unveräußerliche Recht, an den Angelegenheiten der Welt teilzunehmen. „Jede neue Forderung der Räubermächte rief ein neues Kriechen nach Kanossa hervor, und dieses erzeugte wieder neue Uebergriffe." Wir wissen es aus dem Munde der gegnerischen Staatsmänner, wie sehr diese Unterwürfigkeit, angefangen von Versailles bis in die jüngsten Tage, der deutschen Sache geschadet hat. Wir sind also mit Scheffauer sehr einig in diesem Betracht. Nur müssen wir ergänzen, daß das amtliche Deutschland ein Exponent der parlamentarischen Mehrheit ist und nach demokratischem Weltbrauch die „Meinung des Volkes" so de- und wehmütig vertrat. Wenn in anderen parlamentarisch regierten Staaten bei äußeren Kon-

flikten die Wahrung der nationalen Würde von jedem Ministerium als selbstverständlich erwartet wird, so sind wir in Deutschland leider noch nicht soweit. Wahrscheinlich, weil wir uns einbilden: ein Volk von sechzig Millionen kann nicht untergehen!

Ganz gewiß kann es das! erwidert Scheffauer mit aller Härte, und wir danken ihm dafür besonders, weil wir der Illusionen herzlich müde sind und nicht wünschen, daß auch seine Wiederaufrichtung des Glaubens an die deutsche Zukunft unsern frevelhaften Optimisten Wasser auf ihre Mühlen leite. Eugen Kalkschmidt.

Feuer, Blut und Geist.

Wir haben schon die bisherigen Bücher* Ernst Jüngers mit besonderem Interesse betrachtet und im „Deutschen Volkstum" auf sie aufmerksam gemacht, da sie uns neben der Bekanntschaft mit einem ausgezeichneten Soldaten und Schriftsteller wesentliche Einsichten in die Natur des Krieges zu vermitteln schienen. Seine neueste Schrift** veranlaßt uns zu eingehender Prüfung, da in ihr als bewußter Gedanke offen zu Tage tritt, was im ersten Buche dem achtsamen Leser schon als Ereignis vor das Auge trat. Die Entwicklung, die in diesen vier Büchern sich darstellt, ist von auffallender Folgerichtigkeit: in den „Stahlgewittern" stürmt der Autor durch die ganze Länge des Krieges; im „Kampf als inneres Erlebnis" beschränkt er sich auf eine Seite des Geschehens, im „Wäldchen" auf einen nach Wochen, in „Feuer und Blut" auf einen nach Stunden zu messenden Zeitraum. Dabei hat er sich nicht daran gekehrt, daß der Tatbestand, welcher dem letzten Buche zugrunde liegt, bereits im ersten dargestellt, ja, in Einzelheiten mit denselben Worten wiedergegeben war. Ihm kam es nur darauf an, jene zwanzig Seiten seines Kriegstagebuches in der schärfsten Einstellung unter das Mikroskop zu bringen, um jeden Betrachter die bedeutende Entdeckung selbst machen zu lassen, die der Autor mit einem Dutzend Kriegswunden nicht zu teuer bezahlt hat.

Zweifellos hat der Krieg auf das deutsche Volk den tiefsten Eindruck gemacht; die siegreichen Angelsachsen haben sich mit gesunder Kraft des Vergessens wieder ihren Geschäften zugewandt; nur Frankreich, wie wir vom Kriege im Lebenskerne berührt, zeigt eine lebhaftere Auseinandersetzung mit dem großen Erlebnis unserer Generation. Für die Geistigen Frankreichs wie Deutschlands ist dabei das entscheidende Wort im „Feu"*** von Henri Barbusse gesprochen worden, das vor sechs Jahren bereits im sechzigsten Tausend der deutschen Ausgabe vorlag. Es scheint mir lohnend, dieses Werk und das letzte Buch Jüngers in Vergleich zu setzen, da Barbusse nicht weniger französisch als Jünger deutsch ist. Wir lassen dabei dem Franzosen den Vortritt.

---

* In Stahlgewittern. 7 Mk. Der Kampf als inneres Erlebnis. 8 Mk. Das Wäldchen 125. 7 Mk. Verlag E. S. Mittler & Sohn.

** Feuer und Blut. 4 Mk. Stahlhelm-Verlag, Magdeburg.

*** Henri Barbusse, Das Feuer. Tagebuch einer Korporalschaft. 3,80 Mk. Max Rascher Verlag, Zürich.

Freilich scheint diesem Vergleiche entgegenzustehen, daß Barbusse Pazifist und darum kein typischer Vertreter des gegenwärtigen Frankreichs ist. Aber dem französischen Pazifismus haftet nicht von vornherein das krankhafte Verhältnis zum eigenen Volke an, das den deutschen zu einer so peinlichen Erscheinung macht. Das hängt damit zusammen, daß die liberalen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts unter dem schmetternden Rufe der Clairons ins Bewußtsein des französischen Volkes getreten sind, unter der leidenschaftlichen Melodie der Marseillaise, welche die Tirailleurschwärme der Sansculotten gegen die wohldressierten Heere der deutschen Dynastien begleitet hat. Darum haben Liberté, fraternité und égalité einen andern Klang als Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit —, in ihrem Namen ist der Boden Frankreichs gegen den eingedrungenen Feind verteidigt worden. Die Trikolore verdrängte das Lilienbanner mit einem Siege, nicht mit einer Niederlage wie die Farben der deutschen Republik die des Kaiserreichs. Ueberdies fehlt der Naivität der französischen clarté jene lebensgefährliche Rückwendung gegen das eigene Ich, der Deutsche ihr Höchstes, aber auch ihre Anfälligkeit gegen die Werbung artfremder Geistigkeit verdanken. So findet der französische Pazifist leicht die Wendung gegen den Landesfeind: „Der Krieg muß im Bauche Deutschlands getötet werden" — eine Parole, welche dann die begeisterte Zustimmung der deutschen Geistigen fand. Und die Leiden des Krieges bedürfen keiner Sinngebung, sie sind kein verhängtes Schicksal, in dem der Mensch seinen fragwürdigen Stand auf dieser Erde erkennen und behaupten muß, sie sind Freveltaten, die Bösewichter schuldhaft der Menschheit zufügen und die getilgt, „wieder gutgemacht", nicht in den Lebenszusammenhang aufgenommen werden müssen.

Welche Frucht trägt für Barbusse das Kriegserlebnis? Kehrt der liberale Intellektuelle als ein anderer aus der erschütternden Prüfung des Grabenkampfes heim? Hat die Aufwühlung der tiefsten Instinkte, der Blick in das Gesicht des Todes, die Lebenssteigerung des Kampfes ihm Dinge enthüllt, denen er im Quartier latin auf dem Montmartre nicht begegnet war?

Die Korporalschaft, deren Tagebuch er zu schreiben versucht, tritt allmählich vor uns hin als ein Häuflein französischer Weinbauern, Eckensteher, Gemüsehändler und Schreiber, die man in Uniform gesteckt hat. Er schildert sie in dem mühseligen Naturalismus, den wir von Zola her kennen, der Einzelheit auf Einzelheit mit ängstlicher Genauigkeit häuft und doch an allen entscheidenden Stellen Fälschungen begeht, indem sich das Pathos des Autors vor seine realistischen Personen schiebt, anstatt aus ihnen zu quellen. Es ist leicht einzusehen, woher dieses Mißgeschick rührt. Die Figuren des Buches sind der impressionistischen Manier des Verfassers ja nicht Seelen, um deren Schicksal es ihm geht; so genau sie ausgeführt sind, bleiben sie dem befangenen Individualisten nur Stoff, nur Materie, nur Staffage, auf der er die Lichter seines eigenen Denkens spielen läßt. So führt ihn das Kriegserlebnis nirgends über sein Ich hinaus; er bleibt der freie individualistische Geistige, als der er auszog, und wir tun gut daran, das Ergebnis seiner Begegnung mit dem Kriege den ersten und letzten Seiten des Buches zu entnehmen, auf denen nicht

die Anschauung, sondern das Denken herrscht. Und da sehen wir erschreckend deutlich, was diesem Geiste der Krieg zu sagen hatte: Nichts.

Die Auflehnung gegen das Machtprinzip, welches das Leben beherrscht, ist die ständige Parole des freien Geistes; mit ihr zieht Barbusse ins Feld und mehr bringt er auch nicht zurück. Aber wohin hat sie den freien Geist geführt, seit sie von den Denkern des achtzehnten Jahrhunderts aufgegriffen und in den Salons der französischen Aristokratie mit spielerischer Kühnheit vertreten wurde?

„Die Zukunft liegt in den Händen der Sklaven und man versteht nun, daß eine neue Welt erstehen wird in der Verbrüderung jener, deren Zahl und Elend ohne Grenzen ist", schließt Barbusse sein erstes Kapitel. Und als er endet, hat er nicht weitergefunden. Im letzten Kapitel:

„Die Gleichheit ist die große Formel der Menschheit. Die Gleichheit der Rechte einer jeden Kreatur und die Gleichheit des heiligen Willens der Mehrheit sind unfehlbar und müssen unbesiegbar sein — sie wird alle Fortschritte bringen, alle, mit einer wahrhaft göttlichen Kraft."

„Die Verständigung der Demokratien, die Verständigung der Massen, das Aufstehen des Weltvolkes, der Glaube an seine brutale Einfachheit. Alles andere, alles andere in der Gegenwart und der Zukunft ist vollständig gleichgültig."

Das ist das Ende der französischen Revolution, des Liberalismus und des freien individualistischen Geistes: Der Glaube an die brutale Einfachheit der Massen, an den heiligen Willen der Mehrheit und an eine Zukunft, die von Sklaven beherrscht wird.

* * *

„Der Mensch hat zuweilen auch Tage, an denen er fühlt, daß nicht nur die Natur, sondern auch sein Inneres in eine andre Jahreszeit getreten ist. Mitten im wilden Geschehen, das nur dem Augenblick gewidmet scheint, bricht plötzlich wie ein Lichtstrahl die Erkenntnis hervor, daß etwas *geworden* ist."

Mit diesen Worten kennzeichnet Ernst Jünger den organischen Hergang der Entfaltung, die sein Wesen im Sturme des Krieges durchmacht. Er fühlt sich in eine urtümliche heroische Landschaft versetzt, die ihm Kräfte enthüllt, die nur hier sichtbar, aber überall wirksam sind. In ihnen erlebt er den Sinn des Zeitalters, dem er dient.

Im Rahmen der großen Schlacht des Frühlings 1918 schildert er, als leibhaftige Erscheinung, das Ueberindividuelle. Den Zusammenschluß von Menschen zur organischen Einheit, den man sich sonst theoretisch ausmalen mag, hier, vor der brüllenden Rauchwand der Feuerwalze, erfährt er ihn, nicht als Gedanken, nicht als flüchtiges Sinnbild der konstruktiven Phantasie, sondern als die Macht, die sein Ich auslöscht und an seiner Stelle sein Handeln bestimmt. Was leitet im Feuersturme der Artillerie, zwischen den peitschenden Maschinengewehrgarben die Kämpfer durch das einförmige Trichterfeld, wo blitzschneller Entschluß und Zusammenhalt unerläßlich ist, wo in Deckung und Ansturm, in zähen Begegnungen mit dem Feinde die Truppe durcheinandergewirbelt wird und der Zuruf des Offiziers kaum den unbekannten Nachbarn erreicht?

Und dennoch bewegen sich die Glieder dieses Ganzen mit befremdender Zweckmäßigkeit, nicht auf Grund besonnener Ueberlegung des Einzelnen, dem der Ueberblick fehlt, sondern sichtlich geleitet durch eine Kraft, welche die springenden Menschenwesen im zerrissenen Lande nicht anders gleichmäßig durchströmt als einen scheinbar wirr durcheinanderwimmelnden Ameisenzug. Und nicht ein blindes Vorwärts reißt sie planlos dahin, sondern sinnvoll, wie Muskelgruppen im wechselnden Zuge den Körper bewegen, arbeitet sich die Truppe im Gelände vor, wird der Einzelne hierhin und dorthin gerissen, wo er eben gebraucht wird. Was warf ihn eben an diesen Bahndamm, gegen den die Kugeln seiner Kameraden klatschen? Hier öffnet sich, vom Zelttuch verhängt, die Schießscharte eines feindlichen Maschinengewehrs, das jeden frontalen Angriff hemmt, aber wehrlos gegen die Handgranate ist, die hier, unmittelbar neben der Gewehrmündung, hineingeworfen wird. Und wie er aufblickt, sieht er überall am Bahndamm Grüppchen haften, die bei derselben Arbeit sind.

Aber er, wie wohl auch jene, wußte nichts von der Notwendigkeit des Sprunges, der ihn an diese Stelle führte und dennoch war es kein Zufall: die Wirklichkeit einer Bindung, die nicht nur über, sondern auch vor dem Individuum ist, tritt hier unverhüllt als die Grundlage des Daseins hervor. Aus der Begriffswelt des individuellen Geistes im Stahlgewitter der Schlacht in diese Wirklichkeit eingebrochen zu sein —, das ist das Kriegserlebnis Jüngers, das ihm die Sache gab, die er nun vertritt. Die Werte, die in dieser objektiven Welt galten, sie sind die Werte, mit denen er nun mißt. Sie sind der ausschließende Gegensatz der Werte, die für den individuellen Geist Barbusses galten, und sie haben zum Ziele die Herrschaft der Kämpfer, nicht die der Sklaven.

Vor den objektiven Werten der Blutsgemeinschaft, die Jünger im Kriege erlebt und als die richtenden Kräfte des völkischen Lebens erkennt, werden die Errungenschaften des freien, „schweifenden" Geistes freilich zu den Grundübeln der staatlichen Entwicklung. Das Parlament, die Freiheit der Presse und der Kunst, die Herrschaft der „wirtschaftlichen Vernunft" über den politischen Willen, die Hoffnung auf rechtliche Regelung des Völkerlebens erscheinen ihm als zerstörendes Vordrängen des Privaten in die Lebenskreise, welche der Autorität, dem Machtstreben, der Gewalt unterstehen. Er bezeichnet sich als Nationalisten, um durch dieses verhaßte Wort den Trennungsstrich zwischen sich und allem liberalen Denken zu ziehen. Und er darf die Genugtuung haben, daß die Gegner ihn erkannt und begriffen haben, welch gefährlicher Kraftüberschuß dem nationalen Willen inne wohnt, wenn er sich nicht mehr damit aufhält, sich vor dem Urteil der liberalen öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. „So also wird der Geist von 1914 weitergezüchtet! Es hat dies alles gegeben und gibt es noch, die Bestialität, das Unmaß an Raserei, den besinnungslosen Mord, als die deutschen Heere im ersten Ansturm Frankreich überfluteten. Schadet dieses Buch nicht dem deutschen Ansehen (von Locarno aus gesehen)? Ist das kein Hochverrat? Herr Staatsanwalt, warum verbieten Sie nicht?" — so begrüßt die wohlbekannte „Welt am Montag" das Buch, welches wir hier empfehlen. —

Im Schicksalsgeschehen des Kampfes trat der moderne Mensch zum

erstenmal ins Licht der Geschichte. Was dort noch als Ahnung flüchtig aufblitzte, sucht jetzt nach Geltung und dauernder Verfestigung, welche die ausgelaugten Ideen von 1789 nicht zu geben vermögen. Jünger hat im Kriege den Menschen als den Herrn über die Materie gesehen; auch hier im Kraftfelde der Gase, Sprengstoffe und Fernwaffen erwies sich, daß „nichts furchtbarer ist als der Mensch"; sein Erscheinen auf dem Kampfplatze, der persönliche Zusammenprall der Gegner ist der Höhepunkt der Schlacht.

In welch unwürdigem Gegensatze steht dazu seine bürgerliche Welt! Wie völlig haben die Völker verlernt, diese gewaltigen Kräfte als Druck und Zug dem Staatsleben Festigkeit, als Impuls ihrer Politik Größe verleihen zu lassen! Und doch scheint in der Härte der modernen Welt, in ihrer Architektur, in den geballten Kräften ihrer Technik, in der rauhen Oede ihrer Arbeitslandschaft, im trockenen Rhythmus ihrer Arbeitsweise ebenfalls die Ankündigung zu liegen, daß der wirkliche politische Stil dieser Epoche nicht in der Schönrednerei des geschäftigen Parlamentariers gefunden werden könne.

Den politischen Stil, welcher Ausdruck und Erfüllung unserer Möglichkeiten sein kann, sucht Jünger nicht in romantischer Rückkehr zu vergangenen Staatsformen: Wie aus den Volksheeren der französischen Revolution und den Landwehrbataillonen der Freiheitskriege die Nationalstaaten des neunzehnten Jahrhunderts erwuchsen, so haben die kommenden Staatsformen ihr Vorspiel im Kriege, der der Vater aller Dinge ist. Der Staat der Zukunft wird nicht auf die „Menschenrechte", nicht auf die „Gleichheit alles dessen, was ein Menschenantlitz trägt" gegründet sein, sondern auf den bewaffneten Verband der Artgleichen. Er wird nicht von Propaganda abhängig sein, sondern von der Opferbereitschaft seiner Träger. Er wird Stufen der Rechte und Pflichten kennen, die nur möglich sind, wo objektive Werte herrschen: Suum cuique: Jedem sein Recht. Opposition gegen den Staat, Gehässigkeit gegen seine Autorität und der frivole Spott des Artfremden über die Werte unsres Volkstums werden nicht die Grundlage lukrativen Gewerbes sein. Keine „Toleranz" wird mehr das öffentliche Leben zum Tummelplatz aller zerstörenden Ausschweifungen des ungebundenen Geistes machen und dem Staatsfeinde den Mißbrauch aller Rechte sichern, die den Gliedern des Staates nicht als Menschen, sondern als Deutschen anhaften: der Staat verwaltet kein menschliches, sondern das völkische Recht, welches er nicht verleihen und schützen kann, wenn es gegen den Lebenswillen der Nation gekehrt werden soll. Denn er hat keine menschliche, sondern eine völkische Aufgabe; er ist nicht der vorläufige Erzieher des Menschengeschlechtes, bis es reif wird, sich als eine freie Gesellschaft zu begreifen, er dient vielmehr der Verwirklichung der Kräfte des Volkstums, welches nur im Ringen mit dem Volkstum anderer Nationen seine letzte Gestalt zu gewinnen vermag und endlich des Krieges bedarf, um seiner selbst aufs neue inne zu werden.

So mag das Bild umrissen sein, das Jünger* im Schlachtenrauch er-

* In dieser Betrachtung wurde auch die von ihm eingeleitete Schrift seines Bruders herangezogen: Friedrich Georg Jünger, Aufmarsch des Nationalismus. „Der Aufmarsch" Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig.

blickt hat, ein Gegenstück zu der Herrschaft slavischer Werte, die Barbusse ersehnt. Eine trotzige Heftigkeit spricht aus diesen Schriften, die den Kräften zum Durchbruch verhelfen sollen, die Jünger in unserm Volke und in unsrer Zeit lebendig weiß, nicht als pflegebedürftige Ueberreste unsrer Vergangenheit, sondern als die Elemente unsres Wesens, die ihre neue Form suchen und die nicht länger unter der schleimigen Oberfläche verharren wollen, welche die Herrschaft des entfesselten Geistes über sie gebreitet hat. Der Mensch, welchen er im Kriege als den Sieger über den Materialschrecken gesehen hat, soll auch Herr sein über die Materie der Zivilisation; die Vereinigung von schicksalhafter Blutsgemeinschaft und bewußter Geistesschärfe, welche der Krieg von seinen Trägern forderte, soll auch im Staate das Volk formen. Aber er selbst sieht in der großen Schlacht, noch ehe es Abend wird, Blutsgemeinschaft und Planung tragisch auseinandertreten und den Zusammenhang zwischen der kämpfenden Truppe und der Leitung des Materialkampfes verlorengehen. Er deutet damit die Gefahr an, die seinen eigenen Weg bedroht.

In dem Kampfe, den heute die deutsche Seele gegen den liberalen Rationalismus führt, treten die Dinge des Seins und des Blutes ins Bewußtsein. Das Unsagbare streitet immer wider das Sagbare, aber nicht mit Worten, sondern durch das Sein und die Tat. Möge dieses Geschlecht, dem das Sagbare zum Geschwätz wurde, davor bewahrt bleiben, im Ringen um das unsagbare Erlebnis des Blutes das Stumme der Disputation des Geistes zu unterwerfen. Albrecht Erich Günther.

Vom Sinn und Unsinn des Wählens.

1.

Es gibt zwei Arten der Führerwahl, die sich in ihrer sozialpsychischen Struktur wesentlich unterscheiden. Entweder: ein Uebergeordneter (oder ein Kreis von Uebergeordneten) wählt aus der Menge der Untergeordneten jemand aus, dem er bestimmte Aufgaben und Befugnisse überträgt. Oder: Eine Menge von Gleichberechtigten wählt aus ihrer Zahl jemand aus, den sie sich überordnet, indem sie ihm bestimmte Aufgaben und Befugnisse überträgt. Dort ein Emporziehen, hier ein Emporheben. Im ersten Fall sprechen wir von „Ernennen“ (der Kaiser ernennt den Kanzler, den Offizier, der Minister ernennt den Beamten); im andern Fall sprechen wir von „Wählen“ schlechthin (das Volk wählt einen Reichstagsabgeordneten, die Bauern wählen ihren Ortsvorsteher, auch — in Amerika —: die Bürger wählen ihren Richter). In beiden Fällen handelt es sich um ein Auswählen von Personen, aber dort wählt der Führer, hier wählt das Volk. Dort verleiht der Führer die Befugnis, hier das Volk. Dort erfolgt das Auswählen aus der Ueberschau, hier in der Emporschau.

Beide Arten der Führerauswahl sind heute üblich. Es gibt auch Mischformen, beispielsweise: der Präsident „ernennt“ die Minister, die von den Parteien „gewählt“ werden. Wahl von oben und Wahl von unten gehen da ineinander über. Solche Mischformen sind auch die verschie-

denen Arten der „Bestätigung“. Alle Formen der Führerwahl aber lassen sich auf die beiden Grundformen des Auswählens von oben nach unten oder von unten nach oben zurückführen.

Die Wahl, die der Uebergeordnete trifft, ist im Lauf der Geschichte von der bloßen persönlichen Willkür gereinigt und mit festen Begrenzungen umsichert worden: der Uebergeordnete verpflichtete sich, nur solche Menschen auszuwählen und zu „ernennen“, die sich durch bestimmte Leistungen in gewisser Weise als „befähigt“ für ihre Führerstellung erwiesen haben. Er „darf“ nur solche Menschen ernennen, die sich durch eine bestimmte Prüfung oder Laufbahn die „Befähigung“ zu der betreffenden Führerstellung „erworben“ haben. Damit sind der Laune, der Gunst, der Dummheit, dem Irrtum verschiedenster Art in gewissem Umfang Grenzen gesetzt.

Bei der Wahl, durch welche eine Menge Gleichberechtigter sich einen Uebergeordneten wählt, hat man an eine solche Einschränkung der willkürlichen Laune, der Gunst, der Dummheit und des Irrtums aller Art nur selten gedacht. Nach dem deutschen Reichswahlgesetz ist der Kreis der Menschen, die gewählt werden können, möglichst wenig beschränkt; der Kreis der Wählbaren ist nicht sehr viel kleiner als der Kreis der Wähler. Das Gesetz fordert keineswegs, daß der Wählbare bestimmte sozial wertvolle Leistungen, sei es auf wirtschaftlichem, organisatorischem oder geistigem Gebiete vollbracht haben müsse. Ein Reichstagsabgeordneter muß nicht, ehe er zum Abgeordneten gewählt werden kann, den Beweis der Wahrscheinlichkeit erbracht haben, daß er für seine Aufgaben in gewisser Weise „befähigt“ sei. Zur Leitung einer Schule ist nicht jeder ohne weiteres befähigt; er muß, ehe er „ernannt“ werden kann, erst seine Befähigung mehr oder weniger wahrscheinlich gemacht haben. Zur Leitung und Mitleitung des Deutschen Reiches ist jeder ohne weiteres befähigt, er braucht durchaus nicht, ehe er gewählt werden kann, seine Befähigung wahrscheinlich gemacht haben. Schulen müssen offenbar mit Sachkunde und Verstand geleitet werden, Staaten nicht.

Warum ist das so? Wenn wir von den gelehrten theoretischen Verkleidungen absehen, so im Grunde nur darum, weil man gemeinhin allein die oberste Regierungsgewalt als „Staat“ empfindet. Der „Staat“ soll nach der landläufigen demokratischen Auffassung von dem „Willen des souveränen Volkes“ getragen werden. Der „Wille des Volkes“ soll durch die „Wahl“ der Führer zur Erscheinung kommen. Würde man den Volkswillen durch den *ganzen* Staat hindurch zur Erscheinung bringen wollen, würde man die Idee der Volkssouveränität konsequent durchführen (wie in kleineren Staaten einst die Idee der absoluten Monarchie durchgeführt war, wo der Fürst die Ernennung jedes Subalternbeamten vollzog), so müßten sämtliche Staatsbeamte, Verwaltungs- und Polizeibeamte, Richter, Post- und Eisenbahnbeamte, Lehrer usw. vom Volke *gewählt* werden. Denn der Volkswille muß nach demokratischer Theorie durch „Wahl“ (also von unten nach oben) zum Ausdruck kommen; *alle* Beamte sind aber Repräsentanten des Staates. Aber aus einem uneingestandenen Grauen vor solcher Konsequenz begnügt man sich (abgesehen von der „Selbstverwaltung“) mit der Wahl eines Kreises von Abgeordneten und

eines Reichspräsidenten. Im übrigen behält man das Prinzip der „Ernennung“ (von oben nach unten) bei, indem man sich tröstet, daß, da die „entscheidenden Stellen“ durch den „Volkswillen“ besetzt werden, mittelbar der „Volkswille“ durch den ganzen Organismus des Staates dringe. Also: weil die Durchführung des Wahlprinzips zu praktischen Unmöglichkeiten führte und weil man das Ernennungsprinzip zur Entlastung des souveränen Volkes nicht entbehren konnte, darf zwar prinzipiell jeder Deutsche über fünfunddreißig Jahre ohne Befähigungsnachweis Reichspräsident (Häusser sowohl wie Hindenburg), aber keineswegs Schulleiter werden. (Man vergleiche damit den Aufbau der katholischen Kirche, wo der Papst von einem Kreis von Kardinälen „gewählt“ wird, und zwar unter stärksten Beschränkungen der Auslese, wo im übrigen aber das Ernennungsprinzip eine weit stärkere Rolle spielt.)

2.

Durch die Volkswahl soll der Volkswille in die Wirksamkeit und Wirklichkeit treten. Damit ist das Problem gestellt: Unter welchen Bedingungen ist eine „Wahl“ Ausdruck eines „Willens“?

In jeder Wahl liegt eine Anerkenntnis beschlossen. Wen oder was ich wähle, das „erkenne“ ich „an“. Wenn ich einen Menschen wähle, so erkenne ich damit seine Person oder seine Leistungen an. Wenn ich ein Programm wähle, so erkenne ich damit die in ihm enthaltenen Gedanken als richtig oder gut an. Wenn ich einen Anzug wähle, so erkenne ich damit seine Qualität oder seinen Sitz an.

Anerkenntnis eines Menschen, eines Gedankens, einer Sache setzt Kenntnis voraus; denn wie kann ich anerkennen, was ich nicht kenne? Einen Menschen, ein Programm, eine Sache kann ich nicht wählen, wenn ich sie nicht kenne, d. h. nichts davon verstehe. Aber das „Verständnis“ muß nicht notwendig bewußt sein, es kann auch „unwillkürlich“ sein, es braucht nicht ein Akt des bewußten Willens, es kann auch ein Akt der unbewußten Begabung („Qualitätsgefühl“) sein.

Jede Wahl ist also entweder ein Akt des Instinktes oder des Willens. Der Instinkt wählt aus unwillkürlichen Sympathie- und Antipathie-Gefühlen, diese Wahl ist „subjektiv“. Der Wille wählt auf Grund verständiger Kriterien, diese Wahl ist „objektiv“. Neben einer Wahl des Volks„willens“ kommt also auch eine Wahl des Volks„instinktes“ in Betracht. Wir fragen sonach erstens: wann wählt der Volksinstinkt? und zweitens: wann wählt der Volkswille?

Erstens: zu einer Instinktwahl ist auf seiten des zur Wahl Stehenden nötig, daß er ein ausgeprägter Charakter, eine klar umrissene Persönlichkeit ist, an der sich Sympathie und Antipathie instinktiv entscheiden kann. Man spricht in einem solchen Falle vom „Zauber der Persönlichkeit“, der sich in einer rational nicht erfaßbaren Weise „auswirkt“. Solche Persönlichkeiten sind selten, es kommen ihrer nur ganz wenige, zuweilen gar keine in Betracht. Auf seiten des Wählenden aber ist ein ungebrochener, gleichsam reinlicher Instinkt, eine gewisse Kindlichkeit und Unberührtheit nötig. Jede Sensation und Suggestion, jede verstandesmäßige Erwägung verwirrt und zerstört den Instinkt. Daher ist unter

„ziviliſatoriſch“ beeinflußten Menſchen eine echte Inſtinktwahl (vgl. auch die Gattenwahl) ſehr ſelten. Sie kommt für allgemeine Volkswahlen in großen Verhältniſſen kaum in Betracht. Zudem: eine rationale Demokratie muß den Inſtinkt als irrationales (in ihrem Sinne alſo unzuverläſſiges) Element ausſcheiden und eine *verſtändige* Wahl erſtreben.

Zweitens: der prüfende, urteilende Wille ergreift ſein Objekt, das Gewollte und Gewählte, mit klarem Bewußtſein. Er gibt ſich Rechenſchaft darüber, was die zu wählende Perſon leiſten kann. Da aber jede Perſon, weil ſie Perſon iſt, unberechenbar bleibt, ſucht der Wählende den Gewählten ſachlich zu *binden*, indem er ihn auf beſtimmte „Ueberzeugungen“, auf ein „Programm“ feſtlegt. Die Willenswahl drängt vermöge ihres rationalen Weſens auf „Programme“. Das bedeutet, erſtens, daß der Wählende die Vorſchläge, die im Programm niedergelegt ſind, durchſchauen und beurteilen kann, zweitens daß er zu einem objektiven Urteil befähigt iſt.

Erſtens: Die Programme ſelbſt ſind nicht allein aus objektiver Sachkunde heraus geſchaffen, ſondern zum erheblichen Teil aus propagandiſtiſchem Intereſſe. Es wird manches „programmatiſch“ gefordert, was der Fordernde, ſobald er freie Hand hätte, nie durchzuführen wagen würde. Das Programm dient eben vor allem dem Anlocken. Der Wähler aber kann unmöglich all die Gebiete beherrſchen, auf die ſich die politiſchen Programmforderungen erſtrecken. Er *kann* nicht über die Fragen, ob Volksmiliz oder ſtehendes Heer, ob durchgeführte Grundſchule oder Zulaſſung von Privatſchulen, ob Republik oder Monarchie, ob freie oder ſozialiſierte Wirtſchaft ſachverſtändig entſcheiden. Nur der beſchränkte Kopf wagt ein Urteil, der Sachkundige und Gewiſſenhafte wird ſich zurückhalten und nur in beſtimmten Fällen, die er überſehen kann und in denen er Erfahrung hat, ein Urteil wagen. Der Zwang zur „programmatiſchen“ Wahl iſt ein Zwang zum gewiſſenloſen Drauflosentſcheiden. Je gebildeter ein Menſch iſt, je ehrfürchtiger er die Probleme des Lebens nimmt, um ſo peinlicher iſt ihm die Zumutung unmöglicher Entſcheidungen. Darum ſind die großen ſtaatlichen Wahlen die beliebteſten Tummelplätze jener Halbgebildeten, denen, nach Wilhelm Buſch, „immer, wo man nichts verſteht, der Schnabel um ſo leichter geht.“

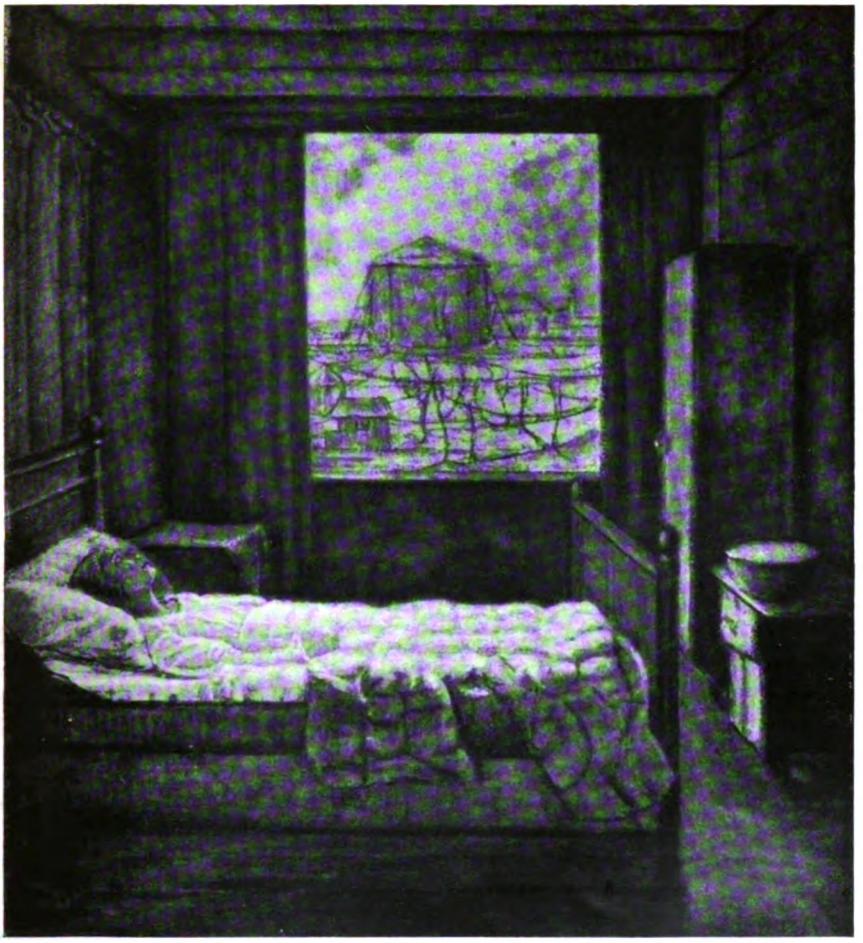
Zweitens: Aber auch wenn man der Sache, über die man zu entſcheiden hat, kundig iſt, kann das Urteil dennoch falſch ausfallen. Man kann unabſichtlich wie abſichtlich aus Eigenintereſſe falſch entſcheiden. Mechaniſtiſch denkende Köpfe möchten ſich damit tröſten, daß, nach Art des Parallelogramms der Kräfte, ſich aus den widerſtreitenden Intereſſenten-Urteilen ein mittleres Gleichgewicht herſtelle, das „richtig“ ſei. Aber ſelbſt wenn man dieſen allzu naiven Troſt zugäbe, ſo bliebe immer noch die Tatſache, daß die Wähler über unzählige Dinge entſcheiden ſollen, an denen ſie keinerlei Intereſſe haben. Zu einem „objektiven“ Urteil in ſchwierigen Fragen gehört ſowohl ein empfindliches Gewiſſen als auch eine langjährige (wiſſenſchaftliche) Schulung zur Objektivität. Dieſe Bedingung iſt aber außerordentlich ſelten erfüllt. —

Die üblichen ſtaatlichen Wahlen ſind ihrem Weſen nach eine unklare Kombination von Inſtinkt- und Willenswahl, von Perſonen- und Pro-

grammwahl. Für die Wahl zum deutschen Reichstag ist nach dem Wahlgesetz (Listenwahlsystem) die Partei mit ihrem „Wahlprogramm" von entscheidender Bedeutung für den Wähler: dieser wählt den Abgeordneten vor allem auf das „Programm" hin, das er „vertritt". Aber das Prinzip des Wahlgesetzes wird durch die Verfassung (Art. 21) wieder aufgehoben, die bestimmt, daß die Abgeordneten „nur ihrem Gewissen unterworfen" sind. Das Gewissen ist ein irrationales und dem freien Willen nicht unterworfenes Element. So wird die „programmatische" Bindung alsbald problematisch und unter Umständen nichtig. Das sachliche Urteil des Wählers wird durch die persönliche Bestimmtheit des Gewählten aufgehoben.

In einem vollwertigen Wahlakt, der allen Ansprüchen genügen soll, müßten also Instinktwahl und Willenswahl zusammentreffen. Dann erst hätte das Vertrauen einen sicheren Grund. Das aber ist eine psychologische Bedingung, die praktisch so gut wie unerfüllbar ist. Wahlakte, die einen gewissen Annäherungswert an dieses Ideal aufweisen, sind nur möglich auf der Agora oder im Thing. Wo, wie heute noch in Schweizer Kantonen, das ganze „Volk" sich auf einer Agora, auf einem Thingplatz versammelt, wo in Wahrheit eine contio, d. i. conventio stattfindet, wo sich die Menschen untereinander kennen, wo es sich bei den Entscheidungen wesentlich um die eigenen Angelegenheiten der Versammelten und nicht um ferne und fremde Dinge handelt, da hat das „Wählen" einen Sinn. Aber die quantitative Zunahme eines Volkes bringt notwendig eine qualitative Veränderung in seinen Beziehungen mit sich — das ist ein soziologisches Grundgesetz. Mit der zunehmenden Volkszahl wachsen die Aufgaben, verwirren sich die Interessen, entwickelt sich eine Problematik, die den Horizont des Individuums sprengt. Das Individuum wird klein und urteilslos. Es bilden sich überindividuelle Zwänge, die durch Willens- und Wahlakte meistern zu wollen nur der Dumme sich einbilden und der Nutznießer der Dummheit vortäuschen kann. Prinzipien der Führerauslese, die für eine Agora- oder Thing-Demokratie genügen, genügen darum noch nicht für die Großdemokratie eines Sechzigmillionen-Staates. Weil der Staat sich mit der Zunahme der Staatsbürgermenge nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ ändert, müssen sich auch die Methoden des Staatslebens, auch die der Führerauswahl ändern. Es genügt nicht eine bloße Summierung von Wählenden und Wahlakten, sondern der „Volkswille" muß auf andre Weise als durch „Wahl" zum Ausdruck kommen. —

Was wir als Reichstags„wahl" bezeichnen, ist nur dem Wort nach, nicht dem Wesen nach eine Wahl. Der sogenannte Wähler kann nur in Ausnahmefällen eine Instinktwahl, niemals eine objektive Willenswahl, geschweige denn beides zusammen (Vertrauenswahl) vollziehen. Er kennt weder die Personen hinreichend, noch kann er die Sachen und die Sachlage beurteilen. Er wählt nicht einen Abgeordneten, sondern er fällt ihm zu — auf Grund der mannigfaltigsten Zufälle. Sein Wählen ist ein Tappen. Was er tappt, weiß er selber nicht, auch wenn er sich einbildet, es zu wissen. So gibt es in Wahrheit keine Reichstagswahl, sondern nur einen Reichstagszufall. Die Wahlentscheidung ist nicht eine vernünftige, sondern eine zufällige Entscheidung. Warum aber muß man,



Aus dem Deutſchen Volkstum

Maina Heyck-Jenſen, Am Morgen

um einen unberechenbaren Zufall zu erzielen, einen so ungeheuren Apparat mit einer solchen Fülle menschlicher Bosheit in Bewegung setzen? Warum läßt man die Parteien nicht einfach — losen? Das ergibt ebenfalls eine unberechenbare Zufallsentscheidung, ist billig, rührt nicht die Bosheit der Menschen auf, sondern ruft Spannung und Sensation hervor, so daß man wetten kann, kurz, es ist bequem und — amüsant.

3.

Aber, wendet man mit Recht ein, es kommt bei einer Wahl nicht auf den individuellen Willen als solchen an, sondern darauf, daß ein Gesamtwille (eben der „Volkswille") hergestellt werde. Das, meint man, vollziehe sich so: In einem Volke gibt es politisch Gleichgültige und politisch Begabte, die sich durch Eifer, Ehrgeiz usw. geltend machen. Die letzteren bilden sich ein mehr oder weniger richtiges politisches Urteil. Für dieses Urteil werben sie, insbesondere in den „Wahlkämpfen". Wer, mangels einer selbständigen Meinung, sich von einem andern überzeugen und werben läßt, wählt im Grunde nicht selbst, sondern der andre wählt durch ihn. Der eine verliert seine Stimme, der andre gewinnt sie und hat nunmehr den Einfluß von zwei Stimmen. Je mehr Wähler einer wirbt, um so mehr Stimmen vereinigt er auf seinen Willen, um so mehr wächst sein Wille, um so stärker wirkt er in der gewollten Richtung. Ob der Wille sich ins Richtige oder Falsche wendet, kommt nicht in Betracht, da er seine Grenzen findet an dem Willen der andern, die gleichfalls werben (oder doch schließlich gezwungen sind zu werben). Wenn ein falscher Wille eine Zeitlang übermächtig wird, so treibt er, eben durch die Rückwirkungen, den Gegenwillen (Opposition) hervor, der ihn ablöst. Aus dem Hin und Her der werbenden Willen ergibt sich eine Gesamtrichtung, und das wird wohl die Richtung der immanenten Gesamtvernunft sein.

Das ist die Theorie des Freihandels übertragen auf die Politik. Diese Anschauung ist nur möglich auf Grund einer mechanistischen Naturauffassung, für die der Weg der reinen Vernunft nur ein Ergebnis des Parallelogramms der Kräfte ist.

Die Anschauung würde zutreffen, wenn es sich im politischen Leben um eine Willensgewinnung durch Ueberzeugen handelte. Aber es liegt in des Menschen Natur, immer den bequemsten Weg zu gehen, und es gibt einen bequemeren Weg als das Ueberzeugen. Raabe (Nachlese. Sämtl. Werke, III, 6, S. 578): „Die Massen in Bewegung zu setzen, braucht's nur der Phrase eines Dummkopfes. Wie lange Zeit gebraucht der kluge Mann, um nur einen einzigen zu seiner Meinung zu bekehren!" Statt den Willen des andern zu gewinnen, schaltet man den Willen des andern aus: statt durch Ueberzeugung wirbt man durch Suggestion.

Weil es so ungemein langwierig und schwer ist, einen Mitmenschen, zumal einen Deutschen, zu überzeugen, und weil man einen raschen und leichten Sieg erringen will, greift man zu dem bequemen Mittel der Suggestion. Daher haben im Laufe der demokratisch werdenden Jahrzehnte die Parteien sich einen ungeheuren Suggestionsapparat aufgebaut. Der Suggestionsapparat, der ein Surrogat für die freigewachsene öffent-

liche Meinung ist, wurde allmählich zum eigentlichen Merkmal aller sogenannten Demokratie. Der Apparat besteht aus zwei organisatorischen Bestandteilen: aus Zeitungen und aus Massenversammlungen (Wahlversammlungen, Tagungen, Umzüge). Die psychomotorischen Mittel, mit denen der Apparat arbeitet, sind: Plattform, Schlagwort und Schlagzeile, Karikatur, Plakat. Der geistige Effekt, der durch den Apparat erzielt wird, ist: Ausschaltung des besonnenen Willens, allgemeiner Rauschzustand.

Geht es auf einen Wahltag zu, so wird der Apparat unter Dampf gesetzt. Es beginnt in den Zeitungen und Volksversammlungen zu „arbeiten". Zuerst steigen einige leuchtende Raketen auf: Sensationen irgendwelcher Art (Enthüllungen, Prozesse u. dgl.). Dann tritt das Hämmerwerk der Schlagworte in Aktion. Der Sinn all dieser Arbeit ist nicht, den Wählern ein Urteil über die Kandidaten und die Sachlage zu ermöglichen, sondern zu verunmöglichen. Der Apparat ist nicht ein Apparat der Aufklärung, sondern der Reklame. Der „Wahl"kampf ist in Wahrheit ein „Reklame"kampf. Die psychologischen Kalkulationen der Wahlleiter entsprechen durchaus denen des Kukirol-Reklamechefs. Die Wahlreden und Flugblätter befolgen die psychologische Technik des Dr. Unblutig: was du sagst, ist gleichgültig, du mußt nur die Aufmerksamkeit mit jedem Mittel auf dich ziehen, und sobald sich dir die Köpfe zuwenden, mußt du ihnen schwapp mit dem Wahlhammer das Schlagwort versetzen: Wählt Kukirol! Je näher der Wahltag kommt, um so allgemeiner wird die Phrase, um so dröhnender das Wort, um so fetter der Buchstabe, um so gellender die Musik, um so irrsinniger der Betrieb. Das Jazzbandtempo des Wahltaumels wird immer atemloser. Sind die Rasenden ins Wahllokal gepeitscht und mit dem heiligen Wahlzettel — diesem Zauberzettel, mit dem man die hypnotisierten Staatsbürger um ihr wahres Bürgerrecht und um ihre politische Würde betrügt — zum Wahlaltar getanzt, so — ist der Götzendienst getan. Die Ernüchterung darf eintreten. Die Auguren verständigen sich, welchen Nutzen sie aus dem diesmaligen Resultat ziehen können.

Hat es irgendeinen politischen Ueberzeugungswert, wenn uns von den Häuserwänden die Plakate anbrüllen: Wählt Kukirol! Hat es Ueberzeugungswert, wenn auf dekorierten Lastautos uniformierte Musikkapellen die Parteihymnen in die Lüfte schmettern? Wenn Trupps von Halbwüchsigen auf Kommando im Takte abwechselnd Hoch! Hoch! Hoch! und Nieder! Nieder! Nieder! schreien? Hat es Ueberzeugungswert, wenn noch am Eingang des Wahllokals wildblickende, mit Abzeichen gezierte Jünglinge dem Wähler, der nun doch wohl wissen muß, wie er sich entscheiden will, auf einer Stange die Plakate entgegenschwenken: Wählt Kukirol! Wählt Odol! Aufwärts durch Arbeit — darum wählt Creme Mouson! Proletarier, tut eure Pflicht und wählt Lilienmilchseife! Welchen Sinn hat dieser Spektakel? Berauschung und Suggestion. Es ist das Prinzip der heulenden und tanzenden Derwische, das die politische Grundlage der zivilisierten Großmächte bildet.

Was hilft es, die Dinge lächerlich zu finden? Der Apparat wirkt. Denn sonst — bezahlte man ihn nicht. Alle Parteien beteiligen sich an

dieſer politiſchen Derwiſch-Kultur und müſſen ſich daran beteiligen. Die ſozialdemokratiſche Partei, welche die Freiheit des Wählers und die Vernunft des demokratiſchen Prinzips am lauteſten betont, iſt den übrigen Parteien (nach meinen Groß-Hamburger Beobachtungen) ſogar um einiges voraus. Aber durch den Wahlſpektakel widerlegt die Demokratie handgreiflich und augenſcheinlich ihr eigenes Prinzip: an Stelle der Verantwortung ſetzt ſie den Taumel, an Stelle der Vernunft den Rauſch, an Stelle der Wahl die Suggeſtion.

Der Suggeſtionsapparat koſtet Geld. Man baut ihn nicht mit Wahrheiten, ſondern mit Schecks. Die nicht zahlkräftige Wahrheit muß beiſeite ſtehen, die zahlende Lüge prunkt durch die Lande und gewinnt das arme dumme Volk, das wehrlos der Suggeſtion unterliegt. Das Ergebnis der „Wahl“ iſt nicht die von der Theorie gewollte immanente Geſamtvernunft, ſondern — das ſich bezahlt machende Intereſſe. (Wenn Hugenberg den Apparat zahlt, nennt man es „Korrumpierung“. Wenn Barmat ihn zahlt, nennt man es „Opferfreudigkeit“. Oder umgekehrt.)

Der Anblick des Wahlfeldzuges beweiſt, daß das politiſche Leben einer modernen Großdemokratie nicht durch die Wahl des freien und vernünftigen Willens, ſondern durch Suggeſtion beſtimmt wird. Die politiſche Wahl in einer Großdemokratie iſt nichts als eine Fiktion.

4.

Unſre Erwägungen haben zu folgenden Ergebniſſen geführt:

Erſtens: Das Wahlprinzip iſt nicht wie das Ernennungsprinzip durch engere Ausleſe-Beſchränkungen in bezug auf die Wählbarkeit begrenzt.

Zweitens: Sinnvolle Wahlakte ſind nur in kleinen Thing-Demokratien mit überſehbaren Verhältniſſen möglich. In Großdemokratien wird das Wählen zum bloßen Zu-fallen.

Drittens: In Großdemokratien werden die Wahlfeldzüge zu Suggeſtionsfeldzügen, die nicht ſo wohl dem Wahrheitswillen als dem zahlungsfähigen Willen zum Siege verhelfen.

Von ſolch einem „Wahlkampf“ hängt nun die Zuſammenſetzung des Parlaments und der Regierung, ſomit die Richtung der Politik ab. Darum hat jeder Politiker ein Intereſſe daran, den „Wahlkampf“ zu gewinnen. So rückt der Wahlfeldzug in den Mittelpunkt des geſamten politiſchen Lebens. Das hat zweierlei zur Folge:

Erſtens: Man richtet alle Politik möglichſt ſo ein oder man läßt ſie doch als ſo eingerichtet erſcheinen, wie man glaubt, daß ſie der großen Maſſe am eingänglichſten, plauſibelſten und befriedigendſten ſei. Die politiſchen Entſcheidungen müſſen, wenn nicht ſo getroffen, ſo doch mindeſtens ſo dargeſtellt werden, daß ſie den Suggeſtionsbeifall der Durchſchnittsköpfe finden oder daß ſie wenigſtens vor ihnen und ihrer Sorte von Moral verteidigt werden können. Durch die Rückſicht auf den Wahlfeldzug, für den man eine zugkräftige Plattform und ein ſchlagkräftiges Schlagwort braucht, wird eine alles überziehende, durchſetzende und verſchleimende, geiſtig minderwertige Unſachlichkeit in die Politik gebracht. Die „Wahl“ bedeutet alſo eine ſachliche Deteriorierung der Politik.

Zweitens: Da man, um im politischen Reklamekampf zu siegen, die Massenpsychologie beherrschen und den Konkurrenten im Suggestions-Wettbewerb überlisten muß, so müssen Wahlleiter und Wahlredner Psychotechniker sein: sie müssen sich auf die Massenpsyche einzustellen wissen. In primitiveren Verhältnissen zwingt der Held durch den Glanz seiner Erscheinung und seiner Taten die Menschen in seine Gefolgschaft; in den seltenen Zeiten erhöhten geistigen Lebens herrscht die gebildete Persönlichkeit durch verständiges Urteil und durch auswägende Gerechtigkeit des Willens über die Menschen; in der auf Masse gegründeten Großdemokratie vereinigt der geschickte Psychotechniker die größte Menge der Stimmen und damit den „Einfluß" auf sich. Der Psychotechniker gelangt zu immer höherer Macht und größerem Ansehen, während die gebildete Persönlichkeit fremd und wirkungslos im Zigarettenrauch und Bierdunst des politischen Wahlbetriebes steht und der Held in solchem Milieu eine unmögliche Erscheinung wird. Mit der Herrschaft des Psychotechnikers in der Politik wandeln sich auch die politischen Methoden überhaupt, mit den Methoden aber das Erreichbare: die politischen Ziele. So folgt aus dem Wesen der „Wahl" in einer Großdemokratie die Entwicklung adäquater politischer Methoden und Ziele: die Amerikanisierung der Politik.

Wir haben von den westlichen Großdemokratien den Wahlbetrieb und den Wahlapparat übernommen. Das bringt uns in ihre geistige Hörigkeit. St.

Tschechische Kulturpropaganda.

Die Grenzen der am 28. Oktober 1918 gegründeten Tschechoslowakischen Republik wurden durch das Versailler Friedensdiktat festgesetzt. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, und zwar im Teil des ehemaligen „Oesterreich-Schlesien", ebenso wie die Deutschen Nordmährens hatten damals ihre Wiedervereinigung mit dem 1742 abgetrennten Preußisch-Oberschlesien gefordert. Präsident Masaryk selbst hat in seinem jüngsten Buche: „Die Welt-Revolution" mitgeteilt, daß bei den Friedensverhandlungen zunächst eine Strömung hervorgetreten sei, den Deutschen Böhmens die Möglichkeit zum Anschluß an das Deutsche Reich zu geben. Trotzdem brachte es die „nur den deutschen Militarismus" bekämpfende Entente fertig, die reindeutschen Minderheiten der Tschechoslowakei ohne jeden Volksentscheid einzuverleiben. Die Tschechen besetzten Deutschböhmen, einst die Krone aller deutschen Länder, und den neugebildeten Bezirk „Sudetenland", lösten die Behörden auf und teilten den Teschener Korridor, für den im Frieden von St. Germain eine Volksabstimmung ausdrücklich vorgesehen war — unter Nichtachtung dieses seines Selbstbestimmungsrechtes — mit Polen derart, daß die neue Grenze beispielsweise die deutschsprachige Stadt Teschen mitten durchschneidet. Müßig zu sagen, daß die Tschechen, dank ihrer traditionellen Disziplin und obwohl ihr „Land von Wilsons Gnaden" fast zu 50 v. H. von Völkern bewohnt wird, die nicht der tschechischen Nation angehören, seither auch nicht einen

* Man vergesse nie, daß Masaryk der Schwager Wilsons ist.

Augenblick von der einmal eingeschlagenen Politik des Nationalstaates abwichen! Ein Blick auf die Landkarte der Tschechoslowakei läßt die schwierige Lage der Minderheitsvölker, vor allem der Deutschen, ermessen. Zwar beträgt die Zahl der Deutschen des Landes etwa 3½ Millionen (ist also höher als die Bevölkerungsziffer der Deutschen in der Schweiz oder der Norweger in Norwegen), indessen sehen sie sich durch eine siebenjährige, systematisch betriebene Tschechisierung und fortschreitende Drosselung auf allen Gebieten des völkischen Lebens in ihren nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Belangen aufs schwerste gefährdet. Wie planmäßig und zielbewußt diese Entdeutschungspolitik vorgeht, ist in den stets kerndeutsch gewesenen Gebieten der alten Habsburger Monarchie, etwa im ehemaligen „Oesterreichisch-Schlesien", wo die Umbildung naturgemäß nur allmählich fortschreiten kann, am besten zu studieren; sie muß selbst dem unbefangensten Touristen ins Auge fallen und wird dem Besucher des Landes um so mehr zu denken geben, wenn er die lokalen Verhältnisse bereits vor der Annexion durch die jetzigen Machthaber kennenzulernen Gelegenheit hatte.

Die geflissentliche Anbringung der Hoheitszeichen an allen öffentlichen Gebäuden, die Abfassung amtlicher Bekanntmachungen in tschechischer Sprache, die Umbenennung der Orts- und Straßennamen, Verstärkung der Garnisonen, Kasernenneubauten und Heranziehung zahlreicher tschechischer Staatsbeamter sind als Folge der vollzogenen Okkupation völkerrechtlich nicht zu beanstanden. Die Knebelung der deutschen Presse, die Durchdringung der geschlossenen deutschen Sprachzentren mit Nationaltschechen, die der Nationalisierung der Industrie dienenden Bodenenteignungen und Wälderverstaatlichungen, die zahlreichen Beamtenversetzungen, die fortgesetzte Sperrung von Schulklassen sowie die sorgsame Einrichtung tschechischen Sprachunterrichts in deutschen Schulen sind allerdings nicht unbedenkliche und höchst unerfreuliche Nebenerscheinungen. Wenn auch im sudetendeutschen Grenzgebiet, wo ja der zahlenmäßig stärkste Teil des Auslanddeutschtums lebt, einige dieser Maßnahmen, namentlich auch das vielumstrittene Sprachengesetz, vorerst nicht überall durchgeführt werden konnten, so ist man anderwärts doch um so radikaler vorgegangen. Ich habe diese tschechische „Kulturpolitik" an anderer Stelle („Berlin-Prag-Locarno" — Zum deutsch-tschechischen Schiedsvertrag. Auslandswarte*, Berlin 1925, Nr. 21) näher beleuchtet.

Zur Zeit liegt der Prager Regierung ein Entwurf über das neue Organisationsstatut der tschechischen Eisenbahnen vor, wonach u. a. für Post und Eisenbahn der Gebrauch der deutschen Sprache nur in jenen Gerichtsbezirken zugelassen ist, wo mindestens 50 v. H. Deutsche wohnen. Frachtbriefe dürfen künftig nur in tschechischer Sprache abgefaßt werden. Die Schaffner sind zur Auskunfterteilung in deutscher Sprache auch in durchlaufenden Zügen nicht verpflichtet; in den Bahnhofsrestaurationen des deutschen Gebietes müssen mindestens ebensoviel Zeitungen in tschechischer wie in deutscher Sprache aufliegen. Da nach dem Sprachengesetz 20 v. H. deutscher Minderheit genügen, um die deutsche Sprache als gleichberechtigt neben die tschechische zu setzen, will man mit diesen unerhörten

* Offizielles Organ des Bundes der Auslandsdeutschen, E. V.

Uebergriffen oligarchischer Oberherrschaft die Kommerzialisierung der Eisenbahn, der Post und der Staatswerke benutzen, um diese staatlichen Unternehmungen als selbständige Körperschaften hinzustellen und sie von der Verpflichtung des Sprachengesetzes zu befreien. Die Folge dieser Verfügung wäre neue Tschechisierung und praktisch die tiefe Hineinführung der tschechischen Sprachgrenze ins deutsche Sprachgebiet! Soeben hat die tschechische Regierung sämtliche deutsche Wegweiser, die auf jetzt tschechischem Boden des Riesengebirgskammes standen, der die Grenze zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei bildet, zwangsweise entfernen lassen. (Indes hat nur ein kleiner Kreis von Schreiberhauer Bürgern die richtige Antwort hierauf gegeben, indem sie die auf dem westlichen Kamm befindlichen Pfähle mit tschechischen Inschriften von ihrem Standort entfernten und mit größter Gewissenhaftigkeit drei Meter hinter der tschechischen Grenze niederlegten, von wo sie am nächsten Tage die tschechischen Behörden abholen ließen.) Bei solchen Methoden kann es nicht Wunder nehmen, daß in Prag — wo 40 000 Deutsche leben! — für die deutschen Studenten Farbenverbot auf der Straße und in der Oeffentlichkeit, mit Ausnahme der Hörsäle und der Verbindungsheime, ergangen ist und ihren Versammlungen stets ein Regierungsvertreter beiwohnt, der Reden und Liedertexte überwacht; immerhin ist es auffällig, daß das Landgericht Prag kürzlich eine Abteilung tschechischer Faschisten, die in das Deutsche Haus dortselbst eingedrungen waren und anwesende farbentragende deutsche Studenten überfallen und mißhandelt hatten, von der Anklage des Hausfriedensbruches sämtlich mit der Begründung freigesprochen hat, daß ihnen „eine böse Absicht nicht nachgewiesen" werden könne. — Zu welch grobem Unfug derartige Maßnahmen führen, zeigt auch die Tatsache, daß die deutschen Tanzlehrer zwecks Erlangung einer Konzession eine Prüfung in „tschechischer Literatur und Geschichte und über Entstehung und historische Bedeutung der tschechischen Volkstänze" abzulegen haben, sowie das Kuriosum, daß der Ort Preitenstein im Bezirk Manetin von Aemtern, Gerichten und sonstigen Verwaltungsstellen mit sechs verschiedenen Bezeichnungen übersetzt wird; man findet folgende Entstellungen des deutschen Namens: Preitenstein, Hrad Nectiny, Prajtenstyne, Prajtenstyn, Frajtenstyne, Vrajtenstyn. In dieses Gebiet der Schikane fällt sodann die den deutschen Schützenvereinen in Böhmen zugegangene amtliche Anordnung, wonach sie die Uniform abzulegen, die Waffen abzuliefern und tschechische Kommandos einzuführen haben. Bezeichnend ist übrigens ein vom Organ der autonomistischen slowakischen Volkspartei „Slovak" veröffentlichter, von sämtlichen Abgeordneten und Senatoren der Partei unterzeichneter Aufruf, worin das slowakische Volk (etwa 2 Millionen Seelen) zum vollständigen Ignorieren jedes tschechischen Buchstabens aufgefordert wird. Denn „jedes tschechische Wort in der Slowakei sei ungesetzlich".

Der Kampf gegen den deutschen Grundbesitz und die nichttschechische Wirtschaft begann bereits bald nach dem Versailler „Frieden"* und wird

* Schloß Konopischt — Heimat und freies Eigentum der Kinder des ermordeten Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand — wurde damals vom Tschechenstaat (nach Vertreibung der Angesessenen) ohne Entschädigung annektiert.

zur Zeit durch diktatorisch-einseitige Anwendung der angeblich sozial wirkenden Bodenreform geführt. Ein Musterbeispiel hierfür bildet die Beschlagnahme des deutschen Kurbetriebes von Marienbad; die Kündigung der dortigen Besitzungen des deutschen Stiftes Tepl wurde nach abgelehntem Rekurs erneut ausgesprochen. Der tschechoslowakische Außenminister Dr. Benesch hat gelegentlich betont, daß derlei Enteignungen alias die Agrarreform die Herstellung eines gerechten Zustandes sei; ein Teil der tschechischen Presse hat diese Gewaltakte jedoch als „bolschewistische Methoden" richtig gekennzeichnet. Leider dürften sie lediglich der Auftakt zu weiteren Uebergriffen des — nebenbei: gesetzlich nur für landwirtschaftliche Betriebe zuständigen — Bodenamtes sein! Der deutsche Staatsangehörige Fürst Thurn und Taxis, der mit der tschechoslowakischen Regierung wegen der Beschlagnahme einiger Güter bereits vier Prozesse führte, hat jetzt bei dem Gemischten tschechoslowakisch-deutschen Schiedsgericht in Genf eine neue Klage gegen den tschechoslowakischen Staat wegen gesetzwidriger Durchführung der Bodenreform eingebracht.

Deutschfeindliche Tendenzen machen sich ferner auf handels- und gewerbepolitischem Gebiet geltend. Mit Recht hat der Abg. Böhr (Dt.-Christl.-Soz.) in der Kammersitzung vom 5. Oktober v. J. betont, daß, wenn im deutschen Gebiet die Doppelsprachigkeit in Gast- und Gewerbebetrieben verlangt werde, diese auch für die Hauptstadt Prag angewendet werden müsse. In Handel und Industrie hat ein scharfer Konkurrenzkampf eingesetzt, der bei der anerkannten Zähigkeit, Geschlossenheit und Arbeitsamkeit der Tschechen nicht unbedenklich ist. In den Land- und Forstwirtschaftsbetrieben ist bei Durchführung der Unfallversicherung auf die 20 v. H. der Bevölkerung ausmachenden Facharbeiter keine Rücksicht genommen worden; Tausende von Arbeitsplätzen sind für die Deutschen verloren, die angesichts der katastrophalen Arbeitslosigkeit in der Tschechoslowakei nun der vollständig unzureichenden Armenfürsorge anheimfallen.

Das im Dezember 1924 beschlossene Beamtenabbaugesetz (ebenso dehnbar wie ähnliche Verordnungen in anderen Ländern) wird seither im Rahmen parteipolitischer Einstellungen in erster Linie gegen das deutsche Element mißbräuchlich angewendet, mit dem Erfolge, daß ihm bisher „nur" vierzigtausend Beamte zum Opfer gefallen sind! Die Abschaffung des Zeitavancements, um das die Staatsbeamtenschaft jahrelang gekämpft hat, und das als die größte Errungenschaft der Staatsangestelltenbewegung bezeichnet werden kann, muß für die Beteiligten eine fühlbare Versklavung bedeuten*. Am 1. Dezember 1925 waren allein 2000 deutsche Postbeamte und Postbedienstete abgebaut; und diese Entrechtung erfolgte zu gleicher Zeit, als Herr Benesch in London feierlich erklärte, sein Land würde sich auf das eifrigste bemühen, das denkbar beste freundschaftliche Verhältnis zu Deutschland zu schaffen! — Ein in Vorbereitung befindlicher Gesetzentwurf über die Selbstverwaltung der Gemeinden erklärt die

* Man vergleiche damit die Tatsache, daß oft den zu Propagandazwecken angesiedelten „Legionären" dreifache Dienstjahre angerechnet werden; so kommt es vor, daß ein 28jähriger junger Mann bereits 31 Dienstjahre zählt!

Gemeindeangestellten zu unmittelbaren Staatsbediensteten, die nur mit Zustimmung der politischen Aufsichtsbehörde im Dienstverhältnis verbleiben können. Damit wäre allerdings die letzte deutsche Gemeinde zum willenlosen Werkzeug der tschechischen Regierungsgewalt gemacht!

Die Stärke des Deutschtums liegt in seiner Volkskultur, in seiner Volksbildung. Und hiergegen richtet sich demgemäß die tschechischerseits beliebte Schulpolitik. Zwar hatte die Tschechoslowakei im bekannten „Memoire 3" Abs. 6 erklärt, „keineswegs daran zu denken, der deutschen Bevölkerung ihre Schulen zu unterdrücken". Aber schon bald nach dem Umsturz wurden Schul- und Klassenauflassungen verfügt; seither haben mehr als 20 deutsche Bezirke mehr als 30 v. H. ihrer Klassen verloren. In Böhmen, Mähren und Schlesien sind somit ungefähr 4000 deutsche Schulen geschlossen und ein ganzes Heer von deutschen Lehrern brotlos geworden! Für den Volkswirtschaftler und Politiker besagen solch schreckhafte Ziffern genug. Diese trotz aller Proteste der Deutschen ununterbrochen fortgesetzten schikanösen Maßnahmen werden mit dem Hinweis auf die eine den Deutschen verbliebene Universität in Prag nebst zwei Technischen Hochschulen in Prag und Brünn, auf die übermäßige Zahl der deutschen Volksschulen, verminderte Kinderzahl und notwendige Sparsamkeit begründet, gleichzeitig aber Hunderte neuer Schulklassen, vielfach nur für drei Schüler, eingerichtet und in deutsches Sprachgebiet hineinverlegt. So ist u. a. im kerndeutschen Eger*, wohin übrigens dauernd Tschechisierungsfahrten mit stark ermäßigten Fahrpreisen unternommen werden, erst vor kurzem ein mit allem Raffinement der modernen Pädagogik ausgestatteter Monumentalbau einer neuen tschechischen Schule (für 30—35 Kinder!) eröffnet worden; auch wurde das dortige deutsche Theater geschlossen, weil die Stadt sich weigerte, dasselbe für tschechische Vorstellungen zur Verfügung zu stellen. Dies alles, obwohl doch der tschechische Geschichtsforscher Palacki seinerzeit erklärt hatte: „Vor dem Egerland müssen wir Halt machen!"

Durch die Wahlen in der Tschechoslowakei, die unlängst stattfanden, hat das politische Lager der Tschechen, nicht zuletzt auch durch den großen Sieg der slowakischen Oppositionspartei des Paters Hlinka, wesentliche Veränderungen erfahren. Man zählte insgesamt nur 3 600 000 tschechische Stimmen; 1 730 000 Stimmen sind als „deutsche" zu bezeichnen. Es sammelten sich somit mehr deutsche Stimmen, als im Jahre 1920. Interessant ist übrigens, daß — trotz aller Wahlschikanen — in rein slawischen Gegenden ziemlich viele deutsche Stimmen abgegeben wurden; von deutschen Beamten, Eisenbahnern, Postlern, Gendarmen sowie ihren zahlreichen Angehörigen, und von deutschen Soldaten, die alle in slawische Landstriche gelegt wurden, da man ihre heimatlichen Stellen mit Tschechen besetzt hatte, um sie zu tschechisieren.

---

* Das Egerland hatte von jeher eine durch Johann von Böhmen verbriefte Sonderstellung und führt auch heute noch als Zeichen der alten Freien Reichsstadt den Adler im Wappen. Nach Egerer Recht richtete man in einem Teile Bayerns, wie in Leitmeritz nach Magdeburger; kirchlich unterstand es Regensburg, nicht Prag.

In Artikel 8 des Vertrages von St. Germain hat die Tschechoslowakei die Verpflichtung: „Gleiche Behandlung der nationalen Minderheiten und aller tschechoslowakischen Staatsbürger“ übernommen. Um welchen Preis die tschechische Regierung den Deutschen ein Scheinrecht einräumen will, zeigt die Rede des Präsidenten der nationaldemokratischen Partei (die die einflußreichste im Staate ist) Sis: „Die Deutschen müssen uns als Herren anerkennen, sie müssen an der Vermehrung unserer Macht arbeiten, mit einem Wort entweder sie werden Tschechen oder unsere Diener“. Diese Worte dürften zu den in dem Erinnerungsbuch des Präsidenten Masaryk niedergelegten Grundsätzen über „Demokratie“ in schärfstem Widerspruch stehen.

Demgegenüber ist für alle Deutschen in der Tschechoslowakei Einigkeit und Zusammenschluß, die infolge der mißlichen Parteienhypertrophie bisher leider oft genug zu vermissen waren, ein Gebot der Selbsterhaltung und die Voraussetzung zu energischer, praktischer Selbsthilfe; der Anfang ist gemacht: Da unsere deutschen Volksgenossen in der Tschechoslowakei in ungezählten Gemeinden keine deutschen Priester haben, sondern tschechische, haben sie sich mit beispielgebender Opferwilligkeit und großen Unkosten ein Seminar für nur deutsche Theologiestudenten gebaut, das ohne Zweifel eine wertvolle Stütze des Auslandsdeutschtums sein wird. — Auch wir im „Reich“ müssen diesem geistigen Daseinskampf unserer Brüder um Heimat, Kultur und Muttersprache — mehr als bisher — die notwendige moralische und ideelle Hilfe und Unterstützung gewähren. Hoffen wir, daß der im Rahmen des Locarnogesetzes soeben verfassungsgemäß angenommene Schiedsvertrag zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei wie auch die jetzt angebahnten deutsch-tschechisch-österreichischen Eisenbahnverhandlungen und der demnächst abzuschließende deutsch-tschechische Handelsvertrag die Abkehr der tschechoslowakischen Außenpolitik von der frankophilen Linie vertiefe! Dann wird auch „Sudetendeutschland“, wie die deutschen Gebiete innerhalb der tschechischen Grenzpfähle — ohne irredentistische Absicht — kurz genannt werden, die Anerkenntnis der natürlichen Rechte dieses Volkes nicht versagt bleiben können. Heinrich Dittrich.

Das Führerproblem in der Musik.

Es ist nur einer der vielen Widersprüche unserer Zeit, wenn sich der „neue demokratische Gedanke“ in einem Auftauchen zahlloser bisher unbekannter Parteien und Parteiführer auswirkt. Denn immer wird in Zeiten des Ueberganges und der damit zusammentreffenden Unklarheit über die Wegrichtung der Zukunft die Diskussion in den Vordergrund rücken an Stelle des selbstverständlichen und stillbeschaulichen Weiterarbeitens. Und jeder auch nur mögliche Gedanke wird sogleich zum Schlagwort einer Gruppe ausgerufen werden anstatt im Ausgleich mit anderen, ebenso naheliegenden und daseinsberechtigten eine breitere Basis für alle bilden zu helfen. Heute hat man, wie Hans Joachim Moser in einem unlängst gehaltenen Vortrag richtig betonte, das Wort vom „Fortschritt“

aus dem Requisitenschrank geholt, wo es seit 1848 verstaubt gelegen. Und, da man immer einen in sich wesenlosen Begriff nach allen Seiten hin wenden und drehen kann, so gab dieses Wort vom sogenannten Fortschritt die Möglichkeit, ungezählte Sondergrüppchen zu bilden, die dem alten guten Wort entgegenwirken: „Koch allein und bleib dabei, viele Köche verderben den Brei." Moser verglich unsere Zeit mit derjenigen von 1848 und stellte eine überzeugende Parallele her: in beiden Fällen eine Sucht, durch Anschluß an irgendeine vergangene Kunstperiode Neuland zu erschließen, und an der Spitze einer jeden solchen Gruppe ein „Führer". Damals, vom Flügel „rechts nach links" gerechnet das Anknüpfen an Palestrina durch Grell und den Kölner Neckes, heute durch Kaminski, der freilich noch weiter zurück zum gregorianischen Choral möchte. Damals die Partei Grimms, die sich an Bach anschloß, heute die Jugendsingbewegung mit ihrer Wiederaufnahme der alten Choralpolyphonie. Damals als „Zentrum" die großen Meister Bruckner, Brahms, Wagner, als „Fortschrittsflügelmann" Liszt, heute in ähnlicher Reihenfolge Strauß, Reger, Pfitzner, Schönberg, Busoni. Noch mehr aber als in jener Zeit schwirren um die großen Namen eine überwältigende Fülle, eine Milchstraße von kleineren Gestirnen, für deren „Entdeckung" reklamefreudige Dirigenten und Presseleute sorgen. Nur mit der Zeit der Schöpfung der Renaissanceoper wäre die unsere etwa zu vergleichen, wollte man die Masse der Talente, die Wahllosigkeit der Propaganda zum Ausgangspunkt nehmen.

Doch ist damit die Reihe der musikalischen „Führer" bei weitem nicht erschöpft. Der Drang der Zeit, der Namensverehrung zu dienen, macht beim Schaffenden beileibe nicht Halt. Auch die Masse der Sänger und Sängerinnen, der Pianisten und sonstigen -isten, über die schon bei ihren Lebzeiten Monographien, ja, dickleibige Bücher „Meister dieses und jenes Instruments" erscheinen, die ihren Namen erst in Amerika abstempeln lassen durch ein Publikum, dessen Haupttrumpf es bleibt, „sich die größten Solisten finanziell leisten zu können", genügt ihm nicht. Die Technik des Fernrohrbaus ist fortgeschritten, und so ist es kein Wunder, wenn auch die Zahl der entdeckten bzw. noch zu entdeckenden Kometen anwächst. Es gibt kaum eine Stadt, die was auf sich hält und dem nicht durch Verleihung des Titels „Generalmusikdirektor" an ihren Musikleiter Ausdruck gäbe. Daß sie damit häufig einen Admiral ohne Schiffe, einen General ohne Soldaten schafft, ist unwesentlich. Früher gab es in den deutschen Städten des ausgehenden Mittelalters einen „Spielgraf", das war der musikalische Vertrauensmann des Magistrats: er hatte neben seinem eignen Dienst die Ordnung in der musikalischen Zunft zu überwachen, den Stadtpfeifern aufs Handwerk zu sehen und Ansehen und Ehre der Musiker zu festigen. Ein Bach noch hat solches Amt versehen. Heute jedoch untersteht dem „Generalmusikdirektor" sein Orchester, sonst niemand. Keiner der zahlreichen, in der Stadt ansässigen Musiklehrer, Orchestermusiker von Privatkapellen und wer sie alle sein mögen. Am Opernhaus gibt man gern dem zweiten Dirigenten den Titel: „Zweiter erster Kapellmeister". Kann man den Unfug weiter treiben? Die Titelwut, die heute aus jedem braven Büroschreiber einen „Bürodirektor" werden läßt, überwuchert auch unser

musikalisches Leben und spitzt jegliches Interesse auf das Menschlich-Allzumenschliche der lieben Eitelkeit zu. So mieten häufig ein und denselben Sänger zwei Bühnen zu gleicher Zeit, der gleiche Dirigent gehört seiner eigenen Stadt und Bürgerschaft nur zum geringen Bruchteil: in der Hauptsache reist er durchs Reich, durchs Ausland, durch die Welt. Wieviel Verständnis kann er für den genius loci seiner „Heimat" aufbringen, wieviel Verantwortungsgefühl für das, was er seinem eigentlichsten Dienst schuldig sei? Da werden aus der Fremde „Novitäten" mitgebracht, die man sich dort von mehr oder minder „wichtigen" Leuten hat aufdrängen lassen. Da werden Stücke mit nach dem Ausland genommen, die nur dort, aber auch nur dort auf Interesse rechnen dürfen, sei es aus „vaterländischen" oder sonstigen, jedenfalls unkünstlerischen Gründen. Oder der Herr Vorstand der Heimatstadt hat empfohlene Jünglinge, denen man die Gefälligkeit des Aufgeführtwerdens erweisen möchte und „müßte", als ob in diesem Bezirk es auf Gefälligkeiten ankäme und nicht auf die Verpflichtung der Oeffentlichkeit gegenüber. Oder das Programm der nächsten Konzerte wird im D-Zug mit der entsprechenden Geschwindigkeit zusammengestoppelt, Zufälligkeiten entscheiden, oder man nimmt, was Kollegen schon „ausprobiert" haben, läuft also dem Sondergeschmack eines einzelnen nach, wenn man nicht selbst auf Suche nach Meteoren ausgeht. So kommen Abendprogramme zustande, die jedes Aufbaus, jeder Einheitlichkeit, jeder stilistischen Linie und damit auch jedes erzieherischen Wertes entbehren, Aufführungen, deren Vorproben vielleicht ein untergeordneter Assistent nach mäßigem Können und gutem Wollen geleistet. Wir haben keinen Anlaß, uns über die Zeit der Klassiker erhaben zu dünken, wo schlechte und überkurze Vorproben die Regel waren, wo Schubert entrüstet davonlief, wo man die Zuhörer Reverse unterschreiben ließ, die der berechtigten Empörung über mangelhafte Aufführung einen Grenzwall zogen. Seht euch die abgehetzten Orchestermusiker unserer Zeit an, die von Oper zu Konzert und zurück, von Probe zu Probe gejagt werden und doch allabendlich ihr Bestes hergeben sollen. Fragt, wieviel Zeit blieb, um sich ein nagelneues Werk, dessen Verfasser und Stil vielleicht gleich unbekannt sind, durchzuproben und die Ausführenden es innerlich durchempfinden zu lassen. Nur die Technik unserer Orchestermusiker ist seit jenen Zeiten gewachsen, nicht aber das Verantwortungsgefühl dem Neuen gegenüber, dessen Schicksal häufig, dessen Einordnung in die Wertklasse immer von solcher Erstaufführung abhängen wird. Hier muß der Unterricht einsetzen: kein Dirigent ist „fertig", der über die Lattenhindernisse der Takt- und Rhythmuswechsel hinüberzuspringen versteht, keiner, dessen Gehör auf die Feststellung dieses und jenes Klangfehlers reagiert, der über das Mechanische seiner Instrumente Bescheid weiß. Kulturgeschichtliche Schulung, Stilempfinden, Respekt vor den Rätseln alles Schöpferischen, eindringende Kenntnis des Aufbaus des Kunstwerks bis in die kleinsten Unterelemente müssen ihm zu Gebote stehen, soll er nach Franz Liszts Wort ein „Steuermann" und kein „Ruderknecht" sein.

Und noch eines: es gibt auch „Führer", die im Verborgenen leben und von deren Einstellung Wohl und Wehe des Kapellmeisters und damit der Kunst einer Stadt abhängig bleiben: die Kunstbeamten. Greifen

wir ruhig den Einleitungsgedanken wieder auf: auch da hat der neue Staat eine Verschlimmbesserung gebracht: wir sind auf dem Wege der Beamtenoligarchie, wie sie in den reaktionärsten Zeiten nicht umfassender sein konnte. Der neue Schulerlaß sieht sogar eine Kontrolle der Musiklehrer durch den Schulrat vor. Das wäre kein Unglück, solange die Gewähr bestünde, daß dieser Oberbeamte außer von der Pädagogik auch etwas von der Musik verstünde. Wo aber ist diese Gewähr? Und wo ist die, daß alle übrigen, in die musikalische Kulturpolitik einer Stadt eingreifenden niederen und höheren Beamten die Materie als etwas anderes denn als Aktenfraß ansehen? Auch da bitte kein Pharisäertum der vergangenen Zeit gegenüber: Serenissimus hatte wenigstens in seiner Ahnungslosigkeit allem Geistigen gegenüber so etwas wie Größe und Stil und zum mindesten ein gutes Herz. Aber es gibt auch heute noch solche Serenissimusnaturen, nur mit der Zutat bornierter Hartnäckigkeit und eines Emporkömmlingsdünkels, der noch nicht einmal zum Humor jenes Narren ausreicht. Ist nicht noch immer das musikalische Schicksal einer Gemeinde dem Zufall ausgeliefert, daß dieser oder jener Magistratsbeamte die erzieherischen Werte dieser Kunst zu würdigen vermag? Der Fall hat sich ereignet, daß ein Bürgermeister den notleidenden Künstlern seiner Stadt zumutete, mit den Arbeitslosen zusammen in Reihen vor der Tür des Armenamts zu stehen, von denen ihnen nur Worte des Hohns als unliebsamen „Genossen" zuteil wurden. Wer „dienstlich" musikalische Fragen hat erörtern müssen, hat mehr Serenissimuswitze erlebt, als von dem braven Weimarer im Schwange sind. Auch hier also „Führer ohne Führerberechtigung". Die Steinersche Idee von der Dreigliederung der Parlamente mag utopisch anmuten, sie enthält den richtigen Kerngedanken, daß nur Fachleute über Fachdinge reden und entscheiden dürften, wenn ... wir nicht einen Staat hätten, in welchem mit dem Amt der Verstand zugleich verliehen wird. Wie aber die Verleihung des Amts zustandekommt, darüber schweigen die Akten, oder sie munkeln von Parteiabkommen, welche man besser „Kuhhandel" nennen sollte. In Bochum und Duisburg leben — zufällig — musikalisch interessierte Kunstdezernenten, und in wenigen Jahren haben beide Städte eine europäische Geltung im Musikleben errungen. In Thüringen brechen unter dem Unverstand der Politiker die ehemaligen, weltberühmten Kunststätten wie Gotha, Meiningen zusammen, und andere wie Dessau und Gera führen nur deshalb ihr altes Kunstleben fort, weil die Fürsten sich's nicht verdrießen ließen, weiter wenn auch ohne äußere „Würde", den Protektor zu spielen. Hier also wäre auch Besserung vonnöten. Was nutzt ein „Reichskunstwart", wenn in seinen Klubsesselolymp nicht die Klagen notleidender Musiker-Angehörigen dringen? Was ein Heer von Beamten, wenn die deutsche Kunst dabei von Auslandsimportware zersetzt und erdrückt wird? Hat im deutschen Reichstag schon ein einziger ein Wort für diese deutscheste aller Künste und bedrängteste zugleich gefunden? Der Fall Schillings hätte den Anlaß dazu bieten können, aber er verschwand im Wust von „Erklärungen", und heute ist Berlin auch in musikalischer Hinsicht die zweite Hauptstadt Rußlands. Hermann Unger.

Neuere Werke über Friedrich Hebbel.

„Große Dichter sind Propheten. Die früheste und die letzte Essenz des Volksgeistes ist in ihnen lebendig, und, wie sie ohne Urkunden die Vorzeit verstehen, so gießen sie zeitweise hellen Schein in künftige Jahrhunderte.“ So schrieb 1899 Dr. Alexander von Peez in den „Hainen und Heiligtümern“. Halten wir unter den Dichtern der nachklassischen Periode Umschau, so finden wir unter ihnen wohl manche, die ihrem Zeitalter den Stempel aufdrücken konnten. Von Friedrich Hebbel wird man nicht behaupten können, daß er in diesem Sinne ein Sohn seiner Zeit war. Gewiß hat es ihm auch in seinem Leben nicht an Anerkennung gefehlt; schauen wir aber tiefer, so finden wir, daß diese Anerkennung nicht selten nur die Peripherie seines Wesens traf. Und doch wird man keinen zweiten Dichter finden, der — bei aller kosmischen Einstellung seines Schaffens — so innig mit dem Leben seines Volkes, seinen Nöten und Leiden, verbunden war wie gerade Hebbel. Erst die letzten anderthalb Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts haben den Kern Hebbelscher Persönlichkeit klarer herausgearbeitet. Und seit 1914 die eigentümlichen prophetischen Aeußerungen Hebbels aus dem Jahre 1861 in schauervoller Weise in Erfüllung gingen, da mag manchem zum Bewußtsein gekommen sein, daß aus dem Dichter eine Persönlichkeit sprach, deren Wandeln in kosmischer Höhe ihr niemals den Blick für die Wirklichkeiten des öffentlichen und politischen Lebens trüben konnte. Sollte es Zufall sein, daß die uns am merkwürdigsten berührenden „Prophezeiungen“ Hebbels mit dem Abschlusse des Nibelungen-Dramas zusammenfallen? Von der ersten Aufführung der Nibelungen in Weimar berichtete der Dichter seiner Frau (2. Februar 1861): „Eine Aufmerksamkeit und Totenstille, als ob nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft die Rede wäre.“ In einem Briefe an den Grafen Beust vom 26. August 1861 wird die politische Einigkeit gefordert, „um in der Stunde der Gefahr gegen die uns von allen Seiten drohende Rassenverschwörung gerüstet zu sein.“ Und in dem an König Wilhelm den Ersten (bei Gelegenheit des Attentats von Becker) gerichteten, 19. Oktober 1861 veröffentlichten Gedichte steht der inhaltsschwere Vers:

„Denn über deinem deutschen Volke
Schwebt längst ein Los, wie's dir gedroht:
In schwer belad'ner Wetterwolke
Ein unnatürlich jäher Tod.“

Damit ist Hebbels unmittelbare Einstellung auf die Gegenwart erwiesen. Mehr als sechs Jahrzehnte sind seit seinem Tode verflossen, aber er lebt heute mehr als je, und es ist darum kein Wunder, daß auch die Nachkriegszeit eine Anzahl wertvoller Veröffentlichungen über Hebbel hervorgebracht hat, die nicht in erster Reihe auf seine deutsch-politische Einstellung zurückzuführen sind. Denn im Vordergrunde steht noch immer das künstlerische und philosophische Problem Hebbel in allen seinen Ausstrahlungen, das heute noch ebenso reizt wie vor einem Menschenalter, und Theodor Poppes Wort aus dem Jahre 1903: „Immer wieder lockt das Rätsel (Hebbel)“ bewahrt auch für die Gegenwart seine

Geltung. So wird denn ein Ueberblick über das seit dem Kriegsende sich um Hebbel gruppierende Schrifttum, soweit es zu meiner Kenntnis gelangte, an dieser Stelle nicht unwillkommen sein.

Das Ueberragende der Persönlichkeit Hebbels hatte schon in Vorkriegszeiten in seinem Heimatsorte Wesselburen ein Gerücht gezeitigt, nach welchem er unmöglich der Sohn eines einfachen Maurers sein konnte; sein wirklicher Vater sollte ein bald nach Hebbels Geburt gestorbener Pastor Volckmar gewesen sein. Albrecht Janssen hat dieses Gerücht in einer Schrift „Die Frauen rings um Hebbel", 1919, verwertet und durch die Neuartigkeit seiner (recht anfechtbaren) Beweisführungen ein leider nur zu dankbares Publikum gefunden. Zur Biographie Hebbels und der Frauen, die ihn umgaben, hat Janssen immerhin einige wertvolle Bausteine beigetragen, manches aber auch schief gesehen, und besonders die Grundanschauung einer „illegitimen" Geburt, die dem Dichter das Dithmarschertum geraubt haben würde, war durchaus verfehlt. Ihm traten sofort Paul Bornstein (in der Weser-Zeitung), Adolf Bartels in der eigenen Schrift „Hebbels Herkunft und andere Hebbel-Fragen", 1921, und Hermann Nagel in der Schrift „Friedrich Hebbels Ahnen. Neues über Hebbels Herkunft und die Volckmarhypothese", 1923, entgegen. Der Auffassung Janssens: „In unserem Dichter kulminierte nicht nur eine durch Generationen verfeinerte, völlig durchgeistigte Kultur, sondern es treten in ihm Charakterzüge zutage, die wohl teilweise Stammeseigenart, aber in einem solchen Milieu, wenn sie sich überhaupt zeigen, nicht lebensfähig sind" stellt Bartels die seinige gegenüber: „Die Stammeseigenart Hebbels, sein echtes Germanentum, befähigen ihn zum durchgeistigten Kulturmenschen, es treten Symptome, daß er das werden wird, von vornherein hervor." Ferner: „Ist Hebbel der Sohn Volckmars, so ist er kein richtiger Dithmarscher mehr, und er wird uns in seiner menschlichen wie seiner dichterischen Eigenart einfach unerklärlich." Die genannten Schriften von Janssen, Bartels und Nagel gehören als Nummer VIII, IX und XII der in B. Behrs Verlage, Berlin, erscheinenden Reihe „Hebbel-Forschungen" an.

Ganz sicher haben Geburt und Landschaft einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung eines Menschen, und Hebbel selbst hat schon in jungen Jahren die Bedeutung des „Angeborenen" betont und später noch besonders sein Dithmarschertum hervorgehoben. So meinte er noch 1862, „das höchst vortreffliche Schlag- und Zeigewerk der Nibelungen mit einem gut Dithmarsisch-Holsteinischen Arm aufgezogen zu haben". Eine andere Frage aber ist: was ist des Dichters absolutes Eigentum? Das plastische und geistige Bild seiner Persönlichkeit ist doch nicht einzig und allein aus der Vergangenheit und aus der Umwelt zu erklären, ebensowenig wie man das Wunder Goethe oder Nietzsche einseitig aus der jeweiligen Vorfahrenkette wird erläutern wollen. „Wie aus dem Wust mißtöniger, schauerlicher, oft lächerlicher Dilettantismen hier jäh und fast unvermittelt in reinen Klängen ein Dichter zu sprechen anhebt, das behält etwas Unfaßbares. Darüber liegt es wie Hauch aus der Mütter dunklem Reiche, wie Geheimnis der Urzeugung. Stärker als sonst irgendwo finden wir uns bei Hebbel auf das im letzten Grunde irrationale Wesen der genialen Begabung verwiesen." So Dr. Paul Bornstein in der Einleitung

seines 1925 im Verlage Erich Reiß, Berlin, erschienenen Werkes „Der junge Hebbel“ (zwei Teile: „Der Mensch“ und „Der Dichter“ in einem Bande). Man wird diesen schönen Worten zustimmen können, auch ohne die rassische und nationale Veranlagung auszuschließen. Mir scheint Hebbel schon früh seine besondere Aufgabe, seine „germanische Sendung“ erkannt zu haben, und ich zweifle nicht, daß er seine Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1837: „Der wahrhaft bedeutende Geist kann in keine Zeit fallen, die es ihm unmöglich machte, seine großen Kräfte spielen zu lassen; fällt er in ein mattes, entkräftetes, leeres Jahrhundert, so — ist ja eben das Jahrhundert seine Aufgabe“ an sich selbst gerichtet hat.

1908 erschien in Hamburg ein Buch mit dem gleichen Titel (der junge Hebbel) von Dr. Arno Scheunert. Trotz des Schopenhauerschen Einspruchs liegt ein Vergleich zwischen beiden Werken nahe, und dieser Vergleich ist sehr einfach: Scheunert analysiert die frühen Schöpfungen unseres Dichters und stellt sie in Parallele mit der zeitgenössischen Philosophie. Bornstein sammelt mit Fleiß und Liebe alle erreichbaren biographischen Bausteine einschließlich des dichterischen Werkes. So gewinnt man aus seinem Buche im Gegensatze zu der Arbeit Scheunerts — trotz des aphoristischen Charakters des ersten Teiles— den Eindruck einer „synthetischen“ Arbeit. Es ersteht vor uns ein — im Rahmen des Möglichen — geschlossenes Bild dessen, was Wesselburen dem Dichter zeitlebens gewesen ist, was es ihm hat geben können. Stammbäume und Mitteilungen aus dem Freundes- und Bekanntenkreise (darunter Klaus Groth!) fehlen nicht. Nach der bisher maßgeblichen Biographie von Emil Kuh, in der die düsteren Seiten Hebbelschen Lebens und besonders der Wesselburener Zeit zu stark ausgesponnen waren, gewinnen wir jetzt ein reineres Bild, und es rückt wieder alles an die richtige Stelle. Wie sehr stechen z. B. die zeitgenössischen und späteren Berichte über die „Schreiberzeit“ von dem Schauerbilde ab, das noch 1913 Herbert Eulenberg entworfen hatte!

Schon ein Jahr vorher hatte Dr. Paul Bornstein im gleichen Verlage ein zweibändiges Werk „Hebbels Persönlichkeit“ erscheinen lassen, das durch die Fülle der Urteile, sei es von Hebbel über sich selbst, sei es — und zwar im besonderen Maße — von Zeitgenossen über ihn, einen dokumentarischen Wert im besten Sinne besitzt. Der Herausgeber hat nicht nur in der für unsere heutigen Begriffe lückenlosen Zusammenstellung aller Belege, sondern auch in den zahlreichen Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes (wie übrigens auch im „jungen Hebbel“) eine tüchtige Arbeit geleistet durch Aufspürung litterarischer und biographischer Verknüpfungen. Diese Anmerkungen müssen jeweils im Zusammenhange mit dem vorangehenden Texte gelesen werden. Die Einschaltung mancher — teilweise bisher unbekannter — Bilder wird das Interesse an dem Werke noch erhöhen. Das Werk bietet bemerkenswerte Aufschlüsse, und ich halte es für die beste Grundlage für jede Biographie, die künftig über Hebbel erscheinen wird. Wertvoll die Einleitung, in der der Herausgeber seine Stellung zur neuzeitlichen Betrachtung der Literaturgeschichte auseinandersetzt.

Unter den Nachkriegserscheinungen, die sich mit Hebbels Leben und

Schaffen befassen, hat mich Otta Federns Darstellung (1920 im Delphin-Verlage, München), nicht in dem erwarteten Maße befriedigt (was an mir liegen mag, aber ich finde den „Proletarier-Standpunkt“ zu stark hervorgehoben). Für eine erste Einführung mag sie geeignet sein, wenn man höhere Ansprüche zurückstellt.

Eine besondere Stellung nimmt das bedeutende Werk des Pariser Professors Louis Brun ein: „Hebbel mit besonderer Berücksichtigung seiner Persönlichkeit und seiner Lyrik“ (H. Haessel, Leipzig, 1922). Es ist dies eine Erweiterung seines bereits 1914 erschienenen Werkes „Hebbel, sa personnalité et son oeuvre lyrique“. Der Verfasser hat das mehr als 1200 Seiten umfassende Werk in flüssigem Deutsch geschrieben und dabei eine so weitgehende Kenntnis unserer Literatur bekundet, wie sie manchem Deutschen nur zur Ehre gereichen würde. Das Rückgrat des Buches bilden die Gedichte Hebbels (die Brun unter der Bezeichnung „Lyrik“ zusammenfaßt); sie sind in chronologischer Reihe geordnet und bilden so eine Biographie von einem besonderen Gesichtspunkte aus. Aesthetische und literaturgeschichtliche Bemerkungen bilden die Umrahmung. Dem Hauptteile geht ein Ueberblick über Hebbels Leben voran, ihm folgen Hebbel als Denker und Dichter von Novellen, des Epos „Mutter und Kind“, und der Dramen. Ein Kapitel über „Hebbel im Urteil der Mit- und Nachwelt“ beschließt den Text. So rundet sich Bruns Werk zu einem geschlossenen Ganzen. Zu dem letzten Thema (Hebbel im Urteile der Mitwelt) habe ich einen m. E. wichtigen Beitrag in den „Hebbeliana“ (Festschrift für Adolf Bartels, ebenfalls Haessels Verlag, Leipzig, 1922), geliefert. Brun steht als Hebbel-begeisterter Franzose nicht allein da. Schon vor dem Kriege hat Prof. Paul Bastier Hebbels „Maria Magdalena“ ins Französische übersetzt und sie auch in Paris aufführen lassen. Eine Anzahl Rezensionen, die mir Prof. Bastier s. Zt. zukommen ließ, überzeugten mich von der Güte der Aufführung und von dem Interesse bei den Zuschauern. Ein dritter Franzose, der ein bedeutendes Werk über Hebbel geschrieben hat, ist André Tibal („Hebbel, sa vie et ses oeuvres de 1813 à 1845“, 1911.)

Um zunächst bei Hebbels Leben zu bleiben, erwähne ich als besonders wichtig das Buch von Wilhelm Rutz „Friedrich Hebbel und Elise Lensing“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1922). Die erste ausführliche Darstellung dieses Verhältnisses, das 1918 auch dramatisch behandelt wurde (Günther Branden, „Elise Lensing“, Figaro-Verlag, Berlin). Zweifellos gibt das Buch von Rutz ein tieferes Verständnis für die wechselseitigen Beziehungen zwischen Hebbel und Elise; tiefschürfende Forschungen liegen ihm zugrunde. Wenn der Verfasser sich im Vorwort einen „literarisch Unbekannten“ nennt, so hat die ganze Hebbel-Gemeinde Anlaß, ihm für diese überraschende Gabe aus tiefster Seele zu danken. Die Welt ist ja bis auf die heutige Zeit nie stille geworden von Vorwürfen, die Hebbel dieses Verhältnisses wegen über sich ergehen lassen mußte. Ich wünschte, das Buch gelangte in die Hände aller Zweifler und Tadler; aber auch in der übrigen literarischen Welt wird es sich durch seine vornehme, objektive Haltung einen guten Platz erobern. Stellenweise wird es zur scharfen Anklage gegen die absprechende Art, mit der Albrecht

Aus dem Deutschen Volkstum

Maina Heyck-Jensen, Hirt und Herde

Janssen sich Hebbel näherte. Bedeutungsvoll erscheint mir unter anderem die Erklärung der Träume Elisens, Christinens und anderer, auf die Hebbel so viel Gewicht legte und die er auch teilweise in seinen Schöpfungen verwertete, als Rückstrahlungen Hebbelschen Denkens selbst.

Dr. Walter Schnyder untersucht in seiner Schrift „Hebbel und Rötscher" unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel (Hebbel-Forschungen, B. Behr, Berlin, 1923), die Beziehungen zwischen dem Dichter und dem Kritiker, die mit der Aufforderung zur Mitarbeit an den von Rötscher 1847 gegründeten Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur beginnen, und verfolgt sie bis in die letzten Lebensjahre Hebbels. Die Lektüre dieses Buches ließ mich erkennen, daß man kaum ein Werk über Hebbel schreiben kann, das sich nicht mit seiner ganzen Weltanschauung beschäftigt, und ich fand diese Wahrnehmung im Nachworte bestätigt: die Beziehungen zwischen Hebbel und Rötscher sollten möglichst hell beleuchtet werden. „Dabei stellte sich bald heraus, daß ein solches Unternehmen in noch höherem Maß, als dies zu erwarten stand, in die letzten und tiefsten Fragen von Hebbels Dichten und Denken hineinführt." So ist auch dieses Buch als Beitrag zur Biographie Hebbels empfehlenswert.

Die kleine Schrift von Dr. Franz Schnaß „Hebbels Lyrik und Epik im Rahmen seines Lebens" (A. Haase, Leipzig, Prag, Wien, 1921) ist besonders dankenswert durch die eingehende Betrachtung des Epos „Mutter und Kind". Die Schrift soll innerhalb der Lehrerschaft zu Hebbelstudien und Hebbelstunden anregen; auch das ist dankbar zu begrüßen.

Hebbel, den Denker, zeigt Julius Bab in dem Büchlein „Das Wort Friedrich Hebbels" (Bd. 70 der Philosoph. Reihe, Rösl & Co., München, 1923). Hier erschließt sich das Universale Hebbelscher Weltanschauung, die nicht durch irgendwelche philosophischen Systeme eingeengt ist. Es zeigt sich auch die Unmöglichkeit, das Problem Hebbel auf eine Formel zu bringen, obgleich sich dem Verfasser das Recht ergibt, „einheitlich von einem Hebbelschen Weltbilde überhaupt zu sprechen." „Dieser revolutionärste Dichter — der die schärfste Kritik an der „bürgerlichen Gesellschaft" geübt hat — war zugleich der konservativste, weil er den weitesten Blick von allen hatte". Für die Zurückweisung des unglaublichen Satzes von Spengler: „Als Politiker bleibt Hebbel im Parteimäßigen stecken" gebührt Bab unser Dank. Das Büchlein rechtfertigt Hebbels Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1837: „Mit jedem Menschen verschwindet (er sei auch wer er sei) ein Geheimnis aus der Welt, das vermöge seiner besonderen Konstruktion nur Er entdecken konnte und das nach ihm niemand wieder entdecken wird."

Mit diesem Ausspruche schließt übrigens die als Nr. XI der Hebbel-Forschungen (B. Behr, Berlin, 1923) erschienene Studie von Dr. Alfred Mohrhenn „Friedrich Hebbels Sonette", so daß man auch auf diese übertragen kann, was ich oben über die Schrift Hebbel-Rötscher sagte. Die „Formprobleme" stehen im Vordergrunde, doch werden die Sonette auch nach ihrem weltanschaulichen Charakter gewertet.

Nicht ein, sondern mehrere Male bitte ich die Schrift von Wilhelm Tidemann zu lesen: „Friedrich Hebbel und die Gegenwart. Die tra-

gische Situation des nordischen Menschen" (Kampmann und Schnabel, Prien-Obb., 1922). Zwar fürchte ich dem Ganzen Unrecht zu tun, wenn ich einzelnes herausgreife; hier kann der Teil nicht die ganze künstlerische und philosophische Konzeption vertreten. Doch sei der Versuch gewagt. Nach Tidemann ist der Mythos der Urbesitz, die geistige Heimat der Menschheit. „Hebbel hat die Tragödie an die Urgeistesmacht des nordischen Mythos gebunden. In Hebbels Werk schauen wir symbolisch unser eigenes Schicksal. Untergehen können wir nur als Germanen. Untergehen inmitten der Götterdämmerung nur wie Hagen unterging." So im Schlußkapitel, auf das acht Sonderkapitel wie „Das Phänomen des Nordischen in der Judith", „Das Nordische in Lyrik und Weltanschauung", „Der Mythos als Form und Stoff: die Nibelungen", „Das Symbol des Ringes: Gyges", vorbereiten. Ich hatte gehofft, den fesselnden Ausführungen des Verfassers überallhin folgen zu können, doch sind mir an zwei Stellen Bedenken gekommen, die sich auf meine germanistischen Anschauungen gründen. Erstens: Im ersten Kapitel wird das Problem der Tragik gesetzt mit der großen Abwanderung zur europäischen Halbinsel als dem Losreißen von der starken Bindung der kontinentalen Kultur (Asiens). Wer sagt, daß der Germane als Schöpfer des nordischen Mythos sich von der asiatischen Kultur getrennt habe? Zweitens: Bei der Behandlung des Gyges heißt es, hier habe das Germanische sich dem Apollinischen gebeugt: Wodan ist gewichen und durch Apoll überwunden worden. Nun, schon den Alten galt Apoll als eine nordisch-europäische Gottheit. Bei der Gegenüberstellung des Germanischen und des Apollinischen kann letzteres nicht im Sinne Nietzsches gemeint sein. Beide Einwendungen scheinen mir der Problemstellung eine andere Grundlage zu geben. Aber auch so reiche ich dem Verfasser für seine geistvolle Darstellung die Hand.

Wie verschieden über Gyges geurteilt wird, zeigt ein Aufsatz G. Bickels über „Gyges und sein Ring" in den Jahrbüchern für das klassische Altertum, 1921. Nach dem Verfasser liegt dem Drama die Novelle Théophile Gautiers „Le roi Candaule", 1844, zugrunde. Die Möglichkeit mag zugegeben werden, schon weil Hebbel seinen Gyges ursprünglich für die französische Bühne bestimmt zu haben scheint. Eine andere Frage ist, ob die seelische Durchdringung des Ganzen auch aus französischer Atmosphäre übernommen ist. Bickel scheint dies zu bejahen, denn nach seiner Meinung ist „Hebbel im Gyges ein Vermittler französischen Einflusses auf das deutsche Drama, das bis zu Frank Wedekinds Konzeptionen „Erdgeist" und „Die Büchse der Pandora" in vielfacher Beziehung zur französischen Kunst sexuelle Atmosphäre aufsaugt, um sie in neuartiger Grübelei zu Lebensproblemen zweifelhaften Wertes zu verdichten". Sowohl diese eigentümliche Beurteilung als auch die Zusammenstellung Hebbels mit Wedekind und gleichgerichteten Modernen lehne ich rundweg ab.

Zwei altbekannte Erscheinungen, die die gesamten Dramenschöpfungen Hebbels behandeln, zeigen sich uns im neuen Gewande: Wilhelm von Scholz, „Hebbel. Das Drama an der Wende der Zeit" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 1922, früher in der Remerschen Sammlung „Die Dichtung") und Ernst August Georgy, „Die Tragödie Friedrich

Hebbels nach ihrem Ideengehalt" (H. Haessel, Leipzig, 1922, früher Verlag von Avenarius). Letzteres ist weniger eine „Einführung" als eine Prosa-„Ausführung" des Hebbelschen Dramenwerkes und darum unbedingt zuverlässig; es erhebt sich auf breitester Grundlage, die sehr wohl auch weitere künstlerische und philosophische Ausblicke hätte gewähren können. Der Verfasser hat noch einen zweiten Teil versprochen, der den Frauengestalten der Dramen Hebbels gewidmet werden soll. Das Vorwort des vorliegenden (ersten) Teiles gibt vielversprechende Ausblicke auf den zweiten. Wie die Frauencharaktere Hebbels die „Idee" verkörpern, wie sie das eigentliche Element sind, das aus vergänglichen, veralteten Anschauungen in künftige, unvergängliche hineinragt, so glaubt der Verfasser auch durch ihre Schilderung sich in den Dienst am Wiederaufbau unseres Vaterlandes zu stellen. Wir wünschen ihm vollen Erfolg. — Gedrungener, lebensvoller, ist die Darstellung, die v. Scholz gegeben hat; sie wird auch höheren Ansprüchen gerecht. Die Neuauflage ist dankbar zu begrüßen.

Ueber die „wissenschaftlichen Grundlagen der Inszenierung von Hebbels Maria Magdalena" hat Dr. Reinhold Stolze eine gute Studie als Nr. XIII der „Hebbel-Forschungen", 1924, erscheinen lassen. Der Verfasser teilt den Standpunkt Adolf Bartels', daß „man Hebbel vielleicht aus seiner Rasse heraus am nächsten kommen kann", und so erkennt er denn in der „Maria Magdalena" ein echt niederdeutsches Stück. Mag auch die äußere Anregung dem Münchener Aufenthalt des Dichters entstammen, so sind doch die Charaktere niederdeutsch-dithmarsisch gehalten und, wie der Verfasser S. 45 mitteilt, hat auch bereits der Dithmarsche Johann Meyer das Drama ins Plattdeutsche übertragen*. Interessant sind die Richtlinien für die darstellenden Personen und das Bühnenbild. Da auch diese Schrift durchaus nicht einseitig gehalten ist, geht sie doch bis auf die rassischen Grundlagen zurück, ist ihre Lektüre empfehlenswert.

Ebenfalls innerhalb der „Hebbel-Forschungen" (Nr. XIV, 1925) ist erschienen: Dr. Hermann Nagel, „Studien zur Entstehungsgeschichte von Friedrich Hebbels Christusfragment". Natürlich beschränkt sich die Schrift nicht ausschließlich auf die künstlerischen Entwürfe des Christusdramas, sondern verfolgt auch Hebbels Stellung zu den religiösen Fragen und zum Christentum überhaupt. Wie sich schließlich die religiösen Spannungen in zwei Entwürfen lösen: im Moloch (Uebertragung einer Religion und in ihrer Folge Aufblühen einer Kultur) und Christus (Entstehung einer Religion), wie sich die Christusidee über die Nibelungen hinweg bis zum Demetrius-Fragment fortsetzt, das ist spannend zu verfolgen. Das Ueberwältigende des Stoffes trug vielleicht Schuld daran, daß er sich nicht zur endgültigen Form verdichtete, wie denn auch schon Hebbel selbst 1845 in sein Tagebuch schrieb: „Was Alles zugleich ist oder doch sein soll, kann nicht dargestellt werden, darum kein Christus."

Im Zusammenhange damit sei auf die Schrift Gustav Pfannmüllers „Die Religion Friedrich Hebbels" (Bd. 8 der „Religion der

* Als Ganzes ungedruckt; eine Probe davon glaube ich vor etlichen Jahren gelesen zu haben.

Klassiker", Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1922) aufmerksam gemacht. Man fürchte hier keine dogmatische Enge! Das Buch gibt nicht mehr und nicht weniger als einen scharfen Umriß Hebbelscher Weltanschauung von den Anfängen in Wesselburen an. Der Verfasser weiß — und er hat es auch an den Briefen an v. Uechtritz nachgewiesen —, daß der Dichter der „positiven" Religion gegenüber eine feindliche Stellung beobachtet. „Sowohl ihren Anspruch auf Allgemeingültigkeit als auch ihren dogmatischen Inhalt lehnt er schroff ab. Auch ihrer sichtbaren Ausgestaltung in der Kirche stand er kritisch, ja, teilweise feindlich gegenüber. Ganz anders verhält es sich, wenn wir Hebbels Stellung zur Religion überhaupt beobachten..." Da hat nun der Verfasser ein Bild entworfen, wie wir es uns nicht reiner wünschen können; auch die Beurteilung der Dramen bekundet eine achtbare Höhe. Bei den Nibelungen hätte der germanisch-heidnische Grundgedanke, wie er schon aus dem Verse des Prologs hervorgeht: „Und Hagen Tronje sprach das erste Wort", schärfer hervorgehoben werden können. Der Sieg des Christentums in den germanischen Landen ist doch eine geschichtliche Tatsache, die mit der ethischen Auswertung zunächst nichts zu tun hat. Alles in allem eine sehr erfreuliche und empfehlenswerte Lektüre!

Zum Schlusse erwähne ich die inhaltsreiche Schrift von Dr. Martin Sommerfeld, „Hebbel und Goethe" (Studien zur Geschichte des deutschen Klassizismus im neunzehnten Jahrhundert, Verlag: Friedrich Cohen, Bonn, 1923). In der Gegenüberstellung der beiden Pole Goethe und Hebbel rührt der Verfasser an die tiefsten Probleme unserer Literatur. Als Goethe ins Grab sank, war auch der klassische Geist von Weimar dahin. Die „jungdeutsche Richtung" war ihm nicht gerade freundlich gesonnen. Aber auch Hebbel, der mit den Jungdeutschen gewiß nicht zusammenging, bekundete den Anbruch einer neuen Zeit anfänglich durch scharfe Kritik an Goethe, z. B., um etwas bekanntes herauszugreifen, noch im Vorwort zur Maria Magdalena. Goethes ablehnende Haltung Uhland gegenüber, Hebbels Zuneigung gerade zu diesem, machen das Verhältnis teilweise begreiflich. Später hat Hebbel manche Ansicht aus seinen jüngeren Jahren auf das richtige Maß zurückführen müssen, und von seinem Wiener Aufenthalt an sehen wir seinen Weg demjenigen Goethes sich nähern. Dramen wie „Agnes Bernauer" und „Gyges und sein Ring" spricht man mit Recht als „klassisch" an. Und so hat Hebbel sein möglichstes getan, um eine Schuld des neunzehnten Jahrhunderts dem „Weimarer Geiste" gegenüber wieder gutzumachen, indem er nämlich „an der Erfüllung der Goetheschen Sendung" gearbeitet hat.

Die hier besprochenen Arbeiten, die sich über einen verhältnismäßig kleinen Zeitraum erstrecken, bieten einen starken inneren Reichtum, der wiederum den inneren Reichtum der Persönlichkeit und des Dichters Hebbel widerspiegelt. Sie zeigen, daß die Wiederbelebung Hebbelschen Geistes nicht in erster Reihe an die Aufführungen seiner Dramen geknüpft ist, die wohl ein äußeres Interesse an dem Dichter wecken können. Hamburg hat dies bewiesen, als Baron Alfred von Berger Leiter des Schauspielhauses war. Später ist es auch hier stiller um Hebbel geworden. Der im wahrsten Sinne deutsche Dichter Friedrich Hebbel

verlangt aber einen Platz in dem Herzen eines jeden Deutschen, und den Weg dahin weisen auch die genannten Werke. Hoffentlich wird die kommende Zeit es auch nicht an vielseitigen Arbeiten fehlen lassen, damit wir die eigentliche Sendung Hebbels immer klarer erkennen. Auch das liegt im Sinne des Wiederaufbaues unseres Vaterlandes.

Theobald Bieber.

Riehls Pentekontateuch.

Wilhelm Heinrich Riehl, der als humorvoller Mann immer zur Selbstironie bereit war, schrieb über sich: „Ein jeder Mensch reitet seine Steckenpferde; ich habe deren drei: Musik machen, Novellen schreiben und große Fußmärsche unternehmen. Mit diesen drei Dingen hatte ich aber lange Zeit sehr wenig Anklang gefunden: meine Musik wollte niemand hören, auf meinen Gewaltmärschen niemand Schritt mit mir halten, und meine Novellen schrieb ich nur so verstohlen, als ob's eine Sünde wäre." Denn manche Leute empfanden es als eine Wunderlichkeit, daß ein Professor der Kulturgeschichte und Statistik Novellen schreibe; er hat sein Steckenpferd immer wieder gegen allerlei Leute verteidigen müssen und — ein ganz klein wenig Recht hat er ihnen zwischen den Zeilen doch gegeben. Denn der Alte war sehr klug.

Nein, Leidenschaft und höchster Beruf war ihm das Fabulieren nicht. Aber es war ihm eine sonderlich liebe Beschäftigung, und da er sich ihr hingab, gab er sich ihr auch mit ganzem Gemüte hin. Er war von viel zu tüchtiger Art, als daß er eine Arbeit ohne rechten Ernst und vollen Einsatz seiner Kraft unternommen hätte. Die einsamen Vulkangebirge Raabes, das alpenklare Urgebirge Jeremias Gotthelfs, der stille Rosenhof Stifters, die Paradiesgärtlein Kellers waren nicht seine Welt, er blieb in der wohlangebauten deutschen Mittelgebirgslandschaft. Er kennt wohl das Schauern, aber nicht das Schaudern. Er kennt die mit Schmerzen erkaufte harmonische Heiterkeit, aber nicht den zuckenden Blitz der ewigen Seligkeit mitten in der ewigen Nacht. Und dennoch holen ihn die Olympier, die manchem stolzeren Geist nur zögernd und halb die Hand gewähren, mit Freundlichkeit an ihren goldenen Tisch und verbergen nichts vor ihm, denn er hat ein reines Herz und irrt sich nie in dem, was sich ziemt.

Riehl fabulierte schon in den Knabenjahren mit jugendlichem Eifer, als er täglich mit den Schulkameraden den langen Weg von Biebrich nach Wiesbaden trabte*. Walter Scotts Geschichten brachten dem Jungen frühe Anregungen. Mit achtzehn Jahren veröffentlichte Riehl seine erste „Novelle" — ohne freilich zu wissen, was eigentlich eine Novelle sei — und machte für die zehn Gulden Honorar eine vierzehntägige Rheinreise.

Was eine Novelle sei, lernte Riehl erst, als er, seit 1854, in München mit Heyse verkehrte. Bei der Frau Staatsrätin Elisabeth von Lebebour, einer weitgereisten, feingebildeten alten Kurländerin, versammelten sich

* Vgl. das erste Stück unter „Erlesenes" aus der autobiographischen Novelle „Abendfrieden".

die drei „Ecken“ Heyse, Geibel und Riehl, später kam Graf Schack als vierte Ecke hinzu. Sie lasen ihre Arbeiten frisch vom Blatt einander vor und besprachen sie. Hier gedieh der hochgeschätzte Journalist und Professor zu einem sorgsamen Novellenschreiber. In der langwierigen Genesungszeit nach einem Typhus im Winter 1855/56 vollendete er seinen ersten Novellenband, die „Kulturgeschichtlichen Novellen“, die sein literarisches Antlitz für das Lesepublikum (wie es oft geht) ein für allemal fest umrissen. Die beiden ältesten Stücke, die er darin aufnahm, sind „Der Stadtpfeifer“ und „Meister Martin Hildebrand“, sie wurden schon 1847 geschrieben.

In der Einleitung zu jenem Novellenband, den er beziehungsvoll „Aus der Ecke“ nannte, schrieb er 1874 rückblickend: „Nachdem ich die wahre Natur der Novelle erkannt hatte, beschloß ich fünfzig Novellen zu schreiben zu einem Gesamtwerk, welches eine ernste Lebensaufgabe umschlösse, und auf Grund dessen man mich einen Novellisten nennen könnte.“ Und später: „Mein Plan war, als Novellist einen Gang durch tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte zu machen, vom neunten Jahrhundert bis ins neunzehnte.“ Im Jahre 1888 schrieb er die letzte der fünfzig Novellen, dann nicht eine einzige mehr. (Er starb 1897.) Man muß also Riehls Novellen als ein im Großen (wenn auch nicht in den einzelnen Stücken) planvolles Ganzes auffassen. Es ist charakteristisch für dieses Gesamtwerk, daß es zur gleichen Zeit entstand wie Gustav Freytags große Zyklen. (Bilder aus der deutschen Vergangenheit 1859—1867. Die Ahnen 1872—1880). Riehl greift in den Problemen tiefer, ist im Aufbau kunstvoller und hat in der Zeichnung die feinere Künstlerhand gegenüber dem (ebenfalls von Scott beeinflußten) Freytag der kulturhistorischen Zyklen, bei ihm kommt auch der anspruchsvollere Leser auf seine Kosten.

Riehl hat in der Vorrede des Bandes von 1888 den Plan einer historischen Anordnung seiner Novellen vorgelegt, worin sieben Zeitalter zu sieben Bänden geordnet sind: Aelteste Zeit (hauptsächlich Karolingerzeit), Romanisches Mittelalter, Reformation und Renaissance, Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Rokokozeit, Zeit der französischen Revolution, Neuzeit. Die Bände sind dem Umfang nach freilich sehr ungleich, die Frühzeit würde nur vier, die Rokokozeit aber vierzehn (zum Teil umfängliche) Geschichten bringen. Das mag — neben dem Wunsch, die gewohnten Zusammenhänge nicht zu zerreißen und die alten Buchtitel nicht verschwinden zu lassen — der Grund dafür gewesen sein, daß die schöne Gesamtausgabe von 1923* auf die Neuordnung verzichtet hat. Auch hat sich der künstlerische Stil in der Zeit von 1854 bis 1888 erheblich gewandelt, so daß bei einer kulturhistorischen Anordnung Stücke von ästhetisch sehr verschiedener Art und ungleichem Wert hart nebeneinander stehen würden.

Denn daß Riehl in den mehr als drei Jahrzehnten künstlerisch und menschlich gewachsen ist, ergibt sich unzweifelhaft, wenn man die Werke in der Reihenfolge ihrer Entstehung durchgeht. Nicht nur, daß der Umfang der einzelnen Novellen wächst, der Aufbau wird differenzierter, die „Moral“ weniger handgreiflich. Das eigentlich Kulturgeschichtliche und

* Sieben Bände bei Cotta. In Halbleinen 30 M. Also sehr billig.

Anekdotische tritt gegenüber den psychologischen und ethischen Problemen an Interesse zurück. Es liegt ein grundsätzliches Bekenntnis darin, wenn Riehl, der zuerst das Kulturgeschichtliche stark betonte, die letzte seiner Novellen überschreibt: „Die Gerechtigkeit Gottes". Damit bezeichnet er das Problem, das hinter den ernsteren seiner Geschichten stand; es ist hier das beherrschende Problem geworden. Die zeitgeschichtliche Einkleidung (Zeit Rudolf von Habsburgs) ist in der Tat unwesentlich, die Schicksalsfrage und die Antwort ist die Hauptsache: Alles äußere Geschehnis ist rätselvoller Zufall; aber vor der „Zuversicht der Gerechtigkeit Gottes (man betone: vor der Zuversicht, nicht: vor der Gerechtigkeit), vor dieser Zuversicht, die da glaubet, was sie nicht sieht, verlieren die Rätsel dieser Welt ihr Grauen, die Rätsel unseres eigenen Lebens und Sterbens. (Sie werden nicht lösbar, aber sind nicht mehr grauenvoll) ... Wo wir gehen und stehen auf dieser Erde, wohin wir fliehen und wohin wir auch versinken mögen, wir bleiben doch immer — unter dem Himmel." Das ist das Höchste, was Riehl im Leben erreichte, und es ist Optimismus. Dies war der zuversichtliche Ausdruck eines aufstrebenden, optimistischen Zeitalters. Genau zur selben Zeit schrieb Raabe den „Lar". Aber im selben Jahre noch begann Raabe das erste der beiden großen Gegenbilder (deren eines nicht ohne das andre verstanden werden kann): „Stopfkuchen" und „Die Akten des Vogelsang".

Hatte sich Riehl mit zunehmendem Alter mehr und mehr in das Schicksalsproblem vertieft, so hatte er doch nicht damit begonnen. „Lebensrätsel" hieß der letzte Sammelband, der erste aber „Kulturgeschichtliche Novellen". Sein Fünfzig-Novellen-Werk war nicht entworfen als ein Werk deutscher Weltanschauung, sondern deutscher Kulturgeschichte, freilich einer ideendurchwebten Geschichte. Im Vorwort des ersten Bandes von 1856 weist er seinen Novellen einen Platz zwischen dem historischen Roman und der historischen Tragödie an. In der Tragödie sei alles der Idee untergeordnet, der Dichter dürfe frei mit den Personen und Tatsachen umspringen. Im historischen Roman dürfe er das nicht. Darum seien weltgeschichtliche Personen, deren Charakter „im historischen Bewußtsein der Nation feststeht", für den historischen Erzähler nicht verwendbar. Man müsse Personen und Handlung selbst erfinden oder aus den wenig bekannten Winkeln der Spezialgeschichte hervorholen, da nur solche Gestalten noch „bildsam" seien. Riehl erstrebt in seinen Novellen die Vereinigung der inneren Wahrheit einer Idee mit der „genrehaften Treue des historischen Kostüms". Die Idee aber ist, durchaus im Sinne Rankes, „historische Idee". Aber da sie eben Idee ist, handelt es sich im Grunde um mehr als irdische Geschichte. So dämmert schon im Vorwort von 1856 der Satz auf, daß die Novelle in ihrem „Kern" „jenes höchsten sittlichen Inhaltes voll ist, der uns in jeglichem Menschengeschick die Hand des gerechten Gottes erkennen läßt." Hier liegt der Keim zu dem, was in der letzten Novelle beherrschend hervortritt. Und alles, was zwischen der ersten und letzten Novelle liegt, ist, indem das Anekdotische und Kulturgeschichtliche unwesentlicher und die Idee immer wesentlicher wird, nichts andres als ein Reifen der edlen Frucht der Lebensweisheit.

Riehl hat wenig aus „Chroniken“ geschöpft. Die Anregung zu einer Geschichte erhielt er nur zuweilen aus Geschichtsquellen, und dann war es nicht das Anekdotische, sondern der Konflikt und dessen Idee, was ihn reizte. Ein Beispiel: Der „stumme Ratsherr“ von Wetzlar, der gezähmte Hund Thasso ist, wie der Dichter selbst betont, eine freie Erfindung: Riehl selbst ist das Urbild Gerhard Richwins, der Hund Thasso ist keineswegs in Wirklichkeit 1368 in das hochgieblige Haus des Wollwebers gekommen, sondern er ist kein andrer als des Autors ungezogener Rattenfänger. War Riehl doch ein Freund der Hunde, die zu preisen ihm Herzenssache war*. So hat Riehl auch nicht während der Arbeit aus Büchern zusammengetragen, sondern die Phantasie frei schalten lassen. Sie gab ihm Stoffes genug und von zehn Ideen wurde, wie er selbst schätzt, nur eine durchgeführt. Damit hängt es auch zusammen, wenn die Geschichten, die in früheren Zeiten spielen, weniger reich im kulturgeschichtlichen Kostüm sind als die Geschichten des Barock, Rokoko und der jüngsten Vergangenheit.

Riehl durchdachte den Konflikt, den er gestalten wollte, aufs klarste und baute danach in antithetischem Fortschritt die Handlung auf. Die Kapiteleinteilung läßt den Aufbau markant hervortreten. Wie er die Geschichten „komponiert“, sagt er im Vorwort von 1880: „Bei der Gliederung der Kapitel verfahre ich architektonisch-musikalisch, als ob es Tonsätze wären, und baue den Gesamtplan am liebsten auf zwei thematische Motive, im doppelten Kontrapunkt, wie aufmerksame Leser schon längst entdeckt haben.“ Man kann bei Riehl ein musikalisches und ein zeichnerisches Element unterscheiden. Das musikalische gibt die Stimmung an (und damit das „Lesetempo“). Weit mehr aber tritt das zeichnerische Element hervor. Riehl nennt seine Geschichten gelegentlich Holzschnitte. Die beiden Bände „Geschichten aus alter Zeit“ wollte er ursprünglich „Holzschnitte“ überschreiben (aber der Verleger hielt den Titel für „zu kühn“); nun aber widmete er sie Ludwig Richter als dem Meister des Holzschnittes. In der Widmung sagte er: „Wer aber wirklich erzählt (nicht schildert), der sucht vor allem die feste, reine Linie der Handlung, deutet Licht und Schatten bloß an, läßt Schmuck und Beiwerk und die weite Fernsicht des Hintergrundes mehr erraten, als daß er sie aussprächе. Sein höchstes Ziel steht dahin, außen grob und inwendig fein zu sein, außen sparsam und innen reich. In diesem Vorbilde begegnen sich die deutsche ‚Geschichte‘ und der echte Holzschnitt.“ Aber es ist nicht der alte deutsche Holzschnitt der Heiligen Dorothea von 1400 oder des Augsburger Kalenders von 1487, auch nicht der Dürerschen Offenbarung oder des Holbeinschen Totentanzes, sondern der Holzschnitt der romantisch-idealistisch-bürgerlichen Zeit mit seiner gemütvollen, feinlinigen Sauberkeit.

Es liegt in Riehl die Tendenz zu einem Ludwig Richter der Erzählung. Aber bei Richter war die quellende Gemütskraft stärker, Riehls Phantasie hingegen war von bewußter Intelligenz beherrscht. Das Musikalisch-Stimmungsmäßige ist bei ihm nicht blut- und glutvoll (auch nicht

* Vgl. unter „Erlesenes“ das kleine Stück aus der Novelle „Der alte Hund“ (Magar).

in Stifterscher Verhaltenheit), die Farbe ist gleichsam aquarellmäßig zart. Die Linien aber sind zugleich fein, fest und klar. Wenn uns diese Novellen nach längerer Zeit ins Unbestimmte des Gedächtnisses versinken, so bleibt nicht ein Ton, sondern eine Linie zurück. Nicht ein Brausendes oder Grauenvolles oder Funkelndes, sondern die Linien des Konfliktes bleiben unvergeßlich haften. Mit dem starken Einschlag der Intelligenz hängt die moralisch-pädagogische Neigung Riehls zusammen, die auch in den Geschichten durchbricht, obwohl er nicht belehren, sondern vor allem Handlung geben will. Es handelt sich bei ihm immer um die Erziehung der Menschen. Alle „Zufälle" sind im Grunde weise Fügungen der „Gerechtigkeit Gottes" („Ein religiöses Gemüt kennt keinen Zufall; denn der Zufall ist ihm gerade das Notwendigste, über unserem freien Willen stehend, — im Willen Gottes, das kleine Rätsel im großen Welträtsel.") und haben den Sinn, die Menschen besser, weiser, reifer zu machen. Darum kann man jeder Riehlschen Novelle eine Moral entnehmen, sie ist zuweilen im Aufbau der Erzählung geradezu durch Kennworte markiert.

Der starke Zuschuß von Intelligenz ist es auch, der dem an sich naturwüchsigen und mutterwitzigen Humor Riehls oft die Färbung einer überlegenen, wohlwollenden Ironie verleiht. Etwa: „Zum großen Künstler gehört seit Beethoven unbedingt ein Stück Märtyrertum, und wer ein solches nicht erlebt hat, dem dichten es später seine Biographen an." Oder: „Und die moderne Kunst soll aufregen, das bloß Anregende gehört dem verblaßten Klassizismus. — Die Kunstqual ist der wahre Kunstgenuß." Diese innere Haltung, in der sich Kritik mit gelassener Anerkennung des Unvernünftigen, ja, mit einer gewissen Liebe zu dem Unvernünftigen verbindet, gehört zu den liebenswürdigsten Erscheinungen geistiger Bildung. Diese spezifische Art der Ironie waltet auch in Riehls Wertschätzung der eigensinnigen Käuze, der Pedanten usw., und sie ist wohl die Ursache, daß er eine gewisse Vorliebe für das Rokoko hat; wenigstens scheint mir, daß die Rokoko-Geschichten mit besonderer Hingebung und ausgezeichnetem Humor geschrieben sind*.

Aber die Intelligenz Riehls ist weit entfernt von dem, was wir heute Intellektualismus zu nennen pflegen. Denn Riehl wurzelt fest im Volke. Auch in seinen geistigsten Regungen ist noch Saft und Kraft der Erde. In dieser Verbindung der Erdhaftigkeit, Volksmäßigkeit und gepflegter Geistigkeit liegt der eigentliche Wert nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der literarischen Arbeiten Riehls. Treibt ihn der Geist zu thesenhafter Formulierung allgemeiner Erkenntnisse, so nimmt der Ausdruck unwillkürlich etwas Sprichworthaftes an, die logische Formulierung hat eine gewisse Beimischung von Mutterwitz**. Die Riehlschen Erkenntnisse sind immer so fest geformt, daß man sie sozusagen in die Hand

* Für den Rokoko-Humor charakteristisch ist die Schilderung der gelangweilten Prinzessin aus „Burg Neideck", die wir unter „Erlesenes" abdrucken. Ein Musterstück der Ironie ist auch der „Herr Milett" und der „Warte-Bahnhof" aus der sozialen Erziehungsnovelle „Am Quell der Genesung".

** Wir stellen einige solcher Formulierungen unter den „Stimmen der Meister" zusammen.

nehmen kann; sie zerreißen nicht alsbald in ein lockeres Gewebe von Beziehungen, sie zerrinnen nicht wie ein Nebel ins Gestaltlose.

Weil Riehl sich nicht gern in unbestimmten Allgemeinheiten umhertreibt, sondern greifbare, individuelle Gestaltungen und Prägungen liebt, befriedigt er sich nicht in theoretischen Abhandlungen, sondern schreibt Geschichten. Wissenschaft und Kunst sind bei ihm in ihrer alten Verflochtenheit beisammen. Er hat, wie Goethe, eine Abneigung gegen das Spezialistentum und schätzt, wie Goethe, den Dilettanten um der Ganzheit des Geistes willen. Das sinnenfrische Gefühl für alles Ursprüngliche, Individuelle, Gebildliche bewahrt Riehl vor erdenferner Verstiegenheit. Er ist, auch als Novellist, durch und durch gesund. Daher sind die kurzen allgemeinen Betrachtungen, die er hin und wieder in die Erzählung einfließen läßt, sinnenfrisch und erdenwahr*. Seine theoretischen Erkenntnisse sind immer auch zugleich gesunde Volksweisheit.

So steht Riehl mitten inne zwischen Romantik und Naturalismus. Er ist nicht Romantiker, denn er bleibt in der alltäglichen Erdenwirklichkeit. Er ist nicht Naturalist, da ihm die Realitäten nicht maßgeblich sind. Aber von beiden steckt etwas in ihm: die Achtung vor der Wirklichkeit, die Ueberordnung der Idee. Er ist ethischer Realist.

Wenn wir nun versuchen, die innere Gesamthaltung des Geschichtenerzählers Riehl zu charakterisieren, so gibt er selbst uns dafür das Wort: Feierabend. Am Feierabend kommt das arbeitende Volk zu sich selbst, da ruht die Hand und der Geist wird wach in Geschichten und Betrachtungen. Im „Feierabend" liegt zugleich das Besinnliche, Beruhigte, Weise des Alters. Nicht Sonntag — das würde nicht zutreffen auf Riehl, er ist nicht sonntäglich wie Keller. Aber „Feierabend" trifft das Richtige. Schon 1874 schrieb Riehl: „Ich erzähle Geschichten am liebsten aus einer Zeit, die selbst bereits Geschichte geworden. Denn die Geschichte breitet Frieden und Versöhnung über den Kampf, und ich möchte nicht im Byronschen Sinne aufregen, sondern im Goetheschen anregen, wenn ich erzähle." Seinen vorletzten Novellenband nennt er „Am Feierabend", und er begründet den Titel damit, daß er „die Stimmung des heiteren Behagens, der tiefinneren Versöhnung, des reinen, klaren Abendfriedes" erstrebe. Zuletzt schreibt er zusammenfassend 1888: „Ich erzählte alle meine Novellen in Feierabendstimmung und wünsche, daß sie diese Stimmung beim Leser erwecken möchten. Ich huldige nämlich der seltsamen Ansicht, daß die Kunst uns mit uns selbst und mit Gott und der Welt versöhnen solle, indem sie uns in allen Dissonanzen des Lebens doch zuletzt die hohe Harmonie von Gottes schöner Welt zu Gemüte führt, daß sie also nicht berufen sei, uns niederzudrücken, indem sie uns quält, sondern uns zu erheben, indem sie uns erfreut."

Die fünfzig Novellen Riehls, welche die deutsche Welt umspannen, sind Feierabendbücher nicht für einsame Menschen nur, sondern vor allem für Familien, die mit verständigem Nachdenken, mit Freude an kunstvoller Arbeit, mit reinlichem Gemüte und einigem Behagen zu lesen lieben. St.

* Als Beispiele nehme man die letzten drei kleinen Proben unter „Erlesenes".

Erlesenes

Aus W. H. Riehls „Geschichten und Novellen“*.

Jugenderinnerungen.

Wir Biebricher hatten den prächtigsten Schulweg, da wir als zehnjährige Knaben das Pädagogium (die Lateinschule) zu Wiesbaden besuchten. Früh morgens halb sechs sammelten wir uns in den Gassen, wer nicht bereits marschfertig vor der Türe stand, der wurde mit dem Appell des nassauischen leichten Bataillons aus dem Hause gepfiffen, und dann stürmte die kleine Rotte lustig vom Rheine durchs Dorf und durch Mosbach über den Berg nach Wiesbaden, fast fünfviertel Stunden Wegs, in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter.

Im Winter war's besonders schön, da brachen wir erst um halb sieben auf, traten gar manchmal die erste Spur in den frischen Schnee und fanden es weit vernünftiger, bis an den Leib durch die Schneewehen des Chausseegrabens zu waten, als mit den andern Leuten oben auf dem Fußpfad zu gehen; mein besonderer Stolz aber war dann eine kleine Laterne, welche ich im Dunkel voranleuchten und trotz Morgenrot und Sonnenaufgang bis zu den römischen Ruinen der neuen katholischen Kirche fortbrennen ließ, um, wie man sagt, dem Tage die Augen auszubrennen.

Auf dem Rücken trugen wir kleinen Wanderburschen allesamt ein Ränzchen, unten mit Büchern gefüllt, oben mit Milchbrötchen, Aepfeln, Birnen, Nüssen, Kirschen, in der ganz schlechten Zeit aber bloß mit zwei doppelten Butterbroten — zur Aufbesserung des Mittagstisches im Wiesbadener Kosthause, welcher uns für acht Kreuzer die spartanische Blutsuppe pädagogisch veranschaulichte. Und leichteren Herzens und mit erleichtertem Tornister pilgerten wir dann um vier oder fünf Uhr abends dieselbe Straße weit langsamer wieder heim.

Kinder laufen durchs Land wie die Hunde: sie sehen und behalten unglaublich scharf das Nächste, was an und auf dem Wege liegt; für die Fernen haben sie keinen Blick. Darum bekümmerten wir uns denn auch weit weniger um die herrliche Aussicht ins Rheintal hinab als um die großen Aepfelbäume an der Landstraße; die kannten wir alle und nannten sie alle mit Namen. Allein wir sahen bloß nach den Aepfeln und griffen nicht danach; denn es ging die Sage, wer bei den Aepfeln erwischt werde, der müsse nach nassauischem Feldrecht alle unersetzt gebliebenen Flurfrevel des ganzen Jahres bezahlen, und sei solchergestalt ein armer Metzgerbursche für einen einzigen Apfel mit hundertzwanzig Gulden bestraft worden.

Doch nicht bloß daß uns dieses Obst zu teuer dünkte, wir hatten überhaupt viel wichtigere Dinge zu tun, als nach Aepfeln zu werfen. Die Straße war uns morgens Lernplatz, abends Spielplatz, in der Frühe zeigte sie uns ihr Werktagsgesicht und ihr Sonntagsgesicht am Abend.

---

* 7 Bände. J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.

Sowie wir beim Ausmarsch frühmorgens das letzte Haus von Mosbach im Rücken hatten, trat einer von uns vor und sprach laut die Versregel, welche aus Zumpts Grammatik, oder die Fabel, welche aus Wagners „Lehren der Weisheit und Tugend“ für den laufenden Tag auswendig zu lernen war, und die andern sprachen's taktfest im Chore nach. Mochte uns der Märzsturm da droben auf der Höhe packen und zausen, wir schrien seinem Geheule kräftigst entgegen: „Viele Wörter sind auf is Masculini generis,“ und beschworen ihn mit „panis, piscis, crinis, cinis“ wie mit einer Zauberformel; mochten die Regenwolken in ganzen Geschwadern vom Binger Loch herüberziehen und uns auf die Haut durchnässen, das galt uns alles gleich, wenn wir nur unsere „Hausaufgaben“ in den Kopf trocken unter Dach brachten.

In diesen Morgenstunden war die Landstraße außer von Spatzen und Goldammern gewöhnlich nur von Leuten belebt, welche durch ihr Geschäft zur Stadt geführt wurden, oder von Bauern, welche in den Acker gingen; wir gingen auch in den Acker, aber in einen lateinischen, und wie viel stolzer war unser Schritt, der nach Zumpts, Gellerts und Pfeffels Rhythmen einherschwebte! Da zogen die Gunsenheimer Gemüsweiber an zwanzig Mann hoch zu Markte; sie hatten ihre schweren Körbe bereits im Nachen über den Rhein gefahren und in Biebrich allesamt auf einen Wagen geladen, den der Hammartin, ein hinkender Fuhrmann, mit einem lahmen Gaule führte, und liefen neben dem Wagen her und schnatterten durcheinander wie eine Gänseherde: wir aber übertönten sie weitaus, Lichtwers „Tier' und Menschen schliefen feste“ im Chor sprechend. Was wußten die armen Weiber, was wußte der Hammartin von Lichtwer! Oder es kamen Biebricher Handwerker, welche in die Stadt gingen, Rohstoffe einzukaufen; wir erzählten uns, einer dem andern das Wort aus dem Munde nehmend, die Geschichte von Cyrus und Astyages, damit wir sie um zehn Uhr in der Geschichtsstunde wiedererzählen konnten. Was war diesen Schustern und Schneidern Astyages, ja, was war ihnen Cyrus! Wir fühlten uns als die wahren Herren der Landstraße, und höchstens sank uns der Mut, wenn früh morgens ein Hase über den Weg sprang: da hemmten wir unsere Lichtwerschen Trochäen und gingen erschrocken dreimal drei Schritte rückwärts; denn hätten wir solchergestalt nicht den bösen Ausgang zunichte gemacht, so würde uns sicher Strafarbeit im Laufe des Tages geblüht haben.

Die gelangweilte Prinzessin.

Wenn Isabelle in ihrem prächtigen Zimmer saß, so schien es ihr, als gähnten alle vier Wände, und wenn sie im Schloßgarten spazieren ging, da deuchte ihr, als schliefen alle Bäume und schnarchten alle die steinernen Götter und Göttinnen, womit die Blumenbeete zwischen den verschnittenen Hainbuchengängen geziert waren.

Sie stand frühmorgens um neun Uhr auf, weil sie so lange brauchte, um sich von der Langeweile des vorigen Tages auszuschlafen, und wenn sie beim Leber sich die Strümpfe anziehen ließ, brauchte sie oft eine halbe Stunde, bis sie sich entschloß, vom rechten Strumpf zum linken vorzuschreiten.

Des Tages war sie keinen Augenblick allein; denn die Martigny, welche als Hofdame zugleich Mutterstelle vertrat, wich nicht von ihrer Seite. Eine wahre Höllenrichterin der feinsten Etikette, war das alte Fräulein zugleich höchst nervös und reizbar. Wenn die Prinzessin nach der Morgentoilette vom Waschtisch oder aus dem Bade kam, hielt sich die Hofdame während der nächsten halben Stunde immer etliche Schritte entfernt; denn sie behauptete, von einem frisch gewaschenen Menschen ebensogut den Schnupfen zu bekommen wie von einem frisch gewaschenen Fußboden.

Auf die Toilettestunde folgte die Lesestunde: die Martigny las französisch vor, lauter klassische Bücher aus der Zeit des großen Ludwig, und der Tonfall ihrer Verse wirkte schon am hellen Morgen wundersam einschläfernd. Dann kam die Malstunde. Der Hofmaler Timotheus Niedermeyer lehrte die Prinzessin Blumensträuße in Aquarell malen zu Geburtstagsgeschenken für die ganze Familie. Dieser Niedermeyer besaß Talent, war aber aus Langeweile Manierist geworden; denn er hatte jedes Jahr dekretmäßig vierundzwanzig Besoldungsbilder in Oel zu liefern, mehrenteils fürstliche Familienporträts. Die Prinzessin malte er in allen Größen, Stellungen und Kostümen, darunter neuerdings als geflügelten Engelskopf zwischen Wolken, dann als achtzehnjähriges Kind, Seifenblasen in die Luft treibend, und endlich als Schäferin mit der Schippe, ein Schaf am roten Band führend; alle diese drei Bilder gingen als Geschenke für Isabellens vorbestimmten Bräutigam nach Bierstein. Die Prinzessin konnte schön genannt werden, allein das abgeschlossene Leben hatte ihrem Gesicht die weiche, matte Schönheit einer Treibhausblume gegeben, und da der Künstler, um zu schmeicheln, die zarten Linien und Farben noch überzärtelte, so blickte der Kinder-, Engels- und Schäferinnenkopf recht langweilig in die Welt. Die Langeweile ist der Hunger der Vornehmen und der Hunger die Langeweile der gemeinen Leute; man sah es der gemalten Prinzessin an der Nase an, daß sie niemals Hunger habe, aber sehr oft Langeweile.

Isabelle sollte den Grafen Friedrich von Bierstein heiraten, mochte ihn aber nicht; andererseits wollte der Graf aber auch von der Prinzessin nichts wissen, die ihm doch bestimmt war. Sie waren Vetter und Base, hatten sich als Kinder gesehen, und Isabelle vergoß damals Tränen über den unbändigen Jungen, dessen derbes Wesen sie erschreckte und ängstigte. Später kamen sie sich ganz aus den Augen; der Graf ging auf weite Reisen und trat in fremden Kriegsdienst, und obgleich Schloß Bierstein nur eine Tagereise von Westerau entfernt lag, hatten die beiden Väter ihre Kinder doch brieflich und auf eigene Faust verlobt, ohne die beiden Nächstbeteiligten viel zu fragen. Sie hielten dies für standesmäßiger als die Verlobungen aus Liebe und Aug' in Auge bei gewöhnlichen Menschen.

Die schönen Porträts des Hofmalers sollten das Verlangen des widerstrebenden Grafen nach seiner widerstrebenden Braut wecken, wirkten aber das gerade Gegenteil. Nicht besser war es mit dem Brustbild des Grafen gelungen, welches zur selben Zeit auf Schloß Westerau ankam. Es stellte den Jüngling als Husaren dar, und da es in Bierstein, wo bloß kriegerische

und weidmännische Neigungen herrschten, nicht einmal einen Hofmaler gab, so hatte man das Porträt von einem durchreisenden Künstler malen lassen, dessen Kraftpinsel das Gesicht des armen Grafen wahrhaft grimmig wiedergab. Die Prinzessin erschrak wie damals als Kind, daß sie hätte weinen mögen. Und Fräulein von Martigny benutzte diesen Schrecken, um zu dem Porträt des bösen Vetters auch gleich den richtigen Hintergrund zu malen. Sie sprach von jenem gewissen Potsdamer parfume de caserne, der einen auf Schloß Bierstein bis in die Salons und Boudoirs verfolge; denn dort habe man nur Sinn für Soldaten, Pferde und Hunde. Insgeheim nährte sie nämlich die Abneigung Isabellens gegen die Heirat, weil sie ihr treues Pflegekind am liebsten zur alten Jungfer hätte heranreifen sehen, um selber bis ans selige Ende Oberhofmeisterin auf dem Schlosse zu bleiben, dessen Langeweile sie am meisten förderte und am wenigsten empfand.

War nun gleich die Malstunde und die Malerei in Westerau so langweilig wie alles übrige, so knüpfte sich also doch einiges dramatische Interesse an dieselbe. Dies konnte man dann aber von keiner der übrigen Stunden des Tages mehr behaupten.

Es ging alles nach der Uhr, und alle Uhren des Schlosses gingen recht. Der Fürst ritt täglich zur selben Stunde denselben Spazierweg und kehrte zur selben Minute wieder heim. Man sagt, daß er einmal einen prächtigen Sechzehnender aus bloßer Ungnade nicht geschossen habe, weil der Hirsch zehn Minuten später bei dem Anstande erschienen war, als die Jäger angesagt hatten. Einen Fürsten darf man nicht warten lassen.

Um elf Uhr wurde gefrühstückt; um zwölf waren die Audienzen. Auch die Prinzessin hatte manchmal eine Audienz zu erteilen, wobei ihr die Martigny vorher immer genau einprägte, mit welchen Worten sie das Gespräch eröffnen solle. Es waren drei Redensarten zum anmutigen Wechsel; Isabella hätte noch gern eine vierte und fünfte hinzugefügt, getraute sich's aber niemals.

Um drei Uhr war Tafel. Die Prinzessin fand, daß man ihr immer die langweiligsten Menschen zu Nachbarn gab. Das Tischgespräch klang sehr feierlich, drehte sich aber um den kleinsten Stadtklatsch. Isabelle entdeckte dabei, daß die Menschen draußen im Städtchen gar nicht so langweilig sein könnten, wie die Leute im Schloß, denn sie gaben wenigstens Stoff zur Unterhaltung. Sie hätte gern einmal so eine Beamten- oder gar Bürgersfrau kennengelernt; allein die Martigny versicherte ihr, daß ein solcher Verkehr durchaus unschicklich sei, übrigens auch nicht angenehm. — „Diese bürgerlichen Frauen riechen so sonderbar", pflegte sie beizufügen und nahm eine doppelte Prise Schnupftabak. Sie erklärte es für einen besonderen Vorzug des alten Landgrafen von Hessen, daß er sein Volk nicht habe riechen können.

Nach Tisch begab man sich zu gemeinsamer Promenade in den Schloßgarten, und zwar paarweise, der Hoffourier schritt mit einem Stocke voran, und zwei Leibjäger mit Karabinern beschlossen den Zug. Isabelle hätte statt dieser Promenade gar zu gern einmal einen Ausflug auf die Burg Neideck gemacht; man versprach es ihr auch öfters, fand aber niemals Zeit, das Versprechen zu halten. Denn weil der Hof eigentlich gar nichts zu

tun hatte, hatte er die Zeit so genau eingeteilt, daß außerdem zu gar nichts mehr Zeit blieb. Das stets unerfüllte Versprechen steigerte die Sehnsucht der Prinzessin nach der verzauberten Burg als dem Sinnbilde der ewig lockenden, ewig unerreichbaren Freiheit.

Nach dem Spaziergang fütterte und liebkoste der Fürst seine zahlreichen Hunde, wie dies auch Ludwig XIV. zu tun gepflegt. War dann der Vater gar besonders guter Laune, so durfte auch Isabelle die Hunde streicheln helfen, was ihr in der Seele zuwider war. Die Martigny unterließ dann nicht, hinterdrein heimlich zu bemerken, der Vetter Friedrich habe noch viel mehr Hunde, und wenn sie erst einmal Gräfin Bierstein sei, dann werde sie den ganzen Tag nicht aus den Hunden herauskommen.

Der Trost aller Unglücklichen ist die Nacht, das heißt sofern sie schlafen können. Die Prinzessin hatte ein prächtiges Himmelbett mit den weichsten Kissen und seidenen Decken. Wenn die Kinder so recht breit und behaglich in ihrem Bettchen liegen, dann sagt man ihnen: da liegst du wie eine Prinzessin! Von der Prinzessin Isabelle stammt dieser Spruch gewiß nicht; denn sie hatte selbst im Bett kein Behagen. Sie dachte sich's wunderschön, im Dunkeln zu schlafen, allein es galt für standesgemäß, daß allezeit ein holländisches Nachtlicht in ihrem Schlafgemache brannte und ein deutsches im anstoßenden Zimmer der Kammerfrau. Auch glühten vom 15. Oktober bis zum 15. April zwei Kaminfeuer die ganze Nacht hindurch in beiden Gemächern — laut der Schloßordnung. So lag denn die arme Prinzessin gar oft im wachen Traume und zählte die Schläge der großen Schloßuhr und der zahlreichen Zimmeruhren, welche pflichtlich der großen nachschlugen, und ihr ganzes junges Leben kam ihr vor wie eine einzige lange schlaflose Nacht.

Herr Milett.

Herr Milett schaute aus dem offenen Fenster des Coupés in die helle Landschaft, die so lustig vorüberrollte und die er so bequem genießen konnte; denn er saß ganz allein in einem Wagen erster Klasse. Und er konnte sich die erste Klasse wohl gönnen, ja, er wußte gar nicht, wie es tut, wenn man zweiter oder dritter oder gar vierter Klasse fahren muß. Die Steuer, welche er jährlich dem Staate bezahlte, belief sich höher als das Jahresgehalt eines kommandierenden Generals. Er war ein geborener Passagier erster Klasse.

Trotzdem fand er diese Klasse höchst unbequem und räsonnierte darüber angesichts all der Frühlingssonnenpracht. Er „räsonnierte inwendig", — und gerade beim Eisenbahnfahren kann man so gut inwendig räsonnieren! Mit dem Sausen der Wagen, mit dem Rasseln der Räder wächst unser Zorn, und die Hetzjagd unserer grollenden Gedanken verbindet sich mit der Flucht und Jagd des Zuges zu einer rasenden Doppelfuge.

„Wir prahlen heutzutage so gern mit dem Wunderwerke unserer Eisenbahn" — so räsonnierte Herr Milett — „und blicken mitleidig auf die Großvaterzeit der Postkutschen. Unsere Enkel aber werden uns wiederum bemitleiden über diese Eisenbahnen, die ihnen nicht besser dünken dürften, wie uns die alte gelbe Kutsche; sie werden es nicht begreifen, wie wir uns solch plumpen, unbequemen, gefährlichen Bahnzügen anvertrauen

mochten, mit Staub und Rauch und Ruß bedeckt, in allen Nerven erschüttert, in enge Coupés hilflos zusammengepfercht. Denn binnen fünfzig Jahren wird man riesig fortgeschritten sein im Wettkampf der Erfindungen, man wird ein unendlich vollkommeneres Fuhrwerk besitzen. Die Wagen der elektrischen Bahnen werden aus Kautschuk bestehen und sanft und unhörbar über die Schienen gleiten; stoßen zwei Züge zusammen, dann werden die Passagiere einen angenehmen Druck empfinden, wie von einer kräftigen Umarmung, aber rasch wieder aufatmen, und stürzt ein Zug vom Bahndamm herab, dann springt er unten auf wie ein Gummiball und steht sofort wieder auf den Rädern, und die Fahrgäste, welche etwas durcheinander gerüttelt wurden, setzen sich wieder auf ihre Plätze und lachen über den lustigen Zwischenfall."

Herr Milett, der die Räder seiner eigenen Equipage ohnehin schon mit Gummi hatte beziehen lassen, dachte sich einen solchen Gummizug als den Triumph der Zukunft und meinte, wir könnten ihn auch schon als einen Triumph der Gegenwart haben, wenn wir nur die Hälfte der Millionen, die wir für verbesserte Mordwerkzeuge ausgeben, auf dieses Gummi verwenden wollten.

Er philosophierte dann weiter über den Fortschritt, den unendlichen Fortschritt der Menschheit. Und beim Eisenbahnfahren philosophiert sich's so gut.

Demungeachtet konnte er den unendlichen Fortschritt nicht rund kriegen, diesen unendlichen Fortschritt, der ja der letzte Trost des modernen Menschen ist, wie die ewige Seligkeit der letzte Trost der altmodischen Leute. Denn bei tieferem Sinnen fand Herr Milett, daß endloser Fortschritt, genau besehen, eine endlose Qual wäre, weil nur die Gewißheit eines erreichbaren Zieles, weil nur das Ziel selber uns beglücke — und die ewige Seligkeit eine unselige Langeweile, weil Kämpfen nur und Ringen, weil nur der Fortschritt uns befriedet.

Diese Gedanken, die im Zirkel liefen, hatten etwas Austrocknendes. Herr Milett öffnete deshalb seinen Handkoffer und entkorkte eine Flasche Portwein. Er war gut, hätte jedoch besser sein können. Unsere Nachkommen im zwanzigsten Jahrhundert — rastlos fortschreitend — werden ohne Zweifel weit bessern Portwein trinken als wir.

„Seltsamer Trost eines Fortschrittes der Menschheit, den wir nicht erleben, den wir nicht mitgenießen werden! Hätten wir nur wenigstens die Gewißheit, dereinst vom Himmel herab mit ansehen zu dürfen, wie aus unserer Mühe und Plage künftigen Geschlechtern ein beglückteres Dasein erblüht, blieben wir nur über das Grab hinaus in bewußtem Zusammenhang mit dieser fortschreitenden Menschheit, dann könnten wir uns wohl trösten über das elende Dasein, welches uns traf, weil wir zufällig ein paar tausend Jahre zu früh geboren wurden! Doch für diese Hoffnung vermögen wir höchstens im dunkeln Glauben zu schwärmen — genau so wie für andere Ideale des gläubigen Gemüts. Und so wirft uns die klare Erkenntnis des Fortschrittes der Menschheit zuletzt doch wieder in ein Schattenspiel der Phantasie und Vorstellung zurück, dem wir durch eben diese Erkenntnis entrinnen wollten!"

So dachte Herr Milett, ließ sich aber trotzdem den mittelmäßigen Portwein der Gegenwart vortrefflich munden.

Da jedoch im rätselhaften Kreislauf des Lebens das Trinken hungrig macht, wie andererseits das Essen durstig, so öffnete er den Handkoffer ein zweites Mal und enthüllte ein kleines Päckchen, in welchem drei gebratene Krammetsvögel höchst appetitlich eingeschlagen waren. — Krammetsvögel im Juni!

Im Juni fängt man bei uns bekanntlich keine Krammetsvögel. Allein, wenn man die im Oktober gefangenen Vögel leicht brät und dann in Butter eingießt, so erhalten sie sich bis in den Sommer. Vor dem Verspeisen läßt man sie noch einmal ganz leicht aufbraten. Feine Zungen finden solche eingebutterte Krammetsvögel weit köstlicher als die frischen, ja, sie ziehen sie sogar der Schnepfe vor.

Herr Milett hätte bei seinen Vögeln schon zufrieden sein können. Sie schmeckten ihm auch ganz gut, und er saß so breit auf dem weichen Polster und ein kühles Lüftchen spielte ihm durchs Wagenfenster erquickend um die Stirn.

Allein er dachte nach über die Mängel der Weltordnung, die uns arme Sterbliche im Dunkeln tappen läßt, und also für uns nur eine große Unordnung ist, und über die Weltvernunft, die ihm sehr unvernünftig dünkte, als er beim dritten Krammetsvogel den letzten Becher leerte.

Der glückliche Mann! — wenn ihm nur etwas gefehlt hätte. Aber es fehlte ihm gar nichts.

Hätte Arthur Schopenhauer nicht so bequem von seinen Renten gelebt, so wäre ihm der Pessimismus schwerlich eingefallen. Elende Zeiten und arme Menschen klagen sich selber an und loben den lieben Gott; gesegnete Zeiten und reiche Leute loben sich selbst, aber unser Herrgott macht's ihnen in allen Ecken nicht recht.

Und wir leben in einer gesegneten Zeit und Herr Milett war ein reicher Mann.

Warte-Bahnhöfe.

Shakespeare läßt die verkleidete Viola von sich selber sagen:

„Und so in bleicher Schwermut saß sie da
Wie die Geduld auf einem Monument."

Es ist vielleicht noch keinem Bildhauer eingefallen, die Geduld plastisch, monumental darzustellen. Und doch wäre ein Denkmal der Geduld eine lohnende Aufgabe. Man könnte das Standbild in Zinkguß billig vervielfältigen zum ortsgemäßen Schmuck einer großen Zahl deutscher „Warte-Bahnhöfe". Huppenberg verdiente ein solches Standbild vor allen.

Man kann Huppenberg nicht mit der Wartestation Hagen vergleichen, wo man im Getümmel sich selbst verliert; nicht mit der Geduldstation Oberhausen, wo sich uns die schönste Gelegenheit bietet, nach stundenlangem Warten in den falschen Zug zu geraten; nicht mit der Kreuzungs- und Kreuzstation Löhne, wo der Reisende, welcher von Osnabrück nach Bielefeld fährt, Zeit genug hat, dem erwarteten Zug auf eine Station gemütlich entgegenzuspazieren; nicht mit Bebra, wo uns der prächtige Heldentenor, womit der weltbekannte Pförtner die Züge ausruft, das

Warten muſikaliſch verkürzt; nicht mit Lehrte, Heudeber, Wunſtorf, Scherfede, Kreiensen, in deren mehr oder minder ſchönen Hallen viele hunderttauſend Menſchen ſchon eine unendliche Größe von Langeweile zuſammen gewartet haben. Huppenberg iſt nur mit ſich ſelbſt vergleichbar.

Herr Milett trat zunächſt ins Wartezimmer, wo er wenigſtens Schatten zu finden hoffte. Allein in dem engen Raum kochte eine Bruthitze, welche durch eine großgedruckte Empfehlung des Apollinariswaſſers (dem einzigen Schmuck der Wände) nicht gemildert wurde. In der Ecke ſaß eine einzelne Dame und bewachte ihr Handgepäck mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig war. Unſer Reiſender prallte zurück und ging in das Reſtaurationslokal. Dort aber prallte er noch ſtärker zurück; es war vollgepfropft mit biertrinkenden, rauchenden Bauern.

Er ſuchte das Freie, friſche Luft und Schatten. Doch nur das kleine Stationshaus warf hier überhaupt einen Schatten und der fiel gerade auf die Schienen. Nebenan war allerdings eine öffentliche Anlage, der ſchüchterne Verſuch eines Gartens zur Erholung für das Wartepublikum. Sandige Wege ſchlängelten ſich zwiſchen verdorrtem und zertretenem Raſen, der hier und da durch kleine verkümmernde Birken- und Tannenbäumchen belebt wurde. Eine Allee von dünnen, größtenteils abgeſtorbenen Ebereſchen verband den „Park“ mit dem Hauſe.

Herr Milett lachte hellauf über dieſe Karikatur eines Parks und es jammerten ihn die armen Tannen- und Birkenbäumchen, die offenbar ſchon lange gepflanzt waren, aber nicht gedeihen wollten. Sahen ſie doch aus, als verzehre ſie in dieſer Einöde das Heimweh nach den Waldesbergen, welche in duftblauer Ferne am Horizont aufſtiegen.

Der alte Hund Magar.

Ach, die Hunde verſtehen das Ausruhen ſo meiſterhaft! Wir unſteten, haſtigen Menſchen ſind in dieſer Kunſt nur Stümper gegen ſie. Und mit dem ſteigenden Alter ruht der Hund immer mehr und mehr und ſchlürft gleichſam voraus die Seligkeit des Nichtſeins in langen, langen Zügen. Der Menſch aber, der das Nichtſein fürchtet, bleibt ſelbſt im Alter ruhelos.

Da aber Magar in Juttas Hütte jetzt offenbar viel tiefer ruhte und ſchnarchte als in Giſos Haus, ſo ſollte er dort bleiben, und Giſo wollte dann jeden Abend wieder hinüberkommen nach alter Gewohnheit.

Jutta billigte dies, meinte aber, ſie müſſe ihm doch eine Beobachtung mitteilen, die ſie geſtern und heut an dem Hunde gemacht. Magar ſei magerer geworden als je zuvor, obgleich er jetzt doch faſt überfüttert werde.

„Das iſt ein gutes Zeichen,“ meinte Giſo, „die mageren Hunde und die mageren Menſchen bringen's am weiteſten in der Welt.“

„Dazu fallen ihm die Haare in ganzen Büſcheln aus, und ſein Schweif iſt ſeit wenigen Tagen kahl geworden.“

„So geht's im Alter,“ meinte Giſo, „bei den Menſchen kommt die Glatze auf dem Kopfe, bei den Hunden kommt ſie am Schwanz. Und wenn Magar erſt jetzt Haare laſſen muß, ſo mag er ſich glücklicher preiſen als ſein Herr, der ſchon in jungen Jahren ſo viel Haare hat laſſen müſſen.“

„Auch säuft der Hund jetzt unablässig Wasser, wie nie zuvor", fuhr Jutta fort.

„Das ist ganz naturgemäß", belehrte Giso. „Je älter die Menschen und Hunde werden, um so durstiger werden sie."

Jutta aber hatte noch weit Merkwürdigeres dazu entdeckt. Magar erhob sich öfters mit gesträubtem Rücken und bellte grimmig gegen einen Feind, der nirgends zu sehen war. Oder er wedelte und schmeichelte in die blaue Luft hinein; dann tat er wieder, als ob er mit anderen Hunden spiele und raufe, die sich doch nirgends fanden. Auch verwechselte er ab und zu den Herd mit der Haustüre. Während seine äußeren Sinne nichts mehr wahrnahmen, schien sich der Phantasie eine besondere Welt zu erschließen.

Er litt offenbar an Sinnestäuschungen.

Und dabei entsann sich Giso, daß Magars Taubheit schon vor Jahren mit solchen Täuschungen begonnen habe. Denn als er damals den Ruf seines Herrn noch weithin trefflich hörte, verlor er zunächst das Vermögen, zu unterscheiden, von welcher Seite der Ruf gekommen, und lief regelmäßig nach der verkehrten Seite. Dem Sinnesverlust ging die Sinnestäuschung voraus. Nun bemerkte aber Giso, daß es bei den kleinen Kindern umgekehrt gehe. Wenn sie sehen und hören lernen, dann ermessen sie anfangs nicht genau, wo und wie weit der Gegenstand entfernt ist, nach welchem sie greifen, und woher der Schall kommt: sie gehen durch die Schule der Sinnestäuschung, um den voll befähigten Sinn zu gewinnen. Und er schloß ganz richtig, daß Magar nunmehr wieder zum Kind, daß er kindisch geworden und also ins höchste Greisenalter eingetreten sei.

Und da es uns im hohen Alter gerade so ergehen kann, wie dem armen Hunde, so nahm sich Jutta vor, ihren Pflegling um so liebevoller zu warten, wenn er auch immer lästiger werde.

Magar aber lohnte diese Liebe, denn er ward zärtlicher und zutraulicher als je zuvor. Als echter wilder Rassehund hatte er in jungen Jahren trotz aller Treue sich selten nur an seinen Herrn geschmiegt, und wenn sich dieser mit ihm draußen lagerte, seinen Platz immer einige Schritte seitab gesucht. Er wollte von der Hand nicht gegriffen werden, die er freiwillig liebkoste, er wollte die Freiheit in der Freundschaft. So machen's die echten Hunde und die echten Menschen.

Doch jetzt in alten Tagen verlor Magar den Freiheitsgeist und lag den ganzen Tag zu den Füßen der Herrin.

Aristokraten.

Es gibt plumpe und feine Aristokraten. Die plumpen wollen herrschen, imponieren, sie fordern Huldigung, Bevorzugung, sie wollen als ganz besondere Menschen beneidet und schüchtern von unten angeblickt werden. Das sind die männlicheren Naturen, gleichviel ob sonst Mann oder Frau. Der feine Aristokrat, mehr weiblichen Wesens, begehrt dies alles nicht. Er will nur unabhängig, er will sein eigener Herr sein, unberührt von allem fremdartig Aufdringlichen, Unfeinen, Gemeinen. Imperare — schreibt der eine über sein Wappenschild, Noli me tangere — der andere. Wird der plumpe Aristokrat verrückt, dann verfällt er dem Größenwahn,

wird es der feine, dann verfällt er dem Einsamkeits- und Reinlichkeitswahnsinn.

Kinder.

Jedes Kind hat zwei Naturen, eine versteckte und eine offenbare. Die offenbare wird von Eltern und Schulmeistern sofort erkannt und zum Ausgangspunkte der Erziehung gemacht; die versteckte ahnen wir oft selber kaum, aber das Leben enthüllt und entwickelt sie unvermerkt, und sie verschlingt vielleicht zuletzt die offenbare, sei es uns zum Fluche, sei es uns zum Segen. Kinder haben's hinter den Ohren: wohl ihnen, wenn sie das ungeahnt Bessere hinter den Ohren haben!

Aufsteigende und absteigende Familien.

Aber die große Frage für die Eltern ist, was sie nun eigentlich fertigmachen sollen in den Kindern. Hier liegt das Rätsel aller Erziehung, welches jedoch häufiger vom Leben als von den Erziehern gelöst wird. Es gibt aufsteigende und absteigende Familien. Bei den aufsteigenden werden die Eltern im Guten fertig in ihren Kindern, bei den absteigenden im Schlechten; aus den Schwächen der Väter erblühen Tugenden der Söhne, und die Tugenden der Eltern verzerren sich zu Sünden der Enkel. Wer ermißt, wie das kommen mag? Darum fühlen wir uns nie demütiger vor Gott, als wenn wir beobachten — wie Kinder Leute werden!

Aus Heinrich Sohnreys „Düwels".

Vorbemerkung: Die beiden alten Düwels, angesehene Bauern, hatten ihren Sohn gezwungen, Lina um der Mitgift willen zu heiraten. Diese trieb dann durch ihre zänkische Herrschaft die beiden Alten aus dem Hause, die, nachdem sie ihre Würde verloren, ihre Leibrente in Schnaps verzehrten. Dann sollten sie ins Armenhaus zum alten Daniel. Aber der Sohn, der junge Düwel, bisher nachgiebig gegen seine Frau und voll Bitterkeit wegen der erzwungenen Ehe, holte die Eltern frühmorgens vom benachbarten Armenhaus herüber, um sie wieder ins Haus zu führen und sie mit seiner Frau, der Düwelschen, zu versöhnen. Marie Düwel, deren Leben durch die unmöglichen Familienverhältnisse zerstört war, hatte sich ertränkt, der alte Düwel hat nachts im Armenhaus von ihr geträumt. Vgl. hinten den Aufsatz. Das Buch ist in der Deutschen Landbuchhandlung in Berlin erschienen.

Düwel (faßt die Alten bei der Hand und geht mit ihnen auf das Haus zu): Wenn ich nur auch's Mariechen mit nach Hause bringen könnte...

Alter Düwel: Es kommt bloß noch bei der Nacht, wenn wir schlafen. (Zeigend): Da... da war's, und 'n Kleid wie Schnee hatte es an, unser Mariechen.

Alte Düwelsche: Es hat keine Ruh' im Grabe, das Kind, solange wir keine Ruhe haben, wir Alten. In der andern Welt da hören und sehen sie alles, was hier vorgeht. Ach Gott auch!

Düwel: Mariechen soll sich freuen, wenn es in der Nacht ja wiederkäme.

Daniel (sieht ihnen bedenklich nach): Bringe ich nun das Stroh den Löwen, oder warte ich, bis die Düwelsche erwacht ist?

(Als Düwel mit den Eltern vor die Haustür kommt, stürzt die junge Frau mit flatternden Haaren heraus, schlägt die Haustür zu, verschließt sie, steckt den Schlüssel in die Tasche und stellt sich in abwehrender Haltung vor die Tür.)

Daniel: Jetzt mußt du schon eine Kanone kommen lassen, Vater.

Düwel (herzlich): Lina, da hast du uns wieder, aber als drei ganz neue Menschen. Wie die Haselkätzchen im März... Wie die ersten Himmelsschlüssel an der Hecke, wenn's wieder Frühjahr wird. Siehst es doch auch ein, Frau, daß die Eltern wieder zu uns ziehen müssen.

Düwelsche: Die Eltern?! (Bös lachend): Verkauft ist verkauft. Vertan ist vertan. Wie der Schnee an der Hecke. Wie der Anger im Winter. Es waren mal deine Eltern!

Düwel: Lina, stoß' den Drachen weg von deinem Herzen und freue dich mit uns, daß die Sonne wieder scheint, denn wir haben's nicht verdient, daß sie heute morgen über uns aufging. (Das Folgende mit wiederholten Pausen, in denen er vergeblich auf ein Entgegenkommen seiner Frau wartet.) Mach und koch uns einen guten Kaffee, denn die Eltern haben lange nichts gehabt. (Freudig): Wir wollen mal wieder zusammen an unserm Tische sitzen. Ha, wie ich mich freue! Dann will ich sogleich die Pferde anspannen und ein Fuder Klee von der Steinbergbreite holen. — Hörst du nicht auch schon die Lerche wieder singen, Lina, und die Wachtel rufen und das Rebhuhn? Wie war das immer schön auf der Steinbergbreite... Und dann wollen wir alle Sensen wetzen, denn die Esparsette blüht schon, und wir müssen dies Jahr noch eine gute Futterernte machen. Ha, und die Leute im Dorf werden sich wundern, wenn sie sehen, wie die Düwelsleute wieder hochkommen. — Wenn wir nur wollen, Lina, so kann noch alles wieder gut werden. Das Gewitter ist vorüber, und hat auch der Hagel viel zerschlagen — Gottes Sonne macht alles wieder gut. — Wenn wir nur wollen, Lina...

Düwel: Weil ich friedlich mit dir eins werden wollte, Lina, stehe ich hier mit den Eltern vor meiner Haustür und bettele; — aber nun vergiß nicht länger, daß ich Herr im Hause bin!

Düwelsche: Vergiß aber auch nicht, — ich bin die Frau, und wo ich stehe (fest auftretend), da steh' ich mit beiden Beinen!

Alte Düwelsche (umklammert des Sohnes Arm und hält ihn zurück): Och, Junge, wenn sie denn gar nicht will, denn laß sie nur. Wir gehen wieder 'rüber zu Daniel. Morgen wird sie gewiß schon anders denken, deine Frau.

Düwelsche: Ich denke morgen wie heute, und ... täte es mir auch leid, solange ich lebe, kommt ihr nicht mehr in dies Haus.

Düwel: Geht es denn einmal gar nicht mit Güte, so gehe es mit Gewalt! (Dringt auf seine Frau ein.)

Düwelsche: Dann Gewalt gegen Gewalt!

Düwel: Lina, noch hab' ich mich nicht an dir vergriffen, das weiß Gott, aber nun ist meine Geduld, meine Gutmütigkeit zu Ende. Schließ die Tür auf — oder, bei Gott, es passiert etwas!

Düwelsche: Die Tür bleibt zu!

Düwel: Herrgott, ich werde noch auf den Schlüssel warten! Wo ist die Axt? (Springt nach der im Holze steckenden Axt.)

Alte Düwelsche: Och Gott, och Gott, Lina, hab' doch ein Einsehen!

Düwel: Noch einmal, Lina: Schließ auf und laß uns herein! Ich will es jetzt so — und ich leid's nicht mehr!

Düwelsche: Siehst du, da geht's ja schon wieder an! Und sind noch draußen! Wie erst, wenn sie wieder drinnen wären!

Düwel (wieder nach einem herzlichen Tone suchend): Lina, denk' doch, wenn es nun dein Vater und deine Mutter wären, würdest du sie denn wieder ins Armenhaus zurückgehen heißen?

Düwelsche: Wohin einer gehört, dahin soll er gehen: Der Rauch in den Schornstein, der Fuchs in die Höhle, der Maulwurm in seine Gänge unterm Rasen ... und ...

Düwel: Weib, hast du denn ganz und gar kein Herz im Leibe?

Düwelsche: Es ist mir erfroren. Ich kann nichts dafür.

Düwel: Du sollst ja nur an dich selbst denken, Frau. Weißt du nicht, was die Mutter sagte, als sie hinausging?

Alter Düwel (mit drohendem Arm): Und wenn du mal liegst und willst ...

Alte Düwelsche: Ja, Lina, das will ich auch wieder zurücknehmen, will ich. Gott wolle aus dem Fluche einen Segen machen, dir gute Kinder schenken und dermaleinst eine leichte Sterbestunde geben ... wolle Gott, wenn du uns wieder 'reinläßt in unser Haus.

Düwel: Hörst du, Lina, was die Mutter sagt?

Düwelsche (erst, wie mit sich selber uneins, dann heftig und wegwerfend): Mit Flüchen und Segen schachere ich nicht!

Düwelsche: Daß wir uns eine neue Leibzucht auf den Hals lüden, nachdem sie die erste durchgebracht haben! — Lerche? Wachtel? Rebhuhn? Hahaha! Ich höre es anders! Ja, daß der ganze Aerger und Spektakel wieder von vorn anfinge! — Werde doch erst nüchtern, Mann! Du weißt ja gar nicht, was du sagst.

Düwel: Lina! — Ich bin so klar bei Verstande wie lange Zeit nicht.

Alte Düwelsche: Nein, Lina, wir werden uns ganz gewiß nicht mehr schimpfen und schelten, ganz gewiß nicht mehr. Nur, was du sagst, soll gelten, weil wir doch auch kein Recht mehr haben und nichts mehr verlangen können.

Düwelsche (nach einer Pause, in einer rasch vorübergehenden Gefühlserregung): Ein Brot will ich euch geben, wenn ihr Hunger habt; ich will auch sonst... (stockt, wie mit sich kämpfend, dann wieder schroff): aber wir können nicht mehr unter einem Dache wohnen ...

Der alte Düwel (reckt die Arme): Lina, wir haben doch noch Arme! Wir können doch noch hacken und harken, können wir doch noch ...

Düwelsche: Dann sollt ihr nur hingehen auf die Jahrmärkte und die Orgel drehen. Orgeldrehen ist ein einträgliches Geschäft, wenn man noch Arme hat. Vielleicht übernehmen wir das Geschäft noch mal von euch.

Alte Düwelsche: So ein Wort schneidet ins Herz, Lina... so ein Wort; aber wir haben's verdient — och ja, und nehmen's hin wie der Hund 'n Tritt.

Düwel (der stark mit sich kämpft): Lina, ich dulde nicht, daß du die alten Leute noch verhöhnst! Das ist aus und vorbei (drohend): keine Macht der Welt — außer Gott — soll es hindern, daß es so wird, wie ich will!

Düwelsche: Eher laß ich mich totschlagen, eh' ich die Tür aufmache.

Düwel (reißt sie von der Tür weg): Unglückselige! — Da! (Haut gegen die Tür.)

Düwelsche (springt wieder zurück und versperrt die Tür): Schlag' nur zu, nur zu!

Düwel (mit erhobener Axt): Lina, nimm dich in acht!

Düwelsche: Schlag' nur zu, wenn du ein Kerl bist!

Düwel: Weib! Satan! (Zieht sie wieder von der Tür und schlägt die Türfüllung ein, holt zu neuem Schlage aus, als die Frau mit abwehrenden Armen vor die Oeffnung springt. Tödlich getroffen sinkt sie mit gellendem Aufschrei zusammen. Alle auf der Szene laufen entsetzt hinzu und umstellen den Eingang.)

Daniel: O verflucht, er hat sie getroffen!

Alte Düwelsche: Och Gott, in deinem hohen himmlischen Throne!

Kleine Beiträge

Von der Versuchung.

Der Evangelist erzählt: „Und Jesus kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend und sprach zu Petrus: Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Wir alle kennen diese Geschichte, von unserer Jugend an, diese quälende Geschichte. Nun fängt Sein Leiden an. Nun wird Er allein gelassen. Es kommt wie ein Schrecken über uns, als ob mit eiskaltem Hauch die Nacht einfiele. Als wir jung waren, da war es ein Entsetzen über die Jünger, diese versagenden, elend versagenden Jünger. Nun wir älter sind, ist es wie eine tiefe Scham, wenn wir die Geschichte hören. Es ist unsere Geschichte. Ja, du wachst und wir schlafen! So sind wir, so bin ich.

Wir kennen diese unselige Schwäche, diese Müdigkeit und dieses Versinken in schmähliche Träume. Das Fleisch, der Körper gewinnt die Herrschaft über die Seele. O diese Trägheit des Herzens, mit der wir in der entscheidenden Stunde versagen! Wenn es zu spät ist — wieder einmal zu spät — dann spüren wir es mit Schmerzen: nun bist du unterlegen. Nun war das andere, das Fremde, mit dem du deinen stillen, unablässigen Kampf führst, doch wieder stärker — weil du nicht wach, nicht lebendig genug warst.

Aber es gibt doch auch Zeiten, in denen die Versuchung uns gar nicht erreicht, diese Versuchung, die doch im Grunde uns nie von außen kommt, die immer in uns selbst aufsteigt. Der Krankheitskeim hat keinen Angriffspunkt, solange alle Teile des Organismus vom Leben gesättigt und durchpulst sind. Frei von Versuchung sind die Zeiten, in denen eine Aufgabe uns fesselt und ganz in Anspruch nimmt, ein Werk uns ganz besitzt; die Zeiten, in denen wir nicht uns selbst gehören, wo das Leben und sein Anspruch uns von uns fort, über uns hinaus führt. Da bewährt sich das heilige Gottesgesetz, daß wir in der Hingabe, im Dienst, im Sichverlieren das Leben erst gewinnen.

„Müßiggang ist aller Laster An-

fang." Wir können auch sagen: Zielosigkeit und darum innere Unsicherheit; weil wir nicht bestimmt sind durch einen höheren Willen, weil wir den festen Befehl nicht hören, dem es mit ganzer Seele zu gehorchen gilt, sie sind der Grund aller Versuchlichkeit.

Wir alle gleichen Schwimmern, die in dem abwärtstreibenden Strom des irdischen Daseins nur dann davor bewahrt bleiben, fortgerissen zu werden über drohende Wirbel und Klippen, wenn wir fest und unbeirrt das andere Ufer, das Ufer der Ewigkeit, im Auge behalten. Auf den Straßen der Welt wird nur der nicht von der Versuchung festgehalten, bis er sich im trüben Gewühl verloren hat, der fest und angespannt auf sein Ziel gerichtet ist, der von diesem Ziel unwiderstehlich angezogen nicht rechts und nicht links schaut.

„Dies Leben ist nicht ein Zustand, sondern eine Uebung." Mit diesen Worten kennzeichnet Luther unsere Lage. Nur in der Bewegung halten wir uns aufrecht. Stillstand bedeutet Umfall. Bitten wir um Bewahrung vor der Versuchung, so ist's immer eine Bitte um Leben. Mit dem Gebet binden wir uns fester an das Ziel unserer Bestimmung.

Der Versuchung auszuweichen ist immer ein unmöglicher Versuch. Auch die Einsamkeit und gerade die Einsamkeit birgt ihre Gefahren. In der Wüste spricht der Satan den Menschensohn an. Keine Klostermauer schützt vor der heimlichen Stimme, die aus der Tiefe sich anschleicht. Gott selbst hat den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen mitten im Paradies gepflanzt. Es ist das eigentlich Menschliche, daß wir die Versuchung bestehen müssen. Gott will unsere Entscheidung, eigenste, innerste Bewegung. Er will, daß wir selbst leben. Daß wir anfechtbar sind, es hängt doch eben zusammen mit der Größe unserer Berufung. Weil wir dazu aufgerufen sind, uns über diese Erde zu erheben, darum können wir bei dem kühnen Flug dem Himmel entgegen auch zu Boden fallen.

Liegt nicht in dem alten Wort der Schlange ein merkwürdiger Doppelsinn verborgen: Ihr werdet sein wie Gott? Da ist Berufung und zugleich Gefahr dieser Berufung ausgesprochen. Mit der Größe der Berufung, mit der Höhe unseres Zieles wächst auch die Gefahr, daß wir in Abgründe stürzen. In dem Augenblick, wo wir das Ziel aus dem Auge verlieren, wo diese Berufung uns nicht zwingt, in gespannter Hoffnung auszuschauen nach dem Reich, das uns verheißen ist, in dem Augenblick, wo wir stillstehen, befriedigt über das Erreichte, uns selbst genug, wo wir nach unten blicken statt nach oben, setzt auch die emportragende Kraft, die Bewegung aus, die uns über dem Abgrund Sicherheit gab. Der Schwindel erfaßt uns, wir verlieren den Halt. Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle! Das echte Gebet des Glaubens lautet immer: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Es ist eine uralte, für alles Leben gültige Erfahrung: Jede Begabung, jeder Besitz bringt seine Gefahren mit sich. Es ist gefährlich, auf der Höhe des Lebens zu wandeln. Kann ein Reicher in das Himmelreich kommen? Wir kennen die Antwort Jesu. Aber wie ist die Gefahr zu meiden? Zuletzt doch nur durch Verzicht auf das Leben. Der Großinquisitor hat Recht, es ist gefährlich, die Menschen aus der Bevormundung zu entlassen, sie nicht am Leitseil zu halten, sie zur eigenen Entscheidung aufzurufen. Sie wollen im Grunde ja selbst nicht zur eigenen Entscheidung gezwungen werden, weil sie sich vor der Freiheit fürchten. Ganz gewiß: der evangelische Weg ist der gefährliche Weg. Aber es ist der Weg des Lebens, der Weg Gottes. Der Glaube ist immer ein Wagnis, ein kühnes Trauen, ein Greifen nach dem Letzten und Höchsten: Ihr werdet sein wie Gott! Ja, er hat uns zu seinem Bilde geschaffen. Er will Söhne und nicht Knechte. Aber wehe dem, dessen Glaube sich in eitler Reflexion zur Hybris wandelt: Neben dem Gottsucher steht immer der Satan!

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Der Weg des Glaubens ist der Weg innerster Anspannung, innerster Wachheit. Betet, so dürfen wir das Wort auslegen, damit ihr wach sein könnt. Hier wird die große Bedeutung des Gebets für unser Leben deutlich, seine Unentbehrlichkeit. Was beten heißt, weiß im Grunde erst der, der dem Versucher Auge in Auge gegenüberstand in entscheidendem Kampf. Beten heißt sich hineinstellen in die Erwartung, die uns vorwärts, aufwärts trägt und uns vor dem Ab-

sturz bewahrt. Darum braucht es der Uebung im Gebet, der Ordnung unseres Gebetslebens. Nur stete Uebung vermag nach und nach die Seele bis in ihre Tiefen, bis in ihre unbewußten Untergründe hinab zu formen, ihr feste Haltung und dauernde Richtung zu geben.

Aristoteles nennt Gott den akinun kinumenon, d. h. den, der selbst unbewegt alles bewegt. Gott ist wie ein Magnet, der mit alles durchdringender, heiliger Liebeskraft alles Leben zu sich zieht. Beten aber heißt, sich in das Kraftfeld dieses Magneten stellen, sich anziehen lassen von ihm, sich öffnen für diese bewegende Macht seiner Liebe. Darum ist der innerste Gehalt alles Gebets die Bitte um Gottes Nähe, um das Kommen seines Reiches, um die Herrschaft seines Willens, um das tägliche Brot, das seine Liebe uns als Nahrung des Lebens austeilt.

Zugleich aber bedeutet beten unser Eingehen in die Gemeinschaft aller Kinder Gottes. Es betet niemand allein. Betend sind wir erfüllt von der alle umspannenden Hoffnung. Unser Vater, so beten wir, unser täglich Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Da ist es ganz deutlich, daß Anteil am Leben Einschaltung in einen durchlaufenden Strom, Eintritt in eine Wechselwirkung des Gebens und Nehmens ist. Der Stein des Gewölbes schwebt, solange er hineingebunden ist in diese Einheit, in der er trägt und selbst getragen wird. Da ist seine Schwere aufgehoben. Löst er sich los aus dieser Bindung, so stürzt er herab und zerschellt. Die Bindung an Gott bindet uns in die Gemeinde. Nur als „Glied am Leibe Christi" haben wir Hoffnung. Das ist die tiefe Erkenntnis, die der religiöse Individualismus verloren hatte, daß diese Gliedschaft, das Miteinander und Füreinander des Lebens der Weg Gottes mit uns ist. Glaube und Liebe lassen sich nicht trennen wie Ursache und Wirkung. Glaube und Liebe sind ineinander, sind eins. Gott erlöst uns so, daß er uns in die Gemeinschaft eines neuen Lebens stellt. Glaube ist nichts anderes als ein Ja zu dem befreienden Lebensgesetz Gottes, das Liebe heißt. In der Gemeinschaft erfahren wir, daß wir nicht bei uns selbst stehenzubleiben brauchen. Da sind wir von uns los, da sind wir hineingezogen in das schaffende Leben, die Bewegung, die das ewige eine Reich zum Ziele hat. Da trägt es uns aufwärts und wir dürfen mittragen.

Beten heißt darum, eintreten in Reih und Glied und Gottes Befehl empfangen, den Kampf der Liebe aufnehmen, dem nachfolgen, der in diesem Kampf vorangegangen ist in Liebe, auf daß das Ziel erreicht werde und sie alle eines seien und Gott alles in allem.

Karl Bernhard Ritter.

Frankreich und Rußland — Frankreich oder Rußland?

Wie eine Mahnung an das Vorgestern, das dem politischen Gestern voranlief, aber gleichermaßen das politische „Morgen", die vielgerühmte Zukunft des Wiederaufbaues begleiten zu wollen scheint, steht ein einziges großes Bismarck-Wort, gesprochen in den Zeiten des Berliner Kongresses: „Wenn es eine österreichisch-ungarische Doppelmacht nicht gäbe, dann müßte sie erst erfunden werden."

Es sind seither in fünfzig Jahren sehr viel Worte von größter politischer Tragweite gesagt, die Kaiserworte: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser" und „Ich kenne keine Parteien mehr", das Wort von der „gelben Gefahr", Fürst Philipp Eulenburgs klassischer Spruch: „Wir haben Löwen an der Front, aber Affen in der Regierung", Clemenceaus „zwanzig Millionen Deutsche zuviel" und die fürchterliche Wortempfindung eines Unbekannten „Afrika den Afrikanern", Coudenhoves „Paneuropa", Spenglers „Untergang des Abendlandes", Mussolinis „il fascismo".

Wie dem auch sei, keines der großen Schlagwörter jenes „Epochenwirbels" hat unser deutsches Lebensproblem so an die Wurzel gefaßt, wie dieser eine Bismarckspruch. Er hängt sich hinein in die beiden Fragen, nach der Berechtigung des deutschen Einheitsgedankens und nach der inneren Glaubwürdigkeit russisch-französischer Verhältnisse.

Man mag der deutschen Einheit ihre staatspolitische Berechtigung abstreiten: der kulturell-wirtschaftliche Wert bleibt bestehen und gewinnt überdies eine erhebliche Verdichtung durch das An-

wachsen der großen außereuropäischen Zentralisationsrichtungen (Afrika den Afrikanern, Sowjetchina = ferner Osten, Vorderasien = Mossul = Arabien, U. S. A. = Kanada und südamerikanische Staatenvereinigung). Die Frage ist nun, ob es sich bei einer der periodischen russisch-französischen Annäherungsstöße einfach um ein von Zeit zu Zeit wiederholtes Spiel zur Ausplünderung der dadurch eingeengten deutschen Interessen oder um natürliche, geopolitisch gegebene und mit der Zeit unabweisbare Teilerscheinungen des Zusammenwachsens eines paneuropäischen Problems mit Deutschland als Magnetenstern handeln mag oder handeln muß. Die Gelehrten sind sich darüber nicht einig.

„Wenn es die österreichisch-ungarische Doppelmacht nicht gäbe, müßte sie erst erfunden werden." Man kann, so erstaunlich das im Augenblick auch erscheinen mag, das Problem auch einmal von dieser Seite betrachten. Man muß es sogar.

Es war um die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, als die vorletzte und welthistorisch überaus wertvolle Umstellung der europäischen Struktur begann. Rußland stand mit dem preußischen Deutschland auf einer alten seit Tauroggen gegebenen Linie der gemeinsamen Interessen. Dafür lagerte es all seinen (teilweise durch innere Unruhen gedrängten) Aerger auf der österreichisch-ungarischen Grenze ab. Von Galizien bis zu den Karpathen lag die europäische Gefahrenzone. Eine zweite fand sich an den französisch-italienischen Hochgebirgspässen der Alpen. So waren sie beide, ohne daß ihre Entwicklung Hemmungen erlitten hätte, vor der eigenen Tür beschäftigt. Ueberdies sah Frankreich über Marokko nach Innerafrika und Rußland nach Byzanz und in den fernen Osten. Die balkanischen Probleme zogen, eben weil es Oesterreich-Ungarn gab, die gesamten unausbleiblichen europäischen Verdichtungserscheinungen von Deutschland ab. Und dennoch blieb dieses Deutschland, wenigstens nach außen hin, ein sehr einheitlicher Begriff, Angelpunkt des ganzen europäischen (lies bismarckschen) Systems des Ablenkens und Auseinanderwiegens.

Der Boulangismus änderte die Sachlage, aber er änderte nicht grundgestaltend. Das war eine Emphatik, die ihren Zündstoff in Rußland suchte und ihn fand in den vom Türkenkriege mißgestimmten Offizieren, in den geistig halbgegorenen und von unheimlicher Natur zum Anarchismus hingedrängten „Geistigen", in dem wilden, wirren Brodel hungernder, undisziplinierter Massen. Die Gefahren griffen erst ans Fundament des Systems, als die französisch-russischen Interessen über Balkan und Byzanz hinweg sich ihre Brennpunkte erschufen. Seither sind die wesentlichsten Phasen russisch-französischer Einigungen stets durch das Mittelmeer geströmt, also auf einem Weg, der demjenigen eines unausbleiblichen paneuropäischen Druckes nicht im geringsten entsprach.

Diese Bahn, der „Weg über Deutschland hinweg", kam erst zur Geltung, als Deutschland seine innere Kräftesammlung ratenweise ventilieren, auf gut Deutsch: verpuffen ließ: in Afrika, im chinesischen Walderee-Feldzug (The Germans to the Front), am Risikogedanken im amerikanisch-englisch-russischen Liebesspiel. Man soll schließlich auch nicht vergessen, daß die russisch-französischen „Verhältnisse" meist nur von „Mann" zu „Mann" (Poincaré und George Louis im chassez croisés mit Raffalovitsch und Iswolski), gelegentlich auch von Schicht zu Schicht (russische Aristokratie und französische Finanziers, französische Finanziers und russische Anarchisten) niemals aber von Volk zu Volk gegangen sind. So war der frenetische Jubel, wie er die Boulangers in Rußland empfing, wohl ein gut bezahlter Theaterdonner, niemals aber der gestaltungswillige Ausdruck zwischen Volk und Volk.

Sie sind nicht innerlich verbunden, sondern Antipoden, die Russen und die Franzosen, die kaltblütigen, melancholisch-barbarischen Schwärmer und die immer fieberhaften, gestikulierenden Akteure, Regisseure und Verschworenen großer Sekten. Im Grunde hat man auch noch nie eine echte franko-russische Allianz erlebt; die im Weltkrieg abgeschlossene war eher eine französisch-englische mit russischem Reservoir, mit russischer Kulisse. Und selbst in ihren Vorbereitungen trat der ganze Widersinn derartiger Verhältnisse gelegentlich in die Erscheinung, als der japanische Krieg die Volks- und Rai-

sententenz geoffenbart hatte, jenen ganz ungeheuren Druck, der oſtwärts zeigt. (Vergleiche heute die Sowjets und China und die ganze ſtreng öſtliche Politik, wie Tſchitſcherin ſie zutage treten läßt auf den Meſſen zu Niſchnowgorod, oder wie Radek ſie verkündet, wenn er Protektor einer chineſiſchen Hochſchule mit dem Sitz in Moskau wird.) Genau das Entſprechende hat auch Frankreich ſchon vor dem Kriege gezeigt, den Zug in den Süden zu den Zentralen des Mittelmeers; und hier genügt ein Wort: Marokko. (Auch heute noch.)

Dieſe grundzügige Verſchiedenheit zweier angeblich aufeinander angewieſenen „Nationen" hätte Europa zum Berſten gebracht, wäre nicht Deutſchland als Mittelglied da und wie geſchaffen zur Zerplünderung. Im Oſten mit einer weichen und offenen Grenze und im Weſten mit Wirtſchaftsformen, die geradezu erſchaffen ſind, die franzöſiſchen Lebensbedingungen induſtriell wie privatwirtſchaftlich voll zu ergänzen. Und es wäre auch zerriſſen, hätte es nicht ein noch zerriſſeneres aber doch zuſammenhaltendes Bindeglied gehabt: eben die öſterreichiſch-ungariſche Doppelmacht. Seitdem ſie fehlt, iſt Deutſchland — gelegentlich mit einem kleinen, aber dennoch derben Tritt von Oſten — immer von neuem kopfüber, haltlos nach Weſten gezerrt. Von einer Feſſel in die andere.

Rußland und Frankreich: die Antipoden Europas oder, meinetwegen (um einmal wiſſenſchaftlich und geſpreizt zu reden), ganz Euraſiens. Und Deutſchland? Das iſt es eben: Deutſchland hat von beiden etwas und demnach den großen Spalt in ſich.

Man ſoll ſich Deutſchland erſt einmal betrachten, ehe man es „über alles" ſingt. Im Weſten fränkiſche und induſtriell ſehr ſtark verzehrte Stämme. Nur im Nordweſten die letzten reinen Germanen, und dieſe wiederum, allein ſchon aus dem inſtinktiven Streben nach der Erhaltung ihrer ſelbſt in ihrer agrariſchen Lebensform, in ſtarker Anlehnung nach Oſten. Und im Oſten germaniſierte Slawen, in zäher Stärke. Kein Zweifel: Deutſchland mag im Weſten heller leuchten, aber es gibt ſeinen Stoff erſt aus dem Oſten nach dem Weſten ab. Kein Landesteil kann dauernd geben ohne zu nehmen. Und auch Oſtdeutſchland nimmt wiederum und nimmt auch aus dem Weſten. In der Tat, dort oben, an der Weichſel, finden wir ein weiteres großes, ſchweres Austauſchfeld, in ihm aber das politiſche Kriterium ganz Europas.

Das lehren uns, wenn wir denn anderes ſchon nicht ſehen wollen, die großen Vorſtöße auf dem „Glacis Norddeutſchland". Beinahe ausnahmslos gingen ſie in die unermeßlichen Weiten des Oſtens. Eine grundpolitiſche Frage. Rußland *und* Frankreich gibt es alſo nicht. Wohl aber gibt es — weniger abgegriffen, aber viel wirklichkeitsnäher und gefährlicher — eine andere Frage: „Deutſchland?" Dieſe hängt aber aufs engſte zuſammen mit einer anderen: „Frankreich *oder* Rußland?" Sie löſen aber heißt, von *Rußland* und von Deutſchland reden und von der einzigen Möglichkeit auch, aus deren Winkeln wieder einen dritten Staat kriſtalliſieren zu laſſen, um Europa in ſein Gleichgewicht zu bringen. Denn das kann ihm memals ein Völkerbund verleihen, ſondern nur eine hiſtoriſch und raſſiſch gegebene und durch Gleichgewichtsgeſetz gebotene Machtverteilung *wirklicher* Mächte.

Jürgen Uhde.

Zur völkiſchen Bewegung.

Es war manchem unſrer Freunde ſhocking, oder wie der Deutſche ſagt: unverſtändlich, daß ich mich 1924 perſönlich für die völkiſche Bewegung einſetzte. Wenn ich das, was ich im Maiheft 1924 über das „Elementare" der völkiſchen Bewegung (S. 213 ff.) ſchrieb, durchſehe, ſo — könnte ich das heute nach zwei Jahren wieder abdrucken, ohne ein Wörtchen daran ändern zu müſſen. Wer eine Bewegung wie die völkiſche beurteilt, darf nicht einzelne Erſcheinungen, die nur tageswichtig ſind, zu Grunde legen und je nachdem jubeln oder jammern. Die völkiſche Bewegung iſt eine biologiſch notwendige, an ſich geſunde Abwehr-Reaktion des Volkes, zumal des Elementarvolkes; in ihr ſind Regenerations- und Heilkräfte der Geſamtheit wirkſam, die das bis ins Leben verwundete deutſche Volk *braucht*. Wenn ſich im Chaos des alltäglichen politiſchen Getriebes groteske Einzelerſcheinungen des Völkiſchen auftun, ſo darf man um ſolcher zeitweiligen Grotesken willen, ſofern ſie nicht aus dem Weſen ſtammen, ſon-

dern nur unter örtlichen und persönlichen Sonderbedingungen ins Kraut schießen, nicht die Bewegung als solche mißverstehen. Das hieße den Blick zu kurz nehmen.

Der völkische Trieb, der ein Formtrieb ist (und der daher solche Künstler, denen ihre Kunst nicht nur pour l'art ist, immer aufs lebhafteste interessiert), sucht, seitdem wir ein Großstadtvolk geworden sind, Formen, die der Massenpsyche entsprechen. Die bürgerlichen Antriebe der „Vaterlandsliebe", die in den Freiheitskriegen, in der Romantik, im großdeutschen Achtundvierzigertum wirkten, können für einen erheblichen Teil, besonders für den industriell gewordenen Teil unsres Sechzig-Millionen-Volkes nicht mehr der naturgemäße, unwillkürliche Ausdruck sein. Der spezifisch bürgerliche Rechtsstaat Bismarcks hatte die notwendigen neuen Kategorien des Denkens und Lebens der Großstadtmasse noch nicht entwickelt. In Nordamerika, auf Kolonialboden also, entstand am frühesten und rapidesten die neue Denk- und Lebensform der Großstadtmasse, und sie nahm dort sogleich das „Nationale" als Wesensbestandteil in sich auf. Der Begriff „american" wurde in das Selbstgefühl nicht nur der bürgerlichen Menschen, sondern mehr noch der Massenmenschen hineingetragen. (Es gab dort schon früh eine offizielle Psychotechnik des Nationalen.) Nach dem Kriege brach nun bei uns der nationale Trieb hier und da in den Massen hervor, aber im Gegensatz zu allem, was offiziell giltig war. Es ist eine Frage der Zukunft, ob das Nationale eine der Massenpsyche gemäße und auf diese Psyche gestaltend wirkende Form gewinnt. Es handelt sich um uralte Kräfte aus der Lebenswurzel des Volkes, aber es handelt sich zugleich um neue Formen, in denen das alte Leben sich neu darstellen soll. Diese werden nicht die bürgerlichen Formen der „Vaterlandsliebe" sein, die sich nicht ohne Anschluß an den klassischen „amor patriae" entwickelt haben und die mit dem Bewußtsein persönlicher Kultur verbunden sind, sondern es werden zweifellos elementarere Formen sein.

Es gibt heute zwei Träger der „völkischen Bewegung", soweit sie Massenbewegung ist: erstens die fluktuierenden Massen, die sich um einzelne Agitatoren und ihren engeren Anhang sammeln, zweitens die Wehrverbände. Ueberall ein Werden und Sich-wandeln, das am stärksten in dem Ringen um Einfluß und Führerschaft sichtbar wird. Ein Ergebnis ist noch nicht abzusehn.

Die Hoffnung, daß aus diesen gärenden Kräften in kurzer Zeit ein neuer Staat und ein neuer Anfang der deutschen Geschichte hervorgehn werde, erscheint mir allzu optimistisch. Die sozialistische Bewegung ist Jahrzehnte hindurch Massenbewegung gewesen; dennoch wäre sie nicht zu direkter Macht gelangt, wenn nicht der Zusammenbruch im Weltkriege ihre Führer in die aktive Staatsleitung gebracht hätte. Ohne den Krieg wäre die Sozialdemokratie noch heute nichts andres als eine „oppositionelle Bewegung". Auch die völkische Bewegung wird so lange nur „oppositionelle Bewegung" sein, bis eine geschichtliche Katastrophe irgendwelcher Art ihr die Möglichkeit gibt, die aktive Staatsleitung zu übernehmen. Durch „Putsche" werden solche Möglichkeiten schwerlich mehr herbeigeführt. Die letzte Möglichkeit dieser Art war der Versuch Hitlers und Ludendorffs in München. Er war mit bemerkenswertem Instinkt zur rechten Zeit angesetzt. Aber er scheiterte. Seither trat eine gewisse Konsolidierung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens sowie der ganzen Gemütsverfassung der Menschen ein. Zudem hat die Demokratie nicht mehr nur das bedenkliche Kampfmittel des Generalstreiks, sondern sie kann den Schutz des „Reichsbanners" einsetzen. Aber auch wenn ein plötzlicher völkischer Umsturz aus irgendwelchen Ursachen einträte, so würde das Ergebnis voraussichtlich nur sein, daß sich ein halb Dutzend deutsche Mussolinis in gegenseitigen Intriguen und Kämpfen aufrieben, weil — was selbstverständlich ist — jeder Diktator ein richtiges Rezept zu haben überzeugt ist. Es könnte der völkischen Bewegung keine größere Verlegenheit bereitet werden als ein rascher Sieg. Alle Entwicklung braucht Reife.

Für die nächste Zeit ist die Frage nach der Führung in der völkischen Bewegung weit schwieriger als das Problem der Masse. Da stehen Ansprüche, die mit gewissen Leistungen begründet werden, hart wider einander. Mißtrauen, Intrigantentum, Bereitschaft zum Verdacht, Rechthaberei,

Schadenfreude — all diese Tugenden, mit denen die Deutschen im allgemeinen sich ihr Leben versüßen, entfalten sich orchideenhaft in der heißen Atmosphäre des angespannten politischen Lebens. Der alte Theodor Fritsch, der gewiß die Bewegung gut kennt und dem niemand den ehrlichen Willen bestreiten wird, schreibt in einem Aufsatz „Zum Führerstreit"*: „Solange unter den lautesten Wortführern Männer sind, denen es weniger um die Förderung der gemeinsamen Volkssache als um die Geltendmachung ihrer eigenen Person zu tun ist, wird kein Frieden in der Bewegung werden. Die politische Arena besaß allezeit eine starke Anziehungskraft für die Eitlen und Ehrgeizigen, und so kann es nicht verwundern, wenn vorwiegend solche dort ihr Wesen treiben." Natürlich wird sofort jeder Führer den Vorwurf persönlichen Ehrgeizes von sich weisen. Und da die menschliche Seele niemals von einem Motiv allein bestimmt wird, so kann ein jeder das sogar mit einer gewissen Berechtigung tun. Ein Führer glaubt immer irgendwie, sein Ich „der Sache" zu „opfern". Denn „die Sache" ist ihm eben das, worin er Recht zu haben überzeugt ist.

Ein jeder aber sieht etwas andres als richtig und recht an und hält sich für den weitblickenderen und klügeren. Im Negativen ist man leicht einig. Aber da man sich mit der Bewegung auf eine lange Dauer einrichten muß, wird man zu positiver Zielsetzung gedrängt. Alsbald tritt die Problematik und damit die Uneinigkeit hervor. Neuerdings werfen einige Führer auch außenpolitische Probleme auf und treten mit außenpolitischen Zielen hervor. Folge: Zu den sonstigen Gegensätzen in der völkischen Bewegung kommt nun auch die Verschiedenheit außenpolitischer Ziele hinzu, die Bewegung ist um ein weiteres Spaltungsprinzip bereichert.

Welchen Sinn es haben kann, wenn Privatleute einerseits mit russischen Sowjetisten, andrerseits mit französischen Nationalisten, dritterseits mit italienischen Faschisten und — weiß der liebe Himmel, ob auch mit Ku Klux Klan oder Abd el Krim oder Tschangtsolin geheimnisumwölkte Konferenzen abhalten, ist mir nicht recht verständlich. Die deutsche Außenpolitik wird, wenn ich nicht irre, vom Reichskanzler Luther und vom Außenminister Stresemann unter Zustimmung des Reichspräsidenten gemacht. Die privaten nationalen Außenpolitiker können entweder im Dienste jener arbeiten oder — sie bereiten ihre eigene künftige Außenpolitik vor. (Denn daß sie ihre außenpolitische Richtung nur zum Zwecke der Agitation festlegen, wird man nicht annehmen.) Für mich bleibt die Stellungnahme zu den außenpolitischen Bestrebungen von Privatleuten — und die völkischen Führer sind nicht Staatslenker, sondern Privatleute — solange von rein akademischem Interesse, als ich nicht weiß, ob sie jemals in die Lage kommen werden (ja: kommen können), praktisch die deutsche Außenpolitik zu leiten. Mussolini machte sich erst zum Herrn Italiens, dann machte er italienische Außenpolitik. Man kann nicht mit der Außenpolitik anfangen, wenn man — sie gar nicht bestimmen kann. Vielleicht haben jene Männer irgendwelche Aussichten und Wege, aber sie können mir nicht zumuten, daß ich auf Vorschuß glauben soll. Es hängt doch eben alles von der Leistung ab, und in diesem Falle ist die Leistung keine andre als die: Werde der bestimmende Mann im Staate. Wer beweist mir, daß die eifrige Beschäftigung mit der Außenpolitik nicht bloß ein Abgleiten auf einen — bequemeren und schließlich ganz interessanten Abweg ist, weil der Weg zur Macht zu schwierig scheint? Bis ich nicht vom Gegenteil überzeugt werde, halte ich die großen geopolitischen, völkerpsychologischen, geschichtlichen und wirtschaftlichen Gesetze für ausschlaggebender als allerlei interessante Konferenzen. Ich weiche nur dem überlegenen Mann, aber nicht dem blauen Dunst des Geheimnisses. Solange ich nicht wirkliche Wege sehe, halte ich es für höchst überflüssig, daß die alten Feindseligkeiten zwischen Herrn Rechberg und Herrn Nicolai, die diese beiden wenig Vertrauen erweckenden Zeitgenossen unter sich abmachen mögen, zu prinzipiellen Gegensätzen in der völkischen Bewegung ausgeweitet werden. Aber schließlich wird

* „Hammer" vom 1. April 1926. (Nr. 571.) Der Aufsatz ist lehrreich durch seinen Rückblick auf die deutschsoziale Bewegung vor 1900 und durch die scharfe Kritik des Rhetorentums.

auch das nicht allzuviel schaden: man braucht ein Spielwerk, um über tote Strecken hinwegzukommen. Das Leben bleibt im Fluß.

Wahrscheinlich wird diese ganze Führergeneration das gelobte Land niemals zu sehen bekommen, sondern vorher wegsterben. Der Mensch und sein Wille ist kurz, die Geschichte aber flutet in gewaltigen Wogen. Der geschichtlich bedeutsame Wille wird vielleicht aus ganz anderen Kreisen und Verhältnissen kommen. Vergessen wir nicht: die Sozialdemokratie als politische Partei hätte nie zu einer ausschlaggebenden Macht gelangen können, wenn hinter ihr nicht die praktische wirtschaftliche Arbeit der Gewerkschaft gestanden hätte. Ohne solche realen Interessen wäre die Partei heute ein Nichts.

Aufgaben *realer Machtbildung* bieten sich genug dar: Gewinnung nationaler Gewerkschaften; Bildung eines unabhängigen nationalen Kapitals, insbesondere Sparkapitals; Eroberung der dauernden Beherrschungsmittel des Massengeistes, als da sind Presse, Nachrichtendienst, Theater, Film, Radio; Erziehungsarbeit in den Schulen aller Art; wissenschaftliche Kritik und sorgsame Ideen- und Idealbildung. Das sind nicht Leistungen der Agitation, sondern dazu bedarf es *qualifizierter Arbeit*. Da ist mit guter Gesinnung und gutem Wollen allein nichts getan, sondern es geht ums *Können*. Daß über der stillen Arbeit hin immerfort der laute Lärm des Agitierens und Politisierens schallen wird, ist natürlich; denn der Großstädter will interessante Zeitungen und aufregende Versammlungen haben. Es gehört dazu. Aber — lassen wir uns den Sinn für die darunter sich entwickelnden Realitäten nicht trüben.

St.

Die bäuerliche Kultur und die Landjugend.

Immer, wenn Deutschland zerknirscht und zermürbt am Boden lag, hat es Zeiten kulturellen Aufschwunges erlebt. Es ist ein altes Naturgesetz, daß, ebenso wie der Mensch in Stunden der Bedrängnis ernsthafte Vorsätze zu innerer Neugestaltung faßt, auch eine Nation, soweit sie schon oder noch über einen Schatz an geistigen und sittlichen Werten und Kräften verfügt, in Zeiten äußerer Not zur inneren Einkehr gelangt. Dieses Gesetz hat sich in den Jahren der napoleonischen Fremdherrschaft bewahrheitet, als unserem Volke gleichzeitig mit einem Freiherrn vom Stein und Hardenberg, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York, Lützow und anderen hervorragenden Feldherren und Staatsmännern ein Fichte, Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner, Jahn und Friesen erstand, Männer, welche zu Vorkämpfern einer sittlichen und geistigen Wiedergeburt unseres Volkes, vor allem der Jugend, wurden. Ohne Frage hätten die Befreiungskriege von 1813/14 nicht zu einer derartigen Kraftentfaltung geführt, wenn nicht die militärisch-körperliche Anspannung der Jugend von einer geistig-sittlichen Erneuerung unter den Einflüssen starker geistiger Persönlichkeiten begleitet gewesen wäre. Mit anderen Worten: ohne Jahn und Fichte kein Leipzig und Belle-Alliance.

In unseren Tagen geht eine ähnliche Sehnsucht durch unser Volk. Aber nicht die großen Kulturzentren, Städte wie Berlin, Königsberg, Breslau, Halle sind in dem Maße wie in der Franzosenzeit die Ausgangspole einer Bewegung, die unser Leben erneuern und verinnerlichen will, vielmehr ist es das platte Land. Wenn auch gerade in Universitätsstädten geistige Führer am Werke sind, unserer akademischen Jugend die Tiefen unseres deutschen Geisteslebens zu erschließen, so darf man doch wohl behaupten, daß empfänglicher für deutsche Verinnerlichungsbestrebungen als die durchschnittliche Masse der Großstädter heute das Landvolk ist. Gewiß ist ihm schwerer beizukommen, weil ihm ohne Frage die geistige Elastizität des gebildeten Großstädters abgeht; aber der Nährboden ist heute auf dem Lande aufnahmefähiger als das Großstadtpflaster. Der Grund hierfür liegt darin, daß unser Bauernstand bisher im ganzen mehr verschont geblieben ist von den schädlichen Einflüssen der Zivilisation, daß es im Grunde genommen keine Großstadtkultur (sondern eben nur Zivilisation), dafür aber noch eine bäuerliche Kultur mit all ihren Tiefen und Verschiedenheiten gibt. *Diese bäuerliche Kultur ist der Jungbrunnen für eine geistige*

und sittliche Erneuerung des deutschen Volkes und schon von jeher gewesen.

Es ist zwar nicht der einzelne Bauer Kulturträger, aber das Landvolk als Ganzes mit seinen uralten Gebräuchen und Idealen wie Treue, Liebe zur Scholle und zur harten Arbeit, Familiensinn und -tradition, mit seiner stillen Ehrfurcht vor Gottes allmächtigem Walten in der Natur bildet einen Kulturkreis, der die Größten unseres Volkes nie losgelassen und ihnen jene inneren Werte und Kräfte vermittelt hat, die sie zu ihren Taten befähigten. Diese bäuerliche Kultur ist es auch, die der heute zu einer Macht angewachsenen Landbundbewegung ihren inneren Halt gegeben hat und die landbündischen Organisationen über ihren ursprünglichen Charakter als rein wirtschaftliche Interessenverbände zu einer Bewegung des Landvolkes gemacht hat, deren Aufgabe es mit ist, die bäuerliche Kultur als Grundlage deutschen Volkstums zu erhalten und zu pflegen. Das darf auch in Zeiten harter wirtschaftlicher Nöte der Landwirtschaft einmal ausgesprochen werden. Die Aufgaben des Landbundes sind mit Rechts- und Steuerberatung, Buchführung und Kreditvermittlung und mit Maßnahmen der Preisregulierung auf genossenschaftlichem Gebiete, ja selbst mit der Wahrung der großen wirtschaftspolitischen Belange den Behörden und der Regierung gegenüber nicht erschöpft — sie finden ihr letztes, weit ausgedehntes Arbeitsfeld in der geistigen Hebung des Landvolkes und in der Erhaltung und Pflege der in ihm schlummernden sittlichen Werte als Kulturbestandteil und — wir dürfen sagen: als Kulturgrundlage des deutschen Volkes.

Diese Aufgabe ist nicht zeitlich begrenzt, sondern sie gilt für alle Zeiten, auch wenn Deutschland wieder einmal von äußeren Feinden frei sein wird. Die inneren Feinde in unserem deutschen Volkskörper sind in uns selbst, und diese können nur wir selbst bekämpfen, wenn wir die Zucht und den Willen dazu haben. Weil aber die bezeichnete Aufgabe ein kulturpolitisches Ziel für Jahrzehnte ist, erwächst hieraus für unsere Landjugend eine hohe Verantwortung und Pflicht zugleich. Die Jungbauern sollten sich bewußt werden, daß ihre Arbeitskraft nicht nur der Erhaltung und Förderung des väterlichen Erbes gehört, daß sie vielmehr ihrem Stande, ihrem Volke gegenüber die innere Verpflichtung haben, das zu erhalten und zu vertiefen, was Deutschland in Zeiten des Glückes und der Erniedrigung zur Kraftquelle seines Bestandes als dem führenden unter den Kulturvölkern ward: die heimische Bauernkultur.

Hubert Krüger.

Heinrich Sohnreys Volksstücke.

Wenn jetzt ein städtisches Theater Sohnreys Bauerndrama „Düwels" aufführt, so wird ein großer Teil von regelmäßigen Theaterbesuchern dabei zum erstenmal erfahren, daß der Verfasser der „Leute aus der Lindenhütte", des „Bruderhofs" und der Dorfgeschichten aus dem Gebiet des Weserberglandes auch Bühnendichtungen verfaßt hat. Noch größer wird das Erstaunen sein, wenn hinzugefügt werden kann, daß von den „Düwels" schon die fünfte, nach dem Kriege erschienene Auflage vorliegt und von den „Dorfmusikanten" gar schon die siebente! Für Buchausgaben dramatischer Werke will das etwas heißen, noch dazu, wenn es sich nicht um Zugstücke der großen Bühnen handelt. Irgendwo müssen also im Lande doch Stätten außerhalb des Berufstheaters sein, wo Sohnreysche Kunst gepflegt wird. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich vor einigen Jahren in einem entlegenen Stadtteil Berlins in einen Kreis junger Menschen geriet, die mit ganzer Hingabe und darum mit ehrlichem Erfolg die „Düwels" auf der Bühne einer Gastwirtschaft spielten. Sind sonach selbst in der Großstadt noch gesunde Volkskräfte vorhanden, die nach wurzelechten Volksstücken greifen, weil die Berufstheater sie ihnen versagen, so sitzt doch die eigentliche Sohnrey-Gemeinde draußen, fern den großen Städten. Da wird von einfachen spielfreudigen Menschen das Volksstück „Die Dorfmusikanten" aufgeführt. Die Umwelt des Stückes ist dem ländlichen Spieler- und Zuschauerkreis vertraut, die Handlung ist schlicht, der Konflikt verständlich; und doch ist es nicht ein abgemaltes Stück bäuerlichen Alltagslebens, das man sich wohl nicht noch mit vieler Mühe

besonders vorspielen würde, wenn man es schon täglich so erlebte. Nein, die Idee des Stückes ist zwar aus dem Bauernleben herausgeholt, aber doch auch über dieses Leben emporgehoben. In den „Dorfmusikanten" handelt es sich um einen jungen Bauern, der für die Musik so begeistert ist, daß er sich als Trompeter den Dorfmusikanten zugesellt. In seiner Starrköpfigkeit beschränkt er sich nicht auf die Teilnahme bei feierlichen musikalischen Aufführungen, sondern meint, er müsse auch bei Tanzmusiken blasen, sonst verleugne er die Würde der heiligen Musik. Da ein selbständiger Bauer „geziemenderweise" nicht bei Tanzmusiken aufspielen kann, so ergibt sich ein Konflikt, der zwar nicht tragisch auslaufen, wohl aber mancherlei schwierige Lagen schaffen kann, ehe er gelöst wird.

Also ein Stoff und ein Konflikt, der dem Landvolke „liegt". Es ist keine ihnen fremde Geisteswelt. Erhöht aber wird das dargestellte Leben dadurch, daß alle festlichen Bräuche hineingenommen sind, diese vom Volke selbst gedichteten Ausdrucksformen seines festlichen Erlebens. Das ganze Stück ist Musik, Lied, Tanz und Spiel. Wir denken an die moderne Operette, die auch von Tänzen und Liedern strotzen muß, weil eine stille Sehnsucht auch des Stadtvolkes danach verlangt. Und die Operettenfabrikanten „liefern" gern und in Fülle, was „verlangt" wird. Wie reich, gegen die Armut moderner Operetten, ist aber so ein Sohnrey'sches Volksstück. Einem ist schier zumute, als müßte dieses gesunde Volksleben die Kulissen und Wände des Theaters sprengen.

Und da setzt für mich ein zwiespältiges Gefühl ein. Sohnreysche Bauerndichtung auf der Kulissenbühne, das ist ungefähr dasselbe wie echter Schuhplattlertanz oder Jodler und heimische Volkslieder echter Tiroler Truppen auf dem Varietepodium. Ein Mißverhältnis von Form und Inhalt. Ich fühle, daß alle Bemühungen, die Sohnreyschen „Dorfmusikanten" für die bestehende Bühne zu erobern, nicht am mangelnden Willen der Theaterleitungen scheitern werden, sondern daran, daß zu diesem e c h t e n Volksleben unbedingt die e c h t e Umgebung gehört. Nur eine Form des Freilichttheaters wird diesem Werk gerecht werden können. —

Besser fügt sich das Bauerndrama „Dütwels" in die Bedingungen der Bühne ein. Es hat auch seine Bühnenwirksamkeit auf großen Theatern längst erwiesen. Warum es trotz seines allgemein anerkannten Erfolges dann nicht über alle Bühnen gegangen ist? Weil es zu gesund war, und weil die Luft aus Bauernhäusern dem städtischen Literatenvolk zu herbe auf die Lungen ging. Vielleicht kommt die Zeit für die „Dütwels" noch; denn es weht doch allmählich ein anderer Wind auch durch die Theaterräume. Wie sehr dieses Werk mit Herzblut geschrieben ist, zeigt der Umstand, daß das Stück für den Verfasser nicht abgetan war, als er es geschrieben hatte. Durch lange Jahre sind die Personen des Dramas in ihm lebendig geblieben, so daß er jetzt noch wieder von Grund auf daran arbeiten konnte. Es sind aber auch wirkliche bäuerliche Gestalten, nichts daran verschönt und nichts verweichlicht. Wie aus harten Eichenkloben geschnitten steht dieses Bauernvolk vor uns: das alte Ehepaar, Menschen, die sachlich und nüchtern ihr Leben geführt haben, die ihrem Sohn nach Zweckmäßigkeitsgründen die für den Hof passende Frau suchten, die sich bis ins einzelne vertraglich ihre eigenen Rechte und Einkünfte vorbehielten, als sie ihren Hof an den Sohn abgaben. Und doch ziehen diese klugen und vorsichtigen Alten den kürzeren: sie sind der herrischen, n o c h nüchterneren Schwiegertochter nicht gewachsen. Auch der junge Bauer vermag nichts gegen seine Frau. So herrscht diese unbedingt im Hause; und da ihre Herrschaft liebeleer ist, so ist ewiger Unfriede, Streit, Zank. Der Bauernhof wird zur Hölle, und der Name dieser Bauernfamilie, „Dütwels", wird an der jungen Frau zur Wahrheit. Folgerecht und innerlich wahr vollzieht sich die ablaufende Handlung: die Alten müssen das Haus verlassen; sie verkommen; das Armenhaus ist ihr letzter Weg. Der Hof wirtschaftet ab und bricht zusammen. Während diese Entwickelungen abwärts führen, steigern sich die Leidenschaften und die Verzweiflung durch die gegenseitig geschürten Haßfeuer bis zum unbesonnenen Totschlag. Es ist keine eigentliche „tragische Katastrophe" im engeren Sinne, wenn die junge „Dütwelsche" zuletzt durch einen Axthieb ihres in Wut geratenen Mannes stirbt.

aber dieser „Zufall“ wird doch als eine Art ausgleichender Gerechtigkeit empfunden, weil dadurch die verworrenen Verhältnisse sich entwirren und auf eine erfreulichere Wendung aller Geschicke hoffen lassen.

Sind in diesem Bilde niederdeutschen Bauernlebens die Striche auch hart und fest gezeichnet, kommen bäuerliche Rechthaberei, Trotz, Eigennutz und Starrheit auch in all ihrer Herbheit zur Darstellung, so hat doch Sohnrey mit seinem Gefühl immer die seelischen Werte gegeneinander abgewogen und ausgeglichen. Neben der Starrheit steht die Güte, neben der Härte die Weichheit, neben der lieblosen Rechthaberei das weiche Gemüt. Dem vielen Haß und Streit unter den Menschen stellt er das naiv fröhliche Kinderleben mit harmlosen Spielen, Liedern und ihrem Geplauder gegenüber und beweist damit, daß er die inneren Bedingungen und Forderungen des Dramas erfüllen kann: den seelischen Spannungen, die durch die Handlung erzeugt werden, läßt er die nötigen Entspannungen folgen durch diese Kinderszenen, die er übrigens gleichzeitig zur Klärung der Handlung zu benutzen versteht. Und wenn er den in ihren Gefühlen wie in ihren Meinungen verbissenen Bauern den Armenhäusler Daniel mit seiner abgeklärten lachenden Weltweisheit gegenübergestellt, so schafft er damit nicht nur die wirksame Kontrastfigur, sondern er schenkt uns überhaupt eine wundervolle dichterische Gestalt, die durch ihren seelischen Gehalt weit über ihren rein dramentechnischen Zweck erhoben wird, nämlich als „Räsonneur“ zu wirken.

Auf der eifrigen Suche nach brauchbaren Dramen sollten die Theaterleiter nicht nur die beiden äußersten Richtungen einschlagen: zu den ganz, ganz Jungen einerseits und den verschollenen Namen früherer Jahrhunderte anderseits, sondern sie sollten einmal unter den noch lebenden älteren Künstlern suchen. Es dürfte doch vielleicht sein, daß gerade jene Dichter, die wir mit dem einengenden Wort „Heimatdichter“ belegt haben, manches Brauchbare der Bühne zu schenken hätten. Werden diese Dichter auch jedenfalls nicht „die“ Dramatiker darstellen, werden sie unserer neuen Dramatik nicht Richtung und Ziel zeigen können, so werden sie uns als Gewinn doch wahrscheinlich die „Echtheit“, die „Verwurzeltheit im Volksleben“ bringen, die immer als ein Gewinn für das Theater zu buchen sein wird.

Georg Kleibömer.

Friedrich Wilhelm Zachariä.

Zum Werden des deutschen Schrifttums haben viele treibende Kräfte, ihrerseits freilich wieder wachgerufen und getrieben von der Temperatur dieses Wachstums, beigetragen, und wenn man den ganzen Vorgang einigermaßen übersieht, so muß man gewahr werden, wie notwendig alle diese kleinen Schöpfer waren, die da Steine mit zu dem großen und stolzen Gebäude beigetragen haben. Es wäre ein Unrecht einen von ihnen in diesem Belang gering zu schätzen; freilich muß man eben bei solcher Betrachtungsweise das Ganze im Auge behalten und sich klar darüber sein, daß keine Generation auf sich allein gestellt ist, vielmehr immer und jedesmal von dem Erbe der Vorangegangenen zehrt, und sei das einzelne Erbteil, für sich allein betrachtet, noch so gering. Man wird insbesondere auch Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, dem am 1. Mai 1726 in Frankenhausen am Kyffhäuser geborenen Dichter des „Renommisten“ gerecht, wenn man ihm von dieser Seite aus beikommt und den Einwand unterdrückt, daß er fast nur noch in der Literaturgeschichte vorkomme. Ist es vielleicht übertrieben, wenn einer seiner Biographen, der Braunschweiger Dr. Karl Schiller, die Zeit und geistige Umgebung Zachariäs in Braunschweig als die Morgenröte der klassischen Zeit bezeichnet und von einer klassischen Zeit Braunschweigs selbst spricht; ist das vielleicht auch zu sehr lokalpatriotisch gefühlt, so ist es doch als Tatsache zu werten, daß die Großen von Weimar zu Zachariäs Zeit jung waren, daß das, was sie als deutsche Dichtkunst kennenlernten, durch die Hände der Leute um Zachariä gegangen war oder selbst von ihnen herstammte; ferner daß ein festgefügter Kreis es war, der damals das literarische Deutschland darstellte, und daß in diesem Kreise Friedrich Wilhelm Zachariä einen notwendigen und nicht gut wegzudenkenden Teil bedeutete. Und vielleicht ist es doch auch nicht ganz das, was man mit einem Gemeinplatz Zufall nennt, daß

Anna Amalia von Weimar die Tochter des Herzogs Karl des Ersten von Braunschweig gewesen ist. Zudem: Zachariä hat seine ganz genau bestimmbaren Verdienste um die Bewußtheit des deutschen Schrifttums. Abgesehen von seinem mit Erfolg gekrönten Unterfangen, das komische Heldengedicht, das eigene deutsche, in Deutschland eingeführt zu haben, hat er dem älteren deutschen Schrifttum seine Verehrung bezeugt und es mitbewirkt, daß es nicht so leicht in Vergessenheit geriet. Das geschah nicht nur durch seine eigenen Fabeln und Erzählungen in der Manier des Burkard Waldis, sondern auch durch die Herausgabe der „Auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen", ein Unternehmen, in dem auch Lessing, der seit 1770 in Wolfenbüttel und also in freundlicher Nachbarschaft mit Zachariä lebte, für den zweiten Band den von ihm aufgefundenen Scultetus beitrug. Des weiteren hat sich Zachariä, abgesehen immer noch von seinen eigenen Dichtungen, auch durch Uebersetzungen um die Erweiterung des deutschen Geisteshorizontes verdient gemacht, so durch die alle früheren übertreffende des „Verlorenen Paradieses" und durch die von Linguets „Spanischem Theater", die freilich den Nachteil hatte, daß es die Uebersetzung einer Uebersetzung war. Trotzdem hat das zeitgenössische Theater Nutzen daraus gezogen; Ackermann hat einige der auf diese Weise für die deutsche Bühne neugewonnenen Stücke aufgeführt. Der erwähnten Milton-Uebersetzung hatte Zachariä einige Proben einer von ihm begonnenen Homer-Uebersetzung beigefügt, und diese wiederum hat Johann Hinrich Voß die Anregung gegeben, sich mit gleicher Arbeit über Hesiods Theogonie herzumachen, und nur zu wahrscheinlich ist es, daß die Voßsche Homer-Uebersetzung ebenfalls durch Zachariä ihren Anstoß erhalten hat.

Man ersieht aus alledem, wie in der Entwickelung der Literatur eins ins andere greift, und wie ein Mann wie Zachariä eben darum, weil er tüchtiges und tragfähiges Glied der Kette gewesen ist, zu seinem Erinnerungstage es verdient, daß man einmal einen Augenblick auch bei ihm stehen bleibe.

Noch mag darauf hingewiesen sein, wie sich Herder und Goethe freundlich über Zachariäs „Renommisten" geäußert haben. Dieses Buch hat sich bis heute als einziges von Zachariä im Buchhandel erhalten. Seine Unverwüstlichkeit rührt daher, daß Zachariä nicht nur feiner und scharfer Beobachter der Sitten seiner Zeit, sondern auch Schilderer, sorgsam mit- und einfühlender Charakteristiker des jungen Menschen auf deutschen Hochschulen gewesen ist, und zwar nicht nur dessen seiner Zeit, vielmehr wird dieser jugendliche Ueberschwang, dieses kraftmayerische Raufbold- und Renommistenwesen auch heute noch verstanden und gewürdigt, und so wird es auch in späterer Zeit sein, denn die Aeußerungen der menschlichen Lebensalter sind immer die gleichen, auch wenn sie die Färbung ihrer Zeit und ihrer Umwelt tragen. Diese Bedeutung der Dichtung Zachariäs geht über die der kulturhistorischen Schilderung des Studenten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weit hinaus. Also laßt uns abermals mit Nachsinnen des Mannes gedenken, der, selbst noch ein Junger unter Jungen, dieses Zeugnis ganz besonderer Gemüts- und Zustandsäußerungen schuf. Vor allem wird Zachariäs „Renommist" solange nicht sterben, so lange deutsche Jünglinge an deutschen Hochschulen sich des Studierens befleißigen und daneben den gärenden Most ihres Jungseins irgendwie und mit mehr oder weniger Erfolg ausschäumen lassen, damit sie sich in die Welt mit ihren Forderungen und in das Gemeinschaftsleben einfügen lernen. Was bekanntlich nicht immer nur als bloßes Nachgeben zu verstehen ist.

Zachariä wurde 1748 von Göttingen aus, wohin er sich zum Weiterstudium von Leipzig her begeben hatte, als Hofmeister an das 1745 gegründete Collegium Carolinum in Braunschweig berufen. Bald nach ihm trat auch Gärtner ein, und drei Jahre später Ebert als der dritte der „Bremer Beiträger", die sich in Leipzig zusammengefunden hatten und entschlossen den Kampf der frischen Jugend gegen Gottsched führten. Zachariä hatte von Braunschweig aus noch eine besondere Gelegenheit, eine persönliche Fehde mit Gottsched auszutragen. In den Braunschweiger literarischen Kreis traten später noch Lessing, Eschenburg, Leisewitz, Mauvillon. Braunschweig hatte schon früh-

zeitig ein Kaffeehaus, das Sammelplatz der Gebildeten war, es hatte sein Theater, und von Braunschweig aus gingen die Fäden mancher geistigen Verbindung der damaligen Zeit. Gleim kam zuweilen von Halberstadt herüber; mit ihm und mit Klopstock unterhielt Zachariä jahrzehntelang einen ziemlich regen Briefwechsel. 1761 war Zachariä Professor geworden. Ein Jahr zuvor hatte er eine sehr aufreibende, aber seinen regsamen, unternehmenden Geist mit mancher Genugtuung erfüllende Aufgabe auf sich genommen: Er war in die Journalistik eingetreten. Vorerst nur Redakteur der „Gelehrten Beiträge" zu den „Braunschweigischen Anzeigen", wurde er später Druckerei- und Buchhandlungsleiter und schließlich gab er eine eigene politische Zeitung heraus. Als er in Buchhandlungsangelegenheiten in Leipzig weilte, 1767, lernte ihn dort der junge Goethe kennen; in „Dichtung und Wahrheit" kann man den Niederschlag dieser Erinnerung nachlesen. Zachariä ging damals im Verein mit dem Abt Jerusalem mit keinem geringeren Plan um, als Braunschweig zum Mittelpunkt des deutschen oder doch wenigstens des norddeutschen Buchhandels zu machen. Schließlich hatte aber Zachariä in seiner publizistischen Tätigkeit so viel Widerwärtigkeiten erfahren, daß er diese Arbeit zu Anfang des Jahres 1775 aufgab. Nur das von ihm am Collegium Carolinum seit 1774 eingerichtete Zeitungskolleg behielt er bei.

Seiner erschütterten Gesundheit wegen mußte er 1776 Heilung in Pyrmont suchen; sie wurde ihm indes nicht zuteil. Am 30. Januar 1777 starb er mit den Worten: „Da fahr ich hin. Wo fahr ich hin? Ich weiß es nicht." Sein Grab ist vergessen, nur den Grabstein hat Pietät vor einer Reihe von Jahren aus Gerümpel gerettet und neben dem Eingang zum alten Katharinenfriedhof in Braunschweig wieder aufgestellt.

Was Zachariä außer dem „Renommisten" noch geschrieben hat, etwa seinen Cortes, die Stufen des weiblichen Alters, die Tageszeiten, die Lagosiade, Tahti oder die glücklichen Inseln und wie diese Nachahmungen seiner selbst sonst noch heißen mögen, das fristet in den alten Beständen öffentlicher Bibliotheken oder in verstaubten Winkeln von Antiquariaten ein vergessenes Dasein. Dennoch hat Justus Friedrich Wilhelm Zachariä ein für allemal seinen Platz in der Achtung seines Volkes. Friedrich Sack.

Maina Heyck-Jensen.

Der Expressionismus ist, was nicht geleugnet werden kann, eine Angelegenheit und Schöpfung unserer Zeit. Aber das deutsche Wort dafür, nämlich Ausdruckskunst, und den dazugehörigen Begriff hat es schon sehr lange gegeben. Man verstehe wohl: nicht den ganz gleichen Begriff wie heute. Während man nämlich heute unter Ausdruckskunst eine Kunst versteht, die jenseits von Natur und Wirklichkeit das Geistige eines Lebewesens oder eines Dinges zu gestalten sucht, ging man damals von den Gefühlswerten aus. Man wollte, im Gegensatz zum Realismus und Impressionismus, die beide, wenn auch auf verschiedenen Wegen, nur die Oberfläche, den Schein der Dinge geben, in einem Bilde auch das zum Ausdruck bringen, was z. B. eine Landschaft oder eine figürliche Szene im Beschauer an Stimmungen freimacht. Man malte sein Herz und seine Seele, seine Begeisterung und seine Liebe in das Bild mit hinein. Und so wurde dieses nicht nur ein Dokument des Tatsächlichen, sondern auch der Wirkungen dieses Tatsächlichen. Also: eine Kunst, die das ausdrückte, was irgendein Eindruck in der Seele an Empfindungen weckte. Romantische Kunst, wenn man will.

Die Zeit, in der diese Ausdruckskunst „älterer Ordnung" blühte, war die gleiche, da Böcklin seine Bilder dichtete, Klinger seinen höchsten Gipfeln zustrebte und Thoma eben dabei war, sich nach langen Kämpfen durchzusetzen. Kaum jemals ist unsere Kunst deutscher, inniger und tiefer gewesen. Selbst der Vergleich mit den größten Zeiten, die der deutschen Kunst zu erleben gegönnt war, wird immer noch so ausfallen, daß die letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts ihren hohen Rang in der Entwicklung der deutschen Kunst unter allen Umständen behaupten werden. Aus dieser Zeit aber ist Maina Heyck-Jensen hervorgegangen, eine Malerin, die still und zurückgezogen abseits lebt und ohne Hast, nur innerstem Drang und Müssen folgend, ihre durchfühlten und erlebten Werke schafft.

Hat man das Glück, in ihrem Wohn-

atelier im nördlichsten Schwabing (München) zu Gast zu sein, so sieht man sich sofort den Quellen gegenüber, aus denen die heute fremd in völlig anders gearteter Umwelt stehende Kunst Maina Heycks sich unmittelbar herleitet. Da hängen an den Wänden wundervoll feierliche, die Phantasie in ideale Regionen entführende Bilder (meist Landschaften mit und ohne Staffagen) von Emil Lugo, der 1840 bis 1902 gelebt hat, Freund, Altersgenosse und Mitstrebender Hans Thomas gewesen ist, aber seinen ganz eigenen Ton hatte, der bis zu Altdorfer zurückklingt und den in der Gegenwart am eigenartigsten und stärksten Edmund Steppes fortschwingen läßt. Daß aber Maina Heyck-Jensen gerade in dieser spezifischen Welt verwurzelt ist, kam so:

Die Künstlerin ist 1874 in Flensburg als Tochter des Dichters Wilhelm Jensen geboren, den noch die vorige Generation sehr geschätzt hat, während er heute dem Bewußtsein des lesenden Publikums etwas entrückt ist. Ihre Mutter, Maria Jensen, war künstlerisch sehr begabt. Der intimste Freund der Familie Jensen aber ist Emil Lugo gewesen, der dreißig Jahre lang mit Jensen im gleichen Hause gewohnt hat. Auch Maina Heycks Mutter stand im Banne dieses ungewöhnlichen, adeligen, tiefinnerlichen Menschen und Malerpoeten. Und so ist es ganz natürlich, daß auch Maina Jensen, die Lugo von ihrem dritten Lebensjahre an gekannt und täglich gesehen hat, bald unter seinen Einfluß kam. Sie hat zwar später in München an der Damenakademie studiert. Aber das hat kaum irgendeine Bedeutung gewonnen gegenüber der Macht, die Lugo in Freiburg und Thoma in Karlsruhe als Lehrer auf sie ausübten. In dieser Welt hatte sie denken, sehen und phantasieren gelernt. Und so ist es geblieben bis zum heutigen Tag.

Man irrte aber sehr, wollte man nun ohne weiteres annehmen, Maina Heyck sei nur eine begeisterte Nachempfinderin Lugos und für Leben und Tod ihm verschrieben und verpfändet. Sie hat allerdings den Geist dieser Kunst so tief erfaßt, wie das nur wenigen unter besonders günstigen Voraussetzungen möglich ist. Aber ihr Stil ist von dem Lugos doch recht wesentlich verschieden und im übrigen ganz ihr geistiges Eigentum. Sie versteht es, die Erschütterungen ihrer Seele, die sie den Wundern der Natur dankt, im Bilde wiederspiegeln zu lassen. Sie kann ein Bild so vollkommen mit Seele erfüllen und durchglühen, daß es heimlich leuchtet wie bunte Fensterscheiben, in denen sich Morgenlicht oder Abendsonne bricht. Und auch wie Musik klingt es dann aus dem Reigen der Farben und Formen. Allerdings sind es meist ernste, verhaltene, feierliche Klänge, die wir zu hören glauben; doch immerhin nur selten traurige und melancholische. Das läge gar nicht im Wesen Maina Heycks, deren Seele jenes ruhige, stille Maß und Gleichmaß hat, dem grelle Freude ebenso unbekannt ist wie lauter Schmerz oder ein Zustand des Verzagens. Es ist eine prachtvolle, unerschütterliche Zuversicht im Wesen dieser edlen Frau, in der noch heute die reine Harmonie einer köstlichen Kindheit und reichen Jugend verklärend nachwirkt. Und dieser Grundzug ihrer Natur im Verein mit der Fähigkeit, Bäume und Blumen als lebendige, fühlende Wesen zu empfinden, Tiere zu Geschöpfen Gottes zu machen und aus Mensch, Tier und Pflanze, Wasser, Stein und Wolke eine vom Atem des Ewigen beseelte, verklärte Einheit aufzubauen, macht das Besondere ihrer Kunst aus.

Fast widerstrebt es einem, im Angesicht von so viel Verinnerlichung von Technik zu reden. Muß es aber doch geschehen, dann sei festgestellt, daß die zeichnerische Struktur der Bilder von Maina Heyck-Jensen sehr straff und bestimmt ist, daß aber die meisten ihrer Arbeiten doch einem farbigen Erlebnis, also etwas spezifisch Malerischem, ihr Dasein danken. Sehr bedauern muß man es, daß die Künstlerin so selten Gelegenheit hat, Bildnisse geistig bedeutender Menschen zu malen. Sie hätte dazu eine mindestens ebenso starke Begabung wie sie ihrer Mutter eigen war. Es gibt Bildnisse von Maina Heyck, z. B. solche von ihrer Tochter, die nicht nur etwa den Vergleich mit Lugo und Thoma auszuhalten vermögen, sondern unmittelbar die Erinnerung an große, alte Meister wecken. Es kann nur ein Mensch und Künstler von nicht alltäglichem Wert und Gehalt sein, der zu solchen Assoziationen drängt, ohne daß wir irgendwie das Gefühl direkter Abhängigkeit haben.

Richard Braungart.

Wilhelm Raabe über den Parlamentarismus.

Raabe galt, obwohl er den menschlichen „Fortschritt" nicht anerkannte, für liberal, und wenn er gewählt hat, so hat er gewiß nationalliberal gewählt. Aber wie hoch er innerlich über der formalen Liberaldemokratie seiner (und unsrer) Zeit stand, bezeugt der Brief, den er am 26. Februar 1887 an Carl Schönhardt in Stuttgart über die Reichstagswahlen schrieb. Er, der dem deutschen Volke wahrhaftig in herzlichster Liebe zugetan war, schrieb:

„Oh nein, nein und neunmal nein, das deutsche Volk selber will das Reich nicht, hat es nie gewollt! Deutsches Volk? Ach was! Deutsch redender oder schwätzender Bevölkerungsbrei, für einen kurzen Augenblick von ein paar großen Männern in eine staatliche Form gepreßt! Morgen vielleicht sind sie tot, diese Männer, und der Brei fließt wieder auseinander, und die Fremden mögen dreist wieder von allen Seiten mit ihren Löffeln anrücken zur Wiederaufrichtung und Herstellung der hergebrachten Freyheiten teutscher Nation! Nun, gottlob, einmal noch ist dieser Vaterlandslosigkeit ein Riegel vorgeschoben, und könnte der auch noch stärker und dauerbarer sein, wir wollen uns seiner doch getrösten und guten Mut für die Zukunft behalten. Dieser neunzigjährige Kaiser, der noch einmal diesen Reichstag eröffnen will — und das Gesindel, das ihn mit albernen parlamentarischen Fratzen und Phrasen die letzten Stufen in sein glorreiches Grab treiben wollte!"

Jene Männer sind tot, und der Bevölkerungsbrei hat die Freiheit trefflich zum Auseinanderfließen benutzt. Zahllose Volks- und Freiheitstribunen aber wachen mit Eifer darüber, daß die Fremden von allen Seiten ungestört mit ihren Löffeln in den deutschen Brei hineinlangen können. Vox prophetae.

Fürstenabfindung — Fürstenenteignung.

Der rechte Trennungsschnitt zwischen Staatseigentum und Fürsteneigentum ist eine Rechtsfrage, die in den Einzelheiten zu entscheiden nicht nur eine gute Rechtskenntnis, sondern auch einen starken Rechtssinn erfordert. Eine solche Angelegenheit kann gerecht geordnet werden nur von ruhigen, zu objektivem Denken erzogenen Männern, sie gehört in die Hand von Richtern, die ein gutes Ansehen genießen. Deshalb ist es unsachlich, dergleichen zum Gegenstand einer Massenabstimmung (der falsche Sprachgebrauch der Verfassung nennt es „Volksentscheid") zu machen. Denn die Masse entscheidet nicht nach Rechtsgrundsätzen, sondern urteilt aus Leidenschaften. Durch eine solche Massenabstimmung liefert man das Recht dem Haß, dem Neid, dem Ressentiment der Masse aus. Wo es sich um Etwas-bekommen, um Haben handelt, wird die tosende Masse (mit massenpsychologischer Gesetzmäßigkeit) stets ihr: Her damit! Haben! Haben! brüllen. Lies die Rede des Antonius in Shakespeares „Julius Caesar", wo die Masse alsbald tobt: „Sie waren Bösewichter, Mörder! Das Testament! Lest das Testament!" Gier statt Gerechtigkeit. Der „Volksentscheid" wird nicht wirkliches Recht ergeben, sondern nur anzeigen, wie weit das deutsche Volk noch rechtsempfindlich ist, wie weit aber nichts als Masse, die der Mechanik der Massenseele hemmungslos unterworfen ist.

Der Revolutionär freilich kann sagen: Was schiert mich das Recht? Ich bin im Kampf! Im Kampfe gilt nicht das menschliche Gesetz des Rechtes, sondern das natürliche Gesetz der Beute. Ich nehme den Fürsten ihr Eigentum nicht ab von Rechts wegen, sondern weil es Feindeseigentum ist. Der Revolutionär sieht im „Volksentscheid" der Verfassung nicht eine Rechtsinstitution, sondern ein sich ihm bietendes Kampfmittel. Diese Einstellung ist möglich und sie ist weit vornehmer als die Shylock-Gesinnung, die mit Advokaten-Argumenten die Befriedigung schofeler Instinkte als „rechtmäßig" erscheinen lassen möchte.

Ich gestehe, daß es mich überrascht hat, gerade in jüdisch beeinflußten Zeitungen eine besondere Vorliebe für den Massenentscheid in dieser Angelegen-

heit zu finden. Selbst Blätter, die sonst Wert auf ruhiges Urteil legen, nahmen in diesem Fall einen peinlichen Ton an. Offenbar ging das Ressentiment mit der Klugheit durch. Gerade das Judentum hat Ursache, auf festes Recht zu achten; denn seine Sicherheit liegt vor allem in der Rechtsordnung. Hilft das Judentum, das Eigentumsrecht der Massenlaune auszuliefern, so schafft es — einen Präzedenzfall. Man mag sich gegenüber den Anträgen völkischer Kreise auf Enteignung jüdischer Bankiers sehr sicher fühlen und lächeln — die Welt ist rund. Wagen die jüdischen Demokraten das Trotzwort: „Dies Recht komme über uns und unsre Kinder!"? Die Enkel werden es vielleicht ihren Vorfahren nicht danken, daß sie den Gegnern zu dem Argument eines Präzedenzfalles verholfen haben. Wer Unrecht sät, wird Unrecht ernten. Psychologisch ist der Eifer gerade des demokratischen Judentums in Sachen der Fürstenenteignung äußerst lehrreich.

Zwischenrufe 4.

Die geisteskranke Miß Violet Albina Gibson, welche auf Mussolini schoß, ist die Schwester von Lord Ashbourne. Der Korrespondent des „Berliner Tageblattes", welcher Lady Ashbourne von dem Attentat ihrer Schwägerin in Kenntnis setzte, berichtet, daß der Lord und seine Gattin fromm, reich, wohltätig und bei der Bevölkerung — sie leben oft in Compiègne — sehr beliebt seien.

Lady Ashbourne antwortete auf die erschütternde Nachricht im Tonfall der echt englischen Leute:

„Die arme Violet. Es handelt sich wirklich um die Schwester meines Mannes. Wir haben sie über ein Jahr nicht gesehen. Sie war schon lange krank und exaltiert. Vor einigen Jahren waren wir gezwungen, sie in eine Heilanstalt zu bringen. Sie wurde aber bald entlassen; in Italien behält man die harmlosen Geisteskranken nicht lange in der Anstalt. Seither hatten wir nur sehr selten Nachricht von Miß Violet. Wir hörten, daß sie einen Selbstmordversuch gemacht hat. Sie wollte sich in einem Kloster bei Rom erschießen: „Ich wollte mich töten, um vor Gott zu treten", sagte sie, als ihr der Revolver entwunden wurde. Ihre jetzige Tat ist für mich unbegreiflich. Sie interessiert sich nicht für Politik. Ich erinnere mich sogar, daß sie mit großer Schwärmerei von Mussolini gesprochen hat. Miß Violet Gibson leidet an religiösem Wahn. Es wäre weit eher möglich, daß sie ein Attentat gegen einen hohen Bischof versucht hätte, vielleicht sogar gegen den Papst. Sie weiß nicht, was sie tut. Ihre Einbildungskraft führt sie irre. Mein Mann ist auf seinen Gütern in Irland. Er wird sehr betrübt sein. Wir müssen dieses Unglück als Christen tragen." Zwischenruf: Warum haben sich Mylord und Mylady als Christen nicht mehr um die kranke Miß Gibson gekümmert? O.

Volkssittenschutz.

Es gibt allbereits einen Naturschutz und einen Heimatschutz, um die freie Natur und die Menschenheimat gegen geschäftliche Ausbeutung zu sichern. Der rastlose Erfindergeist der Reklamefachleute hat aber einen neuen Weg entdeckt, um unmittelbar an das Volk heranzukommen: die Ausnützung der Volkssitten für die Reklame.

Der Weihnachtsbaum ist von den Geschäftsleuten schon seit langem in die kundigen Hände genommen worden. Was einst religiöses Symbol des frommen Volkes und festlicher Mittelpunkt der Familienfeier war, wurde auf die Gassen geschleppt. In den Wochen vor Weihnachten strahlen uns aus allen Warenhaus-Schaufenstern, aus jedem Käseladen brennende Weihnachtsbäume zum Ueberdruß an. Selbst auf unserm Vorortsbahnhof hatte ein findiger Elektrotechniker einen Baum mit elektrischen Birnen angebracht, der bald im Schnee, bald im Regen ununterbrochen „der Welt einen neuen Schein" (nämlich einen elektrischen) gab. Wie kann der Weihnachtsbaum noch ein Geheimnis sein und Andacht finden? Die Geschäftsleute haben ein Heiligtum aus der Familie geraubt und auf dem Markt profaniert. Nächstens wird Dr. Unblutig mit skalpierten Hühneraugen und angeklebten Engelsflügeln am Weihnachtsbaum schweben, umkränzt von weihnachtsseligen Hühneraugenpflastern: „Freude dem Sterblichen, den die verderblichen, schleichenden, erblichen Mängel umwanden!" Warum nicht?

Auch die Sitte des Eiersuchens ist dieses Jahr zur Reklame verwendet

worden: Ein Berliner Geschäft hat Ostereier in der Stadt verstecken lassen. Wer eins fand, hatte damit irgendein Bezugsrecht erworben. Man könnte das mit einer Art Lotterie verbinden. Welche Perspektiven, wenn nun die Konkurrenz der geschäftlichen Osterhasen einsetzt und am ersten Ostermorgen die ganze Millionenstadt nach den von den verschiedenen Geschäften abgelegten Eiern zu suchen beginnt! Die Suchergebnisse könnten abends am Warenhaus mit elektrischem Licht verkündet werden. Das deutsche Gemüt ist sehr ausbeutungsfähig.

Aber der Fortschritt steht nicht still, denn er ist eben der Fortschritt. Wann werden wir es erleben, daß ein tüchtiges Warenhaus ein großes nächtliches Zentral-Johannisfeuer mit Lichtreklame arrangiert? Ich überlasse die Details den Fachleuten.

Auf diesem Wege weitergehend gelangt man endlich — heil uns — zur Einführung ganz neuer Volkssitten, extra zu dem Zweck, der Reklame zu dienen.

Aber *kann* es überhaupt Volkssitten im alten Sinn der „Sitte" geben in einem Volk ohne Tradition und Ehrfurcht? Immerhin haben *die* Teile des Volkes, in denen beides noch lebendig ist, ein Recht sich zu wehren. Und schließlich betreffen diese Dinge doch auch die moralische Gesundheit des Volks*ganzen*. Wenn die Amerikaner sich soviel „Denkmalschutz" leisten, daß sie einem Uhrengeschäft den Plan zerschlagen, die große Freiheitsstatue am Neuyorker Hafen mit einer Riesen-Reklame-Armbanduhr zu schmücken, so dürfen wir es auch in Europa für vereinbar mit dem Fortschritt halten, die Möglichkeiten der Reklame zu begrenzen. Es kommt auf die Definition des Begriffes „öffentlicher Unfug" an.

Edelquatsch. 6.

In der Hamburger Lehrerzeitung (Nr. 8) finden wir folgende Sätze, die typisch sind für einen wortschwelgerischen Idealismus, der harmlosen Menschen so ungeheuere Aufgaben stellt, wie sie höchstens Gott seinen Abgesandten auferlegen könnte. Es ist ein Musterbeispiel für das hemmungslose Sich-Ueberbieten in Phantasie-Aufgaben, an deren *Lösung* man nicht ernsthaft denken kann.

„Immer bewußter wird sich der Lehrerstand seiner großen Aufgaben. Er soll die ideale Gemeinde unserer großen Kulturpersönlichkeiten bilden, unserer großen religiösen Geister, Forscher, Künstler, Wirtschaftler, sozialen und politischen Führer. Lebendig muß daher der Sinn für alles Gesunde, Gute, Starke, Gemeinschaftsbildende in ihm sein. Er soll der Hüter des Ideals vom Deutschen der Zukunft sein. Der höhere Mensch, die bessere Gemeinschaft und die höhere Kulturwelt sollen in seiner Brust leben. (Welch eine Brust!) Wehe ihm und seinem Volke, wenn er die heilige Flamme in seinem Busen (Flamme im Busen: — unechter Idealismus verrät sich immer durch unfreiwillige Banalitäten) nicht hütet wie die Vestalin das heilige Feuer im Tempel! (Sprich: Foier üm Tömpel, und neige in anmutsvoller Demut das geistdurchglühte hamburgische Vestalinnenantlitz.) Er soll endlich der Schirmer der Jugend sein, der Fürsprecher der Kindheit, die wir ja jetzt erst entdecken wie vor Jahrzehnten das Innere Afrikas. (Was haben auch Pestalozzi und Goethe von der Kindheit gewußt! Erst die Sozialdemokraten unter den hamburgischen und sächsischen Lehrern sind bekanntlich so weit fortgeschritten, daß sie das Afrika der Kindheit entdeckten.) Jedem sollte das *ärmste* Kind seines Volkes vor Augen stehen, und er sollte nicht ruhen, bis auch ihm Luft und Licht werde, damit es sich entfalten und blühen könnte." (Was würde Phoebe Hahnemeyer, die Lehrerin der Idiotenkinder in der Anstalt Halah, zu diesem edelgeschwungenen, idealismusdurchzitterten Satz sagen?)

Es entspricht ganz diesem Schwulst, wenn nachher Kants Begriff des „guten Willens" schlankweg interpretiert wird als „der von der Liebe geleitete Bildungswille"! Wir empfehlen, statt aus irgendeinem Menschheitsallgefühl ein edeltönendes, aber unklares Uääh in die vier Winde zu trompeten, *zunächst* draußen in der Welt die *Wirklichkeit* zu beobachten und drinnen im Studierzimmer die angeschwärmten großen Meister verstehen zu *lernen*. Der pädagogische Grundsatz „Lerne reden, ohne sonst etwas zu lernen" mißfällt uns.

Aus der Praxis höherer Welten.

Ein jugendlicher Dichter namens Kunze schickt dem „Türmer“ ein selbstverfaßtes Gedicht. Lienhard schickt es ihm zurück als nicht druckreif. Der jugendliche Dichter quittiert mit einem schnodderigen Brief. Da aber das höhere Dichterbewußtsein dadurch noch nicht hinreichend entladen ist, fällt er — wozu ist er denn Mitglied der Anthroposophie? — in der „Anthroposophie“ über den „abtrünnigen“ Lienhard her in jenem Stile, in dem jugendliche Dichter, welche Hinz oder Kunz heißen und sind, heutzutage über Männer, die nicht bloß in der Klique, sondern an sich etwas bedeuten, herzufallen pflegen. Lienhard verlangt eine Richtigstellung der falschen Tatsachen von dem Herausgeber der „Anthroposophie“. Dieser Erkenner höherer Welten aber hüllt sich in die Wolke höherer Heiligkeit und entschwebt in eine Welt, die hoch genug ist, um ihn so gemeiner irdischer Pflichten wie journalistische Anständigkeit zu entheben. Zwei Briefe Lienhards dringen nicht in die unbewegbare höhere Kristall-Welt empor und bleiben unbeantwortet. Lienhard erwähnt das anthroposophische Weltgericht des dichtenden Herrn Kunze über ihn in einem Brief an Rittelmeyer (gelegentlich eines Streites mit diesem, der sich vom Türmer gekränkt fühlte). In der Antwort Rittelmeyers, die einen Aufsatz von Lienhard über Steiner mit in die Debatte zieht, findet sich der schöne Satz: Was Lienhard über den „dämonischen Zauber Steiners“ gesagt habe, das „achtet die wirklichen Seelenvorgänge in den Geistern und Herzen dieser jungen Deutschen so wenig, daß Sie sich nicht wundern können, wenn alle die hochbegabten jungen Leute, die sich in der anthroposophischen Jugendbewegung kennengelernt haben und die einmal ein wesentliches Stück der deutschen Zukunft tragen werden, keineswegs mit Verehrung zu Ihnen aufblicken.“ Vermutlich zählt Kunze zu den Hochbegabten.

Frage: Was nützt mir alle Erkenntnis sämtlicher hoher und höchster Welten, wenn das sittliche Ergebnis nur feminine Empfindlichkeit des lieben Ichs und ein Mangel an journalistischer Anständigkeit ist? Sollten die blinden Barbaren dieser niedrigen Erdenwelt, die nur den kategorischen Imperativ im Herzen haben, dem lieben Gott schließlich nicht doch sympathischer sein als die, so mit der Ausflucht in höhere Welten begabt sind?

Ein Schlußwort Lienhards an Rittelmeyer (im Aprilheft des Türmers) sei als treffende Zeitkritik hier wiedergegeben: „Wir Deutschen, deren höchstes Erzeugnis die freie, im Gleichgewicht von Empfindung und Urteil ruhende Persönlichkeit ist, verlieren hierbei (bei der Monomanie und bei der Eingeschworenheit auf eine Führer-Autorität) leicht unser Bestes. Schon scheint, bei dieser allgemeinen Bevormundung auch des Denkens, der Durchschnitt diese Gefahr nicht mehr zu bemerken. Man holt sich die innere Würde nicht mehr aus diesem Spannungszustand der Freiheit, sondern in unwillkürlichem Reflex aus der ‚Bewegung‘, aus der Kollektiv-Schau, der man sich verschrieben hat.“

Wir waren in der Jugend stolz darauf, uns in inneren Kämpfen unsre Wahrheiten zu erringen. Neuerdings ist die Jugend, genau wie in Amerika, stolz auf die Weltanschauungsklique, der man beitritt und von der man seine „Wahrheiten“ durch Vorträge, Bücher und Zeitschriften bezieht. Ermattung der eigenschöpferischen Kräfte, Stärkung des Organisationsbetriebes, fortschreitende geistige Amerikanisierung. Ein Vergleich der Rittelmeyerschen Bewegung mit amerikanischem Sektentum ist frappant. Es ist ein allgemeines deutsches Kulturinteresse, daß die großen deutschen Kirchen, die protestantische wie die katholische, des Sektentums Herr werden.

Fest steht und treu die Wacht um das Theater.

Zuckmayers „fröhlicher Weinberg“ zuckt von Bühne zu Bühne. Ein Stück, wie man es in Berlin zu spielen liebt: Sexualität mit „kühner“ Literaturjünglingswüstheit — der Zuckmayer möcht halt als ein Kraftmeyer erscheinen. So etwas kommt und verschwindet wieder. Kerr hat's ohne Achtung, aber mit Wohlwollen besprochen.

Außerhalb Berlins scheint man weniger abgebrüht zu sein. Wir lesen im „Zwiespruch“ einen Bericht aus Mainz, wonach ein erheblicher Teil der

Jugendbewegung gegen den unbehaglichen Weinberg protestiert hatte. Darum bot man frühzeitig die Polizei auf: „Am Mittwoch, den 10. März, wurde nachmittags schon die nächste Umgebung des Stadttheaters durch die Polizei abgesperrt. Als wir abends in dasselbe wollten, konnte man nur auf Vorzeigen der Eintrittskarte durch das Sperrgebiet hineingelangen. Die Mainzer Polizei war an diesem Tage sehr kunstliebend, sonst hätte sie diesen Musentempel nicht mit Gummiknüppeln behütet (200—250 Mann). Oder hatte die Leitung des Theaters Angst, die bewegte Jugend würde während der Vorstellung einen flammenden Protest loslassen?“

So hat der Mainzer Theaterdirektor den Zuckmayer, der ein Kraftmeyer sein wollte, gegen seinen Willen zu einem Angstmeyer gestempelt. Aber wir fragen: Warum mischt sich die Polizei ein in das, was Autor und Publikum miteinander auszumachen haben? Kann man einem Volk auf die Dauer eine Bühnenkunst aufzwingen, von der es durchaus nichts wissen will?

Arme Dichter, die ihre „Freiheit der Kunst“ mit 200—250 Polizeiknüppeln erzwingen und sich ihrem Volke aufdrängen müssen!

„Zusammenschluß.“

Wir lesen im Kunstwart, der ein auslanddeutsches Heft herausbringt:

„Was bindet eine Gruppe Menschen zum Volk? Mehrere Bänder, wie man weiß: gemeinsame Sprache als wichtigstes, dann gemeinsame anthropologische Beschaffenheit — irrtümlich „Rasse“ genannt —, gemeinsames Schicksal und Schicksalbewußtsein ferner, gemeinsame Religion zuweilen, gemeinsame Sitten endlich ... Sehr weniges von diesem trifft auf das deutsche Volk zu, noch weniger auf beide: Reichsdeutsche und Oesterreicher. Haben die Nordschleswiger Bauern, die Großstädter aus Berlin, die Kleinstädter aus Pforzheim, die Gutsbesitzer in Schlesien, die Waldbauern vom Fränkischen Waldgebirge und die derbbayrischen Fremdenwirte — haben sie gemeinsame Sitten? Die bloße Frage schon lächert. Und nun vollends der Wiener dazu, der Kärntner, der Innsbrucker, der Bludenzer — —? Gemeinsame Religion ferner? Die hochkatholischen österreichischen Ländler und die konfessionslos bis scheinevangelischen Mitteldeutschen? Auch sind wir, wie jeder von Anthropologie Berührte weiß, erst recht kein Einvolk kraft physischer Gleichbeschaffenheit ... Gemeinsames Schicksal? Die Erben Benedeks, Laudons, Dauns und die Friedrichs des Zweiten, Schwerins des Koliner Gefallenen, des Dessauers?... Gemeinsames Schicksalsbewußtsein bei dem Epikureervolk Wiens und dem Heloten volk von Rheinland-Westfalen?...“ Was also bleibt? Die Sprache. Die Sprache, obwohl selbst der Wiener den südsteirischen Bauern nicht versteht und der Pommer den im Flugzeug landenden Tiroler Offizier unfehlbar als fremdsprachigen Feind verhaften ließe — während der Rhein-Anwohner den Holländer sehr gut versteht — aber wer spricht da von Bruderschaft und Zusammenschluß?... Das freilich wollen wir nun behaupten und unterstreichen: Soweit die trotz fremdartigster Mundart Gleichsprachigen es sein können, sind die Oesterreicher uns ein fremdes Volk! ... Nicht weil wir ein Volk sind, müssen wir zueinander, sondern wir wollen aus zwei Völkern eines werden, das reicher, stärker, vielfältiger, spannungsvoller und trächtiger werden soll als eines der beiden vorher war. Und wir können eins werden; die Voraussetzungen dazu reichen aus, die Hoffnungen darauf sind begründet.“

Dazu zwei Analogien:

Erstens: Was bindet eine Gruppe Zellen zu einem Menschen? Gemeinsame Substanz als wichtigstes, dann gemeinsame Lebensvorgänge, eine gemeinsame Haut, gemeinsame Nerven, ein gemeinsames Körpergefühl. Aber was hat die Knochensubstanz mit der Substanz des Schweißes, der aus den Hautporen dringt, gemein? Was ist der Substanz der Galle gemein mit der der Fingernägel? Die bloße Frage schon lächert. Und wie verschieden ist der Lebensvorgang des Hörens von dem des Verdauens! Was also bleibt? Der gemeinsame Hautsack. Aber die Haare, die Fingernägel, die Augäpfel, in gewisser Weise auch die Zähne werden nicht von der Haut bedeckt! Gemeinsame Nerven? Haben die Haare Nerven? Oder die Knochen?

Und das gemeinsame Körpergefühl — was fühle ich von meinem Körper im Schlaf? Zudem, mancher fühlt sich im Wahn nicht als Mensch, sondern als eine Stecknadel oder hält sich für eine Zigarre, die Angst hat aufgeraucht zu werden. Wo ist also die Einheit des Menschenwesens? Hocus pocus, mentis jocus: es gibt nur Zellen, aber keine Menschen. Allenfalls: Das Knochengerüst, die Muskulatur, das Nervengeflecht sind drei einander fremde Menschen. Aber getrost: was nicht ist, kann werden. Auf, lassen wir sie zu einem Menschen werden!

Zweitens: Soweit die trotz fremder Sprachen zur gleichen Sprachfamilie Gehörigen es sein können, sind die Franzosen ein uns fremdes Volk! Obwohl wir nicht ein Volk sind, wollen wir aus zwei Völkern eines werden, das reicher, stärker, vielfältiger, spannungsvoller und trächtiger werden soll, als eines der beiden vorher war. (Denn wir sind noch nicht vielfältig und spannungsvoll genug.) Und wir können eins werden; die Voraussetzungen dazu reichen aus, die Hoffnungen darauf sind begründet.

Mit dem analytischen Witz läßt sich alles auflösen und zusammensetzen, man muß nur achtsam und sorgfältig an der Oberfläche der Dinge und Probleme bleiben.

Neue Bücher

Heinz Marr, Klasse und Partei in der modernen Demokratie. 30 S. Geh. 1 Mk. (Frankfurter Gelehrte Reden und Abhandlungen. 4.) Englert und Schlosser, Frankfurt a. M.

Marr unterscheidet Demokratie und liberalen Parlamentarismus. Nach der parlamentarischen Idee soll die Wahrheit aus der freien Diskussion philosophischer Geister hervorgehn. Nach der demokratischen Idee soll die Wahrheit (und das Gesetz) mit dem Volkswillen übereinstimmen. Daher kann Cäsarismus, Monarchismus usw. „demokratisch" sein, sobald er eben „mit dem Volkswillen übereinstimmt". Der Liberalismus hat nur relative Maßstäbe, der Demokratismus meint in dem „Volkswillen" einen absoluten Maßstab zu haben. Die parlamentarische Idee ist also letzten Endes undemokratisch, da sie (als solche) den „Volkswillen" nicht kennt, sie kann sich in der Wirklichkeit als eine Tyrannis gegen den Volkswillen etablieren. Darum lehnt sich der demokratische Instinkt der Deutschen (anders als der liberale, undemokratische Instinkt der Engländer) gegen den Parlamentarismus mit seinem Parteiwesen auf. Auf Grund tiefer Strukturänderungen unsres Volkes bilden sich neben den „Parteien" alten Stils die „Klassen" (Gewerkschaften, Kartelle usw.). Diese Klassengebilde sind im strengsten Sinne „demokratisch", sie binden den Führer wie den Geführten in fast unentrinnbarer Weise. Hier entsteht eine „Klassendemokratie", eine wirkliche Demokratie, welche in die formale „Parteidemokratie" eindringt, sie aushöhlt und in ihrem Wesen verändert. Da sie die größere Festigkeit und die stärkeren Waffen hat, dringt sie unaufhaltsam vor. So stehen wir in einem Prozeß, der „den ursprünglichen Sinn des parlamentarischen Systems verkehrt".

Die kleine Schrift hat alle Vorzüge der Marrschen Darstellungskunst: die Gedrängtheit der Gedanken (ein ganzes dickes Buch steckt in den wenigen Seiten), den Reiz geistvoll formulierter Antithesen, eine wundervolle Mischung von tiefem Ernst und prickelnder Ironie. Wertvoller aber als die schöne Form ist der Inhalt. Marr bringt die Erkenntnis um ein erhebliches Stück vorwärts zur Klarheit, insbesondere durch sein sehr empfindliches Gefühl für die wesentlichen Realitäten, welche die Entwicklung weitertreiben.

In einer Kritik würde ich mit der Frage einsetzen: Hat Marr die „letzte Idee" des Demokratismus in der „Metaphysik des Volkswillens" wirklich getroffen? Dürfte man dann die alten Wikingerverbände (und die ihnen nahestehenden deutschen politischen Verbände des frühen Mittelalters), die doch zweifellos demokratisch sind, und zwar sehr rationale Demokratien — man denke an den „Seeräuberstaat" der Jomswikinger an der

Odermündung —, dürfte man diese dann demokratisch nennen? Die Metaphysik des Volkswillens, die ihre Grundlage in dem hat, was Marr in seinen schönen Schlußworten andeutet, ist ein spätes Erzeugnis. Mir scheint, die „letzte Idee" aller Demokratie ist bipolarer Art: einmal das ganz rationale Gesamtinteresse (der Führer soll nicht den Teilinteressen, sondern dem Gesamtinteresse dienen), zum andern: die (irrationale) Würde des verbandsfähigen Individuums, des „Bürgers" (es ist ein undefinierbarer Anspruch der Ehre, sich nicht stumm beugen zu lassen, sondern „mitzuraten und mitzutaten", entstanden aus der Aktivität des Charakters). Jede „bipolare" Lösung des Problems Freiheit und Gemeinschaft scheint mir demokratisch, jede einseitige Lösung eine Tyrannis. Eine Gewerkschaft z. B., die ihre Bindungen zu überspannen versuchte, würde allmählich an der eingeborenen Demokratie ihrer Mitglieder und Führer zu Grunde gehen. Ferner: die „Klassendemokratie" ist nur in sich Demokratie; im Parlament erscheint sie so lange als „Tyrannis", als sie nur „sich durchsetzen" will. Die Aufgabe ist also: aus der Interessen-Tyrannis eine Demokratie zu entwickeln. Hier findet die Schwierigkeit statt, die Marr S. 28 andeutet.

Wir empfehlen allen Lesern, die sich mit unserem problematischen Staatsleben beschäftigen, diese Schrift als einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur „deutschen Verfassung" im tieferen Sinn. St.

Volk unter Völkern. Für den Deutschen Schutzbund herausgegeben von Dr. K. C. Loesch. 453 S. Geh. 24 Mk. Ferdinand Hirt, Breslau.

In dem umfangreichen Bande, den der in seiner Arbeit für das Grenz- und Auslanddeutschtum bekannte „Deutsche Schutzbund" mit dem Titel „Volk unter Völkern" in den Buchhandel hinausgehen ließ, finden sich Aufsätze führender Gelehrter und Politiker, es seien Namen wie Else Frobenius, Penck, Hermann Ullmann, Werner Wirths, Karl Haushofer, Max Hildebert Boehm, Schmidt-Wodder, Walther Vogel, Martin Spahn, Axel Schmidt, Arnold Hillon Ziegfeld u. a. mehr genannt, in denen die dem europäischen Nationalitätenkampf zugrunde liegenden Fragen vom deutschen Standpunkt aus entwickelt und in erschöpfender Weise dargestellt werden. Es ist auf diese Weise ein politisches Nachschlagewerk entstanden, in dem das geistige Rüstzeug zusammengestellt ist, über das wir im Augenblicke verfügen können, um unsere unverzichtbaren Ansprüche auf den deutschen Volksboden in Mitteleuropa aufrechtzuerhalten und immer wieder anzumelden. Aus der Tatsache, daß unsere Ansprüche vorhanden sind, erwächst die Pflicht, sie geltend zu machen, eine Pflicht, die jedem Deutschen in gleicher Weise auferliegt, seit wir aus einem Obrigkeitsstaat zu einem Volksstaat wurden. Der deutsche Schutzbund entwickelt in seinem Sammelbuche die außenpolitischen Lebensnotwendigkeiten und Lebenszusammenhänge des deutschen Volksstaates der Gegenwart, er erfüllt die so oft in den letzten Jahren erhobene Forderung, Geschichte und Politik vom Volke aus gesehen zu betrachten. Darum gehört in einer Zeit, wo jedem abgehenden Schüler ein Stück der Reichsverfassung mit auf den Lebensweg gegeben wird, dieses Buch in jede Schulbibliothek und in die Hand jedes Lehrers. Dähnhardt.

Hermann Claudius, Stummel. Ein Vertelln. 104 S. Ganzleinen 4 Mk. Richard Hermes, Hamburg.

Dem kleinen Ottl Bullgeter wird von der Pflegemutter ohne ersichtlichen Grund der Name „Stummel" (auf deutsch: Fragment) angehängt. Aber eigentlich ist mehr die Geschichte selbst als Ottl Bullgeter ein Stummel, d. h. ein Anfang, der ohne ersichtlichen, organischen Grund zu Ende ist. Und eben darum hat wohl Claudius die Geschichte nicht „Otto Bullgeter", sondern Stummel genannt.

Ein Landjunge, der in seinen Knabenjahren mit dem Vater und der Stiefmutter nach Hamburg übersiedelt, hat das feinere Blut und die Träumerseele seiner verstorbenen Mutter. Das treibt den Heranwachsenden ins „Literarische". Just als er drauf und dran ist, sich vom soliden Buchhandlungsgehilfen in einen Bohemien zu verwandeln, holt ihn der Krieg. Gereift schreibt er nach dem Krieg und den Revolutionserregungen an „seinem Werk", einem Weckruf an die Menschheit. Da hört er die Jugend sein Lied

auf der Straße singen. „Weer he nich all in jem lebennig? Wat wullhe mehr?“ Er schließt das Fenster und geht zu Bett. „Stummels bliwt wi all, ok wenn wi noch so klok, ok wenn wi noch so olt ward. Dat kümmt blots dorop an, wat wi wullt hewwt.“

Das Buch umschließt eine Fülle sehr gut gestalteter, lebendiger Charaktere: den Vater, die zweite Mutter, den Onkel, die Kinder, insbesondere den Spielkameraden, der im Kriege fällt. Eine Reihe fein gezeichneter Szenen bewegen den Leser aufs Tiefste. Die Jugendgeschichte, die trotz der Knappheit der Erzählung doch ausführlich ist, bleibt dem Leser haften. Die allzu kurz gehaltene Jünglingsgeschichte verblaßt. Ebenso ist die Entwicklung des Helden durch Kriegs- und Revolutionsgeschehnisse nur in allgemeinen Zügen angedeutet. Es ist ein allzu rasches Zu-Ende-eilen, wie denn auch die Resignation des Schlusses, die doch Gewißheit des Erfolges birgt, so verhalten ist, daß man sie nur ahnt, nicht durchschaut.

Das wie mit einer niederländischen Radiernadel gezeichnete Helldunkel des Hamburger Hof- und Straßenlebens aus der Jungensperspektive scheint mir vor allem ausgezeichnet gelungen. St.

S. Ulfers, Ostloorn. Eine Dorfgeschichte. 320 S. Geb. 4,50 Mk. — S. Ulfers, Harro Walter, Der Pfarrer von Rotterdam. Eine Stadtgeschichte. 328 S. Geb. 4,50 Mk. Beide übersetzt von Karl Emrich. Verlag von Otto Rippel, Hagen.

Es ist sehr dankenswert, daß uns diese beiden Bücher aus dem ganz eigenartigen kirchlichen Leben der reformierten Niederlande dargeboten werden. Sie erschließen uns ein Stück wertvollsten Volkstums, zu dem wir unmittelbare Verwandtschaft fühlen. Unwillkürlich überfällt uns Trauer darüber, daß diese Menschen, die innerlich so unverkennbar den Stempel unserer Art an sich tragen, sich selbst nicht mehr zu uns rechnen. Fesselnd ist der Einblick in das eigentümliche Leben dieser in strengem Gesetzestum geformten Gemeinden, die große Kraft dieses Kirchentums, aber auch seine Schwächen, die mit seiner Gesetzlichkeit zusammenhängen. Es sind Bücher für nachdenkliche Menschen, denen auch der unmittelbare Lebensgehalt der Erzählungen wertvoll sein wird.

Die Originale müssen auch dichterisch wertvoll sein. Das leuchtet insbesondere in den Dorfgeschichten durch die leider sehr unzulängliche Uebersetzung hindurch. Gerade in diesen ländlichen Erzählungen macht sich eine breite, strömende, epische Kraft des Erzählers geltend, der große Steigerungen gelingen. K. B. Ritter.

Joseph Weigert, Religiöse Volkskunde. (Hirt und Herde. Hrsg. vom Erzbischöfl. Missionsinstitut zu Freiburg i. Br. Heft 11). 2. u. 3. Aufl. 133 S. Geh. 2,20 Mk., geb. 3,20 Mk. Herder u. Co., Freiburg i. Br.

Wir begrüßen es, daß die ersten Dreitausend des Büchleins so bald vergriffen sind. Die neue Doppelauflage bringt „kleine Ergänzungen und Verbesserungen“, das Buch ist im ganzen das alte geblieben. Es ist ein Versuch, einen systematischen Ueberblick zu geben, mit dem Zweck, moralisch zu bessern, sowie junge Pfarrer anzuleiten und „einzustellen“. Dadurch ist bezeichnet, was man von dem Büchlein erwarten kann, was nicht. Eigentlich psychologische Vertiefungen (oder volksbiologische Ableitungen wie bei L'Houet) werden nicht geboten, ebenso nicht eine umfassende charakteristische Stoffsammlung. Die psychologische und biologische Vertiefung würde m. E. eine positivere Stellung zum „Aberglauben“ geben, in dem mehr steckt, als man seit dem Rationalismus vermeint. Auch die Literatur bedarf noch wesentlicher Ergänzungen (Sohnrey!) Aber die anregende Bedeutung des Werkleins sowie die Einstellung auf die Praxis ist so groß, daß wir es stets mit empfehlen, den Protestanten nicht weniger als den Katholiken. St.

Heinrich Schmidt-Kugelbach, Der Sonntag. Ein evangelisches Brevier. 144 Seiten. Kart. 2,50 Mk., geb. 4,— Mk. Vandenhoek und Ruprecht, Göttingen.

Sonntägliche Betrachtungen, nicht eigentlich Andachten. Wie ein guter Hausvater aus seinem Schatz Altes und Neues herausucht, so hat der bekannte Meister Guntram von Augsburg mannigfache Zeugnisse deutscher Frömmigkeit in Prosa und Lyrik zusammengetragen. (Luther, Bengel, Joh. Arnd, E. M. Arndt, Fichte, Kierkegaard, Jeremias Gotthelf, Bezzel, C.

F. Meyer, Spitta, Schüler usw.) So ist ein köstliches Büchlein voll echter tiefer Frömmigkeit entstanden.

Ich selber gebrauche es in meinem Hause Sonntag für Sonntag und habe reichen Gewinn davon. Man kann es beim Lesen wirklich erfahren, daß uns „auch in unseren Fluch, in unsere Zerrissenheit und Unkraft herein Gottes Grüße treffen." Karl Witte.

A. T. Stolzenburg, Anthroposophie und Christentum. 115 Seiten. Speyer und Peters, Berlin.

Immer wieder wird die Theologie zur Auseinandersetzung mit der Anthroposophie gedrängt. Deren Ausbreitung und die Intensität ihrer Propaganda fordern die Apologetik heraus. Vor allem aber wird von seiten der Anthroposophie stets behauptet, erst sie verhelfe dem Wesen des Christentums wieder zu seinem Recht, erst in ihr sei eine völlige Erfassung seines Wahrheitsgehaltes möglich. Solche Behauptungen können nur Verwirrung anrichten. Tatsächlich sind Christentum und Anthroposophie absolute Gegensätze. Alle christliche Apologetik wird immer wieder scharf und ernst den Trennungsstrich zu ziehen haben. So verfährt auch die Arbeit Stolzenburgs. Sie gibt zuerst eine gut unterrichtete Darstellung des anthroposophischen Systems. Aber dann zeigt sie, daß es der christlichen Auffassung an allen wichtigen Punkten (Gottesfrage, Christus, Sünde usw.) entscheidend widerspricht. Die Schrift gewinnt für die wissenschaftliche Arbeit dadurch an Bedeutung, daß es dem Verfasser durch Rittelmeyers Vermittlung gelungen ist, wesentliche Stücke der Geheimschriften einzusehen. Karl Witte.

Zwiesprache

Freunde, warum ich der Demokratie,
die in Weimar verfaßt ward,
Nicht mich zu fügen vermag?
Aus demokratischem Geist.

Wenn die deutschen Idealisten des französischen Revolutionszeitalters von einer deutschen Republik sprachen, so meinten sie damit nicht sowohl eine antimonarchische als vielmehr eine antityrannische Staatsform. Für sie war „Republik" verbunden mit dem Walten strengen Rechtes gegenüber der Willkür und mit hoher Vaterlandsliebe gegenüber dem eigensüchtigen Privatgeist. Darum holten sie sich das Wort „res publica" von den alten Römern. Das Recht und die Vaterlandsliebe sollten über aller persönlichen Willkür stehen, über der Willkür des Fürsten, aber auch über der Willkür der Masse! Kant definiert den Begriff der Republik, indem er die antimonarchische Tendenz ablehnt, als „Rechtsstaat". Und ebenso, wenn unsre Vorfahren sich von den alten Griechen das Wort „Demokratie" holten, so hatte das nicht einen antimonarchischen, sondern abermals einen antityrannischen Sinn. Nicht irgendein Einzelinteresse, weder das eines Fürsten und seiner Dynastie (man denke an das von tausend „Grenzen" durchsetzte „Reich", in dem man kaum hundert Schritte gehen konnte, ohne über eine Landesgrenze zu stolpern), noch das Interesse irgendwelcher Gruppen (damals handelte es sich um Adel und Kirche) sollte ausschlaggebend sein, sondern die Wohlfahrt der Gesamtheit, die „Volkswohlfahrt". Unsre demokratischen Großväter würden auch das Sonderinteresse einer „Klasse" als undemokratisch empfunden haben, nicht weniger als das eines „Standes"! Die Demokratie war ihnen auch nicht gleichbedeutend mit Parlament. Fichte entwarf eine Demokratie, in der kein Parlament Platz finden konnte, wohl aber ein Monarch. Wenn Dahlmann im Norden für die Landstände, Uhland im Süden für das „gute alte Recht" eintraten, so dachten sie nicht an gallische Volkstribunen mit klangvollem Organ und hochhinrollender Philosophie, sondern es lag ihnen außer an der Ablehnung aller „knechtischen" Haltung vor allem daran, daß Seine Majestät das schöne Geld nicht zwecklos verplempert, sondern daß die Leute, die das Geld hergaben, darauf achten konnten, daß es vernünftig für die Wohlfahrt des Ganzen verwendet werde. Darum argumentierten sie lieber aus der Geschichte

als aus der Vernunft. (Einem guten Deutschen ist die Vernunft immer eine bedenkliche Sache, und unser höchster philosophischer Triumph ist der, ihre Grenzen nachgewiesen zu haben. Wir lieben die Ordnung sehr, aber sie muß ein bißchen unvernünftig sein, mit warmen dunklen Ecken und etwas familiärem Alte-Häuser-Geruch — nicht diese greuliche hygienische Krankenhaus-Frische-Luft! Ein Krankenhaus muß „vernünftig" eingerichtet sein, aber nicht ein Wohnhaus. Auch beim Staat kommt es mehr noch als auf die Hygiene auf die Wohnlichkeit an. Ein bißchen „Mief" oder ein braver „Hecht" ist ganz behaglich und vor allem urdemokratisch.) Wenn Kant und Fichte, Uhland, Ernst Moritz Arndt, der Freiherr vom Stein und ähnliche „Jakobiner" von damals, die jetzt vom Berliner Tageblatt als demokratische Erzväter gepriesen werden, sich die „demokratische Republik" von 1919 ansähen, so würden sie nachdenklich die weisen Häupter schütteln, und das Gefühl, das in ihnen aufsteigen würde, wäre sicherlich nicht Freude über die herrliche Errungenschaft „des Volkes", sondern ließe sich eher mit der Formel „Pfui Teufel!" zu gemeinverständlichem Ausdruck bringen. Sie würden das Gebilde weniger für eine Demokratie als für ein schwer zu entsitzendes Gewebe von Volkslotterie und Interessen-Tyrannei halten.

Wir haben uns durch die liberale Gesellschaftsauffassung und den liberalistischen Sprachgebrauch in eine Auffassung von „Demokratie" hineintreiben lassen, die für reiche und kluge Männer ganz nützlich sein mag, die das Volk aber — wenn man die Dinge betrachtet — trotz aller Schmeichelei und gerade durch die Schmeichelei zu einer bloßen Statistenrolle in einem Theater herabwürdigt. Ein schönes „Recht" und eine schöne „Würde", sich von den auf irgendeiner „Rednerschule" gedrillten politischen Hanswürsten in eine Leidenschaft, in einen Rausch hineinposaunen zu lassen, um sich am Wahlsonntag in den abgeschmackten Tanzsaal eines Schwoflokals zu begeben und da den Stimmzettel in die Ritze eines Holzkastens verschwinden zu lassen. Worauf man mit der tröstlichen Aussicht nach Hause geht, daß vielleicht die Fraktion z an die Fraktion y ein halb Dutzend Sitze verliert, daß sich aber gottlob so ziemlich alle Koryphäen, die in den Zeitungen teils verherrlicht, teils unterhaltsam beschimpft werden, in Berlin wieder zusammenfinden und daß alles ungefähr so weiter geht wie vorher. Sollte wirklich kein besserer Apparat — ein Apparat ohne offenbaren Schwindel — möglich sein, um die Würde des Volkes und die Interessen der Gesamtheit zu wahren? Zunächst aber müssen wir uns die Mühe machen, die Trugbilder als solche zu erkennen, um den Blick für die Wirklichkeit zu schärfen. Dieser Absicht dient die Aufsatzreihe, in der ich mich mit den (ausgesprochenen oder unausgesprochenen) Grundbegriffen der Weimarer Verfassung beschäftige. Der erste Aufsatz betraf die Fiktion des „Volkswillens", der zweite die Fiktion der „Verantwortlichkeit", in diesem Heft behandle ich die Fiktion der „Wahl". Weiterhin soll der Begriff der „Volkssouveränität" und der Begriff der Stellvertretung (des „Abgeordneten") untersucht werden. Manche fragen mich: Was sollen wir aber an die Stelle setzen? Ihnen kann ich nur antworten: Das am Schreibtisch mir auszudenken, bin ich nicht gemeint. Gar nichts soll man sich ausdenken und „einführen"! Sondern man soll mit reinlichen Augen sehen, was wird. Im übrigen aber muß ein rechter Mann im rechten Augenblick das Werdende, das aus tausend kleinen Antrieben sich baut, zusammenfassend und sinngebend zu einem machtvollen Gebilde vollenden. Wenn aber nicht, so — können wir den Mann nicht machen. Aber einen Schwindel zu durchschauen und ein Werdendes zu erkennen und nicht nur instinktiv, sondern mit einer gewissen Klarheit zu fördern, das vermögen wir. Wem das nicht genug ist, den müssen wir seiner eigenen Genialität oder der Genialität eines gläubig von ihm Erkürten anheimstellen. Vielleicht schafft er mehr. Es gibt auch Wunder. Aber ich halte es nicht für meine Aufgabe, Wunder auf dem Papier zu produzieren. —

Der Bücherbrief über neuere Hebbel-Literatur war für das letzte Vorweihnachtsheft geschrieben, konnte aber seines Umfangs wegen damals nicht erscheinen. Einige allerneueste Veröffentlichungen über Hebbel sind also noch nicht mit berücksichtigt. —

Einen Aufsatz über „Sohnrey als Erzähler" hatten wir im Juliheft 1924

gebracht. Die in Aussicht gestellte Ergänzung über Sohnrey als Dramatiker — auch in seinen Erzählungen liebt er ja harte, stark dramatische Konflikte — können wir nun endlich mit Kleibömers Beitrag geben. Sohnrey läßt sich gut mit Riehl zusammen nennen. Aber Riehl ist der Gelehrte, Bürgerliche, Kultivierte, während Sohnrey der Vollsaftige, Bäuerliche, Unbekümmerte ist. Was bei Riehl schon zu einer Neigung zum derben Volk, zu einem Verständnis für Bauerntum sublimiert worden ist, das ist bei Sohnrey noch in der ersten Potenz vorhanden. Seine Schriften sind daher nicht so sehr „literarisch" als — wenn man so sagen darf — volkserzählerisch. Sind sie für den literarisch Kultivierten vielfach zu erd-rüchig, bauernhaft-naiv, so sind sie dafür allem, was noch „Volk" ist, unmittelbar zugänglich. Aber auch, wenn ich rein ästhetisch werte: ich kann nicht finden, daß in einem Tollerschen oder Hasencleverschen Stück mehr „Kunst" liege als in einem Sohnreyschen. Dort eine dünne, leicht durchschaubare Masche, hier ein Stück dramatisch zugespitzten Volkslebens. Dort Aufpeitschung der Menschen, hier Erschütterung der Menschen. —

Der zweite Aufbaulehrgang der Rendsburger Volkshochschule läuft vom 2. August bis 11. September. Ueber die Aufgabe dieser Lehrgänge haben wir einiges im Oktoberheft des vorigen Jahres (Seite 800) gesagt. Der fünfmonatige Volkshochschulkursus selbst läuft von Mai bis September und besteht aus Schülerinnen (im Winter aus Schülern). Für den Aufbaulehrgang kommen diesmal also besonders weibliche Teilnehmer in Betracht. Als Teilnehmer werden erwartet: „Lehrerinnen aller Ausbildungsarten, gereifte Studierende, Angehörige aller Zweige der Wohlfahrtsarbeit und frühere Volkshochschülerinnen." Näheres durch Rektor Henningsen, Rendsburg, Heimvolkshochschule. (Ich selbst unterrichte im Aufbaulehrgang über Volkstumsfragen.) —

Zu dem, was Günther im vorigen Jahr (Seite 228) über den „äffischen Gentleman" Tarzan schrieb, sei die neue Zeitungsnachricht angemerkt, daß der englische Verfasser den Tarzan gar nicht selbst erfunden hat, sondern daß er ihn einem verschollenen französischen Roman verdankt. Zu aller übrigen Blamage auch noch die Blamage des Plagiates. Der Engländer hat sich die Idee aus einem vor fünfzig Jahren in Paris erschienenen Roman geholt: „Die Abenteuer des Kapitäns Saturnin Fernandoult", die der Phantasie eines versunkenen und vergessenen Schriftstellers Roboda entsprossen waren. Zum Teil schrieb der tüchtige Engliſhman seine Vorlage wörtlich aus. O Publikum! —

Annemie Lehmanns Brief aus Treuenbrietzen hat einige ernstgesonnene Herren Lehrer, deren republikanische Gesinnung keinen Spaß verträgt, tief empört. Da die Feen den demokratischen Würdebären weder Anmut noch Witz in die Wiege gelegt haben, so bleibt ihnen nichts andres übrig, als sich im Leben ebenso zu wehren wie in ihrer Schulklasse: mit Schimpfwörtern und Rohrstock. Die Königsberger Hartungsche Zeitung druckt eine Zuschrift ab, in der Annemies Brieflein als ein „Gemisch von schlechter Gesinnung (bumm!), Unverstand (bumm!) und Albernheit" (bummerumbumm!) gebrandmarkt wird. Weiter: „Sudelei", „gehässig", „Gewäsch". Ich selbst bin mit meiner kleinen Satire recht zufrieden, sie ist mir besser gelungen als manches andre. Leute von Urteil haben mir ihr besonderes Vergnügen über Annemies Brief ausgedrückt. Aber die Satire ist auch inhaltlich gerechtfertigt. Einem Lehrer, dem der Eitelkeitsmarkt in Kästners „Lebendigen Zeugnissen für unsere Volksschule" nicht peinlich auf die Nerven geht, fehlt etwas, das zu seinem Beruf nötiger ist als die Devotion gegenüber dem vorgesetzten Herrn Ministerialdirektor und die programmatische Solidarität mit dem verehrten Herrn demokratischen Parteifreund. —

Eben fällt uns die Nummer 13 von „Hackebeils Illustrierter" in die Hand. Da es die Nummer vom 1. April ist, wird uns darin der „Sport der Geistigen" im Bilde vorgeführt. Gerhart Hauptmann erscheint als Boxer. Sehr charakteristisch sind Luther und Stresemann auf dem Hometrainer. Am hübschesten aber ist die Photographie Alfred Kerrs gelungen. Er verbringt, laut Unterschrift, „die Morgenstunden damit, leichtfüßig über das Seil zu springen. Man beachte die ephebenhafte Schlankheit seiner Hüften." — — St.

Zu unserer Notenbeilage.

Karl Gofferje hat seinem „Spielbüchlein für die Laute“, dem die beiliegenden Stückchen entnommen sind, einen Titel und ein Begleitwort beigegeben, deren ersterer ganz nach der Art der Lautentabulaturen des sechzehnten Jahrhunderts die Bestimmung des Instruments wie der dafür gesetzten Kompositionen weitläufig auseinandersetzt. Ganz wie damals soll die Laute ein Hausinstrument sein, oder erst noch werden. Wie heute der Drang, die Musik aus ihrer vorwiegend repräsentativen Geltung (Musikfeste über Musikfeste!) zu erlösen und sie ins Haus zurückzurufen, immer deutlicher wird, so muß auch die Laute statt wie bisher ein „Salon-“, mehr ein „Hausinstrument“ werden, das man nicht jedem Stümper in die Hand geben und dessen Technik nicht der schnelleren Erlernbarkeit halber zum Uebel-Primitiven getrieben werden darf. Im Gegensatz aber zu den Tabulaturbüchern eines Schlick, Newsidler und wie sie alle heißen, wollen unsere Lautenkomponisten originale Kompositionen geben, nicht mehr oder minder wertlose Nachbildungen polyphoner Chorsätze, deren Kultur ja heute erst neu geschaffen werden muß. Daß für beide Schaffensrichtungen sich Jöde und als sein Helfer der Wolfenbüttler Verleger Georg Kallmeyer einsetzen (Zwißler), darf als bekannt vorausgesetzt werden. Und mit Erlaubnis dieses Verlags geben wir die anliegende Probe und werden bei Gelegenheit weitere folgen lassen. H. U.

Stimmen der Meister.

Der Ruf, das Recht, das Auge dulden keinen Spaß; der Ruf besonders bei Weibern, und mit Gewalt kann man eine Fiedel an einem Eichbaume zerschlagen. —

Das will immer höher hinaus, jawohl, wenn Dreck Mist wird, dann will er gefahren sein. —

Prügeln ließen wir uns wohl für Euch, aber Kameradschaft mit Euch machen, mögen wir nicht. (Sagt ein Handwerksbursch zu Zigeunern.) —

Der rechte Freiheitsmann handelt und duldet immer mit der Minderheit; denn bei der großen triumphierenden Masse ist und war die Freiheit niemals. —

Als ich oben auf dem Wagen stand in der Blüte meiner Sünde, dachte ich nicht, daß Gott mich sehe; erst als ich heruntergefallen war, hatte er mich augenscheinlich entdeckt. —

Dem Reichen ist es nicht bloß leicht, fromm, sondern auch schön zu sein. Das stetige äußere Maß der Bewegung macht die Züge und Gebärden feiner, wenn auch noch so grobe Sünden dahinter lauern sollten. —

Vornehme Leute philosophieren zumeist, wenn sie sich recht freien, gehobenen Geistes fühlen, gemeine Leute, wenn sie Aerger oder Hunger haben. —

Sie war doch niemals anmutiger, als wenn sie recht unwissend war. —

Eine feine Frau meidet die Behörden, wie die Gastwirte und Kellner und Eisenbahnschaffner. —

Im Freunde suchen wir das Verwandte, im Weibe das Fremdartige. —

Entschuldigungen sind nur für schwache Geister, für starke Geister gibt es nur Recht oder Unrecht. —

Der Punkt, wo wir eben stehen, ist uns allemal der Mittelpunkt der Erde und die Erde der Mittelpunkt der Welt. Wehe uns, wenn wir nicht so kindlich dächten! —

Aber die Kinder trauern auch anders wie die Erwachsenen; sie trauern hoffnungsfreudiger. Kindertrauer ist Regen im Sonnenschein. —

Man erfährt zuletzt alles, wenn man Geduld hat. —

Aber die Himmel erzählen nur die Ehre Gottes, sie enthüllen nicht seine Geheimnisse, die Sterne leuchten nur, sie erleuchten nicht, und hinter ihnen sieht der arme Mensch bloß die schwindelnd tiefe ewige Nacht. —

Ich habe gar nichts, aber ich habe meinen eigenen Kopf. —

Wilhelm Heinrich Riehl.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.

Aus dem Deutſchen Volkstum

Maina Heyck-Jenſen, Edith

Aus dem Deutschen Volkstum

Josua Leander Gampp, Morgen überm Rheintal

Deutsches Volkstum
6. Heft Eine Monatsschrift 1926

Die beiden Perversionen des gegenwärtigen Zeitalters.

1.

Die meisten Grausamkeiten werden unbewußt verübt. Grausam sind die Menschen nicht so sehr mit überlegter Absicht als vielmehr, wenn sie ganz außer sich im Zorn oder — ganz in sich in ihres Herzens Unschuld sind. Wer sich auf die Suche danach macht, kann in den naivsten Volkssitten eine Fülle von Grausamkeit entdecken, die keineswegs einem verborgenen Sadismus entspringt, sondern einfach der gesunden Widerstandsfähigkeit. Immer auch findet man, daß das frühere Geschlecht von dem späteren für grausam gehalten wird: was den Alten harmlos oder gar als ein Spaß erschien, erscheint den Jungen hart und roh. Wenn die Menschen der Gegenwart in ihrer Aufgeklärtheit die „Grausamkeiten" der „alten Moral" bekämpfen, so dürfen sie sicher sein, daß ihre „neue" Moral von künftigen Geschlechtern als roh verurteilt werden wird. Da zerschmetterte ein Geschlecht die Barbarei alter, festgewordener Lebensordnungen unter dem Schlachtruf: Freie Bahn dem Tüchtigen! Es währte nicht lange, so wurden die Vorkämpfer der „freien Bahn" für Wegbereiter niedriger Brutalität gehalten. Trotz aller Entgrausamung löst immer nur eine Grausamkeit die andre ab. Aber man *weiß* nicht darum.

Es ist ein Postulat aller „Aufklärung", daß die Menschen früher eben *nicht* aufgeklärt waren; denn sonst brauchten sie es nicht erst zu *werden*. Aus diesem Postulat folgert man das andre, daß die Menschen früher ungesittet und roh waren. Und daraus folgert man als drittes Postulat, daß sie grausam und böse waren. Da man aus der Geschichte *alles* beweisen kann, braucht man diese Postulate nur „mit Tatsachen zu belegen". Man sammelt Beispiele der Barbarei und Verworfenheit früherer Zeiten und Beispiele der Aufgeklärtheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Gegenwart. Alsbald ist der Fortschritt unverkennbar.

Die aufgeklärten Menschen, die nicht mehr ohne diesen Glauben an den moralischen Fortschritt der Menschheit sinnvoll leben können, pflegen vor allem drei Paradetatsachen zum „Beweis" ihres Glaubens anzuführen. Zunächst den Fortschritt in der Kranken- und Verwundetenpflege. Was für wunderbar hygienische Krankenhäuser, wieviel Wissenschaft, welch eine Organisation des Roten Kreuzes in der elektrisch strahlenden Gegenwart! Aber — wenn auch der von der „Finsternis des Mittelalters" umfangene Chirurg Pferdemist auf eine Wunde legte — kann er den Mist nicht mit mehr Liebe und Güte daraufgebunden haben als der Arzt der

Neuzeit seine präparierten Watten und Gummibänder? Ob man Blutegel oder Aspirin verordnet, ist zwar ein Gradmesser für den Stand der Wissenschaft, nicht aber für den Stand der Moral. Ob beim jüngsten Gericht eine wissenschaftlich ausgebildete Krankenpflegerin des hellen zwanzigsten Jahrhunderts einen höheren Ort im Paradiso erhält als eine Mater leprosorum der trüben Pestzeiten, das hängt — nicht von der Entwicklungsstufe, sondern vom Herzen ab. Ein wissenschaftlicher Fortschritt ist keineswegs auch schon ein moralischer Fortschritt.

Da dies nicht zu bestreiten ist, muß eine beweiskräftigere Tatsache herbei: Die Sklaverei ist abgeschafft worden! Darin offenbart sich zweifellos nicht bloß ein wissenschaftlicher Fortschritt. Ist es nicht ein Zeichen des höher entwickelten sittlichen Feingefühls, daß man eine derart unwürdige Lebensform nicht mehr verträgt? Aber das „höhere sittliche Feingefühl" hat in seiner Unschuld und Harmlosigkeit an die Stelle der Hausklaverei die Lohnklaverei gesetzt, es hat die persönliche patriarchalische Verpflichtung durch die unpersönliche, kühle Rechtsverpflichtung abgelöst. Es ist durchaus zweifelhaft, ob sich im Zeichen des „freien Arbeitsvertrags" mehr menschliche Güte, mehr reines Christentum auswirkt als im Zeichen der „Sklaverei". Auch ein sozialer Fortschritt ist keineswegs schon ein moralischer Fortschritt.

So muß denn drittens und letztens eine Tatsache von durchschlagendem Pathos herbei: Aber im Altertum durfte man die Kinder nach der Geburt töten oder aussetzen! Heute fährt uns schon bei der bloßen Vorstellung des wimmernden Säuglings in der Einöde ein Schauder durch alle moralischen Nerven. Was jedoch die feinfühlige Mutter unsrer Zeit nicht hindert, sich ihr drei Monate altes Kind aus dem Schoße schneiden zu lassen. Dem alten Spartaner oder Isländer, der das Kinderaussetzen für eine, wenn auch nicht angenehme, so doch vernünftige Sache hielt, würde bei der Vorstellung des Kinderausschneidens ein Grauen durch die Gebeine fahren. Auch ein technischer Fortschritt ist keineswegs schon ein moralischer Fortschritt.

2.

Die Abtötung ungeborenen Lebens zählt nach dem geltenden Recht zu den „Verbrechen". Nun ist von den liberalistisch gestimmten Kreisen unserer Intelligenz eine Bewegung ausgegangen, dieses „grausame" Urteil aufzuheben und es der „Vernunft" und dem „freien Willen" der Mutter anheimzustellen, das keimende Leben in ihrem Schoß zu ertöten. Das innere Motiv dieser Bewegung ist ein wesentliches ethisches Motiv aller liberalen Intelligenz: der Wille zum Glück als dem höchsten Lebenswert. Dieser Wille zum Glück erscheint als individualistisches Motiv in dem Streben nach einem Lebensgenuß, der von objektiven Schranken nicht gehemmt wird; er erscheint als soziales Motiv in dem nachgiebigen Mitleid mit dem Jammer der Welt. (Genuß und Mitleid gehören innerlich ebenso zueinander wie Pflicht und Härte.) Das individuelle wie das soziale Glück wird von der Aufhebung der objektiven Normen erwartet.

Das individuelle und soziale Glücksmotiv ist aber nur die seelische Voraussetzung für die Forderung, daß der Mensch frei über das

noch ungeborenen Leben verfügen dürfe. Diese Voraussetzung erscheint der liberalistischen Intelligenz als „selbstverständlich", sonst würde die ganze Richtung ihrer Beweisführung, die nur unter dieser Voraussetzung überzeugen kann (und also überhaupt nur für Gleichgestimmte Ueberzeugungskraft hat), von vornherein als falsch empfunden werden. Sobald man nämlich das Glücksmotiv streicht, ergibt sich folgende Richtung der Argumentation: Es ist Pflicht, dem Kinde eine ihm gemäße Aufzucht zu sichern. Das ist, solange die Lebensordnung der Familie und des Privateigentums gilt, nur in einer Familie mit einem gewissen Einkommen möglich. Folglich ist es — solange diese Lebensformen dem menschlichen Gemüt entsprechen und das Recht bestimmen — Pflicht, auf den Genuß, der zum Kinde führt, zu verzichten, wenn das Kind nicht die ihm gemäßen Verhältnisse vorfinden würde. Ist aber diese Pflicht des Verzichtes versäumt, so tritt alsbald die andre Pflicht ein, ohne Rücksicht auf das Glück die dem Kinde gemäßen Verhältnisse (Familie und Einkommen) zu schaffen. Das Glücksmotiv geht auf die Beseitigung des Störenden aus, das Pflichtmotiv geht auf Verzichten oder Schaffen, also immer auf eine persönliche Anstrengung, auf eine „Leistung" aus. Der Liberalismus, der die Menschen vom Stachel des objektiven Zwanges befreien will (liberare), weist gegenüber der Pflicht auf die Tatsachen, gegenüber dem Sollen auf das Sein hin. Er will nicht ein Gesolltes, das über dem Seienden ist, erreichen, sondern er will das Glück im Seienden finden. (Darum seine Hypothese, daß das Seiende „eigentlich" gut ist, wenn man es „nur" „befreit".) Er will nicht die Spannung (die immer innere Anspannung ist), sondern die Entspannung (die immer Befriedigung ist). Sein ständiges Argument lautet: „Weil es aber nun einmal so ist." Und in der Tat: Es ist nun einmal so. Lassen wir also den kantischen Moralismus — der überall da, wo er ohne eigene Anspannung geltend gemacht werden kann, wo er also billig ist, etwas Peinliches hat (wie stets eine heroische Haltung ohne wirkliche Gefahr peinlich ist) — und gehen wir auf die Argumente der Tatsächlichkeit ein.

Alle Gründe, mit denen man in den Zeitungen und Volksversammlungen eine „Bewegung" gegen den Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches zu machen versucht, lassen sich auf zwei Sätze zurückführen: Erstens: Ein unwillkommenes Kind ist sowohl sich selbst wie den Eltern eine unglückliche Last. Zweitens: In den ersten Monaten des Werdens ist das Kind noch gar nicht Kind, sondern... (die Ausdrücke wechseln nach Geschmack und Bildung.)

Der erste Grund ist zunächst rein sozialer, dann aber auch kultureller Art. Einmal: in den proletarischen Schichten des Volkes, auch in den verarmten Schichten des Mittelstandes, gibt es Verhältnisse, die das Leben der Mutter so schwer bedrücken, daß sie einem Kinde nicht gerecht werden könnte. Also ist die Aufhebung des Paragraphen 218 nötig, um das Leben zu erleichtern. (Soziales Motiv.) Zum andern aber: Oft ist es so, daß jede neue Geburt den „Lebensstandard" und das „Kulturniveau" herabdrücken könnte. Vom Standpunkte des Egoismus aus sagt man: das Kind macht gewisse „höhere" Kulturansprüche der Eltern unmöglich. Vom Standpunkte des Altruismus aus sagt man: Das Kind kann nicht

eine dem elterlichen Milieu entsprechende Erziehung und Lebensstellung erhalten, es würde „hinabsinken". Hier handelt es sich also, gleichviel ob egoistisch oder altruistisch, darum, die Lebenshöhe zu bewahren. (Kulturelles Motiv.) Alle diese Begründungen aber haben den gleichen Ursprung: das Kind als Last.

Wir wollen den sozialen und kulturellen Motiven nicht allzu leicht hingesprochene ethische Forderungen entgegensetzen, wir wollen auch nicht auf das demagogische Wort vom „Gebärzwang" antworten: es bestehe ja kein Empfängniszwang. Obwohl manche Agitatoren um ihrer persönlichen Qualität willen diese Antwort verdient hätten. Bleiben wir in der Sphäre der angegebenen Argumente.

Denen, die nur soziale Gründe geltend machen und die lediglich eine Entlastung des proletarischen Daseins erstreben (die sich also auf bestimmt umgrenzte Fälle sozialer Not beschränken), wäre zu antworten: Von der Aufhebung (oder Beschränkung) des Paragraphen 218 würden weniger die wirklich armen, verschüchterten, bedrängten Mütter, die von ihren Instinkten ratlos hin- und hergeworfen werden, Gebrauch machen als vielmehr die klugen Mütter, welche die Genüsse des Lebens wahrzunehmen wissen. Jenen ist das Leben so sehr Last, daß sie eine neue Last geduldig oder stumpf ertragen, ja, das Kind vielleicht in der Hoffnung auf ein bißchen Pflege, ein bißchen Freude erwarten. Man würde wohl zuweilen, wenn auch keineswegs immer, den „armen Leuten" eine Last abnehmen, aber man würde ganz gewiß den zielbewußt vergnügungssüchtigen Damen eine Verantwortung abnehmen. Dagegen wird man einwenden: So etwas läßt sich um der großen Not willen nicht vermeiden.

Darauf wäre zu antworten: Die soziale Entwicklung der Menschen hat zur Ehe als der leistungsfähigsten sozialen Grundform geführt. Die Familie ist es, die zu den großen Gemeinschaftsleistungen erzieht. Die Familie ist die Schutzinstitution des werdenden Lebens. Ihr innerstes Wesen ist die unbedingte elterliche Verantwortlichkeit für das „Göttergeschenk" des Lebens. Wird der Verantwortlichkeit ihre Unbedingtheit genommen, so wird die Familie ihres eigentlichen Sinnes beraubt, sie wird aus einer Schicksalsgemeinschaft zu einer Betriebsgemeinschaft. Sie wird von innen — von ihrer wesentlichen Aufgabe her — ausgehöhlt: aus einer Zuchtinstitution wird sie zu einer Wirtschafts- und Bequemlichkeitsinstitution. An Stelle der Zucht wird die Un-Zucht anerkannt. Sicherlich gibt es Volksschichten, denen, infolge bestimmter ökonomischer Verhältnisse, die unbedingte Verantwortlichkeit der Familie sehr schwer ist. Aber wir haben diese Dinge nicht vom subjektiven Standpunkt des Individuums, sondern vom objektiven Standpunkt der Gesamtheit aus zu betrachten, und von da aus bietet sich dieser Anblick: Weil für einzelne Menschen einer bestimmten Schicht die Grundverpflichtung der Familie zu schwer ist, darum soll diese Verpflichtung für das ganze Volk aufgehoben werden. Statt zu folgern: also muß man jener Schicht, soweit ihre Geschlechter nicht absinken, sondern steigen, wirtschaftliche Aufstiegsmöglichkeiten schaffen, damit sie Familien bilden und Familienverantwortlichkeit tragen können, folgert man: also muß man auch für die übrigen Schichten die Verantwortlichkeit austilgen und die Spannung entspannen, man muß das Ge-

samtniveau senken und alles auf den proletarischen Generalnenner bringen. Nicht der Teil richte sich nach der Aufgabe des Ganzen, sondern das Ganze ermäßige seine Aufgabe zugunsten eines Teiles. Man bemerkt: hier stehen sich organisches (ganzheitliches) Denken und destruktives (analytisch-rationalistisches) Denken deutlich gegenüber. Das organische Denken nimmt lieber eine Härte gegen das Individuum hin, als daß es das Gesamtniveau preisgibt, das destruktive Denken aber gibt aus Mitleid mit dem Individuum das Gesamtniveau preis.

Nun aber greift man über die soziale und kulturelle Argumentation hinaus und wendet ein: Wir wollen nicht Niveausenkung, sondern Niveauhebung. Die Familie ist eine unvollkommene Lebensform, wir wollen eine vollkommenere Lebensform. Nicht mehr die Familie mit ihren irrationalen und unzweckmäßigen Dummheiten, sondern der Staat mit seinem großen, hellen, rationalen Staatsverstand soll die Aufgabe der Zucht übernehmen. (Siehe Bebels Buch über „Die Frau" usw.) Hier handelt es sich nur scheinbar um ein ökonomisch-soziales, in Wahrheit um ein biologisches Argument, denn es handelt sich eben um eine Lebens-, nicht bloß um eine Wirtschaftsform. (Daher denn auch bei diesem Stand der Argumentation der unvermeidliche „neue Mensch" oder „höhere Mensch" in die Diskussionserscheinung tritt — eines der sichersten Kennzeichen logischer Hilflosigkeit. Der „neue Mensch" ist in der Diskussion eine ebenso miserable Auskunft wie der Deus ex machina in einem Drama.) Gut, nehmen wir an: August Bebels Staat schafft freie Bahn dem Verkehr der Geschlechter (der sentimental-romantischen „wahren Liebe") und freie Bahn den Tüchtigen beiderlei Geschlechts (den Verliebten). Das Individuum hat die „Erfüllung seiner Sehnsucht" und das „Glück", der Staat aber hat die Verantwortung. Erste Folge: Jede Mutter, deren Mütterlichkeit nicht stark genug ist gegenüber dem individuellen Ungebundenheitsdrang, jede Mutter, die lieber tanzt als Kinder nährt, wird kinderlos sein können. Zweite Folge: Nur noch die Mütter mit starkem Mutterinstinkt pflanzen sich fort. Dritte Folge: Selbstreinigung der Menschheit und — da mütterliche Mütter und väterliche Väter ihre Kinder nicht der Zentralstaatsmassensäuglingsbeamtin, Abteilung D Nummer 384, ausliefern wollen, Rückkehr zur Lebensform der Familie. Oder aber: Erste Folge: wie oben. Zweite Folge: Die Verantwortungslosigkeit und die allgemeine Haltlosigkeit reißen auch die Gesunden immer tiefer in die Auflösung hinein, so daß in wenigen Generationen die Gesamtheit unväterlich und unmütterlich geworden ist: garçon und garçonne. Die familienlos aufgewachsenen Kinder werden, der persönlichen Verantwortung von Mensch zu Mensch entwöhnt, immer verantwortungsloser. Es verschwindet der Wille und endlich auch die zu verantwortungsloser Willkür entwürdigte Fähigkeit der Fortpflanzung. Dritte Folge: Selbstvernichtung der Menschheit, soweit sie dem Staat die Familiensorgen aufgebürdet hat. Und darauf — Eintritt primitiver Völker, die noch keinen „Staat" zur Ablagerung persönlicher Verantwortlichkeiten erfunden haben, in die „Geschichte". Ergebnis: Das Prinzip der Willkür in der Kindererzeugung hebt sich entweder selbst auf oder es richtet seine Träger zugrunde. Beide Konsequenzen erweisen dieses Prinzip als einen Irrtum. —

Der zweite Hauptgrund ist nicht sozialer und kultureller, sondern medizinischer Art. Er soll das Aufbegehren der mütterlichen Empfindung beruhigen und wendet sich gegen den Schauer, den die Mutter unwillkürlich vor dem Eingriff in das Leben ihres Schoßes hat, das nicht bloß *ihr* Leben ist. Man sagt ihr, der Eingriff sei nicht ein „Mord", sondern nur eine „Operation". Es werde nur ein Teil ihres eigenen Körpers beseitigt, aber es werde nicht ein selbständiges Wesen vernichtet. Dagegen läßt sich einwenden: Es kommt bei der Bestimmung, wo das Kind anfange Kind zu sein, nicht auf die äußere Form an, sondern auf die Dynamik und die Potenz. Auch nach der Geburt ist das Kind, trotz der Loslösung des materiellen Körpers, noch keineswegs ein selbständiges Wesen, ein „Ich", sondern nur die Möglichkeit eines solchen. Es ist ein hilfloses Stück Leben, das ganz auf die Mutter angewiesen ist. Nicht die Ausformung der Materie, sondern erst das Selbstbewußtsein macht den Menschen. Da nun die Mediziner sagen, daß der Eingriff in das Leben des Organismus die Mutter schädige, so ergibt sich, daß es weit humaner ist, die Geburt des Kindes abzuwarten und es dann zu töten, als es operativ zu entfernen. Zudem: wartet man die Geburt ab, so wird es nicht selten geschehen, daß die Liebe der Eltern durch den Anblick des Kindes erstarkt, so daß sie es annehmen und aufziehen, so schwer es sie auch dünken mag. Will man also durchaus eine rationale Einschränkung der Kinderzahl ermöglichen, so sollte man lieber die barbarische Aussetzung als das zivilisatorische Abtreiben einführen; denn das Barbarische ist menschlicher als das Zivilisatorische.

Mit welchen Gründen und in welchem Umfang man auch die elterliche Willkür über das Sein und Nichtsein der Kinder fordert, immer liegt ein Konflikt zwischen Gegenwart und Zukunft vor. Die gegenwärtige Generation, die das Erbe der Vergangenheit vertan hat und, weil sie von der eigenen Leistung nicht leben kann, von den vorweggenommenen Leistungen künftiger Generationen („Schulden") lebt, will ihr Glück und ihren Lebensgenuß behaupten. Wer das Leben *hat*, fühlt sich im Recht gegenüber dem, der *erst* ins Leben *wächst*. Die *Gegenwart* will sich ihr Glück nicht nur die Zukunft verderben lassen. *Wir leben* und — wer seid ihr Ungeborenen, daß ihr uns in unserm Dasein beschränken und behindern wollt? Das ist ein Teil der ewigen Selbstbehauptung des Gewordenen gegenüber dem Werdenden.

3.

Es gibt „Natur"völker, bei denen es Sitte ist, die alten Männer und Frauen feierlich zu schlachten. Wie sich die Barbarei der Kindesaussetzung auf der „höheren" Entwicklungsstufe der Zivilisation zum Neumalthusianismus sublimiert, so verfeinert sich die Barbarei der Abtötung alter Männer und Frauen heute zur Euthanasie. Was man früher religiös begründete, begründet man heute, um einiges schäbiger geworden, auf „wissenschaftliche" Weise. Im übrigen ist das Resultat, abgesehen von den *Methoden* der Ermordung, dasselbe.

Der Rationalismus reift zwei ethische Früchte: den Eudämonismus und den Utilitarismus. Er wertet das Leben nach dem Glück oder nach der Arbeit. (Beide Wertungen sind im Lebensgefühl der Gegenwart sehr merkwürdig verbunden: acht Stunden Arbeit, sechzehn Stunden Glück; acht

Stunden Nützlichkeit für das Ganze, sechzehn Stunden Behagen für das Individuum.) Der Mensch mit dem Nützlichkeitsverstand sieht das Leben auf den Nutzen hin an. Er bemerkt: von einem gewissen Alter ab können die Menschen nicht mehr arbeiten. Daraus folgert er: also sind sie nicht mehr nützlich, also sind sie überflüssig, also sind sie zu beseitigen. Sterben sie nicht rechtzeitig von selbst, so — haben wir eine hochentwickelte Medizin, um alle, die sich selbst und andern zur Last fallen, nicht nur auf schmerzlose, sondern sogar auf angenehme Weise in nützliche Blumenerde zu verwandeln. Die Regulierung des Todes ist fast noch sinnvoller als die Regulierung der Geburten. Wenn dieses Postulat in solcher Kraßheit auch nur vereinzelt geltend gemacht wird, so liegt die Tendenz dieser Gesinnung doch im Lebensgefühl unsrer Zeit.

In Amerika ist es so, daß der „Mann über vierzig" nur sehr schwer noch eine Anstellung findet. Er ist „zu alt". Bei dem Tempo der modernen Arbeit gilt der Mensch mit vierzig Jahren für „abgenutzt". Wie man die abgenutzten Ford-Automobile, Schuhe, Kleider nicht repariert, sondern wegwirft, so wirft man die abgenutzten Menschen aus dem Arbeitsprozeß auf die Schlackenhalde. Diese Gesinnung breitet sich auch bei uns aus. (Ich erinnere mich des Falles, daß ein tüchtiger Mann über vierzig seine Geburtsurkunde fälschte, um auf der Stellungssuche nicht aussichtslos zu sein.) Der alte Mann ist nicht mehr der geachtete, überlegene, bestimmende, würdige, sondern der belächelte, überflüssige, altmodische, nichts mehr begreifende, komische Mann, den man gutmütig „noch" mitlaufen läßt. Das Patriarchentum ist vorüber. Die weisen und milden Erzväter (die „guten" Alten) haben nichts mehr zu sagen, und wie lange wird's dauern, daß auch die klugen und herrischen Erzväter (die „bösen" Alten) entthront sind? Verschüchtert und ihres Nicht-mehr-mitkönnens bewußt sitzen die älteren Väter und Mütter, die Großväter und die Großmütter in ihren Winkeln, die Jugend rauscht unbekümmert an ihnen vorüber. Nicht einmal Courtoisie, geschweige denn Ehrfurcht! Alt zu sein ist nicht mehr ehrenvoll, sondern ein trübes Los. (Die Würden der Geronten und Presbyter, der Patres und Majores, der Aldermänner und Aeltesten sind veraltet.) Der Greis wird belächelt oder bemitleidet. Das Wort „Greis" wird heute als Schimpfwort verwendet. Und es war ganz aus dem Geist unsrer Zeit gehandelt, als bei Hindenburgs Kandidatur zur Reichspräsidentschaft einige liberale Greise ihre Stimme erhoben und erklärten: Hindenburg sei „zu alt".

Wir stehen damit vor einer merkwürdigen Erscheinung: Früher verlieh das Alter den Menschen Wert, heute entwertet das Alter die Menschen. Damit legt unsre Zeit jedem Zeitgenossen das Schicksal auf, mit zunehmendem Alter immer wertloser zu werden. Die Folge ist: Angst vor dem Altwerden. Wie die Brutalität des Glücksverlangens sich gegen das keimende Leben wendet, so wendet sich die Brutalität des Nützlichkeitsstrebens gegen das absterbende Leben. Aber Glück und Nutzen sind Werte zweiten Ranges.

Das Menschenleben wäre eine schauerliche Sinnlosigkeit, wenn der Mensch mit dem Aelter- und Reiferwerden in der Tat nicht wertvoller, sondern wertloser würde. Ein Maß, das eine solche Wertung ergibt, ist

sicherlich falsch. Wir *sehen* falsch, wenn wir das Leben *nur* als ein Absterben sehen. Freilich hört der Mensch in einem bestimmten Alter auf körperlich zu wachsen, und er hört in einem späteren Alter auch auf geistig zu wachsen. Körper und Geist — was wir so Geist nennen: die nach außen gekehrte Seite des Bewußtseins — nehmen ab. Aber — wächst und reift in uns nichts andres mehr? Dem Menschen über vierzig eröffnen sich Welten, die der Jugend in ihrer Kraft verschlossen sind. Je mehr die äußere Aktivität erstirbt, um so fester wird der innere „Kern". Das „äußert" sich in der Reife des Urteils, in der gelassenen Ueberschau, in der Weisheit, die zur Objektivität und zur rechten Beurteilung der Gemeinschaftswerte befähigt. *Was* da reift, ist selten so *bewußt* wie beim alten Goethe, beim alten Raabe, aber unausgesprochen kann es auch das schlichteste Leben mit dem Schein einer metaphysischen Würde umgeben. Das sind Werte, die man nicht wie ein Quantum Fabrikarbeit in Zahlen ausdrücken kann, aber es *sind* Werte. Der Mensch reift, solange er lebt, es reift in ihm die edelste Frucht des Lebens: die Weisheit. Man spricht von der Gottnähe des Kindes als solchen, es gibt auch eine Gottnähe des Greisen als solchen. Darum ist *das* Wertungsprinzip falsch, das die Alten bemitleidenswert oder gar verächtlich macht, und *die* Ordnung verkehrt, welche die Alten zum „alten Eisen" wirft.

4.

Der schwellende Schoß des „irdischen" Lebens und die vergehende Hülle des „ewigen" Lebens, das ist der Eingang und der Ausgang des Lebensgeheimnisses. Die Achtung vor dem Ungeborenen, das in dieses Leben treten soll, und die Achtung vor dem Absterbenden, der in jenes Leben treten soll, gehören zu den Urgefühlen der Menschheit. Die Mutter, die ein Kind trägt, erweckt im Manne jene Ritterlichkeit, die nicht aus der Absicht zu gefallen, sondern aus der Ehrfurcht der Rasse kommt. Der Greis, dessen Antlitz an den Tod mahnt, erweckt im Manne ein gutes Jungensgefühl und eine Bereitwilligkeit des Gehorsams, die nicht aus irgendeiner Berechnung, sondern abermals aus der Ehrfurcht der Rasse kommen. Armut und Reichtum, hoher und niederer Stand macht da keinen Unterschied, es handelt sich um das Urmenschliche. Welch eine Zeit, die mit kalt überlegender Verständigkeit tötend in den Mutterschoß eindringt und die in der Hybris der Kraft das Greisenhaupt verhöhnt! Die Rationalisierung des Lebens und des Todes, die Entwürdigung der Mutterschaft und die Entehrung des Alters, das sind die beiden Kennzeichen sinkender Geschlechter und zerfallender Rasse. St.

Ressentiment.

Die deutsche Sprache ist so reich an Worten, welche die Strömungen und Zustände des Gemütes bezeichnen, daß es auffällig erscheinen muß, wenn wir den Ausdruck „Ressentiment" nicht durch ein deutsches Wort zu ersetzen wissen. Noch auffälliger wird dieser Umstand, wenn wir bedenken, daß es sich bei den mit diesem Worte bezeichneten seelischen Verhältnissen nicht um zarte Gefühlsschattierungen handelt, die nur über-

sichtigen Seelenschnüfflern deutbar, nur empfindsamen egozentrischen Naturen bemerkbar sind. Das Ressentiment ist vielmehr eins der wesentlichen Merkmale unsrer Zeit; es zersetzt Charaktere und Völker und vermag sich gerade des Deutschen in lebenbedrohender Weise zu bemächtigen.

Der Wortsinn umschreibt nicht den Inhalt, aber er gibt die Richtung an, in der wir suchen müssen. Der französische Ausdruck kennzeichnet den gemeinten Gefühlsvorgang durch die romanische Vorsilbe, mit der die beiden Verhältnisse bezeichnet werden, die wir durch die orthographisch unterschiedenen Wörter „wieder" und „wider" ausdrücken und vermag eben durch dieses Schillern dem zweideutigen Vorgange gerecht zu werden.

Es sind feindselige Regungen gemeint, die durch einen peinlichen Eindruck erweckt werden. Aber sie werden in der Seele einer Umbildung unterworfen, die ihnen den Charakter eines lustbetonten Erlebnisses verleiht. Deswegen werden sie festgehalten und wiederholt. Es handelt sich also nicht nur um ein Gefühl, sondern um eine besondere Erlebnisart, die dadurch gekennzeichnet ist, daß sie aus schmerzhaften Eindrücken angenehme Empfindungen abzuleiten vermag und dennoch fortfährt, sie mit Haß zu erwidern. Auch nach der Umwandlung in ein Lusterlebnis bleibt die feindselige Regung bestehen; sie ist ein „Wider"gefühl, das immer „wieder"gefühlt wird, weil es Lustgewinn gewährt. In welcher Form es sich also äußert, als Haß, als Neid oder als Auflehnung ist nicht das Entscheidende, sondern seine Entstehungsgeschichte. Sie verrät uns, woher die Macht des Ressentiments über seinen Träger rührt.

Zu den Empfindungen, die wir am seltensten bekennen, gehört der Neid. Wir stecken voller Finten, um diese Pein zu mildern; mit scharfem Auge erkennen wir alsbald in der beneideten Fülle den winzigsten Mangel. Wenn aber einmal dieser Selbstschutz versagt, wenn wir jählings die volle Bitterkeit des Neides kosten müssen, so erfahren wir, wie grausam er quälen kann. Der Neid erweist dann seine Verwandtschaft mit der Eifersucht, die wohl die schmerzhafteste Empfindung ist. Wie ist es nun möglich, daß unzählige Menschen tagaus tagein mit neidischen Gedanken leben können, ohne sich ihnen entziehen zu wollen, ja, sie hätscheln und pflegen, und ihre Vergnügungen mit diesem giftigen Zusatz würzen?

Offenbar muß diesem Neide eine besondere Stellung im seelischen Geschehen zukommen; er bedeutet für seinen Träger nicht nur Pein, sondern auch Lust. Deswegen belebt er ihn aufs neue, anstatt ihn zu bekämpfen. Hier hat sich der Umwandlungsprozeß vollzogen, der dem Ressentiment zugrunde liegt; eine Erlebnisweise ist wirksam geworden, welche imstande ist, peinliche Empfindungen in lustbringende umzuwandeln und zwar ohne den äußeren Sachverhalt zu ändern, auf den sie sich beziehen.

Die Grundlagen dieser Umwandlung entziehen sich begreiflicherweise unserm Einblick. Aber wir können doch noch einige Spatenstiche tun, ehe unsre Werkzeuge versagen. Wir bekommen von den Zusammenhängen einen deutlicheren Eindruck, wenn wir die Resultate vergleichen, auch wenn wir ihr Zustandekommen nicht beobachten können.

Wenn wir sorgengewohnt und geplagt dem Erben eines großen Vermögens gegenübertreten und fühlen, daß wir ihn um seine Lebensmöglichkeiten beneiden, so haben wir alsbald das Bedürfnis, uns mit unsern

eigenen Möglichkeiten zu trösten. Wir besinnen uns auf unsern geistigen Besitz, auf die Erlebniskraft, welche die Beschränkung gesteigert hat, auf die Freuden, welche der selbstgeschaffene Aufstieg, ja, auch nur die Selbstbehauptung in einem harten Lebenskampf bereiten. Wir stellen unsre Selbstbejahung, welche der Anblick reicherer Entfaltungsmöglichkeit einen Augenblick bedroht hat, durch den Aufruf positiver Kräfte wieder her.

Anders der Mensch des Ressentiments. Er stellt sich vor, wie oft solches Vermögen durch unlautere Machenschaften erworben, wie ungerecht die Welt eingerichtet, die Gesellschaft geordnet sei. Nicht, daß *er nicht* besitze, sondern *daß* jener besitze, hält er für die Ursache seines Verdrusses. Ihn bewegt ein Gefühl der Empörung, das nicht in seinem persönlichen Interesse zu wurzeln scheint und darum auch nicht durch das Bewußtsein eigener Vorzüge beschwichtigt werden kann. Im Gegenteil, die eigene Vortrefflichkeit, auf die er sich ebenso schnell besinnt wie wir, verschärft nur die Erbitterung. Jenem wirft der Zufall der Geburt Millionen in den Schoß, mich schützen Fleiß und Gaben kaum vor der Not. So ungerecht ist diese Welt.

Aber wunderbar! Je deutlicher sich das Mißverhältnis als ein allgemeines erweist, je klarer sich herausstellt, daß hier nicht ein Reicher dem Dürftigen seine beklemmende Lage zum Bewußtsein brachte, sondern daß in dieser Begegnung sich die Mißgeschaffenheit der Welt, die Schuld der Gesellschaft enthüllte, um so linder wird die Pein. Man steht hier nicht als Armer, den die Selbstsicherheit des Glücklichen bedrückt, man ist der Vertreter Millionen Enterbter des Glücks, die anklagende Stimme der Gerechtigkeit, von dem flammenden Morgenrot eines kommenden Reiches der Billigkeit umloht, wo mit anderem, besserem Maße gemessen wird.

Diese Schilderung, deren psychologische Berechtigung jeder nachfühlend prüfen kann, macht uns mit einigen Zügen des Ressentiments bekannt. Wir bemerken zunächst die auffällige Wendung ins *Allgemeine*, die der persönliche Gefühlskonflikt nimmt. Und zwar ist dieses Allgemeine ohne jedes Mittelglied alsbald die ganze Welt. Es erwächst eben nicht aus der *Anschauung* überindividuellen Lebens, sondern ist bloß der *mechanisch konstruierte Gegensatz* zu dem völlig egozentrischen Individuum, das den Gefühlsdruck abwälzen will. Diese Wendung gestattet es, die persönliche Beeinträchtigung in ihrem Charakter zu verkennen, den Neid in Gerechtigkeitsgefühl umzudeuten und ihn damit moralisch zu rehabilitieren. So darf er geduldet werden, ja, er wird zur Pflicht, die um so süßer ist, als sie ohne Mühe die bedrohte eigene Geltung nicht nur rettet, sondern sie zur Stellvertretung der leidenden Menschheit erhöht. Und die feindselige Regung, welche der Neid erweckte, ist nun legitimiert: sie ist der Eifer des Propheten, der die siegende Idee des Rechtes verkündet.

Das Endergebnis in den beiden geschilderten Fällen ist äußerlich dasselbe. Beide haben den Anfall des Neides, der ihre Hochschätzung ihrer selbst gefährdete, in Selbstbejahung verwandelt.

Aber derjenige, welcher den Anprall der lästigen Empfindung aushielt und ihr gerade ins Gesicht blickte, hat den Stachel des Neides in einen Sporn verwandelt, der seine besten Kräfte wachgerufen hat. Der

andere wich aus; ist jener zur Tätigkeit, so ist dieser zur moralischen Empörung befeuert. Im Negativum der Armut erkennt der eine den Zwang zur Leistung, der andre seine Berufung zum Richter. Der eine hat auf die harte Nuß der Wirklichkeit gebissen; das kann er alle Tage haben. Der andere hat sich als Repräsentanten der Allgemeinheit empfunden; das m ö c h t e er alle Tage haben. Für den einen hat das Ereignis keinen Reiz, für den andern wurde es zur Lustquelle, die er stets aufs neue erbohrt, weil sie ihm Rang verleiht, ohne ihm Leistung abzufordern.

Behalten wir nun die Kennzeichen im Auge, welche den Umwandlungsprozeß charakterisieren, so können wir im Denken der Zeit die Symptome erraten, welche auf eine Umfälschung der natürlichen Empfindungen hinweisen. Wir werden mißtrauisch sein, wo auch immer im Namen einer unbestimmten Allgemeinheit ein weinerlich-moralisierender Appell erhoben wird. Und wir werden die Herkunft aus dem Ressentiment mit Sicherheit erkennen, wenn wir als Kernstück dieses Lamentos Gehässigkeit finden, die sich von der verblasenen Sentimentalität, in die sie eingebettet ist, durch ihre klare Richtung gegen irgendeinen positiven Wert unterscheidet.

Eine Wehklage über das Los unehelicher Kinder, die in einen Angriff auf die Ehe mündet, ein wehleidiger Pazifismus, der nur im Hasse gegen das eigene Land Stärke findet, eine Fürsprache für die Armen und Entrechteten, der jede Dirne heilig ist, und die die Ehre königlicher Heroen mit Schmutz bewirft, eine zärtliche Pädagogik, der jeder Klaps auf das Hinterteil eines derben Jungen ein Verbrechen ist, und die die Kinder im Haß gegen die Geschichte ihres Volkes erzieht —, das sind Früchte des Ressentiments, und wir verlieren unsre Zeit, wenn wir uns mit den wohlmeinenden Vordersätzen abmühen, anstatt an den Nach- und Hauptsätzen den Feind zu erkennen, dem nicht Verständnis, sondern Gegnerschaft gebührt.

Hier öffnet sich der Untersuchung ein weites Feld, das wir nicht zu durchmessen vermögen. Aber wer einmal diese Tonart erkannt hat, durchschaut sie in allen Variationen. Denn wir haben es hier mit einem Prozeß zu tun, der größtenteils außerhalb der Willenssphäre verläuft und ein fast mechanisches Gepräge hat. Gefährlich aber wird der Mensch des Ressentiments dadurch, daß ihn jene Wendung ins Allgemeine, die er seinem Lebenskonflikt zu geben weiß, auf die Bahn der öffentlichen Wirksamkeit weist.

Das Ressentiment scheint eine Fehlleistung der Seele zu sein, eine Selbstvergiftung, die rassischen oder historischen Ursprungs sein mag, denn wir finden sie nicht in allen Völkern und nicht zu allen Zeiten in gleicher Stärke. Im deutschen Volke wird das Ressentiment erst im neunzehnten Jahrhundert bedeutsam; heute beherrscht es die Oeffentlichkeit fast völlig. Der eigentümlich schielende Blick, die zweideutige Sprache des Gefühls, die immer etwas anderes meint, als sie sagt, vernichtet jede Klarheit des Denkens, die fressende, unfruchtbare Gehässigkeit, welche zur Lust und zum Inhalt des Lebens geworden ist, zersetzt den ganzen Organismus. Darum entwickelt sich aus diesem zähen Hasse keine umschaffende Kraft; aus allem rastlosen Eifer erwächst kein W e r k. Die Ereignisse des Novembers 1918 sind die große historische Darstellung des Ressentiments; alle Ideologie

der Menschenliebe deckte hier nur den Haß gegen bestehende feste Formen und Werte, aller Internationalismus nur Feindschaft gegen das eigene Land, alles soziale Empfinden nur Neid. Aber dieses Ressentiment, dem seine Gehässigkeit selbst Lust geworden war, das in seinem Hassen Befriedigung fand, hatte nicht die Kraft, nach außen zu wirken. Es konnte sich nur auflehnen, aber es konnte nicht umwälzen. Wir haben eine Meuterei des Ressentiments gehabt, aber keine deutsche Revolution, die aus anderen Kräften hervorgehen wird. Albrecht Erich Günther.

Berufsstand und Staat.

Der Kampf um die Formung des deutschen Staates war stets zugleich ein Kampf um die geordnete Wechselwirkung von Berufsstand und Staat. Auch in diesem geschichtlichen Ringen war der Dreißigjährige Krieg die Grenzscheide zweier Zeiten. Wie der Ausgang des Dreißigjährigen Krieges den Sieg der landesherrlichen Fronde über die Reichsgewalt besiegelte, so besiegelte er auch den Sieg der landesherrlichen Gewalt über die ständische Fronde. Wie der Dreißigjährige Krieg die politische Einheit des alten Reiches deutscher Nation endgültig zu Grabe trug und an ihre Stelle die Selbständigkeit der Territorialstaaten setzte, so trug er auch den politischen Dualismus des alten Lehnsstaates und des alten Ständestaates endgültig zu Grabe und setzte an seine Stelle den Absolutismus der landesherrlichen Staatsgewalt. Es war eine allgemeine weltgeschichtliche Wendung, die aber ihre besonderen deutschen Lösungsversuche hatte und diese am deutlichsten im Werden des brandenburgisch-preußischen Staates ausprägte. Während in England die Stände die tatsächliche politische Führung und Macht verkörperten und einen außerhalb der Stände stehenden Staat überflüssig machten, während in Frankreich die Stände niedergeschlagen und auch ihres sozialen Eigenlebens beraubt wurden, schufen im alten Brandenburg-Preußen die drei großen Hohenzollern einen Machtausgleich zwischen Ständen und Staat, der dem Staat die alleinige politische Führung und Macht sicherte, den Ständen aber ihr soziales Eigenleben erhielt und sie in den Dienst des Ganzen einfügte. Dem großen Kurfürsten waren der Zwang der Außenpolitik und die Bedürfnisse der staatlichen Wehrmacht der Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzung mit den Ständen, sie setzten seinem Vorgehen auch die Grenzen, die er nicht überschritt. Er setzte bei den kurmärkischen Ständen im Landtagsabschied von 1653 die Gewährung der für das Heer gebrauchten Abgaben auf sechs Jahre durch, die in der Folgezeit zur Dauereinrichtung wurden, und überließ dafür den Ständen die ritterschaftliche Selbstverwaltung der Kreise, das ständische Kreditwerk der Landschaften und die Obrigkeitsrechte der adligen Gutsherrn. Er diktierte den rheinisch-westfälischen Ständen 1660 einen Rezeß, der ihm für die auswärtige Politik wie für die Werbung und Einquartierung von Truppen freie Hand gab, gewährte ihnen dafür 1661 das Steuerbewilligungsrecht, ohne daß dadurch die Regelmäßigkeit der Geldbewilligungen für das Heer gestört wurde, und ließ ihnen die Selbstverwaltung der Amts- und Erbentage. Er erzwang von den widerspenstigen ostpreußischen Ständen 1662/63

die Anerkennung seiner Souveränität und die Bewilligung der von ihnen geforderten Steuern und bestätigte dafür ihre Freiheiten, soweit sie mit den Zielen seiner Regierung vereinbar waren. Einen erneuten Widerstand der ostpreußischen Stände schlug er mit Waffengewalt nieder. Er hatte die politische Mitregierung der Stände gebrochen, um freie Bahn für die Einheitlichkeit des Staatswillens und für eine waffenmäßige Großmachtpolitik zu haben. Aber er hatte zugleich die soziale und wirtschaftliche Stellung der Stände befestigt, die kreisständische Selbstverwaltung, das Landratsamt und die Lebensform der ostdeutschen Gutsgemeinschaft bestätigt. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten hatte das Schwergewicht der Macht und der vollendeten Tatsachen den Kampf um die politische Gewalt im Staate schon soweit entschieden, daß er daran gehen konnte, die aus ihrer politischen Stellung verdrängten Stände von neuem in den Staat einzugliedern, sie zu neuen Leistungen für den Staat zu gewinnen. Das persönliche Dienst- und Treueverhältnis des Gefolgswesens, das er für den Grundbesitz durch die Allodifikation der Lehen von 1717 löste, übertrug er auf das Heer durch die Verpflichtung seines Adels zum Offiziersdienst. Die Erziehung des adligen Nachwuchses in dem von ihm gestifteten Kadettenkorps fügte den ostdeutschen Landadel, den Träger der alten ständischen Fronde, vollends in den Staat ein. Die Regelung des inländischen Mannschaftsersatzes durch die Kantonseinteilung von 1733 stellte ebenso wie den Landadel auch das Bauerntum in den Dienst des Staates. Die an das Heeressteuerwesen und die landesherrlichen Kommissare anknüpfende Ausbildung der allgemeinen Staatsverwaltung endete ihre Befugnisse beim Landratsamt und ließ die überlieferte kreisständische Selbstverwaltung der Mark und die berufsständische Lebensform der Gutsgemeinschaft weiterbestehen. Das neue staatliche Gewerberecht, das die Selbständigkeit der Zünfte aufhob und sie der staatlichen Aufsicht unterstellte, erhielt doch die berufsständische Lebensform der Zunft als solche weiter, für die Nachwuchserziehung, die Pflege des Genossenschaftsgeistes und die Selbsthilfe von Arbeitsvermittlung und Hilfskassenwesen. Auch die staatliche Wirtschaftspolitik diente der Förderung der wirtschaftlichen Berufsstände und dem Schutz der nationalen Arbeit. Den Domänenverwaltungen war die Erhaltung der Bauern zur Pflicht gemacht, das Werk der inneren Landnahme und Siedlung erweiterte den landwirtschaftlichen Berufsstand, Schutzzölle und Einfuhrverbote schützten die einheimische Landwirtschaft gegen ausländische Getreideeinfuhr, das Ausfuhrverbot für Rohwolle, die Anlegung von Wollmagazinen und das Einfuhrverbot von fremden Tuchen förderte die einheimische Industrie. Unter Friedrich dem Großen schmolzen im Daseinskampf Preußens Staat und Berufsstände zusammen. Er konnte in der Genehmigung eigener Selbstverwaltung unter staatlicher Oberaufsicht den Ständen einen weiteren Schritt entgegenkommen. Er übertrug das märkische Landratsamt auf alle Provinzen des Landes, gab den Ständen das unter Friedrich Wilhelm dem Ersten nur teilweise durchgeführte Recht der Bestimmung der Landräte wieder ganz und verlieh dadurch der kreisständischen Selbstverwaltung neues Leben. Er erneuerte auch die stadtgemeindliche Selbstverwaltung, indem er gegen die Willkür der staatlichen

Steuerräte einschritt und den Städten das Recht zurückgab, die Ergänzung ihrer Magistratskollegien und die Besetzung der übrigen städtischen Aemter von sich aus zu bestimmen. Seine Wirtschaftspolitik baute den Schutz der Berufsstände weiter aus und übernahm die Schutzzölle und Ausfuhrverbote seines Vaters. Er förderte planmäßig die aufsteigende einheimische Industrie, begünstigte die Manufakturen, pflegte das märkische Tuchgewerbe wie das schlesische Leinengewerbe, unterstützte Seidenbau und Bergbau. Er erhielt ebenso planmäßig die Landwirtschaft als die Grundlage der Volkswirtschaft, wies die Domänenämter an, die Vorteile des staatlichen Fiskus gegenüber den Vorteilen des landwirtschaftlichen Berufsstandes zurückzustellen, eroberte durch die Ansiedlung von Bauern und Gründung von Bauerndörfern seinem Staate und seiner Landwirtschaft eine neue Provinz, und bekümmerte sich eingehend um Verbesserungen des Wiesenbaues, Vermehrung des Viehbestandes, zweckmäßige Forstpflege und jede Hebung der landwirtschaftlichen Produktion. Er schuf in seinen Kornmagazinen und seiner Getreidehandelspolitik ein wirksames Mittel, die Belange von Stadt und Land, von Verbraucher und Erzeuger auszugleichen und Landwirtschaft und Industrie im Gleichgewicht zu halten, indem er für die Landwirtschaft zu niedrige Preise durch Magazineinkäufe hob und für die arbeitende städtische Bevölkerung zu hohe Preise durch Oeffnen der Magazine senkte. Friedrich der Große trieb eine bewußte berufsständische Sozialpolitik, die jeden Berufsstand in seinem bestimmten Lebenskreise festhalten und als mit besonderen Aufgaben betrautes Glied dem Gesamtkörper erhalten sollte. Der Adel sollte dem Staat das Offizierkorps und das höhere Beamtentum stellen, er blieb dafür im ausschließlichen Besitz des Großgrundbesitzes durch das Verbot der Domänenerweiterung auf Kosten der Rittergüter, durch den Ausschluß der bürgerlichen Geldvermögen vom Grundbesitz, durch die gleichzeitige Errichtung der landschaftlichen Kreditinstitute und durch die Aufrechterhaltung der Gutsgemeinschaft. Der Bauer sollte dem Staate den soldatischen Mannschaftsersatz liefern und die Ernährung der arbeitenden städtischen Bevölkerung verbürgen, dafür wurden sein Stand und sein Land geschützt durch das Verbot der Einziehung von Bauernhöfen und durch die gutsherrliche Unterstützungspflicht der Gutsgemeinschaft. Der Bürger sollte durch seine Arbeit mit seinem Reichtum auch den Reichtum des Staates vermehren, dafür waren ihm die bürgerlichen Nahrungen, Handwerk und Handel, ausschließlich vorbehalten, wurden sein Fleiß und seine Sparsamkeit planmäßig gefördert. Das Preußische Allgemeine Landrecht hielt in rechtlicher Form die bestimmten Berufspflichten der Stände und die gegenseitige Verbindung der Berufsstände als Glieder des Staates fest. Das friderizianische Staatswesen hatte mit dieser wohlabgewogenen Arbeitsteilung der berufsständischen Gliederung die Erzielung lebendigster Wechselwirkung zwischen Berufsstand und Staat und die Steigerung der staatlichen Macht durch angespannteste Arbeit der Gesamtheit angestrebt.

Die Frage der Wechselwirkung zwischen Berufsstand und Staat stellte nach dem Zusammenbruch des alten Staates der Freiherr von Stein aufs neue in den Vordergrund. Der westdeutsche Reichsfreiherr schöpfte aus den körperschaftlichen Ueberlieferungen des altdeutschen Mutterlandes und

wollte ihre Freiheiten und Unabhängigkeiten in den Staat der Hohenzollern hineinleiten. Er wollte die Berufsstände aus den privatrechtlichen Fesseln des mittelalterlichen Gemeinwesens wie aus der anstaltmäßigen Bevormundung des absolutistischen Staates befreien und durch Selbstverantwortung und Selbstverwaltung von neuem in den Staat einfügen. Dem Oktober-Edikt von 1807 über die Bauernbefreiung, das er schon fertig vorfand, stimmte er zu, weil es ihm sein Ziel eines freien und unabhängigen Bauernstandes zu erfüllen schien. Aber sein Instinkt sträubte sich gegen die Aufhebung der friderizianischen Sozialpolitik des Bauernschutzes und der deutschrechtlichen Sicherungen der Gutsgemeinschaft, gegen die völlige Beweglichmachung von Grund und Boden und die ungehemmte Freizügigkeit. Er trat für die Bindung des adligen Grundbesitzes durch die Familien-Fideikommisse und für die Bindung des bäuerlichen Grundbesitzes durch eine entsprechende Beschränkung seiner Teilbarkeit ein. Er legte in der Städteordnung von 1808 den Grund zur Erneuerung körperschaftlicher Selbstverwaltung. Die Städteordnung machte in Anknüpfung an die mittelalterliche Städtefreiheit die Städte wieder zu sich selbst verwaltenden Gemeinwesen, die bei der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten in Finanzdingen, Schulsachen und Armenwesen nur der allgemeinen Oberaufsicht des Staates unterstanden. Er griff auf altes deutsches Stadtrecht zurück und führte die friderizianische Einrichtung von Bürgerdeputierten bei den städtischen Behörden als Vertretern einerseits der Zünfte, andrerseits der Stadtviertel weiter in den ehrenamtlichen städtischen Verwaltungsdeputationen. Auch die Zünfte als berufsständische Lebensformen wollte er erhalten wissen. Er betonte weiter den Unterschied der städtischen und ländlichen Gemeinden und erstrebte für die ländliche Selbstverwaltung die Aufrechterhaltung des friderizianischen Landratsamtes, Kreistage als Vertretungen des bodenständigen Besitzes, und dem Landrat zugeteilte ständische Kreisdeputierte. Und entsprechend den Stadt- und Kreisdeputationen sollten auch bei den Regierungen und beim Ministerium des Inneren besondere berufsständische Fachdeputationen gebildet werden. Auf dem Unterbau der Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis sollten die Provinziallandtage und schließlich die berufsständische Volksvertretung der Reichsstände errichtet werden. Die berufsständische Volksvertretung sollte die friderizianischen Landrechtsstände auf das verfassungsrechtliche Gebiet übertragen und die sachlichen Bedürfnisse des Volkes zur Geltung bringen, ohne die Einheitlichkeit des Staatswillens und die monarchische Führung anzutasten. Steins Gesamtplan kam nicht zur Ausführung, und die Ansätze seines wenig mehr als ein Jahr währenden Wirkens an der Spitze des Staates blieben Bruchstücke. Es war die Tragik in Steins Innenpolitik, daß er zwischen den Mächten der liberalen Bürokratie und der ständischen Opposition sein Wollen nicht durchsetzen konnte, und daß er die ihm verwandten ständisch-konservativen Kräfte des ostdeutschen Siedelungsbodens nicht verstand, — wie es die Tragik in Steins Außenpolitik war, daß er zwischen den Staatsnotwendigkeiten Oesterreichs und Preußens sein Wollen nicht durchsetzen konnte, und daß er die Aufgabe der eigengesetzlichen preußischen Großmachtpolitik nicht verstand.

Hardenbergs Gesetzgebung und Verwaltung verzichtete auf die Erneuerung einer geordneten Wechselwirkung von Berufsstand und Staat und gab die innere staatliche Entwicklung in Preußen und Deutschland für ein Jahrhundert den westeuropäischen Verfassungsgrundsätzen und der Auseinandersetzung zwischen Bürokratie und Parlament frei. Als Bismarck, der von ständisch-konservativen Grundlagen herkam, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Preußens Staatsführung übernahm, mußte er mit dieser unter Hardenberg gefallenen Entscheidung als einer gegebenen Tatsache rechnen. Und dennoch rang auch er an Anfang und Ende seines staatsmännischen Wirkens um die verlorengegangene Wechselwirkung von Berufsstand und Staat. Der junge Bismarck ging von den überlieferten Anschauungen des ostdeutschen Landadels aus. Er verteidigte die Ueberreste der gutsherrlichen und ritterschaftlichen Selbstverwaltung in Patrimonialgerichtsbarkeit, Deichwesen und Landratsamt und forderte 1843 eine berufsständische Volksvertretung, zu der er außer Ritterschaft, Bürgern und Bauern auch schon den neuen Stand der Heimatlosen herangezogen wissen wollte. Seit 1851 stellte er das grundsätzliche Ziel einer berufsständischen Vertretung aus Zweckmäßigkeitsgründen zurück, da in den altständischen Formen kein Leben mehr wohne, und für einen neuständischen Aufbau die Grundlagen fehlten. Dem Zweck der engeren Beteiligung des Volkes am Staatsleben sollte nun die Ausdehnung des Wahlrechtes auf die breiten Massen dienen. Er fühlte sich im Einklang mit den sozialpolitischen Ueberlieferungen des preußischen Königtums, wenn er für das Gleichgewicht der verschiedenen Berufsstände und den Schutz der wirtschaftlich Schwachen vor den wirtschaftlich Starken eintrat. Nach der Uebernahme der Regierung 1863 suchte er mit Lassalle Fühlung, trat für Altersversorgungsanstalten der Arbeiterschaft ein und ließ Erhebungen anstellen über Arbeitszeit und Arbeitslohn, Frauen- und Kinderarbeit, Arbeitsnachweis und Arbeitsvermittlung und den Schutz der Arbeiter gegen Krankheit und Unfälle. Aber die Sorgen und Kämpfe der Außenpolitik zogen ihn von der weiteren Verfolgung der berufsständischen Fragen ab. Erst in der 1878/79 einsetzenden letzten Schöpferzeit seines Wirkens griff er wieder auf die Berufsstände und auf seine ursprünglichen Anschauungen zurück. Um beim Uebergang in die Weltwirtschaft die Ernährung der Bevölkerung durch die Bodenerzeugnisse des eigenen Landes sicherzustellen, die Wettbewerbsfähigkeit der Industrie auf dem inneren Markte zu gewährleisten und die gesamte Volkswirtschaft durch das Gleichgewicht und die engere Verknüpfung von Landwirtschaft und Industrie zu stärken, nahm er in seiner Schutzzollgesetzgebung die friderizianische Ueberlieferung des planmäßigen Schutzes der wirtschaftlichen Berufsstände und der nationalen Arbeit wieder auf. Um die in der Folge der Hardenbergschen Wirtschaftsentfesselung entstandene, nach der Auflösung der sozialen Lebensformen der Zunft und der Gutsgemeinschaft ohne einen neuen Halt gelassene arbeitende Werkbevölkerung in das Gefüge der Volksgemeinschaft einzugliedern, übertrug er mit den Sozialreformen und Versicherungsgesetzen die friderizianische Sozialpolitik des Bauernschutzes und die gutsherrliche Unterstützungspflicht der ostdeutschen Gutsgemeinschaft auf die neuen Nöte der Industriearbeiterschaft. Er erwog, die als Träger der Unfallversicherung

gebildeten Berufsgenossenschaften weiter als berufsständische Selbstverwaltungskörperschaften auszubilden, und dem Reich damit einen ähnlichen Unterbau selbständiger Verwaltungszellen zu verschaffen, wie sie die Bundesstaaten in den Gemeinden besaßen. Er spielte sogar mit dem Gedanken, diese Berufsgenossenschaften als Grundlage eines neuen berufsständischen Wahlrechts zu benutzen, das sowohl das allgemeine Wahlrecht des Reichstages wie das Dreiklassenwahlrecht des preußischen Abgeordnetenhauses ersetzen sollte. Und schließlich suchte er durch die Gründung des preußischen Volkswirtschaftsrates neben das Parlament eine berufsständische Volksvertretung als beratende Sachverständigenkörperschaft für die sozial- und wirtschaftspolitische Gesetzgebung zu setzen. Die Ausgestaltung der Berufsgenossenschaften als Selbstverwaltungszellen des Reiches und die Uebertragung des preußischen Volkswirtschaftsrates auf das Reich kamen nicht zur Durchführung, da die Körperschaftsbildungen der Berufsstände selbst keinen genügend ausgebildeten Rückhalt boten. Bismarck mahnte und trieb noch nach seiner Entlassung die Berufsstände, zur Selbsthilfe zu greifen und aus sich heraus körperschaftliche Formen zu bilden, die der Staat in seine Grundlagen einbauen könne. Neben der Eingliederung des neuen Berufsstandes der Lohnarbeiter beschäftigte ihn dabei vor allem auch der berufsständische Zusammenschluß von Handwerk und Landwirtschaft. Walther Kayser.

Die Volkstumsbewegung im Elsaß und die Kirchen.

Der Großteil der Bevölkerung Elsaß-Lothringens ist katholisch. Die Franzosen, die aus dem zumeist ganz katholischen Landesinnern kommen, sind vielfach sehr erstaunt darüber, wie religiös man im Elsaß noch ist zum Unterschied vom Innern. In ihrer zum Teil recht naiven freidenkerischen Geistesverfassung können sie nicht anders, als darum die Elsässer und Lothringer als besonders rückständig und geistig beschränkt anzusehen. Zu der den „Befreiten" so nötigen Assimilation gehört nach ihrer Ansicht ganz besonders die Befreiung von diesen Resten alten Aberglaubens, der Religion. So ist es dem ins Land gekommenen Franzosentum aus dem Innern, ganz besonders dem Beamtentum eine Sache größter Wichtigkeit, daß das Prinzip des französischen Laikalismus auch in Elsaß-Lothringen restlos durchgeführt wird. Für diese Innerfranzosen ist der Klerikalismus der Feind. Sie wittern auch richtig, daß das zähe Festhalten an der religiösen Sitte, an dem Glauben der Kirche, an den kirchlichen Autoritäten zugleich ein Festklammern an der bodenständigen Art ist, daß also diese Elsässer und Lothringer, solange sie so fest und zäh an der religiösen Sitte hängen, nicht von der angestammten Natur loszulösen sind, nicht Franzosen im vollen Sinne werden. Verbreitung des laizistischen Geistes, Stärkung des Antiklerikalismus ist also nach ihrer Ansicht eine unmittelbare Vorbereitung für die Französisierung des „Boche"-Landes.

Es hat in Elsaß-Lothringen auch zu deutscher Zeit schon immer anti-

katholisch, „antiklerikal“ eingestellte Kreise gegeben. Das sind jetzt die natürlichen Bundesgenossen der „weltlichen“ Innerfranzosen. Sie finden sich auf der einen Seite bei der mehr oder minder auch freidenkerisch angehauchten bürgerlichen Oberschicht, auf der anderen Seite bei der Führung der Sozialdemokratie, die in der Vorherrschaft des politischen Katholizismus das stärkste Hindernis für die sozialdemokratische Machtausdehnung sieht. Die eigentlich kirchlichen Protestanten teilen, so sehr starke Zurückhaltung, Mißtrauen gegenüber dem Katholizismus zur elsässischen Tradition gehören, diese antikatholische, antiklerikale Haltung der Bourgoisie und der sozialistischen Parteihäuptlinge nicht, vielmehr sehen sie jetzt in dem Katholizismus ein Hauptbollwerk, an dem sich die Wogen des atheistischen, glaubenslosen Franzosentums brechen. Es ist der gleiche Feind, der auch sie bedroht: diese laizistische Macht, die keine religiösen Lebensäußerungen in ihrem Umkreis dulden möchte und alles radikal zu beseitigen wünscht, was der Religion noch einen Nährboden bietet, in der Oeffentlichkeit, in der Schule. Darum ist seit der französischen Zeit der konfessionelle Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken wesentlich abgeschwächt. Man hat auf beiden Seiten das aufrichtige Bestreben, alles Trennende gegenüber den neuen religiös gleichgültigen, ja, feindlichen Einflüssen zurückzustellen und möglichst eine Einheitsfront zu bilden. Vor allem hält man darin zusammen, daß man die religiösen Grundlagen der Schule erhalten will. Katholiken und Protestanten sind darin einig, daß die Schule in erster Linie eine Institution der Erziehung ist und daß für die Erziehung zu Autorität, Ehrfurcht, Pflichtgefühl das religiöse Element unentbehrlich ist. Eine religionslose reine Laienschule bedeutet für die überwältigende Majorität des in religiösem Boden wurzelnden elsässischen und deutsch-lothringischen Volkes die organisierte Zersetzung der sittlichen Grundlagen des Gemeinschaftslebens in Familie, Gemeinde und Staat. In diesem Bewußtsein werden sie noch bestärkt durch die Erfahrungen, die sie an dem aus dem Innern gekommenen Heer von solchen freigeistigen laizistischen Lehrpersonen sammeln. Offene Verhöhnung alles Religiösen, anstößiger Lebenswandel, wie man ihn bisher nicht an Jugenderziehern gewöhnt war, haben die Elternkreise zu schärfster Opposition herausgefordert. Daß dazu jetzt schon die charakter- und gesinnungsbildenden Fächer, bei denen das Religiös-ethische eine bestimmende Rolle spielt, ganz zurücktreten vor der Sprachendressur, die jetzt vor allem in der französischen Schule getrieben werden muß, das ist ein Grund mehr, die alte religiös unterbaute Schule beider Konfessionen als das nie aufzugebende Ideal erscheinen zu lassen.

Während der Protestantismus in bezug auf die Schule mit dem Katholizismus durchaus einig ist, ist er hingegen eher geneigt, das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat anzunehmen, schon aus dem Grunde, weil das jetzige System der Regierung gar zu viel Handhaben bietet, die Kirche zu bevormunden und zu kontrollieren. Die napoleonische Kirchengesetzgebung hat für die reformierte wie lutherische Kirche viel mehr Drückendes, Beengendes, als für die katholische, bei der sich das staatliche Polizeielement lange nicht so auswirken kann. Aber einig ist sich der gesamte Protestantismus in der Abwehr der kirchenfeindlichen Form,

in der sich in Frankreich die Trennung von Kirche und Staat vollzogen hat. Hier begehrt man jedenfalls von vornherein stärkste Garantien. Nun, einstweilen hat die französische Regierung diese ganze antikirchliche Gesetzgebung, die sie in Innerfrankreich wagen konnte, zurückstellen müssen. Sie hätte sonst eine noch katastrophalere Reaktion der Volksmeinung wider das ganze französische Regime zu gewärtigen. Das möchte sie im Hinblick auf die Weltmeinung, die auf die elsaß-lothringischen Dinge nicht allzusehr aufmerksam gemacht werden darf, nicht riskieren.

Die Solidarität beider Religionsparteien hat aber noch tieferen Grund. Man steht vor der Tatsache der konsequent und systematisch betriebenen Entdeutschung des Volksbodens. Es ist kein Zweifel mehr darüber möglich, daß die französische Staatsmacht mit all dem Raffinement, über das sie verfügt, die junge Generation aus dem Boden der angestammten deutschen Sprache ausheben und so die Zusammenhänge mit der deutschen Kulturgemeinschaft für die nachfolgenden Geschlechter unterbinden will. Nun ist für Protestanten wie Katholiken die deutsche Sprache die Naturgrundlage ihrer Religion. Wird dem jetzt kommenden Volke in Elsaß-Lothringen diese Naturgrundlage weggezogen, können sie nicht mehr die deutsche Sprache für die Religion benutzen, so fällt für diese aus französischer Schulung gekommene Generation die Religion überhaupt dahin, sie dorrt ab, die Jugend kann nicht mit den Alten gemeinsam sich um die überkommenen Heiligtümer sammeln; Predigt, Gebet, Bibel, Katechismus verlieren ihre Bedeutung als die Nährquelle der religiösen Bildung. Wenn in zwei oder drei Generationen die neue Sprache die alte verdrängt, dann ist der Faden der religiösen Ueberlieferung abgerissen, die religiöse Geschlechterkette ist durchbrochen, eine Wiederanknüpfung wohl möglich, aber nur unter stärksten Verlusten und Einbußen. Also ist man sich auf beiden Seiten klar über den Ernst der Lage, daß durch diese ganze, auf die völlige Entnationalisierung ausgehende, französische Sprachenpolitik die schwerste Erschütterung der Religion heraufgeführt wird. Schon beginnen sich die Folgen der von den Franzosen in Szene gesetzten geistig-sprachlichen Umstellung unheilvoll auszuwirken auf dem Boden der beiden Kirchen. Die Kinder verstehen schon nicht mehr die Sprache ihrer Kirche, aber ohne daß sie der französischen Sprache in höherm Sinne mächtig wären, und die Geistlichen haben die schwere Doppelaufgabe, mit der religiösen Unterweisung einen ausgiebigen deutschen Sprachunterricht zu verbinden. Die französische Schulbehörde zieht daraus den Schluß, daß damit die Notwendigkeit des Religionsunterrichtes in der französischen Sprache statt in der deutschen Muttersprache klar erwiesen ist, und man soll auch in der Religionslehre der Schule zu dem Französischen übergehen, wenn die Kenntnis des Französischen so weit ist, daß der Lehrer mit der französischen Sprache „zu den Herzen der Kinder dringen“ kann. So hat man denn auch im Religionsunterricht der Schule, vor allem da, wo innerfranzösische Lehrer wirken, den Grundsatz: „Religion in der Muttersprache!“ verlassen. Die Behörde hat das aber ja nicht befohlen (!), sie hat nur die Sprache geboten, mit welcher man am ehesten zu den Herzen der Kinder zu kommen hofft! Wenn die Kinder kein Hochdeutsch in der Schule lernen und hören, so ist der Augenblick bald ge-

kommen, wo man als Sprache der Religionslehre nur noch die französische gebrauchen kann. Aber da, wie allgemein anerkannt wird, diese Schuldressur in der französischen Sprache nur etwas ganz Oberflächliches, mühsam Angequältes ist, so kann man sich denken, daß eine innerliche Anfassung der Kinder durch die Lehrer mit den Mitteln der französischen Sprache einstweilen noch ganz unmöglich ist. Das hat jetzt erst recht den Widerstand der beiden Religionsparteien herausgefordert. Sie müssen ohnmächtig dabeistehen und zusehen, wie die religiöse Pflanzung verwüstet wird im Interesse einer anderen nationalen Umstellung der Seele der deutschen Elsässer und Lothringer.

Die Staatsmacht hat natürlich das stärkste Interesse, auf beiden Seiten das kirchliche Regiment seinen Zwecken der nationalen, kulturellen, sprachlichen Umordnung dienstbar zu machen. Sie drückt auf beide Behörden, daß sie entsprechende Direktiven, Anweisungen ergehen lassen. Auf die protestantische ist natürlich viel leichter einzuwirken, der Präsident der lutherischen Landeskirche untersteht viel unmittelbarer dem Staat, ein staatlicher Kommissar sitzt zugleich in der obersten Kirchenregierung. So ist denn auch der derzeitige höchste Vertreter der protestantischen Kirche der französischen Staatsgewalt mit ihren Entdeutschungs- und Entnationalisierungsabsichten ganz gefügig. Der Bischof ist von Hause aus so sehr dem extremsten Nationalismus ergeben, daß er in dieser Geistesart der Verquickung von Religion und chauvinistischem Patriotismus alle Gewähr zu bieten schien für Frankreich. Das war auch das Bestimmende bei seiner Auswahl. Aber nun zeigt sich doch unerwartet eine Schranke, die das System, durch die Kirchenoberen die staatlichen, nationalen Zwecke zu fördern, nicht voll zur Auswirkung kommen läßt: Der elsässische und der lothringische K l e r u s ist vermöge seiner demokratischen Grundstruktur wenig geneigt, Direktiven von oben zu folgen, sofern sie über das spezifisch Religiös-Kirchliche hinausgehen. Er pariert nicht Ordre. Die evangelische Geistlichkeit macht ihrem Präsidenten in diesem Punkte der Sprachenfrage auf der ganzen Linie Opposition; er sieht sich außerstande, die Pfarrer für die Pläne der Regierung gefügig zu machen. Die Drohung, daß man ihnen den Brotkorb höher hängt, schreckt sie nicht. Er hängt sowieso schon hoch genug. Die Gehaltsverhältnisse sind allmählich erbärmlich geworden. Aber die Pfarrer können sich abgesehen davon nicht dazu hergeben, daß sie die Henker ihres eigenen Volkstums und damit die Zerstörer der Volksreligion werden, die nun doch einmal mit der Lutherbibel, dem deutschen Glaubenslied und letztlich mit der deutschen Kultur in unauflöslichem Zusammenhang bleibt. Die Wurzeln, die sie mit diesen Geistesmächten verbinden, zu durchschneiden, dagegen empört sich alles in ihnen. Positive und Liberale empfinden da ganz gleich, wenn auch die spezifisch Lutherisch-Konfessionellen noch leidenschaftlicher und energischer sich für das Deutsche einsetzen. Zu sehr fühlen sie sich alle deutschem Leben, deutschem Glauben und deutscher Theologie verhaftet und geben damit auch nur dem innersten Gemeindeempfinden Ausdruck, das sich seinen Glauben ohne Luther und deutsches Gesangbuch nicht denken kann. Freilich das reformiert-kalvinistische Kirchentum, das im Oberelsaß und teilweise im Unterelsaß einige Mittelpunkte hat, hat nicht diesen Instinkt

für die unauflösliche Verbundenheit von Glaube und Volkstum. Das Ideologische macht sich da stärker geltend, und dieses widerstrebt der Entnationalisierung weniger, strebt eher dem Fremdnationalen zu, dem französischen Hugenottentum. Das liegt ihm mehr als das deutsche Luthertum. Es ist auch nicht zufällig, daß der reformierte Protestantismus seine Sitze da hat, wo das Fabrikantentum als der Kern der elsässischen Bourgoisie sitzt, die mehr und mehr ganz in den Bereich französischer Sprache und Kultur abgeglitten ist.

Wie liegen die Dinge nun beim Katholizismus? Der Bischof hat es schließlich, wenn man sich seine bisherige Haltung vergegenwärtigt, offenbar für rätlicher gehalten, im Einklang mit seinem Klerus und dem von ihm vertretenen Volkswillen zu bleiben, statt sich zum Organ der Regierung herzugeben oder sich für rein nationale Zwecke gebrauchen zu lassen. Der Uebergang der Staatsmacht vom nationalen Block an die Linke, die laikale, erleichterte ihm diese mehr elsässische Orientierung. Er konnte dann seine Aufgabe nur darin sehen, das katholische Kirchenvolk jetzt erst aufzustacheln wider das kirchenfeindliche laizistische Regime Frankreichs und dem französischen Katholizismus, der unter dem anfeuernden Beispiel der Elsaß-Lothringer auch anfing, sich zu sammeln und in Kampfbereitschaft zu geschlossener Front zu formieren, vom Elsaß her Hilfstruppen zuzuführen. Er konnte also nur sein Interesse darauf richten, daß die ganze Opposition, die im elsässischen Volke wachgerufen worden war, sich auf das rein kirchliche Gebiet beschränkte, und daß vermittelst dieser Opposition Brücken hinüber zum französischen Katholizismus gebaut würden. Das Ziel ist: ein Frankreich, das sich wieder als Hüterin der heiligen katholischen Kirche fühlt, ein Vaterland, dem man Volkstum und Sprache schon zum Opfer bringen kann, und jeder elsässische Katholik ist verpflichtet, an der Heraufführung dieses katholischen Frankreichs, welches das laizistische Frankreich bedroht, zu arbeiten. Das sind offensichtlich die Gedankengänge bei der bischöflichen Politik. Also *objektives* Interesse an der Erhaltung der angestammten Sprache hat das bischöfliche Ordinariat nicht, nur ist es nicht erbötig, dem derzeitigen Regime besonders den Arm zu leihen zur Erdrosselung von Elsässertum und Deutschtum; es benutzt vielmehr die autonomistische, für Behauptung der elsässischen Volkspersönlichkeit tätige Bewegung als *Druckmittel* gegenüber den Fanatikern der Weltlichkeit. Das elsässische Volk ist nicht derart, daß man ihm noch viel zumuten darf, lautet sein Warnungsruf. Der Bischof weist in einer Abhandlung auf die Erregung hin, die das ganze Volk durchzittert, gesteht die relative Berechtigung dieser allgemeinen Unzufriedenheit zu. „Man versteht bis zu einem gewissen Grade, wenn manche Leute Glauben finden, sobald sie sagen, die Elsaß-Lothringer hätten unter deutscher Herrschaft freier über sich verfügt als heutzutage.“ Er malt die Gefahr an die Wand, die durch den Bruch des Konkordats, durch die Fortsetzung der Laizisierungsversuche auch unter dem noch geltenden System entstehen muß: „Wozu werden sie sich hinreißen lassen? Niemand kann das wissen. Man weiß, wie solche Bewegungen beginnen, man weiß aber nicht, wie sie aufhören. Die Zeiten, in denen ein Eroberer mit Gewalt über andere

Völker herrschen konnte, sind vorbei. Früher oder später trennen sich von jedem Staate die Provinzen, die von ihm vergewaltigt werden." Indem also der Bischof allen Kampfeseifer auf den kirchlichen Protest konzentrieren will, sollen seine Diözesanen abgelenkt werden von dem politischen, völkischen Kampffelde, auf dem sie in eine Oppositionshaltung zum ganzen Franzosentum kommen könnten. Dazu ruft er dann die Hilfe der innerfranzösischen Katholiken, die so sehr den elsässischen Brüdern die Hand reichen sollten, daß sie aus einer allgemeinen Proteststimmung herausgerissen werden und in jene Verfassung kommen, wie sie den nationalistischen Katholiken des Innern liegt: Catholiques et Français toujours. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Methode schon Erfolge gezeitigt hat. Die Verbrüderung, die sich zwischen General Castelnau und einem in deutscher Zeit sehr loyal gesinnten Katholiken Weydmann vollzog, war gleichsam symbolisch für das, was im elsaß-lothringischen Katholizismus sich abspielt.

Wie aber steht denn der organisierte Katholizismus als Partei? Die Partei ist stets der bischöflichen Autorität gegenüber etwas Selbständiges und Eigenes gewesen. In dieser Partei war der eine Flügel, der allerdings weniger Volk hinter sich hatte, französisch gesinnt, er ist im Elsaß etwa in Deputés wie Pfleger, Oberkirch, Delsor u. a. vertreten. Der überwiegende Teil der Partei geht aber mit der nicht mehr zu verkennenden Volksströmung, die, durch die „Zukunfts"bewegung ausgelöst, auf die Parole der unbedingten Wahrung der „Volks- und Heimatsrechte" eingestellt ist. Diese zwei Richtungen ringen jetzt innerhalb der Partei miteinander. Die französische Richtung, die nur eine kirchliche Opposition will, zieht sich zu ihrer Rechtfertigung darauf zurück, daß die Zentrumspartei, jetzt Elsässische Volkspartei, nur Weltanschauungspartei, also eigentlich an Volkstum, Sprache nicht interessiert sei — natürlich eine Selbsttäuschung, wenn nicht mehr, da diese Leute heute sehr intensives Interesse am Franzosentum nehmen. Die andere, den Großteil der Partei umfassende Richtung, will das spezifisch Kirchlich-katholische und das Elsässisch-volkliche nicht auseinandergerissen haben, sie pflanzt jetzt sogar geflissentlich und ostentativ, was sie früher vermieden, das Banner auf: Volkstum, in dem eben die elsässisch-katholische Art wurzelt. Mit der „Zukunfts"bewegung sieht man nur noch Rettung und Heil in der provinzialen Verselbständigung innerhalb Frankreichs, die allein den Elsaß-Lothringern Erhaltung ihrer Eigenart verbürgt, ja, man geht jetzt so weit, daß man sich die von den Leuten der „Zukunfts"bewegung ausgegebene Losung von der „unterdrückten deutschen Minderheit" zu eigen macht, wobei man freilich die Note von der Unterdrückung der kirchlichen Rechte und Freiheiten stärker anklingen läßt.

Diese Verflechtung von Volks- und Heimatsinteressen mit kirchlichen und dann wieder das Verbundensein mit nationalfranzösischen Interessen und Motiven gibt uns allerdings ein Bild von dem Katholizismus, das nur zu deutlich eigentümlich schillernde, unsicher schwankende Linien und Züge zeigt. Aber trotzdem, die Dominante ist dabei je länger, je mehr: der Zug, die Strömung nach Wahrung des Bodenständig-Angestammten in Volkstum und Religion. Hatte der Katholizismus schon die ganzen

Jahre hindurch das Bestreben gezeigt, diese Richtung zu gewinnen, trotz aller Pressionen anderer Art, so ist sie durch die unmittelbar aus dem Volke gekommene Protest- und Oppositionsstimmung, der die „Zukunft", die vielgenannte Wochenschrift, zuerst unverblümtesten Ausdruck gab, sehr wesentlich verstärkt und versteift worden. Aber ausgeglichen ist die Bewegung innerhalb des Katholizismus noch nicht. Noch sind starke Kräfte der Hierarchie sowohl wie der Laienschaft am Werke, um die auf den völkisch-deutschen Gedanken eingestellte Bewegung innerhalb des katholischen Volksteils nicht aufkommen zu lassen.

Nun aber werden die Bemühungen, die französische Idee bei allem kirchlichen Kampfe doch stets voranzutragen, neuerdings dadurch sehr erschwert, daß unerwarteterweise dem politischen Katholizismus in seiner bisherigen bald energischen, bald lauen oder gar passiven Haltung gegenüber der „Entnationalisierung" neben der „Zukunfts"bewegung, an die man möglichst rasch Anschluß gesucht hatte, eine neue gefährliche Konkurrenz erstand: in der bürgerlichen Linken im Unterelsaß, am Platz Straßburg selbst. Bisher hatte die bürgerliche Linke, da sie zumeist kein „Volk" hinter sich hatte, sondern nur ein Komitee war, sich ganz der Idee der vollständigen Assimilierung verschrieben, sie verriet bisher nicht das geringste Interesse für das, was von den Franzosen an Werten des Volkstums unter die Füße getreten wurde. Aber da nun die Fluten der Opposition höher und höher stiegen, und die Gefahr immer drohender wurde, daß der politische Katholizismus durch diese Fluten erst recht hochkam, da dämmerte es links, daß man unverantwortlicherweise dem politischen Katholizismus das dankbarste Feld gelassen hatte, holte schnellstens einen Liberalen, den man wegen seiner deutschen Belastung in das Dunkel gedrängt hatte, wieder hervor, und dieser hat nun als radikal-sozialistischer Führer in richtiger Erfassung dessen, was die Stunde geschlagen hat, in dem Parteiblatt der Radikalen die verblüffend offene Erklärung abgegeben: Es gilt eine Einheitsfront aller heimatlich Denkenden aufzubauen, die sich ohne Unterschied weltanschaulicher Einstellung nur auf den Boden des Volkstums und der Sprache stellen und sich als eine ethische und sprachliche Minderheit aufzutun gewillt sind „gegenüber den Versuchen eines falschen französischen Nationalismus und Unitarismus, durch einseitige Französisierung, durch eine falsche Assimilationspolitik unser Volkstum zu bedrohen und unsere Sprache zum langsamen Absterben zu bringen". Daraus könnte sich eine neue Lage für die katholische Partei ergeben. Es ist jetzt Gefahr, daß die bürgerliche Linke ihr den Wind aus den Segeln nimmt, da bisher auch nicht katholische, aber entschieden heimatlich gesinnte Elsässer in der Partei des politischen Katholizismus allein die Heimatinteressen aufgehoben und geschützt sahen. Jetzt muß diese Partei, um sich nicht von der bürgerlichen Linken übertreffen zu lassen, noch eindeutiger Farbe bekennen und das Fahrwasser der „Heimat- und Volksrechte" noch mehr als bisher innehalten.

Aber so sehr also verschiedenste Kräfte die Religionsparteien, und zwar als rein religiös gedachte, an dem heimischen angestammten deutschen Volkstum festhalten, so darf nicht verkannt werden, daß auch andere Energien auf sie einwirken von Frankreich her. Da ist für die elsässischen

Protestanten die Anziehung vom französischen Protestantismus. Stellt er zwar nur eine kleine Minderheit dar, so doch eine geistig sehr hochstehende, die sich auf die sozial gehobenste Schicht stützt und religiös außerordentlich rührig ist. Als solche höchst lebendige aktive Minderheit ist er eine Kraft, die auch nach dem Elsaß wirkt und sich Sympathien erwirbt. Der elsässische Protestantismus bedeutet für den französischen eine außerordentliche Stärkung; so wird er von ihm ganz besonders mit viel Liebe und Interesse umfaßt, und solche Energie hinterläßt schon Spuren, läßt Fäden wachsen, die mit der Zeit immer zahlreicher und fester werden, so daß von der kirchlichen, der religiösen Seite her das Gefühl der Verbundenheit, der Solidarität mit Frankreich sehr genährt werden kann. Das gleiche ist der Fall mit dem Katholizismus. Der Katholizismus im Elsaß und in Lothringen hat vom deutschen Katholizismus außerordentlich viel empfangen, er wäre heute in seiner rein religiösen Funktion, an praktischer und politischer Betätigung nicht das, was er ist, ohne diese starken lebendigen Impulse durch den deutschen Katholizismus. Das zieht ihn auch weiter dahin. Aber andererseits lockt ihn nach der französischen Seite auch die stolze große Aufgabe, dem französischen Katholizismus nicht bloß ein Anreger, sondern auch Führer zu werden. Es strecken sich ihm aus Frankreich viele Hände entgegen: Kommt zu uns und helft uns, wir brauchen euch. So erklärt sich auch das Schwanken nach beiden Seiten. Aber letztlich bestimmt sich die Haltung der Religionsparteien doch nach der Gestaltung des Volksgeistes überhaupt, der noch anderen Gesetzen und Motiven als denen der Religion untersteht. Religionsgenossen sind zugleich Volksgenossen, und die Kirchen sind Volkskirchen und haben den Willen, es auch zu bleiben, oder immer mehr zu werden. So müssen sie im Einklang bleiben mit all den Stimmungen, Strömungen und Regungen, die aus der Volksseele heraus zu ihrer Selbstbehauptung entstehen. Vieles in der Religion geht aus der gleichen Motivation. Glaube und Volkstum suchen sich, brauchen sich, bilden eine unauflösliche Einheit. So liegen auch im protestantischen wie katholischen Religionswesen noch genug Kräfte, die dem Entnationalisierungsprozeß, der in dem deutschen Grenzlande jetzt mit so viel Energie auf französischer Seite betrieben wird, doch Schranken setzen.

Wilhelm Kapp.

Die sprachlose Kunst.

1.

In einem holländischen Roman, der in der Zeit des Kaisers Domitian spielt, fand ich kürzlich folgende Szene: Auf Befehl des Kaisers wird im Amphitheater ein Drama aufgeführt, worin zum Schluß ein Verbrecher gekreuzigt wird. Domitian hat nun, ohne Wissen der Schauspieler, Weisung gegeben, daß die Kreuzigung nicht, wie sonst üblich, an einer Puppe, sondern an einem seiner Sklaven vollzogen werde. Diese brutale Bluttat inmitten eines hochliterarischen Stückes löst eine entsetzliche Wirkung aus. Die Darsteller flüchten unter lautem Geschrei, das Publikum sitzt vor Schreck versteinert da. Nur in der Senatorenloge erhebt sich die geistige Blüte Roms — darunter Plinius und Tacitus — sofort von den

Sessseln und verläßt angeekelt das Theater. Einer unter ihnen aber beugt sich interessiert über die Logenbrüstung: es ist der Satirendichter Juvenal. Denn — so erklärt er seinen Freunden — dies ist meine Zeit; und meine Zeit muß ich kennen!

Einem ähnlichen, wenn auch nicht so krassen Widerstreit zwischen „Idealismus" und „Realismus", zwischen Geschmack und Tatsachensinn begegnen wir heute in dem zwiespältigen Verhältnis des Durchschnittsgebildeten zum Film. Jeder Mensch, der sich noch einen Rest von geistiger Tradition bewahrt hat, spürt nach einem Kinobesuch ein gewisses Unbehagen, das sich gerade dann mit besonderer Deutlichkeit zum Wort meldet, wenn die Vorführung selbst den Besucher ganz und gar in ihren Bann gezogen hat. Diese oftmals ganz unbewußte Antipathie scheint mir um so merkwürdiger, als die Filmdarsteller doch zumeist dieselben Persönlichkeiten sind, deren Leistungen auf der Sprechbühne wir ungeteilten Beifall zollen. Und auch dort, wo sich ein spezifischer Typus des Filmschauspielers herausgebildet hat, kann man keineswegs die allgemeine Behauptung aufstellen, daß sein Können nur um dieser selbstgewählten Beschränkung willen von vornherein niedriger zu bewerten sei als das seines Kollegen vom Theater. Ja, der Film hat sogar vor der Sprechbühne den großen Vorzug voraus, daß diese „erste Besetzung" bis in die kleinste Kleinstadt dringt und bei einem erfolgreichen Stück oftmals die Runde um die ganze Welt macht.

Woher stammt also dieser moralisch-ästhetische Skrupel? Aus welchen Quellen speist sich die Abneigung und worauf kann sie sich berufen? Sollte sie vielleicht darin begründet sein, daß unserem anerzogenen Idealismus die wirtschaftliche Bedingtheit des Films auf die Nerven geht? Schwerlich; denn die Leistung eines Charlie Chaplin im „Goldrausch" läßt uns den Gedanken an Stargagen ebenso vergessen wie die Darstellung der „Heiligen Johanna" durch Elisabeth Bergner. Unser schlechtes Gewissen ist überdies viel zu primär, als daß es durch solche wirtschaftlichen Erwägungen hervorgerufen sein könnte. Es hat sicher eine weit einfachere Ursache, die eben im Faktum der „Bildung" selbst liegt.

Der Begriff der „Bildung" ist bekanntlich eine „Errungenschaft" der Neuzeit. Er bezeichnet eine bestimmte geistige Schulung vermittels eines bestimmten Sachwissens. Von der Renaissance bis zum deutschen Humanitätszeitalter bestand dieses Sachwissen vor allem in der Kenntnis der antiken Kultur. Das neunzehnte Jahrhundert hat dann in immer steigendem Maße neue Wissenskomplexe in das alte Bildungsideal einzugliedern versucht, was nicht stets zum Vorteil der geistigen Schulung ausschlug. Infolge dieser literarischen Herkunft aber ist die Idee der Bildung auf das intimste mit dem Ausdrucksmittel verknüpft, auf das der Film gerade verzichtet, nämlich mit dem Wort. Einen Menschen, auf den Malerei, Plastik, Architektur und Musik keinen Eindruck machen und der sich nicht für Technik, Chemie und Biologie interessiert, nennen wir deshalb doch noch keineswegs ungebildet. Einen Bildungsmangel stellen wir vielmehr erst dort fest, wo wir mündlichen oder schriftlichen Verstößen gegen die Sprache begegnen.

Diese These klingt zunächst entsetzlich oberlehrerhaft, wird aber durch

die Erfahrung auf Schritt und Tritt bestätigt, und zwar am deutlichsten bei den romanischen Völkern, deren Verantwortungsgefühl gegenüber der Sprachnorm durch eine Schulung von mehreren Jahrhunderten aufs äußerste verfeinert ist. Man braucht sich nur die Zusammensetzung der französischen Kammern zu vergegenwärtigen, um gewahr zu werden, daß der revolutionäre Gleichheitsrausch *eine* Schranke nicht niederzureißen vermocht hat, nämlich die gläserne Mauer zwischen dem Franzosen, der die klassische Sprache beherrscht, und demjenigen, der ihrer nicht mächtig ist. So sehr nun dieses sprachliche Kriterium in Frankreich auch das Emporkommen des Parlamentarismus begünstigt hat, so hat es doch primär mit der Regierungsform als solcher nichts zu tun. Denn auch das zaristische Rußland bediente sich dieses Kriteriums, wie das Beispiel Alexanders des Dritten beweist, der sich der Abschaffung der (lautlich ganz unnötigen) zwei E-Formen der russischen Sprache mit dem ausdrücklichen Hinweis widersetzte, „daß er dann nicht mehr den Gebildeten vom Ungebildeten unterscheiden könne".

Als Fähigkeit, korrekt zu sprechen und zu schreiben, ist demnach die Bildung ein letzter Rest von Aristokratismus innerhalb einer ganz unaristokratischen Welt. Alle anderen Schichtungsformen — nach der Geburt (Ritter) oder nach einem transzendenten Charisma (Geistlicher) — sind von der modernen Zivilisation entweder ganz eingeebnet oder doch bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden. Die Verantwortung für diese Entwicklung schiebt man heute zumeist dem Rationalismus zu, ohne zu bedenken, daß hier nur ein Schichtungsprinzip durch das andere ersetzt wurde, und daß die Zerschlagung des monarchisch-aristokratischen ancien régime erst den Weg freigemacht hat für den Sieg der Bildungsidee. Selbst die humanitärsten Aufklärer sind mit ihrem Verlangen nach der Diktatur der Vernunft — nämlich *ihrer* Vernunft — höchst selbstbewußte Aristokraten. Den spezifisch egalitären Zug hat die revolutionäre Ideenwelt erst durch den Bildungs*verächter* Rousseau bekommen, der nicht die Vernunft, sondern den Instinkt des „bon sauvage" zum Kriterium der sozialen Einrichtungen macht. Und welch inhumane Konsequenzen selbst diese „Humanität" noch zeitigen konnte, beweist die Gemütsruhe, mit der ein Tugendaristokrat wie Robespierre seine „untugendhaften" Gegner auf die Guillotine schickte.

Daß die Idee der Bildung ein im Grunde undemokratisches Prinzip bedeutet, hat auch die Sozialdemokratie sofort begriffen. Daher der Ruf nach der Einheitsschule! Nur verkennt der Marxismus dabei vollkommen, daß Bildung nicht identisch ist mit Sachwissen und daß keine Schulorganisation das natürliche Monopol der Begabung aufheben kann. Wie aristokratisch der Begriff der Bildung ist und wie wesenhaft sie sich als „Vorrecht" darstellt, das geht schon aus dem ganzen Charakter des sprachlichen Elementes hervor, in dem die Bildung wurzelt. Denn jedes Wort hat — im Gegensatz zum Laut — einen Sinn, kraft dessen es etwas „bezeichnet". Es strebt nach Darstellung einer Wirklichkeit und nimmt bereits dadurch eine Autorität in Anspruch. Autoritativ auftreten aber kann ich nur aus dem Bewußtsein heraus, mit dem gemeinten Sinngehalt in einem unmittelbareren Kontakt zu stehen als der, an den sich meine Aussage richtet.

Ja, mehr noch! Keines von den Worten, die ich hier niederschreibe, habe ich „erfunden“. Ich entnehme sie vielmehr dem Sprachgut des Volkes, in das ich hineingeboren bin. Ob ich zum Ausdruck eines bestimmten Gedankens dieses Wort verwerfe und jenes wähle, ist das Ergebnis einer verwickelten Auseinandersetzung zwischen der vorgefundenen Sprachtradition und dem „Neuen“, was ich zu sagen beabsichtige. Hier liegt der Grund für die furchtbare Verbitterung, die alle Nationalitätenkämpfe kennzeichnet, sobald sie als Sprachkämpfe geführt werden. Die rein politische Nichtzugehörigkeit zum Deutschen Reich könnte der Südtiroler vielleicht ertragen. Wenn aber Mussolini den Versuch macht, ihm seine Sprache zu nehmen, so drückt er ihn damit in die Rolle des Ungebildeten herab, der nur noch sprachloses Objekt einer fremden Herrschaft ist. Kurz, jedes Wort stellt einen Kontakt mit zwei objektiven Gegebenheiten dar, nämlich einerseits mit der Idee, die es bezeichnet, und andererseits mit der Tradition, der es historisch zugehört. Daher ist auch der wütigste Revolutionär im Augenblick, wo er spricht, ein autoritärer Traditionalist.

2.

Was nun den Film vom Drama grundsätzlich scheidet, ist der fast völlige Verzicht auf das Wort als des letzten Gutes, das noch nicht Gemeingut aller, sondern im Gegenteil wesenhaft Schranke ist, und zwar Schranke einerseits zwischen den Völkern und andererseits innerhalb der Völker selbst zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten. Denn die „Zwischentitel“, deren sich der Film heute noch bedient, sind nur Residuen aus der vorfilmischen Zeit und spielen gerade beim guten Film eine so untergeordnete Rolle, daß sie bald ganz in Fortfall kommen werden. Zudem werden die Wortreste, mit denen der Film arbeitet, so stark durch die bildhafte Geste verdeutlicht, daß sie vom Zuschauer kaum noch als Worte begriffen, geschweige denn erfühlt zu werden brauchen. Wenn etwa Buster Keaton das Tätigkeitsfeld seiner unterseeischen Arbeit mit einem Gestell abgrenzt, das die warnenden Worte trägt: „Man at work“ — so bedarf es wirklich keiner Uebersetzung mehr, um auch dem Dümmsten den Sinn dieser Warnungstafel klarzumachen. Der Wortklang, der sich an das Gefühl wendet, liegt ja von vornherein außerhalb der Sphäre des Films. Aber das Bestreben des guten Filmregisseurs wird immer darauf gerichtet sein müssen, auch den Wortbegriff, der verstanden werden will, nach Möglichkeit in reine Anschauung zu verwandeln. Als vorbildliche Lösung dieser Aufgabe nenne ich die Schlußszene der „Manon Lescaut“. Hier fragt die sterbende Manon ihren Geliebten, den Sohn des Marschalls von Frankreich: „Sind wir bei dir zu Hause?“ und nun zeigt uns der Regisseur dieses „Zuhause“ (und damit zugleich den ganzen tragischen Abstand zwischen der Pracht des Adelsschlosses und dem hilflosen Elend der kleinen Kurtisane), indem er die Ahnenbilder der des Grieux vor unseren Augen aufleuchten läßt.

Dieser Verzicht auf das Wort in seiner doppelten Funktion als Begriff und als Klang, als Verständigungsmittel und als Sinnträger bedeutet den Verzicht auf jedes Bildungselement, sei es nun Sachwissen oder geistige Schulung. Hier liegt das Geheimnis der Popularität des

Films, der selbst dort, wo er uns als Lehrfilm Sachwissen vermittelt, lediglich mit der Anschauung arbeitet. Die drei amerikanischen Filmkomiker Charlie Chaplin, Buster Keaton und Harald Lloyd sind wirklich „allgemeinverständlich", zum mindesten für alle Menschen unserer Zivilisationsstufe. Wie ein Chinese oder ein Inder auf den melancholischen Blick reagiert, mit dem der „Matrose wider Willen" in den Taucheranzug kriecht, kann hier ganz außer Betracht bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß der Neuyorker wie der Pariser, der Londoner wie der Berliner sich angesichts dieses hilflosen Augenaufschlags vor Lachen krümmt. Und in Charlie Chaplins Goldsucherei lebt so viel vom primitivsten „Leid der Kreatur", daß man seine Leistung gar nicht besser kennzeichnen kann, als wenn man ihn den „Don Quixote unserer Zeit" nennt.

Wer diesen Vergleich zu hochtrabend findet, der vergegenwärtige sich die tatsächliche Aehnlichkeit, die zwischen diesen beiden Gestalten besteht. Denn wer war Don Quixote? Ein Zuspätgeborener, ein Nachkomme des Gralsuchers Parzival, ein fahrender Ritter im Zeitalter des Absolutismus. Und was ist Charlie Chaplin im „Goldrausch"? Ein Zuspätgekommener, ein Goldsucher ohne Goldgier, ein hilfloser Mensch, der kaum richtig auf seinen Beinen stehen kann und der — zutiefst ziellos — in Wettbewerb mit einer Welt treten will, die alles zu zermalmen droht, was nicht Zielstrebigkeit ist. Mit dieser Definition berühren wir wohl das tiefste Geheimnis der Filmwirkung überhaupt. Der Film ist nämlich einerseits der genaue Ausdruck der modernen Zivilisation, die alle Besonderheiten ausschalten will und überall das Persönliche durch das Sachliche verdrängt. Darum verzichtet er auf das Wort als Beschränkung und Zeitvergeudung und ersetzt es durch die international verständliche Geste. In diesem Streben nach Nivellierung und Angleichung ist der Film der tatsächlichen Entwicklung der Zivilisation, wenigstens in Europa, weit vorausgeeilt. — Da sich nun aber die Gefühlswelt des Menschen nicht völlig ertöten läßt, so bedarf die zivilisatorische Zielstrebigkeit, wenn sie nicht Maschinenstürmer züchten will, für diese Gefühle eines Ventils. Und so schafft sie mit derselben Sachlichkeit, die ihr ganzes Handeln bestimmt, eine unsachliche Welt, ein Traumland, ein Nicht-Hier und Nicht-Heute, in dem sich die Phantasie beliebig ergehen kann, ohne Schaden anzurichten. Der Film entführt die an ihren Büroschemel gefesselte Stenotypistin in den Palast eines indischen Maharadscha, er gaukelt dem Proletarier die mondäne Welt vor und er zeigt schließlich uns allen die — schöne Frau.

Ich bin mir bewußt, daß ich mir mit dieser Deutung weder die Gunst der Filmleute noch die Sympathie des „Gebildeten" erwerbe, der hier bestimmt etwas von „innerer Leere dieser Schönheit" murmelt. Und doch ist — um zunächst dem Einwurf des Gebildeten zu begegnen — die „schöne Frau" das A und O der Filmwirkung; so sehr, daß gerade hier eine scharfe Trennung zwischen Bühne und Film stattfindet. Die Mehrzahl unserer Schauspielerinnen ist für den Film nicht schön genug und kann daher nur in Charakterrollen verwandt werden. Denn das Theater wirkt ja in erster Linie durch das Wort, und wenn uns Don Manuel minutenlang von der Schönheit seiner Geliebten vorgeschwärmt hat, so sehen wir schließlich

zwangsläufig die Darstellerin der Beatrice als schönes Mädchen. Die Filmschauspielerin hingegen muß der Sprachsuggestion des Dichters entraten können. Der ganze Manon-Film würde zur Farce, wenn die Darstellerin der Manon nicht wirklich schön wäre. Dieses Schönheitsmonopol spielt im Film eine wichtige Rolle nicht nur geschäftlich für die Diva selbst, sondern auch kulturpsychologisch. Wer einmal die Geschichte des erotischen Frauenideals unserer Massen schreiben wollte, der darf an Gestalten wie Henny Porten, Lil Dagover und Lya de Putti nicht vorübergehen. Mag sein, daß diese Schönheit „geistlos" ist, weil sie auf das geistigste Ausdrucksmittel des Menschen — die Sprache — von vornherein Verzicht leistet. Ja, ich räume sogar ein, daß dieser Schönheitskult barbarisch ist. Aber ist nicht der Zivilisierte ein Barbar, vielleicht ein schlimmerer Barbar als der Wilde? Die Gefühlskurve hat hier offenbar einen Kreis beschrieben. Und das Gefühl, das uns zu Charlie Chaplin zieht, stammt aus denselben primitiven Schichten der menschlichen Seele, die dem buckligen Hofnarren früherer Zeiten die Gunst seines Königs eintrugen. Kult des Grotesken und Kult *dieser* Schönheit — das sind nur zwei Ausdrucksformen desselben Lebensgefühls, das die Welt in zwei Teile auseinanderreißt, in „Sachlichkeit" und in ihr *notwendiges* Korrelat: die „Sentimentalität".

Um zum vollen Verständnis dieser Entwicklung durchzudringen, wollen wir jetzt einmal Wortkunst und wortlose Kunst, Theater und Film auf ihre letzten Möglichkeiten miteinander vergleichen. Das Theater, wie wir es heute haben, ist ein Nachkomme des Humanitätszeitalters und beansprucht als solcher eine „moralische Anstalt" oder sagen wir besser (um den Verdacht jeder Engherzigkeit von uns abzuwehren) ein Bildungsinstitut zu sein. Daß diese Begriffsbestimmung schon eine Verwässerung der Idee des Theaters bedeutet, zeigt uns die Antike. *Jedes* Publikum besteht in gewissem Sinne — was auch der Inhalt der zu verkündenden Botschaft sei — aus „Eingeweihten", aus „Mysten". Denn bereits der Begriff „Gemeinde der Gläubigen" setzt denknotwendig voraus, daß draußen irgendwo noch Ungläubige sind, ebenso wie der Begriff der Bildung jeden angebbaren Sinn verliert, sobald ich seinen Gegensatz, die „Unbildung", nicht mitdenke. Da also das Publikum nicht etwa nur eine Summe von individuellen Theaterbesuchern, sondern eine um eine gemeinsame Grundidee gescharte überindividuelle Einheit darstellt, so ergibt sich logisch daraus der aristokratisch-exklusive Charakter des Theaters, was wiederum historisch dadurch bestätigt wird, daß die Sprachbühne zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Angelegenheit einer bestimmten Volksschicht gewesen ist. Aeschylus sprach zu den athenischen Vollbürgern, Shakespeare zu Adel und Pöbel (nicht zum Bürgertum, das im Banne des Puritanismus das Theater mied), Molière zum Hof des Sonnenkönigs, Schiller zum gebildeten Bürgertum.

Und nun sehen wir uns die empirische Wirklichkeit des heutigen Theaterbesuchers an. Sie stellt das genaue Gegenteil einer überindividuellen Realität dar. Gleich nach dem Kriege hat man in völliger Verkennung der Gesetze, nach denen sich eine geistige Einheit formt, den Versuch unternommen, ein „Volkstheater" zu schaffen. Daß dieses „The-

ater der Dreitausend" heute nur noch Operetten und Revuen spielt, ist kein Zufall. Denn man hat sich hier einer Aufgabe unterzogen, die auf unserer Zivilisationsstufe einfach unlösbar ist. Zunächst handelt es sich nicht um ein Wissens-, sondern um ein Bildungsproblem (immer unter der schon stark eingeschränkten Voraussetzung, daß man den Theaterbesucher an die Dramen unserer Klassiker heranführen will). Nun kann ich allerdings einem Menschen mit gesundem Mutterwitz innerhalb von zwei Minuten klarmachen, wer Tantalus war. Um ihm aber einen gefühlsmäßigen Kontakt mit dem Symbolcharakter der Worte „Tantalus" und „Tantaliden" zu verschaffen, muß man den ganzen Menschen geistig umschulen. Dieses Verfahren kann bei einigen Einzelexemplaren glücken, bereits beim ersten Tausend aber erweist es sich als Utopie. Da man also eine Theatergemeinde nicht „schaffen" konnte, „gründete" man Theatergemeind e n mit dem einzigen Erfolg, das letzte historisch gewordene Schichtungsprinzip mit einer künstlichen Sonderung zu verunklären, die parteipolitischen Ursprungs ist. „Volksbühne" und „Bühnenvolksbund" sind Theaterparteien. Ja, wir sind jetzt glücklich so weit, daß es spezifische Volksbühnen- und Bühnenvolksbund-Dichter gibt.

Alle diese Errungenschaften haben ihre letzte Wurzel in dem Irrtum, als handle es sich um eine Erziehung d e s Publikums, während in Wirklichkeit die Erziehung z u m Publikum zur Debatte stand. Das aber bedeutet Beugung von Menschen unter eine gemeinsame Idee, Zusammenballung von Individuen durch eine gemeinsame W a h r h e i t, die immer autoritativ und daher immer aristokratisch ist. An w a s der Mensch glaubt, ist für die K o h ä s i o n der Gemeinde gleichgültig. Das Gefühl, das dem Jakobiner die Göttin Vernunft einflößt, verbindet die Menschen, wie der Gehalt des christlichen Dogmas sie verbindet. Auch der Götze ist ein Gott. Irrglaube ist nicht Unglaube. Konsequenterweise müßte also unsere Zivilisation das Auto vergotten und — was Keyserlinck durchaus logisch vorschlägt — den Chauffeur zu ihrem „Archetypos" erklären. Hier aber hat die Sache einen Haken. Denn die Maschine ist traditionslos und läßt sich nicht zum Symbol machen. Sogar im Banner der Sowjetrepublik flattert nicht der Propeller eines Flugzeugs, sondern Hammer und Sichel, die Werkzeuge der vorkapitalistischen Epoche.

3.

Wie hat sich nun der Film mit dem P r o b l e m d e s P u b l i k u m s abgefunden? Auf eine wahrhaft geniale Weise! Er hat es gelöst, indem er es gar nicht erst stellte. Und er konnte sich diese Handlungsweise erlauben, weil er ein Publikum als Geisteinheit nicht braucht, sondern als Zuschauer den Menschen und die Menschheit hat. Einzelmensch und Gesamtmenschheit sind aber nicht nur Gegenpole, sondern Korrelatbegriffe, die miteinander vor allem denselben Charakter der Unwirklichkeit teilen. So wenig es ein aus allen überindividuellen Seinsbezügen herausgelöstes Individuum gibt, so wenig gibt es eine Menschheit. Beide Worte sind Abstrakta und können deshalb niemals zum Gegenstand eines G e f ü h l s gemacht werden.

Der Verzicht des Films auf das „Publikum" (im Sinne einer nationalen u n d ständischen Besonderheit) vollzieht sich konsequent auf drei

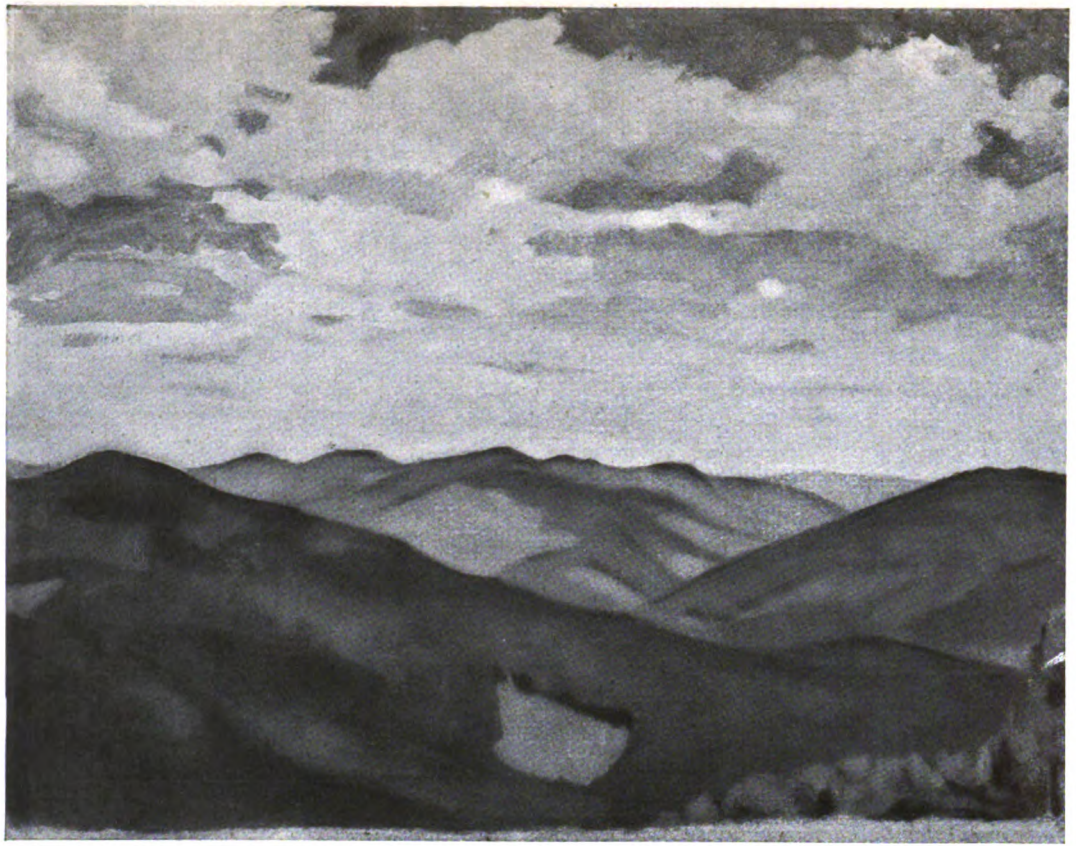
Wegen: erstens durch die Stoffwahl, zweitens durch die Lösung des Kontaktes zwischen Darsteller und Publikum und drittens durch die bereits von uns betonte Ausschaltung des Wortes. Der erste Punkt ist am einfachsten zu begreifen. Der Film braucht eine Handlung, die in allen Menschen unserer Zivilisationsstufe die gleichen Gefühlsreaktionen auslöst. Dieses Streben nach Allgemeinverständlichkeit liegt im Wesen des Kinos begründet und wird erst in zweiter Linie unterstützt durch die geschäftliche Spekulation des Filmherstellers auf möglichst weite Verbreitung seiner Ware. Das soll nicht heißen, daß der Film keine nationalen Stoffe behandeln *kann*. Wo immer er aber solche Stoffe wählt, da schränkt er seine Wirkungsmöglichkeiten von vornherein freiwillig ein, ja, er setzt sich sogar der Gefahr aus, daß seine Absicht in ihr Gegenteil verkehrt wird, wie es z. B. die Polen mit unserem Fridericus-Rex-Film gemacht haben, den sie in den Kinos von Warschau und Lodz unter dem Titel „Der König der Barbaren" laufen ließen. Nun stelle man sich einmal vor, ein Warschauer Theaterdirektor käme auf die perverse Idee, etwa Kleists „Hermannsschlacht" als antideutsches Stück aufzuführen. Was würde geschehen? Zuerst der Uebersetzer und dann die Darsteller (sofern sie nur einen Funken Künstlertum in sich haben) würden von dem objektiven dichterischen Wert des Dramas überrannt werden oder zum mindesten in einen grotesken Zwiespalt zwischen ihrem künstlerischen Gewissen und der ihnen genehmen Tendenz geraten. Schlecht spielen dürfen sie nicht, weil dann die beabsichtigte tendenziöse Wirkung nicht herauskäme (denn der „Barbar" Hermann muß doch glaubhaft vorgestellt werden!); gut spielen können sie nicht, weil dann das Kunstwerk die Tendenz auffrißt. Kurz, wie sie's auch machen, sie machen's falsch. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Drama als Kunstwerk eine „unendliche Aufgabe" darstellt (jeder Leser und erst recht jeder Schauspieler gebiert es gleichsam neu), während der Film als Ware fix und fertig „geliefert" wird.

Das soll nichts gegen die künstlerische Leistung unserer Filmdarsteller sagen, vor denen ich den größten Respekt habe. Aber wenn der Film hinausgeht, ist ihre Leistung *abgeschlossen* und wird nun als Ware auf den Markt gebracht. Jede Ware ist jedoch an den Geschmack des Konsumenten gebunden. Hier gilt der Satz: „Dem einen sein Ul ist dem andern sein Nachtigall." Daher konnte der „Fridericus-Rex"-Film, der viele Deutsche begeistert hat, bei den Polen wütenden Abscheu erregen, ohne daß überhaupt eine Entstellung nötig war. Das Stoffliche hat bei beiden Parteien den Ausschlag gegeben und hat alles in den Hintergrund gedrängt, was etwa an künstlerischer Leistung in dem Film steckte. Vor solchen primitiv-stofflichen Reaktionsweisen ist auch das Theater nicht ganz sicher. Doch kann man bei derartigen Ereignissen immer von vornherein sagen, daß dann der Dichter seines Stoffes nicht wirklich Herr geworden ist. Mit anderen Worten: bestimmte Motive sexueller Art (um gleich das ungeistigste als Beispiel zu nehmen) sind nicht Gestalt geworden, sondern flattern als Selbstzweck umher. Und selbst in diesem Fall kann der gute Schauspieler unter Umständen das Stück noch retten, indem er seine Leistung aufs äußerste steigert und so aus eigener Kraft das gibt, was der Dichter nicht geben konnte oder wollte, nämlich Kunst. Gerade

dieſes Schaffen aus dem lebendigen Kontakt mit dem Publikum heraus (das heute oftmals mehr Geiſteinheit iſt, wenn es widerſtrebt, als wenn es „mitgeht“) iſt dem Filmdarſteller verſagt. Da er zu allen ſpricht, muß er das Urteil aller ſtillſchweigend erdulden. Sein Werk iſt getan, wenn der Film gedreht iſt. Alles übrige geht ihn nichts an. Und wenn heute unſere Filmdiven zu den Premièren ihrer Stücke in den Logen erſcheinen oder gar vorher perſönlich in einem Sketch auftreten, dann iſt das kein künſtleriſches Wirkungsmittel, ſondern eine geſchäftliche Attraktion.

Den letzten und eigentlich grundſätzlichen Unterſchied zwiſchen Film und Bühne aber bildet der Erſatz des Wortes durch die Geſte oder beſſer geſagt (um gleich die Wirkungs*weiſe* zu kennzeichnen) der Erſatz des Ohres durch das Auge. Denn das Organ, an das ſich eine Kunſt wendet, entſcheidet über ihren geiſtigen Rang. Nun iſt aber das Geſicht von allen unſeren Sinnen der ſinnlichſte, mithin ungeiſtigſte. Wenn alſo der Film das Wort durch das Bild, die Sprache durch die Geſte erſetzt, ſo entadelt er ſich ſelbſt. Freilich, auch die moderne Tänzerin, die ohne Muſik tanzt, arbeitet nur mit der Geſte. Und doch nehmen wir den Sinn des Tanzes nicht nur mit dem Auge, ſondern als bewegte Plaſtik indirekt mit dem Taſtſinn wahr. Alles plaſtiſche Sehen iſt künſtleriſch ein Zuſammenarbeiten von Auge und Taſtſinn, da wir im Kunſtgenuß den ſchöpferiſchen Prozeß unterbewußt wiederholen. Selbſt um dieſe Betätigung des Taſtſinns aber betrügt uns der Film, indem er alles Geſchehen in den Rahmen eines zweidimenſionalen Bildes einſpannt und es daher zur Aur-Anſchauung degradiert. Auf der Sprechbühne iſt die Geſte (und ihr auf das Geſicht beſchränkter Teil: die Mimik) nur die Begleitmuſik des Wortes, und welch geringen Wert das antike Drama auf die Mimik legte, beweiſt die Maske, die der griechiſche Schauſpieler vorband. Im Film hingegen iſt aller Ausdruck durch die Preisgabe des Wortes auf Geſte (worunter wir hier immer die Mimik mitverſtehen) reduziert.

Dieſe Reduktion iſt nun aber in doppelter Hinſicht bedeutſam, und zwar einmal als Verkürzung oder beſſer geſagt, als Zeiterſparnis und zum andern als Verwiſchung. In dieſer Doppeltendenz kommen wieder die beiden polaren Motive der Ziviliſation zum Ausdruck: in der Verkürzung die Sachlichkeit und in der Verwiſchung die Sentimentalität. Beiden Tendenzen iſt das Wort als Darſtellung eines Sinngehaltes durch eine Lautgeſtalt von Natur feindlich. Die Sprache iſt niemals nur ſachlich, ſondern immer bildhaft, wahrt aber gerade im Bildhaften die Präziſion. Wo immer ſie ſich zum reinen Stimmungserreger hergibt, iſt ſie bereits im Verfall begriffen. (Der Dadaismus lallt, weil er nichts zu ſagen hat.) Die Tendenz des Films zur Verwiſchung iſt leicht zu erfaſſen. Nicht zufällig ruft er hier die Muſik zu Hilfe (und was für eine Muſik!). Schade nur, daß Unendlichkeitsſehnſucht und Sentimentalität nicht dasſelbe ſind. Denn das fauſtiſche Ueber-ſich-ſelbſt-Hinausbegehren ſieht in jeder Wirklichkeitsſtufe eine Geſtaltungsaufgabe, während der Sentimentaliſt dem läſtigen Zwange zur Geſtaltung ausweicht. Die letzte Errungenſchaft des Kinos iſt die Filmoper, für die ich, da bereits die Oper (nicht das Singſpiel!) ein Zwittergebilde iſt, nur den ſprachwidrigen Ausdruck „Drittergebilde“ weiß.



Aus dem Deutſchen Volkstum

Joſua Leander Gampp, Schwarzwaldberge

4.

Um uns den filmischen Verkürzungsprozeß — das eigentliche Geheimnis seiner Wirkung — klarzumachen, müssen wir uns einmal in concreto mit einem Filmdrama befassen. Und zwar wählen wir zur schnelleren Verständigung am besten ein Stück, das aus dem dramatischen Schrifttum geschöpft ist, wie z. B. der Tartuffe. Vielleicht sucht sich der Gebildete gerade bei solchen Stücken von seinen Gewissensskrupeln zu befreien durch die Vorstellung, daß der Kinobesucher hier möglicherweise vom Film zum Drama geführt wird. Aber auf zehntausend Kinobesucher, die diesen Film mit Begeisterung gesehen haben, kommt kaum einer, der danach die gleichnamige Tragikomödie Molières zur Hand nimmt. Und auch dieser eine hat nach wenigen Versen das Drama des französischen Klassizisten enttäuscht und gelangweilt aus der Hand gelegt. Ich liebe Molière und glaube ihn zu kennen. Aber auch ich habe, als ich den Tartuffe am Abend des Kinobesuchs zur Selbstprüfung las, zunächst als „Zivilisierter" reagiert und ein Gefühl der Befremdung nicht unterdrücken können. Es hat Tage gedauert, bis die genial-knappe Geste eines Werner Kraus so weit verblaßt war, daß ich mich zur Wortkunst Molières zurückfand.

Was hat den Filmregisseur zu diesem entlegenen Stoff greifen lassen? Zunächst die Allgemeinverständlichkeit des Motivs (Heuchelei), dann die Ferne des Ortes und der Zeit (das Frankreich Ludwigs des Vierzehnten). Dabei scheint er diese Ferne fast schon als ein Zuviel empfunden zu haben, denn er hat es für nötig erachtet, sie durch eine Rahmenhandlung zu mildern, die in unserer Zeit spielt. Wie Tartuffe sich zwischen Orgon und Elmire drängt, so will in der Rahmenhandlung eine erbschleichende Haushälterin den Neffen um Liebe und Erbschaft des Onkels bringen. Doch der junge Mann ist der schlauere. Er führt den beiden alten Leuten durch ein Hauskino den Tartuffe-Film vor und entlarvt so die „Tartüffin". — Soweit der Film. Was aber zeigt uns Molière? Auf den ersten Blick scheint der Unterschied nicht groß, die Handlung nur vereinfacht, nicht entstellt. Sobald man aber näher hinblickt, gewahrt man die unüberbrückbare Kluft, die zwischen der Welt der Molièreschen Komödie und der Welt ihres „Verfilmers" klafft.

Zunächst: Molière ist das Kind einer aristokratischen Zeit. Die Achse, um die sich sein Drama dreht, ist der Gegensatz zwischen dem adligen Vertrauen Orgons und dem unedlen Mißbrauch dieses Vertrauens durch Tartuffe. Für das deutsche Empfinden ist dabei der Orgon die am wenigsten befriedigende Figur. Denn der französische Hang zur clarté sperrte seinem Schöpfer den Weg zur „tumbheit", zu dem kindhaft adligen Vertrauen eines Simplicius Simplizissimus. Molières Orgon ist eigentlich nur unbegreiflich töricht. Hier hätte also der Filmregisseur ein wichtiges Motiv hineinarbeiten können. Statt dessen wirft er als Zivilisierter den ganzen für ihn unfaßlichen Gegensatz zwischen Edel und Gemein über Bord, indem er einmal aus dem pfiffigen und witzigen Lumpen Molières einen Tiermenschen macht und andererseits die nun gänzlich unbegreifliche Verblendung Orgons zu einer Art von Geistesstörung stempelt. Nicht die Gesinnung des Adelsmenschen ringt mehr mit der Gesinnung des Unedlen, sondern der Mensch mit dem Tier. Durch diese Aenderung der Höhen-

lage aber bekommt das ganze Stück eine andere Bewegungsrichtung, die uns zum Ueberfluß noch mit riesigen Lettern ins Gehirn gehämmert wird durch die Endfrage: „Weißt du denn, wer neben dir sitzt?“ — Hier haben wir das typische Motiv, auf das der Zivilisierte sofort reagiert: angstvolles Mißtrauen gegen den Nebenmenschen als Konkurrenten, der möglicherweise auch die Waffe der Heuchelei nicht verschmäht.

Zweitens: Molière ist keusch. Er setzt daher als höflicher und diskreter Mann das Eheglück Orgons und Elmires stillschweigend voraus. Beide sind ältere Menschen, die bereits erwachsene Kinder haben, was dann zu der naheliegenden Nebenhandlung führt, daß Tartuffe durchaus die Tochter Orgons heiraten will. Um so schamloser wirkt seelisch der Versuch des Heuchlers, Orgons Frau Elmire zu verführen. Gerade in dieser Szene hält Molière den Verlauf der Handlung ganz im Dialogischen fest und verschmäht in dem Bestreben, jede Zweideutigkeit zu vermeiden, sogar das primitive Motiv nicht, Orgon unter dem Tisch zu verstecken. Und diese feine Zurückhaltung trägt dem Dichter noch eine kleine Ironie ein: das Bild des Adelsmenschen als Lauscher! — Der Filmregisseur weiß das natürlich alles besser. Zunächst verjüngt er das Ehepaar; denn er braucht eine schöne Frau. Und Lil Dagover als Elmire ist wirklich schön, sehr schön, ja, mehr als das: sie ist „appetitlich“, was (nach Schopenhauer) allerdings keine ästhetische Kategorie darstellt. Um aber diese Appetitlichkeit ins richtige Licht zu rücken, muß der ersten Verführungsszene am Teetisch eine zweite im Schlafzimmer folgen, getreu der Filmparole: vom Wort zur Geste!— Und schließlich die Lösung: der Mensch Orgon ohrfeigt das Tier Tartuffe ab! Logisch unzweifelhaft richtig; denn der Hund, der seinen Herrn beißt, verdient Prügel. Wie löste doch Molière? Durch ein Wort, das höchste, das er kennt: der König! Der Monarch entwirrt den Knoten, er begnadigt, er richtet. Unsere Philologen bringen ja alles fertig und so haben sie natürlich diese Lösung als „äußerlich“ getadelt, ohne zu bedenken, daß für das monarchische Gefühl des siebzehnten Jahrhunderts die Allgegenwart des Königs ein Dogma war.

Nochmals betone ich, daß es mir darum zu tun ist, festzustellen, nicht zu kritisieren. Die Leistungen der Darsteller in diesem Film — Jannings als Tartuffe, Werner Kraus als Orgon und Rosa Valetti als Haushälterin — waren völlig zwingend. Wenn Orgon von der Reise zurückkehrt und ihn Elmire auf der Freitreppe des Schlosses umarmt, um von seiner Teilnahmlosigkeit erschreckt zurückzufahren, wenn er dann auf ihre Bitte „Küsse mich, Orgon!“ die Augen emporschlägt und ihr erwidert: „Mein Freund Tartuffe sagt, Küssen ist Sünde“ — dann wissen wir mit einem einzigen Blick: vor uns steht ein Betörter, ein namenlos Betörter. Hier scheint mir die Grenze dessen erreicht, was der Film überhaupt auszudrücken vermag. Diese Geste ist so stark, daß sie selbst das Wort eines Molière für uns verdunkelt.

Aber kann die genialste Leistung eines Schauspielers die Hierarchie der geistigen Werte umstoßen? Kann sie den metaphysischen Primat des Wortes als der Brücke zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt aufheben? Und verliert nicht auch die größte Kunst ihren Sinn, wenn sie uns nicht mehr unser Menschentum deutet, was nur durch die

Beziehung auf ein Transzendentes möglich ist? Man kann auf diese Fragen nicht antworten, wenn man auch nur einem Teil der modernen Wirklichkeit — und das ist doch der Film — achselzuckend aus dem Wege geht. Und der Film ersetzt das Wort durch die Geste, verzichtet also leichtherzig auf das eigentlich menschliche Vorrecht der Sprache. Man wird mir hier einwenden, daß ja schließlich auch die Photographie nicht die Malerei verdrängt habe. Warum sollte also das Kino die Sprechbühne, der Film das Drama verdrängen? Wer so spricht, hat den Sinn dieses Versuchs einer Metaphysik des Films schlecht verstanden. Nicht um das Theater geht es, für dessen Bestand, wie es heute ist, ich keinen roten Heller gebe. Es geht überhaupt nicht um etwas Institutionelles, sondern um etwas Metaphysisches, um die praktische, allabendlich vor unseren Augen sich vollziehende Verleugnung eines Teiles unseres Menschseins. Der Film ist und bleibt — künstlerisch gesprochen — ein Negativum. Man kann ihn nicht durch eine Affirmation definieren, durch den Hinweis auf ein spezifisches positives künstlerisches Mittel (wie es in der Malerei etwa die Farbe ist), sondern nur durch die Negation der sprachlosen Geste. An dieser Grundtatsache seiner Negativität vermag auch (um jetzt vom Mittel auf den Zweck zu kommen) der Umstand nichts zu ändern, daß Regisseur und Darsteller bei der Herstellung des Films ein mitunter höchst achtungswertes künstlerisches Können aufbieten. Denn über die Frage „Kunst oder Unkunst?“ entscheidet niemals das Mittel, sondern immer das Ergebnis. Auch für die Herstellung einer Revue wird in Beleuchtung, Kostümierung und Inszenierung oftmals viel ästhetisches Können eingesetzt. Und doch wird niemand die Revue als eine Kunstgattung bezeichnen. Denn ihr Effekt ist niemals ein ästhetischer, sondern bestenfalls ein artistischer oder schlimmstenfalls ein „appetitlicher“.

Das christliche Dogma, das an den Anfang „das Wort“ setzt, hat eine Bedeutung, die weit über die im engeren Sinne religiöse Sphäre hinausreicht. Jede geistige Bewegung beginnt als Verkündung, und erst in weitem Abstand folgen Maler, Bildhauer, Architekten und ganz zuletzt die „Schriftgelehrten“, um das Verkündete malerisch, plastisch, architektonisch und schriftlich festzuhalten. Ist aber das Wort der Anfang, so ist die Wortlosigkeit das Ende. Und nichts wäre törichter, als sich über diese Tatsache mit der Illusion hinwegtäuschen zu wollen, daß man den Film für irgendwelche Bildungszwecke nutzbar machen könnte. Das mag vielleicht in einem bestimmten Umfang möglich sein. Um sich aber auf die Dauer zu einer solchen Dienstbarkeit herzugeben (die doch immer nur Dienst am Sachwissen sein könnte), ist der Film eine viel zu starke Potenz, und zwar deshalb so stark, weil er mit den beiden Grundkräften unserer Zivilisationsepoche — Sachlichkeit und Sentimentalität — zutiefst in Einklang steht. So wenig man aber eine Nähmaschine zum Honigschleudern verwenden kann, so wenig kann man den Film für unfilmische, d. h. für mehr als zivilisatorische Ziele einspannen. Er hat — wie jedes Erzeugnis der Technik — sein Eigenrecht, sein Eigenleben.

Als ein im Resultat nur-zivilisatorisches Produkt aber ist der Film, vom kulturellen Standpunkt aus, ein Ende — ganz gleich, welche technischen Fortentwicklungsmöglichkeiten noch in ihm schlummern. Möglich,

daß auch in diesem Ende ein neuer Anfang steckt, den unsere Augen noch nicht zu erkennen vermögen. Denn schließlich wohnt ja jeder Sachlichkeit ein immanenter Drang zur Form und damit zum Geistigen inne. Gerade wer solche Hoffnungen hegt, darf aber den Film nicht hochmütig meiden. Im Gegenteil, seine Parole muß lauten: hingehen und immer wieder hingehen, vergleichen und immer wieder vergleichen! Die Kenntnis eines Mechanismus, der einem bestimmten Zweck dient, mag man getrost dem Fachmann überlassen. Der Filmmechanismus aber, der sprachlos zu *allen* spricht, ist eben darum die Sache aller. — „Dies ist *unsere* Zeit, und unsere Zeit müssen wir kennen." *Peter Richard Rohden.*

Karl Maria von Weber, ein deutscher Musiker.

Zu seinem hundertsten Todestage, dem 5. Juni.

Man könnte zum Gedächtnis Webers nichts Besseres tun als die Rede Wort für Wort wiederholen, die Richard Wagner am 15. Dezember 1844 in Dresden an der Stelle hielt, da man die aus England überführten Gebeine des Verewigten zur Ruhe senkte. Diese Rede mag, wie alles, was Wagner schrieb und sprach, etwas wortreich erscheinen. Sie ist jedoch ebenso reich an wertvollen Gedanken, und sie enthält neben einer glänzenden Charakteristik eine Reihe von Betrachtungen zur deutschen Kunst im Wandel der Zeiten, welche auch heute noch ihre volle Geltung bewahrt haben.

Es gehört ja zu den ebenso willig geglaubten als der historischen Wahrheit ins Gesicht schlagenden Gemeinplätzen, daß alle Kunst „übernational" sei, daß auch ihre großen Vertreter sich als „Weltbürger" gefühlt hätten. Unsere Historiker, die mit beneidenswerter Emsigkeit sich um Dinge und Menschen kümmern, die, um mit Hans von Bülow zu reden, „mit Recht längst verstorben sind", haben bisher eine Aufgabe versäumt: dem großen Haufen klarzumachen, daß auch in Zeiten einer künstlerischen Freizügigkeit, wie sie selbst heute unerhört wäre, damals, als Dürer, Lasso, als Bach und Händel lebten, ein jeder „mit der Himmelsgegend durchaus nicht auch die Gesinnung wechselte". Haydn blieb auch im fernen London der gute Untertan seines Kaisers Franz, dem er später die unsterbliche Hymne sang, sein Lieblingsstück. Und Mozart blieb und verdarb im undankbaren Wien, das seinen Todfeinden, den Italienern, jene Auszeichnungen zuteil werden ließ, welche es ihm vorenthielt. Beethoven sehnte sich nach seinem „Vater Rhein" zurück, an den ihn, wie er dem Freunde schrieb, die schönsten Kindheitserinnerungen banden.

Auch Weber, dessen äußeres Leben an Unruhe nur mit demjenigen seines Geistesgenossen Wagner zu vergleichen war, hing mit ganzem Herzen an seinem Vaterlande, das in letzter Stunde zu erreichen sich noch der Sterbende mühte. Der „Oberon", das von England bestellte und in England vollendete Werk, hat dem Meister Ehrungen wie kein anderes eingetragen, und doch hielt er es nicht für fertig im höheren Sinne, weil es „undeutsch" sei. Erst eine nachträgliche Umarbeitung sollte es der Grundgesinnung seines Schöpfers entsprechender gestalten. Was aber bot

ihm denn dieses deutsche „Vaterland"? Nirgends eine Anstellung, die seiner wahren Bedeutung und Bestimmung auch nur im entferntesten entsprochen hätte: als blutjunger Musikdirektor in Breslau (1804/06), wo er die deutsche Märchenoper „Rübezahl" schafft, eine Vorahnung seines „Freischütz", bringt man seinen reformatorischen Plänen zur Verbesserung der Chor- und Orchesterverhältnisse kein Verständnis entgegen. Es ist derselbe Vorgang, der sich später in Dresden wiederholt und der ihn dort, wie später seinen Nachfolger Wagner, in ewige Mißhelligkeiten mit den fortschrittsfeindlichen Angestellten wie mit Intendanz und Hof verwickelt: Wagners „Revolutionärtum" ist hier im Keime vorgebildet. In Stuttgart hat der Einundzwanzigjährige ein Jahr nach der Schlacht von Jena „Geheimsekretär" zu spielen, das heißt den Briefwechsel seines Herzogs mit dessen Gläubigern zu führen und deren Drohungen ebenso einzukassieren und auf sein unschuldiges Haupt zu nehmen wie die Wutanfälle des königlichen Bruders seines Herrn, welcher letzten Endes immer wieder die Schulden zu zahlen hatte und endlich auf Grund eines Vergehens, das sich der Herzog zuschulden kommen ließ (Militärbefreiung durch Geldabfindung) Vater und Sohn Weber kurzerhand ins Gefängnis steckte und danach des Landes verwies. Im Jahre der Völkerschlacht an die Oper nach Prag berufen, nimmt er an, „um seine aus der schlesischen und württembergischen Zeit stammenden Schulden als braver Kerl abzuzahlen".

Zur selben Zeit lernt er Brentano und Tieck kennen, dem er seinen unvollendet gebliebenen Roman „Tonkünstlers Leben" vorliest. Aber auch in Prag leidet er mit seiner deutschen Sucht, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, Schiffbruch: die Direktion weigert sich, in Mozarts „Don Juan" die Bühnenmusik wie vorgeschrieben einzustellen, und sie nimmt Webers zornigen Vorschlag, es auf seine Kosten geschehen zu lassen, großmütig an. In Berlin von der vaterländischen Erhebung gepackt, komponiert er in einem einsamen thüringischen Schlosse „Lützows Jagd" und das „Schwertlied", die er selbst „seine liebsten Kinder" nennt. „Erglüht und erfüllt von dem großen Weltereignisse", der Schlacht von Waterloo, schafft er in München die Kantate „Kampf und Sieg", ein Seitenstück zu Beethovens zu Ehren des Wiener Kongresses vertontem „Glorreichen Augenblick". In Prag mit der kränkenden „amtlichen" Bemerkung entlassen, „es sei unter ihm nichts für die Oper geschehen", geht er nach Dresden, wo er zwar die „Jubeloubertüre" für den königlichen Hof setzen darf, dafür aber seinem italienischen Amtskollegen Morlacchi in jeder Weise nachgesetzt wird und unter den „dienstlichen Verweisen" eines zum Intendanten avanzierten Forstmeisters von Lüttichau zu leiden hat, der ihn einmal, als am Theater eine begeisterte Volksmenge den Schöpfer des „Freischütz" erwartet, erstaunt fragt: „Sind Sie denn wirklich so berühmt?" Da er, wie er einmal schreibt, den Gedanken nicht loswerden kann, daß der König ihn nicht möge, so meldet er sich nach Kassel (dasselbe Kassel, wohin 1808 Beethoven, in Wien über einem Rossini vergessen, zu „König Jérome" gehen wollte). In Wien verbietet Seine Majestät das Schießen auf der Bühne, so daß die Szene in der Wolfsschlucht „verändert" werden mußte. Samiel wird in die „Stimme eines bösen Geistes", der Klausner in einen „Weltlichen Einsiedler" verwandelt. Da man den „Freischütz"

nur als „nettes Volksstück“ anerkennt, nimmt er den von Hermine von Chézy geschaffenen Text zur „Euryanthe“ an, dessen aus der französischen Ritterwelt genommener Vorwurf ihn anzieht, dessen dichterische Schwächen freilich den Mißerfolg vorausbedeuten. Selbst ein Schubert wirft dieser Oper, der unmittelbaren Vorgängerin des Wagnerschen „Lohengrin“, Melodielosigkeit vor, und nur der taube Beethoven erkennt die Bedeutung des Werks und freut sich des inneren Sieges über die verhaßten Italiener. In den Jahren der Arbeit an diesem Werke (1822/23) lernt Weber den jungen Wagner kennen, dem die Stimme versagt, als er auf die Frage des großen Mannes: ob er auch Musiker werden wolle, antworten soll. Mit Jean Paul trifft sich Weber in Hosterwitz bei Dresden, wo sie vereint das Spiel der Musiker (Mozart, Wagner, Pfitzner) treiben: Kegeln. Der Mißerfolg der „Preziosa“ verstimmt ihn erneut gegen die teilnahmlosen Dresdener, in Berlin erstattet ihm die Generalintendanz von den mit dem „Freischütz“ verdienten 37 000 Talern ganze hundert, so daß ihm das bittere Wort entfährt: „Ich bin nun einmal ein Deutscher, was ist da zu erwarten?“, ein Wort, das vor ihm Mozart und nach ihm Marschner und Wagner gebraucht haben. Wenn er damals sagt: „Sollte man es nicht verschwören, in Deutschland Opern zu schreiben“, so wurde er andern Mutes, als ihn in Wien Beethoven empfing: „die zyklopisch viereckige Gestalt, in einen schäbigen Hausrock gekleidet, umarmte mich gewiß sechs bis siebenmal und rief in voller Begeisterung: „Ja, du bist ein Teufelskerl, ein braver Kerl.“ Freilich nannte Beethoven, der damals keinerlei Groll gegen den jungen Kollegen mehr im Herzen trug, der einst wie Goethe über Wieland sich über die sinfonischen Werke des Großen lustig gemacht hatte, zugleich das Erbübel der deutschen Opernkomponisten: „Die deutschen Dichter können keinen guten Text zusammenbringen.“ Und dann, wenige Jahre darauf, kam Webers letzte Reise: die nach England, dem Lande, das Haydn zum Weltruhm verholfen, nach dem Mozart, Beethoven, beide freilich, als es schon zu spät für sie war, sehnsüchtig Ausschau hielten, das einen Händel wie einen landesgeborenen Genius verehrte und einem Mendelssohn triumphale Ehrungen zuerkannte. Es sollte Weber nicht mehr, wie nach ihm Chopin gelingen, dieses Land noch lebend zu verlassen. Und erst einem Wagner sollte es möglich werden, die Ueberführung der sterblichen Reste des großen Deutschen nach seiner Heimat ins Werk zu setzen. Unter den Klängen eines von ihm nach Motiven der „Euryanthe“, des Schmerzenskindes Webers geschaffenen Trauermarsches, traf der Zug 1844 in Dresden ein, um in der von Gottfried Semper erbauten Familiengruft beigesetzt zu werden.

Wenn Wagner in seiner Rede den Toten „den deutschesten“ Meister nannte, so sollte die vorstehende kurze Lebensskizze erweisen, wie in Wahrheit Weber allen Widerständen zum Trotz sein Deutschtum rein bewahrte. Aber noch in weit mehr Beziehungen zeigte er sich als rechter Deutscher: ein Mann, der wie er aus dem Adel hervorgegangen, den Zutritt zu allen Höfen offen fand, fühlte sich letzten Endes doch als einfacher deutscher Bürger. Wie Schubert, wie Beethoven und Wagner erträumt er sich immer wieder ein stilles Plätzchen, fern allem äußeren Glanz, nur der Ruhe und Arbeit gewidmet: „Ich wollte, ich wäre ein Schuster, hätte meinen

Sonntag und wüßte nicht Dix noch Dax von C-Dur und C-Moll", schreibt derselbe Weber, der als junger Bursche, von seinem genialischen, aber für dieses Leben allzu abenteuerlichen Vater in tolle Ausschweifungen inmitten des schlesischen wie des süddeutschen Adels gestoßen, sich, wie Goethe und Wagner, mit eiserner Energie selbst dem tätigen Arbeiten zuführte. Wie vor ihm Beethoven und Schubert von dem vergötterten Altmeister Goethe kühl, ja (unter Zelters beckmesserischem Einfluß) beleidigend behandelt, bewahrte er sich den Glauben an die deutsche Poesie, die ihm freilich für sein bühnendramatisches Schaffen nur Dilettanten wie den Dresdener Rechtsanwalt Kind für den „Freischütz" und die auch für Schuberts Opernpläne („Rosamunde") verderbliche Chézy zu bieten hatte.

Als echter rechter Deutscher ein planvoller Organisator hat Weber wie nach ihm der angeblich „verträumte" Schumann zuerst den Gedanken einer Vereinigung der Zunftmusiker ins Auge gefaßt, den dann Franz Liszt in seinem „Allgemeinen Deutschen Musikerverein" 1859 zur Tat werden ließ. In der Anordnung der Orchesteraufstellung ein — selbstredend angefeindeter — Reformator, nahm er die Ideen eines Wagner und Bülow vorweg. Ja, selbst Dinge, die heute noch nicht ihre letzte Form gefunden haben, entsprangen seiner Initiative, so die Gestaltung eines „Handbuchs für reisende Tonkünstler", worin eine Art musikalischer Landeskunde geboten werden sollte. Durch seinen Lehrer Abt Vogler zur Uebernahme des Herder-Goetheschen Volksliedsammlertums angeregt, war er einer der ersten musikalischen Folkloristen, der türkische und spanische Weisen, ja, sogar chinesische in seine Werke zu verweben wußte, ohne darum doch Schaden an seinem nationalen Empfinden zu nehmen. „Du gehörtest ja nicht zu jenen kalten Ruhmsüchtigen, die kein Vaterland haben", diese Worte Wagners kennzeichnen das Wesen des Meisters, der — in seinem Schaffen von einer nach ihm nicht wieder erreichten, alle Zweige umspannenden Weite — den Weg verfolgte, welcher von Mozarts „Zauberflöte" zu Wagners „Ring" und von da zu Pfitzners „Armen Heinrich" und zur „Rose vom Liebesgarten" führen sollte. Hermann Unger.

Timm Kröger.

Timm Kröger gehört zu den Dichtern, die sich eine stille Gemeinde geschaffen haben. Ueber ganz Deutschland, besonders freilich im Norden, ist sie verbreitet. Dem Wesen des Dichters entspricht es, daß sie nicht stark in die Erscheinung tritt und daß von ihrem Vorhandensein viele nichts wissen. Wenn es dann einmal einen Anlaß gibt, das Gedächtnis an den Dichter zu erneuern, wie es im Jahre 1924 bei der achtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages der Fall war, dann beschäftigt sich auch die Allgemeinheit einen Augenblick mit ihm, um freilich alsbald wieder zu den Vergänglichkeiten des Tages zurückzukehren. Immerhin haben solche Tage ihren Wert: indem sie das Licht der allgemeinen Aufmerksamkeit auf den Dichter werfen, führen sie manche zu ihm hin, die innerlich zu ihm gehören. So erfährt jene Gemeinde stoßweise einen Zuwachs, aber sie bleibt im Verborgenen. Zu der Art des Dichters passen jene Tage im

Grunde nicht. Es ist daher nur angemessen, daß eine Zeitschrift, die nicht für den Augenblick arbeitet, zu stilleren Stunden des Dichters gedenkt, auf den sie hinweisen muß, weil er zu den wertvollen Besitztümern unseres Volkes gehört.

Mit keinem Dichter verbinden wir so innig den Gedanken der Heimatdichtung wie mit Timm Kröger. Er erscheint als Heimatdichter schlechthin. Aber wir müssen dabei alles ablehnen, was diesem Begriff geistig an Engem und Beschränktem anhaftet. Der Heimatdichter hat einen verhältnismäßig engen äußeren Stoffkreis, aber das soll auch das einzig Enge an ihm sein. Ist einer ein wirklicher Dichter, dann kann er von jedem Punkte der Welt aus das Ganze der Welt und des Lebens zusammengefaßt zur Anschauung bringen. Ist er ein Heimatdichter, dann ist das sein Vorzug, daß er bestimmt aus der Tiefe seines Volkstums schöpft und von dort Kräfte für sein Werk holt, die stählend auf uns wirken. Wenn in dem, was wir Heimatdichtung nennen, oft genug mehr äußerliche Aufmachung als wahrhafte Dichtung sich kundgibt, mehr guter Wille als gestaltende Kraft, so darf ein echter Dichter deswegen nicht verkannt werden, weil er nach seiner Wesensart darauf gewiesen ist, Geist und Gestalt seiner Heimat zum äußeren Gegenstand seines Schaffens zu machen.

Kröger bekennt es selbst, daß die heimatliche Landschaft ihn zum Schaffen angeregt hat. Die stillen und keuschen Schönheiten des mittleren Holstein, das ernste Moor, die einsamen Knickwege, der geheimnisvolle Forst, die schilfumrauschte Au, der Strom, durch Niederungen fließend, die Weite und die Enge dieser zurückhaltenden Landschaftsbilder haben es ihm fürs ganze Leben angetan. In gepriesenen Gegenden erscheint ihm die Natur wie im Putz, er zieht das schlichte Hauskleid vor. Eine Fülle von Wärme überströmt ihn, wenn er die Erde seines Dorfes betritt; „. . . wenn man das Heimweh nennen will, so soll es mir recht sein. Ich glaube wirklich das Weh um die Natur ist dabei mit im Spiel. Denn ich weiß, wie schlimm sie daran ist. Ich bin der Hüter der Geheimnisse ihrer Liebe und ihrer Schmerzen. Sie ist, ich will's sagen, ein fühlendes, ein lebendiges Wesen, wie ich selbst. Wir sind durch den Sündenfall der Geburt Schicksalsgenossen geworden, ‚in grobe Häute genäht', sie wie ich, und bemüht, sie wieder abzustreifen. Wenn die letzte Hülle fällt (Sterben heißt man es gemeiniglich, Weise aber nennen es Auferstehung), dann sind wir wieder eins, wie von Ewigkeit her". Die Natur ist stumm, aber der Dichter versteht ihre Gedanken, und ins Tagebuch seiner stillen Stunden schrieb er's hinein, ein wenig von ihrer Freude und viel von ihrem Leid. So bekommt die Natur seiner Heimat Sprache durch ihn.

Nicht minder fühlt er sich den Menschen seiner Heimat verwandt. Er ist ihnen entsprossen, Sohn eines alten Bauerngeschlechts. Er kennt sie, ihren Gefühlsreichtum unter kargem Ausdruck, ihr tiefes Sinnieren. Realistische Auffassung des Lebens und strenges Pflichtgefühl, Grüblersinn, Phantasiereichtum und Humor waren bezeichnende Züge der Familie, aus der er entstammte. Indem sie sich in ihm mischen, stellt er in sich selbst das Wesen der Menschen dar, die er schildert. Da er spät erst den Kreis des dörflichen Lebens verließ, um zu lernen und zu studieren, da sein Beruf als Rechtsanwalt ihn stets in Berührung mit dem Land-

volk hielt, da er selbst immer wieder zur Heimat zurückkehrte, entfremdete er sich dieser Menschenwelt nicht. Aus seinem eignen Wesen schöpfend, in lebendiger Fühlung mit dem Menschenboden, auf dem er selbst erwachsen, brauchte er nur sich selbst und sein Eigenstes zu geben, wenn er seine Gestalten schuf. Er hatte es nicht nötig, Studien zu machen, alles wuchs ihm von außen und innen zu.

Auch deswegen wurde er Heimatdichter, weil er nicht den oft schnell verlaufenden Zeitströmungen nachging und in den allzu kurzlebenden Tagesfragen herumplätscherte. Wohl trug ihn die Flut der Literaturumwälzung in den achtziger Jahren empor und ließ seine ersten Geschichten im Druck landen. Aber er folgte keineswegs dem Sekundenzeiger des Literaturlebens, der über stets wechselnde Richtungen hinwegeilt, sondern was an Ewig-Menschlichem, an unvergänglichen Tatsachen des Herzens und der Seele um jede Scholle schwingt, wo ganze Menschen leben, kämpfen, hassen und lieben, das ruft der Zauberspruch des Dichters hervor. Dadurch erhält sein Werk Dauerwert. Echte Heimatdichtung wird sich immer dem Ruhenden, Bleibenden zuwenden, nicht dem Flüchtigen des Tages. Freilich wird sie auch nicht in die Zukunft weisen. Die großen Zeitprobleme zu packen, liegt meistens nicht auf ihrem Wege.

Vor jener Enge, in die Heimatdichtung leicht sich verkapseln kann, bewahrt Kröger eine gewisse geistige Ueberlegenheit, die ihn neben seiner Gestaltungskraft auszeichnet. Er hat alles, was den Schriftsteller zum Dichter macht, Anschauungskraft für sinnlich wahrnehmbare Dinge, intuitiven Blick in das Seelenleben der Menschen, die Fähigkeit, alles Gesehene und Erschaute in selbsteignem Ausdruck hinzustellen, so daß das, was er uns gibt, neu, einzigartig und unwiederholbar erscheint. All diese Dichterkräfte wirken unbewußt, aber über ihnen waltet bei Kröger eine Ueberlegenheit des Geistes, die alles, was in der Kunst mit Bewußtsein geregelt werden kann, mit Ueberlegung ordnet. Daher kommt es, daß Kröger oft seine Werke umgearbeitet hat, immer hat er bis ins einzelste geprüft und verbessert. Aber auch den Dingen selber steht er mit geistiger Selbständigkeit gegenüber. Er dreht und wendet sie, wie er will, auch die Menschen behandelt er mitunter etwas souverän. Das kann unter Umständen eine Gefahr für den Dichter werden. Kröger ist ihr nicht immer entgangen, so zum Beispiel in der Skizze „Er soll dein Herr sein", in der die Personen, von denen erzählt wird, ein wenig von oben, aus dem Gesichtswinkel des berichtenden Pastors, von dem erhöhten Sitz des im Wagen über Land Fahrenden, gesehen sind. Auch in der köstlichen Geschichte „Ein geistlich Armer" fällt das Licht ein wenig zu sehr von oben.

Das Leuchten geht aber aus von der Lichtquelle des Humors, den der Dichter in seiner Seele trägt. Es wird ein rechtes Leuchten, das aus den Personen widerstrahlt, wenn sie ganz in die Dichtung eingegangen sind. Kröger gehört zu den Humoristen, die unserm Volke je und je erstehen, die in dieser besonderen Form der Lebensauffassung den Reichtum des Gemütes, der unserm Volke eigen, sammeln und wieder ausstrahlen. Große Humoristen sind daher für uns ein ganz besonders wertvoller Besitz. In diesem Sinne ist auch Kröger unser. Man hat bemerkt, daß sein Humor anderer Art ist als der von Wilhelm Raabe oder Wil-

helm Buſch. Bei dieſen iſt er die Lichtbrechung einer im weſentlichen peſſimiſtiſchen Weltanſchauung, bei Kröger iſt er, wie bei Jean Paul und Fritz Reuter, mehr optimiſtiſch bedingt. Wohl ſagt unſer Dichter: „Humor hat, wer weiß, daß es nicht unſere Beſtimmung iſt, in banalem Sinn glücklich zu ſein, auch damit einverſtanden iſt juſt, als habe er es als Allvater ſelbſt ſo geordnet.“ Ein andermal aber heißt es: „Humor iſt die Gabe, allen Widerwärtigkeiten aus der Zuverſicht heraus zu begegnen, daß unſer Leben nur das Schattenſpiel eines anderen hinter ihm ſtehenden beſſeren Daſeins iſt, daher eine tragiſche Auffaſſung nicht verdient“. Auch bei Kröger iſt alſo der Humor keine Oberflächenerſcheinung, noch Ergebnis einer leichtfertigen Auffaſſung des Lebens, er iſt ein Ausfluß jener tieferen Erkenntnis, die den Riß ſieht, der durch die Welt geht. Nur wird die Scheidelinie hier zwiſchen das Sichtbare und das Unſichtbare, zwiſchen Erſcheinung und Idee gelegt.

Dieſe Auffaſſung gibt eine unbedingte Freiheit den Dingen gegenüber. Zuweilen erhält der Humor dadurch eine leiſe ſatiriſche Färbung. Aber im Grunde regiert doch die Liebe das Verhältnis zu den Menſchen. Und im Hausbereich des eigenen Ich erwächſt das Behagen, das die Betrachtung von Welt und Menſchen begleitet.

Kröger iſt ein Erzähler. Nicht in der Lyrik, ſondern in der epiſchen Form der Kunſtentfaltung ergießt ſich das dichteriſche Leben. Alle humoriſtiſchen Erzähler haben die Eigenart an ſich, daß ſie das Epiſodenhafte beſonders hervorheben, Einzelzüge betonen, Arabesken zeichnen. So iſt es bei Jean Paul, ſo bei Wilhelm Raabe, auch bei Kröger iſt es nicht anders. Er kann eine Erzählung entwickeln, ja, eine Novelle aufbauen, aber immer ſpielt das Rankenwerk der Einzelerfindung darum. Es bildet den ganz beſonderen Reiz aller ſeiner Geſchichten. Dieſe Lichter des Humors, überall aufgeſetzt, geben ſeinen Werken den perſönlichen Glanz, und wo ſie am zahlreichſten ſchimmern, erſcheint uns das Werk am echteſten.

Kröger iſt Erzähler von Haus aus, Stamm und Sippe haben ihm dies Erbteil gegeben. Es gibt in ſeiner weiteren Heimat viele, auch einfache Leute, die mit Behagen ihre Geſchichten zu erzählen wiſſen. Kröger berichtet ſelbſt davon, die Erzählungen „Wie mein Ohm Miniſter wurde“ und „Der Pfahl“ ſchildern dieſe Stillen im Lande. Der Ohm, der in dieſen Geſchichten auftritt, iſt nach dem Leben gezeichnet, ein Mutterbruder des Dichters, iſt ſein Urbild. Von ihm behauptet der Dichter, daß er in ſeiner Art ein Künſtler war. Ja, es erſcheint ihm zweifelhaft, ob er wohl jemals eine Geſchichte geſchrieben hätte, wenn ihm nicht immer ſein Ohm in der Art, wie er ſeine Erzählungen abzutönen wußte und die Pointen herauszumeißeln verſtand, als Muſter vorgeſchwebt hätte. Krögers Erzählkunſt iſt daher gleichfalls aus dem Heimatboden erwachſen, ſie iſt der literariſch gewordene Ausdruck ſtarker lebendiger Kräfte.

Kröger beſitzt die Fähigkeit, eine Erzählung nach allen Regeln der Kunſt zu führen im Aufbau, in der pſychologiſchen Entwicklung, im Wechſelſpiel der vorwärtsdrängenden und zurückhaltenden Kräfte, in Spannung und Entladung des begleitenden Gefühls. Ein Meiſterwerk iſt in dieſer Hinſicht die Erzählung „Um den Wegzoll“, die die Geſchloſſenheit der Novelle erreicht. Aber jene Einſtellung auf das Epiſodiſche, die

sich aus der humoristischen Betrachtungsweise ergibt, bringt es mit sich, daß die strenge Form oft gesprengt wird oder vielmehr nur in seltenen Fällen sich ergibt. Meistens läßt der Dichter sich gehen, aber wir folgen ihm gerne auf den verschlungenen, oft wunderlichen Pfaden, auf denen er wandelt, sie geben uns die tiefsten Einblicke in das Menschenleben, in die Seele des Dichters und in seine eigne Ansicht von der Welt. Ob es sich dann um eine Skizze handelt oder um ein größeres Ganzes, für das es kaum einen Gattungsnamen gibt, hier entfaltet sich immer die ganze Eigentümlichkeit des Krögerschen Talents, jenes Besondere, das man so recht von Herzen genießen kann und das Kröger zum Liebling aller literarischen Feinschmecker macht, deren Geschmack nicht verdorben ist.

Mag die äußere Form oft formlos erscheinen, innere Form ist doch vorhanden: eine klare Anschauung der Gestalten, eine sichere Beherrschung des Stoffes. Eine ins einzelne gehende psychologische Entwicklung ist im allgemeinen nicht Krögers Art der Menschengestaltung. Die Dinge ruhen bei ihm mehr im Sein, als daß sie sich entwickeln. Es gibt mitunter sogar psychologische Risse. Aber aus dieser ruhig widerspiegelnden Betrachtung ergibt sich oft ein Stimmungszauber, der aus der Unruhe der Welt löst, die Seele weitet und beglückt. Es ist nicht möglich, alle Erzählungen anzuführen, in denen die Krögersche Art zu sehen und zu fühlen recht deutlich in die Erscheinung tritt. Genannt seien nur „Die Wohnung des Glücks", „Hein Wieck, eine Stall- und Scheunengeschichte", „Hans Stäwelmann, ein Geheimer", „Du sollst nicht begehren", „Schneiderglück" usw.

Wir sahen, daß Kröger die Fähigkeit zum Humor metaphysisch begründet. Das Suchen nach Urgrund und Wesen aller Dinge ist gleichfalls eine Mitgift der heimatlichen Menschenart, an der auch die weitere Familie des Dichters in angemessenem Maße Teil hat. Träumer, Sucher, Grübler finden sich mannigfach im Holstenstamm, in der Krögerschen Verwandtschaft tritt diese Art einmal als starke philosophische Begabung auf, die einen von Haus aus ungelehrten Bauer befähigt, von der Wissenschaft beachtete philosophische Abhandlungen zu schreiben. So hat auch Kröger diese Ader, und man spürt ihren Pulsschlag in vielen seiner Werke, in einzelnen von ihnen steht die Frage nach dem Uebersinnlichen und Religiösen beherrschend im Mittelpunkt. Am wundervollsten kommt das zum Ausdruck in den Skizzen, die von Jugendahnungen des Ewigen berichten, Jugenderfahrungen und Jugendgesichte wiederholen und beschwören, wie „Wohin?" und vor allem „Heimkehr". Auch in die Erzählung „Daniel Dark" ist dergleichen verwoben. Am wenigsten ist das Weltanschauliche in der größeren Erzählung „Dem unbekannten Gott" künstlerisch gestaltet, die ich im Gegensatz zu Bödewadt nach dessen liebvoll geschriebenem und wertvollem Buch über Timm Kröger nicht als Krönung seines Schaffens ansehen kann. Die Personen sind zu sehr direkt charakterisiert, man sieht nicht, wie die Probleme aus ihrem Innenleben erwachsen und wie sie sich zu einer gehaltvolleren und freieren Auffassung jener großen Fragen entwickeln, ja, die ganze Frage der Gotteserkenntnis im Verhältnis zur heutigen Naturerkenntnis ist nicht tief genug gefaßt. Darum kann diese Erzählung weder stofflich noch künstlerisch befriedigen. Reine tiefe Freude aber geben überall einzelne Blicke in die Tiefe der

Dinge und jene Gesichte des Göttlichen, die sich in Bildern und Gestalten darstellen, die dem Dichter aus dem Urgrund seiner Seele zuströmen. Weit umfassend ist seine Seele, das Geschaffene und den Schöpfer liebend. Liebe und Güte sind ihre Grundkräfte. Daher kommt eine Freude an Gott und den Menschen, die sich beiden nahe fühlt und an ein gutes Ende aller Dinge glaubt.

Beste Kräfte seiner Heimat wirken lebendig in Kröger, seine Werke sind Ausdruck davon und geben sie und ihren Segen weiter an alle, die sie aufzufassen vermögen. Alles, was niederdeutsch ist, fühlt sich Kröger und seiner Art verwandt. Seine Auffassung des Lebens, sein Humor, seine Gefühlsweise und seine Sprache muten niederdeutsch an. In seiner Sprache erscheint sogar oft das Plattdeutsche, er verwendet es vielfach im Dialog, und wo er es nicht gebraucht, da schimmert es nach Krögers eignem Ausdruck durch das Hochdeutsch hindurch wie die Urschrift auf einem Palimpsest. Man kann nicht sagen, daß diese Doppelsprachigkeit für alle Fälle berechtigt ist, ein andrer Schriftsteller versuche nicht, sie nachzuahmen. Aber bei Kröger stört sie nicht, denn der Wellenschlag des niederdeutschen Sprachrhythmus regt sich in seinem ganzen Stil.

Heimatverwurzelt, stammesgetreu, ist Kröger auf gradestem Wege in das deutsche Wesen hineingewachsen. Die Liebe zum deutschen Vaterlande ist ihm früh ins Herz gesenkt. In seinen Jugenderinnerungen „Aus dämmernder Ferne", die eine wertvolle Ergänzung seines dichterischen Schaffens geben, erzählt er davon, in der kleinen Geschichte „Ein Abschied" hat er diese Jugenderlebnisse zu einem dichterischen Bilde zusammengefaßt. Er hat seinem Volke das Beste gegeben, was ihm zu geben möglich war, seine Dichtung. Im geistigen, unverlierbaren Besitzstand unseres Volkes bedeutet sie ein Stück von seltenem Gepräge und echtem Wert. Es ist uns unverlierbar, wenn wir sie nur zu benutzen wissen*.

Christian Boeck.

Erlesenes

Timm Kröger, Vom lieben Gott**.

Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt, wollte das aber auch anerkannt wissen. Und wenn man zweifelte und andeutete, es sei mir wohl erzählt worden, was ich aus frühester Jugend wirklich wußte, dann wurde ich schier zornig. Ich sehe mich und meine Schwester in einem gelben Mädchenkattunkleid. Mutter will mit uns ausgehen; es ist ein besonderer Gang. Ich soll zu hohen Ehren kommen. Mir soll „der Pock

* Die Gesamtausgabe der Novellen, in sechs Bänden, die auch einzeln käuflich sind, die Jugenderinnerungen „Aus dämmernder Ferne" und das Buch von Bödewadt über Kröger sind sämtlich im Verlag von Georg Westermann erschienen, die Gesamtausgabe leider noch auf Kriegspapier.

** Zu dem Aufsatz von Boeck über Timm Kröger. Die Novelle stammt aus dem Bande „Wege nach dem Glück", der als vierter Band der Gesamtausgabe bei Georg Westermann, Braunschweig, erschienen ist.

geſetzt" werden. Wir gehen über die Teichkoppel, die Teichkoppel iſt voller gelber Blumen. Auf der anderen Seite der Teichkoppel wohnt die kleine Lisbeth. Die nehmen wir mit. Eine Zeitlang werde ich von Mutter getragen. Ich finde mich in einem großen, weißgetünchten Raum unter vielen Frauen und Kindern. Und ein alter Mann iſt da mit einem großen, grauen Bart. Der will mich ſtechen. Ich ſchreie, ich wehre mich, werde aber vergewaltigt. Der alte Mann mit dem großen, grauen Bart ſticht mich in den Arm. Der Impfſchein liegt vor mir. Zwei Jahre und neun Monate bin ich alt geweſen, da hat mich der Phyſikus Doktor Mau aus Rendsburg geimpft. Er hat mir weh getan, ich habe es ihm aber nicht nachgetragen. Im Gegenteil: wenn ich mir nachher den lieben Gott vorſtellte, ſo ſah er aus wie Phyſikus Mau. Ich glaube, daß mir ſein tiefgefurchtes Geſicht und ſein langer, weißer Bart ſo gefallen haben.

Uebermütige Streiche, das, was wir Plattdeutſchen „Unboeg" nennen, lagen nicht in meiner Natur. Ruhig, vergnügt, zuweilen ausgelaſſen, auch mal ſonderbar und grübleriſch. Früh erwachte der Kauſalitätstrieb. Woher kommt das? Wer hat das gemacht? Wie habe ich meine arme Mutter mit Fragen gequält! — Wer hat den Himmel gemacht? — Gott und wieder Gott und immer wieder der liebe Gott. Er ſei, erfuhr ich, die Urſache alles Seins. — Und wo iſt der liebe Gott? — Im Himmel. Erſt hatte der liebe Gott in meiner Vorſtellung eine Frauenhaube auf und zeigte viel Aehnlichkeit mit Tante Anna aus Steenfeld. Das war eine unſchickliche Vorſtellung. Der liebe Gott war doch keine Frau! Ich wandelte ſein Urbild um. Er erhielt ein Mannsgeſicht mit tiefen Falten und einem langen, wallenden, weißen Bart. Nun ſah er aus wie Phyſikus Mau. Meine Mutter hatte im Hausſtand viel zu tun und gab in religiöſen Dingen eilige Auskünfte, ſolche, die ſie buchſtäblich nicht immer verantworten konnte. Aber ſie gab Stoff für Grübeleien. Bei der Lage unſeres Hauſes — die bot eine großartige Fernſicht — wurde meine Seele mit dem Auge in die Weite getragen. Die runde Himmelskuppel gab meinen Gedanken Flug und Freiheit, der farbig verblutende Tag, der rote, verlöſchende Abendhimmel warf ein wunderbares Schimmern und Leuchten in meine Seele. Die ernſte Schwere unſerer Landſchaft fiel mit gewichtigeren Gedanken in mein Gemüt, als meine Jugend ertrug. Ich maß die fliehenden Wieſen bis zum Himmelsrand. Hans Vollert und Bock und Luſt und Steinberg, die Häuſer kannte ich. Aber was dahinter lag, war ein mir unbekanntes Land. Während ich durch die Fenſter ins Abendrot ſtarrte, lernte Grete-Schweſter (ſie war ſechs Jahre älter als ich) Bibelſprüche. Ich warf meine Fragen hinein, ſie hörte aber in ihrer Schulnot nur halb hin. „Du, Grete, wakeen wahnt int letz Hus?" Ich ſprach von dem der Himmelswand zu allernächſt gelegenen Haus, Grete verſtand es vom letzten Haus im Dorf. Sie antwortete: „Jörn Böge." Jörn Böge kannte ich ganz gut. Es war der Zimmermann, er ging bei uns ein und aus. Alſo Jörn Böge war der Nachbar vom lieben Gott. Nun traf es ſich, daß Jörn am folgenden Tage bei uns arbeitete. Ich mußte ihn immer anſehen. Als er im Wohnzimmer frühſtückte, ſtand ich mit ſchiefem Kopf in der Ecke und ließ ihn nicht aus den Augen. Vater ſaß mit am Tiſch. Jörn erzählte ihm Neuigkeiten, es kamen darin Geſpräche vor, die er mit ſeinem Nach-

bar geführt habe. Sein Nachbar? Das war ja der liebe Gott! Also mit dem unterhielt Jörn Böge sich von Angesicht zu Angesicht? Der robuste Zimmermann, der am langen Tisch Brot und Wurst und Käse aß, Milch trank und einen kleinen Schnaps mit behutsamer Geschicklichkeit stürzte, der war Gottes Nachbar und Freund. Haare hatte dieser Freund Gottes auf sommersprossigen Händen; die Handgelenke und Arme waren stark und eckig wie eine Axt, das braune Haupthaar kraus, Augen grau und ruhig, gelassene Züge, wie wir sie bei sanften und starken Menschen sehen. Das war der Mann, der am Rand der Welt wohnte und mit dem lieben Gott sprach. Ich hätte ihm gern vieles abgefragt, aber das mochte ich nicht tun. Ich lief lieber nach der Küche und fragte Mutter. Als sie dahinter gekommen war, was ich meinte, lachte sie, wie sie selten gelacht hat. Und als sie ausgelacht hatte, nahm sie mich in die Arme, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Ja, kleiner Schatz, der liebe Gott wohnt bei Jörn Böge und ist sein Nachbar. Und Jörn Zimmermann spricht mit ihm. Er wohnt aber auch bei uns und ist unser guter Freund. Und ich führe jeden Abend mit ihm ein Gespräch. Er ist überall. Sehen kann man ihn nicht. Und da... da... da" (sie klopfte auf meine Brust und auf meine Stirn) „da wohnt er auch. Und da sollst du ihn behalten." Der liebe Gott überall? Ich suchte ihn in der Natur. Ihre hundertfachen Stimmen, ihr Rauschen und ihr Brausen waren mir göttlicher Odem. Und wenn es ganz still war, dann schwieg das All rund um mich her, schwieg aus Respekt vor dem lieben Gott. Denn dann kam er in Person. Ich sagte: ganz still. Aber das ist nicht genau. Eine restlos in Schweigen aufgehende Ruhe empfinde ich nicht. Die von keinem ungehörigen Ton verunreinigte Stille zerfließt in stummem Summen. Die Farben, die farbigen Töne sind weggewischt, das stumme Summen ist der weiße, der farblose Untergrund der Leinwand, worauf Gott seine Träume, seine Lieder und seine Bilder malt und schreibt. Eines Tages — ich war ganz allein und spielte in der Kinderstube — da schlug die göttliche Stille, eine tiefe .... eine heilige Stille, über mich zusammen. Mir grauste ... Schatten flogen über mich hin ... wie Schatten fliehender Wolken an Sommertagen über Wiesen ziehen. Ein fern verhallendes Stampfen und Stoßen. Das kam von der Diele her. ... Nun war Gott nahe. Die Kornböden zogen sich über die Stuben hin. Auf dem fernsten ging ein schwerer Mann, vom Seitenflügel kam es her, das war er ... das war der liebe Gott. Er kam näher ... dumpf ... wohlwollend. Was die Bretterdecke erbeben machte, war der Fuß des allmächtigen Gottes. Ueber mir hielt er an. Gottes Auge sieht durch Balken und Bretter, nun ruhte es groß und grau und erdrückend auf meiner Erscheinung. Und ich armer Junge war nicht einmal im Sonntagsstaat, meine Hosen gar geflickt. Wieder lief ich zur Mutter und erzählte. Aber sie hatte keine Zeit. „Was du nur immer mit dem lieben Gott hast! Ist er auf dem Kornboden, dann ist er in Hinnerk Butenschöns Gesellschaft; Hinnerk ging hinauf, das Korn umzustechen." Meint ihr, ich bin die Treppe hinaufgesprungen? Ich tat es nicht. Meint ihr, ich habe Hinnerk gefragt? Auch das unterließ ich. — Hat mich die Scheu, mein Glauben könnte Schaden nehmen, zurückgehalten?

Schlafstuben waren im Dorf unbekannt, man schlief in Wandbetten, die

in das Zimmer hineingebaut und nach der Stube hin mit Schiebtüren versehen waren. Die Stunden, die ich im Wandbett verlebt hatte, gehören zu meinen glücklichsten. Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett. So waren wir abseits und doch zugegen. Im Schlitz der Türen konnten wir uns die Weltfreude nach unserm Gefallen zumessen: zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir wollten. Und das Gespräch am Ofen summte und brummte ins Verließ, das uns so warm und behaglich barg. Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei ... nämlich bei den lustigen Geschichten unseres Ohms. Vom bösen Weibstück erzählte er, und wie Hans Jörn das Tanzen aus sich selbst gelernt habe, von des alten Tellheims Pelzmütze und Krischans Pferdeprozeß. Und noch viele andere Geschichten. Aber nicht lange, dann bekam uns der lose schöne Traum. Es kam aber vor, daß wir ihm wieder entschlüpften. Wenn es hinterm Ofen zu laut und lustig wurde, wenn Nachbar Siebert sich auf die Schenkel schlug und auflachte, wenn der dröhnende Baß der übrigen sich an die Wände stieß, dann tauchten wir aus dem Meer der Vergessenheit herauf, allerdings nur, um gleich wieder hinabzusinken. Wir taten einen einzigen Atemzug — einen kurzen, aber lang genug, im süßen Glücksgefühl zu erbeben. Ein seliges Erschauern — dann, ja dann hatte der Schlaf uns wieder — und hielt uns bis zum lichten Morgen. Aus der Wandbettstelle hat nachher eine nüchterne Zeit die Schlafstube gemacht. Nun liegen auch in meinem Dorf Kinder und Kranke wie Ausgestoßene. Damals aber, wie ich im Dorf war, blieb es beim alten. Die freistehende Setzbettstelle war nur als Lagerstatt der Schwerkranken bekannt. Da war sie am Platz, weil Schwerkranke Bedienung von allen Seiten brauchen. Die Setzbettstelle war gefürchtet, aus ihr, hielt man dafür, kam selten einer lebendig heraus. Als ich noch an Gottes großem Herzen ruhte — wie träumte sich's süß im Wandbett! Wie verhallte aller Lärm so weltenfern! — Und sanft und hold kam der neue Tag. Wenn die Köchin die Asche im Ofen schürte, mich ging's nichts an. Wenn der Großknecht die Wirtschaftsschlüssel vom Schlüsselbrett nahm — mich schierte es nicht. Und am allerwenigsten kümmerten mich die Geräusche der Nacht. Wenn unser Hofwächter ans Fenster schlug, die Stunde abzurufen, mir gab es, wenn ich es überhaupt hörte, nur das Gefühl tiefen Glücks. Und was die Natur da draußen brauste und rauschte: das alles war Gottes Hauch. Regen und Hagel, wenn der Sturm sie gegen die Fenster warf, es war eine väterlich kameradschaftliche Vertraulichkeit des lieben Gottes. Was die knarrenden Aeste der Ulme bog, die Kronen der Buchen tief aufrauschen ließ: es war seine Stimme, seine freundliche, seine lobende, seine gütige Stimme. Wie durstig trank mein kleines, nach Anerkennung verlangendes Herz dies Lob! Wenn es um die Ecken und Erker und Essen strich, Scherze waren's, zuweilen waren's Geschichten, gesungen, gepfiffen, erzählt, gemurmelt vom lieben, vom gütigen Gott. Wie lachte er in seinem Faltengesicht und wie in seinem langen, weißen Physikusbart.

Nach einer Reihe von Jahren — ich war aber immer noch ein junger Knabe — da bat ich den lieben Gott um den rechten Glauben. Ich flehte zu Gott und zweifelte an seinem Sein. Mein naiver, mein taufrischer Glaube an ihn war tot. Weshalb? — Ich will nicht bitter werden, ich

will die Liebe im Herzen behalten, ich schweige darüber, wodurch ich Gott verlieren konnte. Die weißgetünchten Wände unserer Schulstube wissen einiges, aber ich will nicht ungerecht sein: alles wissen auch die nicht. Ich habe Gott lange Zeit verloren gehabt ... viele Jahre ... Ich habe ihn wiedergefunden, aber einen anderen Gott habe ich gefunden als den, von dem die vier Kalkwände redeten. Etwas anderes war er auch als der, der mit unsterblichem Fuß über die Kornböden geschritten war und mit Jörn Böge als Nachbar geplaudert hatte. Männlicher und größer und erhabener war er geworden, aber im Grunde war er doch noch derselbe ... der liebe, liebe Gott. Und immer noch bilde ich mir ein, sein wohlgelittenes Kind zu sein. Wenn ich's im groben überschlage, so habe ich bis zu meiner Konfirmation dreitausend Religions-, Bet- und Bibelstunden angesichts der vier Weißgekalkten gehabt und unter der Rute der Zucht Katechismus und Bibelsprüche und Gebete und Gesänge gelernt. Aber je mehr ich heranwuchs, um so mehr fürchtete ich meinen Gott zu verlieren und richtete an den doch schon Halbverlorenen in der Einsamkeit der Natur wunderliche Gebete. Und eines Abends lag ich zwischen blühenden Erbsenranken unseres Gartens, der Andacht und der Zweifel voll. Das feine Läuten der Sterbeglocken war in meine Seele gefallen. Mein Vater war krank, ich hatte mir bisher dabei nicht viel gedacht; in den letzten Jahren war er fast immer krank. Aber heute war ich aufgerüttelt worden. In den Goldweiden unseres Ziegelbusches hatte ich, ohne zu wollen, das Gespräch zweier Bauern, die im vorbeiführenden Weg aufeinander gestoßen, gehört. Sie sprachen von Vaters Krankheit. „Dor kommt nix na," hatte der eine gesagt, „he is in de Settbettstell. Denn weeß Bescheed." „Ja," hatte der andere erwidert, „wenn he in de Settbettstell is, denn is't ut." Also mein Vater wird sterben, er wird von Angesicht zu Angesicht sehen, wie es mit all den Dingen bestellt ist, die man uns zu glauben befiehlt. Es war spät. Ein lauer Juniabend. Sterne der Hoffnung am Himmelsbogen, um mich im Garten alles so still, und alles so heilig. Selbst die Nachtigall, die sonst im Apfelbaum schlug, schwieg. Stumm war das farblose Summen der Nähe Gottes vor meinem Ohr. Dumpfer Wellenschlag weither. Das war der Schritt der herankommenden Ewigkeit. Uebermäßig betrübt war ich nicht. Denn meinem Vater war das Leben wegen seines brefthaften Leibes schon lange äußerlich eine Pein und eine Last. Meine Gefühle ihm gegenüber waren mehr namenloser Respekt als Liebe. Um hingebende Liebe zu wecken, dazu war er zu streng, zu ernst, zu sehr verkörperte Pflicht und Mensch gewordene Gerechtigkeit. Kaum hatte ich ihn lachen gehört, und lustig, was man so lustig sein nennt, lustig hatte ich ihn niemals gesehen. Wir alle, die wir in seiner Umgebung lebten, erstarben vor ihm in Achtung: Kinder und Gesinde, und im weiteren Sinne das ganze Dorf. Und doch habe ich das Gefühl, daß er nach Liebe dürstete, daß er die Einsamkeit, in die ihn stummer Respekt hinaufgehoben hatte, gern für liebe Kindes- und Freundesworte hingegeben hätte. Es war ihm die Wünschelrute versagt, die nach den Quellen der Freundschaft, der Liebe und des Frohsinns einschlägt. Gott hatte ihm viel gegeben, die Anweisung auf Glück und Fröhlichkeit nicht. Er ist sein Leben lang ein einsamer Mann geblieben ... Einsam, aber aufrechten Sinnes ...

niemals einen Zweifel an der Form, worin ihn die Religion gelehrt war, hegend. Gesichert in seinem Herrn und Heiland — so sah er dem Tod entgegen. An jenem Abend lag ich zwischen den Erbsenranken und betete; für meinen Vater betete ich nicht. Der hatte, das wußte ich, den rechten Glauben. Ich betete für mich, für meine arme, geängstigte Seele. Ich will es hersetzen, das Gebet. Wer es lästerlich finden will, der mag es tun; wer nicht den Angstschrei eines jungen Gemüts hören will, der mag seine Ohren verstopfen. „Großer Gott!" betete ich, „man sagt, daß du bist und alles erschaffen hast. Ich weiß nicht, ob es wahr ist. Wie kann ich es wissen. Meine Seele ist von Furcht und Zweifel voll. Es wird mir befohlen. Wie kann man mir befehlen, zu glauben? Man befiehlt mir, an dich und deine dreieinige Natur, an deinen eingeborenen Sohn zu glauben. Und glauben müsse ich, daß er auch für mich zur Vergebung meiner Sünden am Kreuz gestorben sei. Denn böse sei ich von Mutterleibe an, der Hölle schuldig, bevor ich das erste Wort gelallt. Und wenn ich das nicht alles glaubte, müsse ich ewig in der Hölle brennen. Man hat mir auch gesagt, wenn ich aus aufrichtigem Herzen bäte, würdest du mir den Glauben aus deiner Gnadenfülle schenken. Herr Gott, ich habe Angst vor der Hölle. Wenn du bist, so schenke mir den rechten Glauben — wenn es wirklich der rechte ist. Amen!" Kaum wage ich weiter zu erzählen, die Einwendungen, das Lächeln, das Mitleid der Hörer sehe ich voraus. Die es milde machen, sprechen von lebhafter Phantasie. Man sehe nicht nur, sagen sie, die wirklich außer uns seienden Dinge, sondern auch solche, deren Bilder eine gefällige Einbildungskraft selbst schaffend aus dem unbegreiflichen Wunderbau unseres Gehirns heraus auf die Netzhaut werfe. Ich will sie reden lassen. Es ist ein Glück, daß wir drei: meine beiden Augen und ich, ganz genau wissen, woran wir sind. „Amen!" hatte ich gesagt. Still und stumm lauschte ich dem großen Schweigen. Da sah ich ... Ich war ganz ruhig, als ich es sah. Ich wunderte mich nicht einmal. Mir war, als könnte es nicht anders sein, als müßte ich sehen, was ich sah. Hinter dem Wall, der den Garten von dem Wege trennte, wuchs vor meinen Augen eine Riesenerscheinung auf, wie eines Mannes Bild — hoch wie ein Bauernhaus. Lang und weiß wallend fiel der Bart auf die Brust, in den Zügen ein mildes Lächeln. Stumm und starr stand ich in meinen Erbsen und dachte. Ich weiß nicht, was ich dachte. Da verschwand die Gestalt. War das die Antwort auf mein Gebet? War Gott es selbst? Oder war es der Tod, der unser Haus umschlich?

Und im Wandbett träumte ich in der Nacht. Mir träumte, ich sei wach. Ich sah durch die Schiebetüren in die Stube. Da saß der liebe Gott mit seinem weißen, langen Bart im Lehnstuhl, und es stand einer vor ihm, das war mein Vater. Er war gestorben, und der liebe Gott examinierte ihn, ob er ihn wohl in den Himmel nehmen könne. „Dein Wandel ist viel gelobt worden", sagte Gott. Und Gott sah aus wie der weiße Mann hinter der Gartenhecke. Er hatte das Physikusgesicht meiner jungen Kindheit. „Man hat dir echten Stolz und echte Demut, Ehrlichkeit und Grabheit hat man dir nachgesagt, und zu allermeist unbestechliche Rechtlichkeit." „Ich habe gute Freunde und Nachbarn gefunden, Menschen, die gern loben," war die bescheidene Antwort. „Wo dein Fuß hintrat, sproß Segen auf.

Es ging vieles durch deine Hände, und kein unrecht Gut blieb darin." „Ich habe versucht, meine Schuldigkeit zu tun, bin aber ein schwaches Menschenkind und trage der Sünden Last." Wie war ich meines Vaters von Herzen froh. Stolz war ich immer auf ihn gewesen. Im Bauernanzug stand er da, Wahrheit und Einfachheit in jeder Falte. Strenge, gradlinige Gerechtigkeit um Lippen und Mund, durchgreifende Kraft im Kinn. „Hans," sagte der liebe Gott, und eine warme Herzlichkeit brach hervor, „du bist ein getreuer Knecht gewesen und hast gut verwaltet, was ich dir gegeben habe. Aber wie ist es mit dem Frohsein? Bist du vergnügt und lustig gewesen, hast du Freude um dich verbreitet?" „Nein," sagte mein Vater und sah dem Herrgott frei ins Gesicht. „Vergnügt und lustig bin ich nicht gewesen. Ich kam vor Arbeit nicht dazu, ich hatte keine Zeit, froh zu sein ... Und dann ..." „Und dann?" ermunterte der Herr. „Die Gabe, Freude um mich zu verbreiten, habe ich nicht bekommen. Ich habe schwer darunter gelitten," setzte er seufzend hinzu. „Da hast du recht, Hans. Ich habe sie dir nicht gegeben. Nun, ich denke, du wirst bei mir lernen, froh zu sein. Komm!" Da schwand die Zimmerwand, ich sah in Gottes weiten Himmelssaal. „Geh!" wiederholte der liebe Gott. Da ging der Vater zu Gottes Freude ein ...

Man rüttelte mich, Mutter stand vor meinem Bett. „Komm auf, Kind, Vater stirbt!" So war es. Vater lag im Sterben. Dem Tode sah er furchtlos ins Auge. Dreimal betete er es seinem Heilande nach: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Knarrte nicht die Pforte? So deuchte uns, wir vernahmen aber keinen Schritt. Die Stubentür hörten wir gehen, und hing doch ruhig in den Angeln. Die Umstehenden gaben vor dem Bette Raum, es war ihnen, als ob etwas anschleiche. „Dein, o Gott!" rief der Sterbende und war hinüber. Aus den Augen Aller floß ein erlösender Tränenstrom. Aber ich, ich konnte nicht weinen, ich pries sein Los.

Aus Johanna Wolffs Gedichten und Erzählungen.

Schwebenden Fußes*.

Nie war der Frühling so schön
und das herrliche Leben
so voll Zauber und Duft.
Meiner singenden Seele
liebliche Leichtigkeit
wer erlöste dich so?
Wie ein Vöglein gleitest du
weiß beschwingt
durch ruhendes Aetherblau.
Entsank wohl ein Tropfen
überfließender Fülle,
Weltseele, dir?
Entzücken, leuchtendes,
dich senden die Götter
schlafenden Lieblingen lächelnd zu.

* Die beiden Gedichte sind aus der dritten Auflage von „Du schönes Leben" entnommen. Siehe die Besprechung hinten.

Früh, wenn der Schlummer entweicht,
lichtgebadet heben sie das Haupt,
alle Morgensonnen um sich her.
Nie war der Frühling so schön
und das herrliche Leben
so voll Zauber und Duft!
Schwebenden Fußes
schreit ich über dunkles Gewölk
als über rotblühende Rosen der Freude.

Abschied.

Nicht lange hab ich hier zu atmen, Freunde,
dies Regen und Bewegen will sich stillen;
so tut mir eine Liebe, ihr Geliebten,
Da soll kein Weinen sein um meinetwillen —
ich scheide willig und von Herzen froh:
Das Leben ist wie eine Wunderblume,
es wächst dem ewigen Geleucht entgegen,
es faltet sich im Tode auseinander,
aufschimmert, was der stille Kelch gesammelt,
und goldne Blütenfäden trinken Licht.
Die Stätte such ich, wo das Gott-Geheimnis
hoch über alle Berge dunklen Leides,
hoch über Tiefen ungestillten Sehnens,
auf weite Meere menschlichen Verfehlens
sein Strahlen wirft aus unerschöpftem Schoß.
Da werden alle Berge dunklen Leides
und alle Tiefen ungestillten Sehnens,
die weiten Meere menschlichen Verfehlens
ganz überglänzt und ganz durchleuchtet scheinen —
Tod ist nur ungelöste Finsternis.
Da wird auch meine arme kleine Seele,
die immer suchend war, wie eine Blume
dem großen Sonnensegen sich erschließen,
wird aus dem Kelche goldne Fäden recken
und dein Geheimnis trinken, goldnes Licht.
Nicht lange hab ich hier zu atmen, Freunde,
dies Regen und Bewegen will sich stillen;
so tut mir eine Liebe, ihr Geliebten:
Da soll kein Weinen sein um meinetwillen —
Ich scheide willig und von Herzen froh.

Im Himmelreich*.

Ueber dem Himmelreich lag eine sanftselige Morgenfrühe. Von güldnen Pforten ging ein Schimmern aus, als wären sie alle miteinander frisch geglänzt worden; alle die hohen und höchsten Wölbungen leuchteten

* Die Einleitungsgeschichte aus den Legenden: „Der Liebe Gott auf Urlaub". Georg Müller, München. Siehe hinten die Buchbesprechung.

und funkelten, denn sie waren ja alle aus Perlen und bunten Edelsteinen erbaut. Die anzusehen machte die Augen klar für unbeschreibliche Herrlichkeiten, die noch dahinter verborgen lagen.

Und still, ganz still in sich ruhte das kristallne Meer; leichte, lichte Gestalten eilten ab und zu, Krüglein in den Händen tragend, die ausgeleert wurden in die durchsichtige Flut: Tränen waren es, gesammelt in dunklen Tiefen, auf allen Ebenen des Seins, da immer noch Leides geschah.

Aber vom Garten des Lebens ging ein Duften aus, das erfüllte den weiten Himmelsraum mit abgründigem Vergessen; jeder Odemzug gab Seligsein, überquellend und vollkommen ...

Und wie Kinder, die gern früh erwachen, saßen schon in lichter Kammer kleine Engelbuben; blanken Vögeln gleich hockten sie um einen langen Tisch von blauem Jaspis und waren eben dabei, Sterne zu schneiden. Petrus, der Ordnung liebende Pförtner, hatte bekanntgegeben, daß die alte, gute Beleuchtungsanlage Lücken bekommen habe, weil etliche der Gestirne in ihrem Laufe verblichen oder geborsten waren.

Vorsichtig, mit leichten Silberstimmen flüsterten die Engelknirpse einander ins Ohr; wie alle Knirpse hatten sie eine Schelmerei im Sinn. Jetzt deuteten sie mit den Fingern nach dem großen Eingang, wo Petrus auf bequemem Stuhl, sanft schlummernd, vor sich hinnickte.

Er hatte letzte Nacht sich mehrmals erheben und die schmale Gnadentür öffnen müssen, um arme Seelen hereinzulassen, die von unten her aus großer Trübsal kamen; sie drängten sich, wund und wegmüde, und er durfte sie nicht in Ungewißheit warten lassen.

„Etwas ist da unten immer nicht in Ordnung," brummte er bei sich selbst, „sie können mit ihrem bißchen Leben und Sterben nicht zurechtkommen, diese Unrastigen!" Und dann saß er wieder und träumte von seinem eignen Erdenwallen, wie es ihm selber übel mitgespielt hatte. Der Bart floß ihm lang auf die Brust, doch in reinster Kahlheit glänzte sein Schädel; Locken kleideten ihn nun einmal nicht ...

Plötzlich aber sprangen ihm beide Augen zugleich auf. Die Tür zur Kammer des Allerhöchsten hatte sich aufgetan, und der Liebe Gott stand da und war gerade dabei, das Kleid der Güte anzulegen und den Mantel der Barmherzigkeit drüber zu werfen. Niemand hatte Wache noch Dienst bei ihm; er half sich selbst.

Und als der Liebe Gott fertig war, trat er an das große, große Fenster, das ihm Aus- und Einblick gewährte in die ganze Schöpfung. Er nickte in die Kammer der Engelbuben hinüber und schaute dann in den wunderschönen Himmelsmorgen hinaus.

Petrus stand von seinem Sitze auf und räusperte sich ein klein wenig; da wandte der Herr das Haupt und sprach: „Guten Morgen!"

„Aber keine gute Nacht", knurrte der alte Diener. „Ist mir beinahe zu viel geworden der Beweglichkeit, die zu uns herauf gestiegen kam — sie müssen gemahnt werden — sie müssen scharf gemahnt werden."

Der Herr Himmels und der Erden strahlte den Verdrossenen forschend an: „Ist dir das Aufstehn zu viel? Willst du aufs Altenteil, Petre? Sag's nur, so will ich das Amt der Schlüssel einem Jüngeren geben.

Gabriel ist fix auf den Beinen, auch helfen ihm Flügel, er würde gern für dich eintreten." Und der Liebe Gott zwinkerte mit seinen Lichtaugen.

Petrus war gekränkt. Er war leicht gekränkt. Doch er bückte sich vor dem Ewigen und erwiderte bescheiden: „Herr, du weißt, daß der Stuhl, der mir gegeben, ein ewiger Stuhl ist; so ist auch das Amt der Schlüssel ein ewiges Amt, und du wirst mich nicht absetzen wollen."

Und noch tiefer bückte er sich und bat: „Vergib die Verdrossenheit, Herr! Es war nur eine ganz kleine Verdrossenheit. Und ich will sie mir abgewöhnen."

„Dann halte dich ein wenig dazu," lächelte der Herr und reichte Petre seine große Hand, „mit guten Vorsätzen, du weißt ..."

Der Liebe Gott schwieg. Und dann neigte er sich aus dem großen, großen Fenster zur Tiefe; sein göttlich Fühlen und Denken umfing die Erde wie ein Kind, das er lieb hatte.

Aufmerksam zog er den Odem, ein unbeschreiblich Lächeln ging über sein Angesicht: „Veilchenduft! Es mait sich wieder da unten. Merkst du's nicht auch, Petre?"

Der Alte spannte seine Riechlöcher: „Herr, deine Nase ist größer, und feiner ist sie auch. Und dann — die Menschen haben so mancherlei Gerüche an sich, man kann sich darin nicht ausfinden. Ich weiß, wie Fische riechen, wenn ich das Netz einholte." Er schüttelte hilflos den Kopf.

„Ja, und wie die Birken duften," fuhr der Liebe Gott fort, „und die Tannen, wenn sie junge Sprossen tragen." Und seine Herrgottsaugen wurden so groß und weit wie die große und wette Sehnsucht selber. Er warf das Haupt herum und rief: „Ich muß hinunter, Petre!"

Den Alten überfiel ein Schüttern. „Herr, Herr," stammelte er, „das wirst du nicht tun! Du wirst das Reich deiner sieben Himmel nicht verlassen! Was wollte auch deine Erhabenheit auf der Welt anfangen?"

„Meine Erhabenheit wünscht spazieren zu gehn", entgegnete der Herr mit Heiterkeit. „Der Liebe Gott auf Urlaub', glaubst du nicht, daß es wohl anginge? Sieh, Petre, mich gelüstet die Füße in den Staub zu setzen — — es ist ein ganz besonderer Staub — Erde!"

Der alte Pförtner schüttelte den Kopf. „Ich bin mit den güldnen Gassen ganz zufrieden, die sind reinlicher. Aber ich weiß, was dir im Sinne liegt, Herr! Es gelüstet dich, Helfer zu sein!"

„Und wenn's also wäre?" sprach der Liebe Gott. „Ich kann mich hier oben allzuwenig betätigen." Der Alte wiegte nachdenksam den kahlen Kopf. „Was willst du tun? Willst du eine neue Welt schaffen? Sie brauchen dich nicht auf Erden. Die Menschen besorgen ihr Leben und Sterben ohne dich. Sie lachen und weinen sich selber, sie jubeln und ächzen sich selber, sie haben alles und sind alles in sich selbst; sie wollen nichts von dir geschenkt haben!"

Gottes Antlitz umschattete sich. „Könntest recht haben, Petre!" — Es war, als ob ein Seufzen die Himmel beben machte; die Engelknirpse verhüllten ihre Gesichter, der kristallne Strom rauschte, und alle Seligkeitsblumen senkten die Köpfe.

Petrus aber bekam blanke Augen. „Was willst du ihnen bringen,

Herr? Willst du ihnen deine Göttlichkeit aufdrängen? Krieg machen sie selber, und den Frieden halten sie nicht; wendest du ihnen den Rücken, sie würden sich gleich wieder in die Haare fahren. Es lohnt sich nicht der Reise, Herr! Willst du aber Veilchen riechen, einer der Kleinen dort könnte auf Flügeln dir Bote sein."

Da stieß der Ewige den Odem aus mit Macht und rief mit starker und deutlicher Stimme: „Petre, hol meinen Rock her! Mich gelüstet, kleine Nöte zu stillen, die nicht durchflogen werden können, mit Füßen muß man mitten durchschreiten. Sind nicht Kinder drunten? Dazu mein lieber Vagabundus, der Musikante-Träumer und Dichter-Mensch? Hol meinen Rock her! Mich gelüstet der Wanderschaft! Mich gelüstet, meiner Allmächtigkeit hier oben Urlaub zu geben."

Da gehorchte Petrus und brachte das Gewand. Er wendete es um und um: „Dieses Kleid hast du schon bei Erschaffung der Welt getragen. Sieh es an, es ist braun geworden vor Alter und wird die Strapazen einer Erdenfahrt nicht aushalten."

„Es ist wie neu," erwiderte der Höchste, einen Zipfel erfassend, „nur die guten Knöpfe fehlen — wo sind sie?"

„Abgerutscht! Zwölf der Sonnen saßen dir vorn längelang herunter — die sind verronnen. Auch trägt man heuer den Rock nicht so lang — diese Schößlinge — Herr! Die Buben werden dir mit Geschrei nachlaufen."

„Du hast gut reden jetzt; hättest auch besser aufpassen und mein Kleid auf dem Laufenden halten sollen; wir werden noch die Motten reinkriegen, Petre."

Wiederum fühlte Petrus sich verletzt: „Ich habe mein Amt bei dir nicht als Schneider oder Ladenhüter übernommen," knurrte er. „Und dann bedenke die Zeitläufte! Sind nicht tausend Jahre vor dir wie ein Tag, Herr? Das kann selbst der beste Knopf nicht aushalten!"

„Ich seh' das ein," begütigte der Erhabene freundlich, „hilf nur den Schaden bessern."

Er war auch leicht versöhnt, der Alte.

„Was habt ihr zustandegebracht, ihr Knirpse?" so rief er die schnitzenden Engelbuben an.

Flugs kam der Winzigste gelaufen, er hielt sein Röcklein zusammengefaßt und lachte: „Ich habe die Schönsten, da schau!" Das Gefälte lüpfend, zeigte er ein Häuflein Funkelsterne, so hell, daß dem Alten die Augen übergingen.

„Die hast du gerade gut genug gemacht," lobte er. „Sieh her, wieviel gehören längelang auf dies Gewand?"

Mundfertig entgegnete der Kleine: „Zwölf gehn auch im Himmel auf ein Dutzend, und zwölf gehören auf den Rock, denn der Liebe Gott ist ein großer Mann." Er reckte sich auf die Zehen und küßte voll Zärtlichkeit die göttliche Hand.

Petrus aber griff die Funkelsterne und heftete sie auf seines Herrn Kleid, und es lief ein Schimmern über den Rock, als ob er für lauter Sonntage gemacht sei.

„Er läßt sich noch zuknöpfen," meinte der alte Diener zufrieden, „trage ihn nicht offen, Herr, sie möchten dir sonst allzuviel ins Herz sehen."

„Freilich muß ich ihn offen tragen," lächelte der Ewige zurück, „sonst könnten einfache Seelen Göttlichkeit für ein Besonderes halten, das man zugeknöpft verwahren müsse, und ist doch nur Gewohnheit, wie andres auch."

„Dein Wort in dein eigen Ohr, Herr! Erwarte dir aber nicht zuviel von deinem Erdenurlaub! Ich sorge, deine Liebe zu den Menschen wird dich gelegentlich noch auf den Hund bringen!"

Der Liebe Gott hatte den Rock angezogen, dann ließ er die Hände rechts und links in die Taschen gleiten: „Anfang zu geben und Beschluß", sprach er bei sich selbst, wandte sich und schritt hinweg.

Und trat vor den Baum des Lebens mitten im Garten, der hing voll roter, reifer Wonneäpfel. Die Rechte hebend, stieß er die Hand ins Gezweige. Da ging ein Raunen hervor, aller heimlichen Töne voll, und war nichts im Himmel und auf Erden, das nicht Stimme gefunden in diesem Geäst, doch nur Dem allein wurde das Gewirr der Klänge verständlich, der jetzt Früchte brach und die Taschen füllte, bis sie von seinen Hüften abstanden.

Weit war die Pforte des Himmelreichs aufgetan; Petrus lehnte am Pfosten, hielt sein Käppchen in der Hand und wartete.

„Ob er im Wolken- oder Feuerwagen hinabfahren wird? — Ob er den Bart mit hinunter nimmt? Und die Geißel? Auch sollte ihn ein Cherub begleiten, mit bloßem, hauendem Schwert, denn leicht gibt's Händel auf der Welt ..."

Plötzlich trug die Luft ein Bubenlachen an sein Ohr:

Dort in der Schnitzkammer stand der Engelknirps, der ihm die Funkelsterne zugetragen im Röcklein — auf Zehen stand er, hielt den Finger am Mund und warf ehrfürchtiger Zärtlichkeit voll eine Kußhand ins Weite.

Der Liebe Gott hatte den Urlaub angetreten, und sein Pförtner hatte es gar nicht bemerkt ...

Aus der Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg*.

Von Vagn.

Nun ist von Vagn, Akis Sohn, zu sagen, daß er abwechselnd bei seinem Vater und seinem Großvater Beseti war. Er war ein so ungebärdiger Knabe, daß er schon drei Männer erschlagen hatte, als er neun Jahre alt war. Doch blieb er zu Hause, bis er zwölf Jahre alt war. Und nun sagte er zu seinem Vater, er solle ihm Mannschaft geben. Und Aki gab ihm ein halbes Hundert Leute und ein Schiff. Beseti aber gab ihm auch ein halbes Hundert Leute und ein zweites Langschiff. Und es war kein Mann, der ihm folgte, älter als zwanzig und keiner jünger als achtzehn Jahre, außer Vagn, der war zwölf Jahre. Er sagte, er werde sich selbst Zehrung und Waffen verschaffen.

* Aus den Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg". Uebertragen von Walter Baetke. (Thule. 19. Bd.) Geh. 10,— geb. 12,50 Mk. Eugen Diederichs. Vgl. den Beitrag über die Jomswikinger.

Nun steuerte Vagn fort mit seiner Mannschaft, und bald war er genötigt, sich Lebensmittel zu besorgen. Er fuhr die ganze dänische Küste entlang und trieb schonungslos Strandraub, raubte auch sowohl Kriegskleider wie Waffen und ließ nicht eher nach, als bis er beides genug hatte, bevor er aus Dänemark fortsegelte.

Er steuerte nun mit seinen Schiffen nach der Jomsburg und kam dort frühmorgens an, gerade bei Sonnenaufgang. Er legte mit den Schiffen draußen bei dem Steinbogen an; die Häuptlinge der Burg aber kamen mit großem Gefolge heraus und fragten, wer gekommen wäre. Vagn fragte zurück, ob Palnatoki im Turm wäre. Palnatoki sagte, so sei es — „wer aber bist du, der so stattlich auftritt?“ „Das will ich dir nicht verhehlen; ich heiße Vagn und bin Akis Sohn und dazu hergekommen, dir meine Hilfe anzubieten. Ich galt zu Hause für unausstehlich.“ Palnatoki sagte: „Meinst du, Gesippe, daß man dich hier ausstehen wird, wenn man zu Hause kaum mit dir auskommen kann?“ Vagn sprach: „Dann hat man mir etwas vorgelogen, Gesippe, wenn solche Leute nicht zu gebrauchen sind in eurem Bunde.“ Da sprach Palnatoki zu seinen Mannen: „Dünkt es euch rätlich, daß wir sie aufnehmen?“ „Es scheint mir ratsam,“ sagte Bui, „obgleich er sich zu mir unter seinen Verwandten am besten hält, daß wir ihn nicht aufnehmen.“ Palnatoki sprach: „Mein Sohn Vagn, unsere Mannen stehen gegen dich auf, und deine Verwandten ebenso wie die andern.“ Vagn sagte: „Das erwartete ich nicht von dir, Gesippe Bui.“ Bui sagte: „Dafür stehe ich ein.“ Vagn sagte: „Was meinen die Söhne Stutz-Haralds dazu?“ Sigvaldi sprach: „Wir wollen offen gestehen, wir wünschten, daß du niemals in unsere Schar kommst.“ Nun sagte Palnatoki: „Wie alt bist du, Gesippe?“ Vagn sagte: „Ich will darin nicht lügen, ich bin zwölf Jahre.“ Palnatoki sprach: „Dann forderst du Unberechtigtes von uns; denn du bist ein viel jüngerer Mann als wir einen in den Bund aufgenommen haben. Und das gibt den Ausschlag, daß du nicht hier bleiben kannst.“ Vagn sagte: „Ich will nicht Ursache geben, deine Gesetze zu brechen. Aber da werden sie wohl am wenigsten gebrochen, wenn ich wie einer von achtzehn Jahren oder noch älter bin.“ Palnatoki sagte: „Beharre nicht darauf, Gesippe. Ich will dich lieber nach Wales zu Björn senden, und um unserer Verwandtschaft willen gebe ich dir das halbe Reich, das mir in Wales gehört.“ Vagn sagte: „Das ist ein gutes Anerbieten, aber ich will es nicht.“ „Wohin denkst du denn, Gesippe,“ sagte Palnatoki, „wenn du so etwas nicht willst?“ „Das soll jetzt kund werden,“ sagte Vagn. „Ich fordere Sigvaldi, den Sohn Stutz-Haralds, heraus, daß er mit zwei Schiffen aus der Burg komme, und wir wollen miteinander erproben, wer von uns flieht oder wer die Oberhand behält, und das soll die Abrede sein unter uns, daß ihr uns aufnehmen sollt, wenn sie weichen; sonst wollen wir wegfahren. Und mit nicht geringerem Nachdruck fordere ich ihn heraus als so: Sigvaldi schlage sich mit uns, wenn er kein feiger Kerl ist und mehr eines Mannes Mut hat als eines Weibstücks.“ Palnatoki sprach: „Hörst du, Sigvaldi, was Vagn sagt? Er fordert dich nicht in sehr gewählten Worten heraus, und ich glaube, ihr geht an ein vollwertiges Probestück. Da nun aber schon so viel darüber geredet ist, kann ich nicht abraten, daß ihr sie angreift und ihnen so viel Schlimmes

antut, wie ihr könnt. Aber das will ich nicht, daß ihr Vagn tötet, wenn er auch nicht sehr umgänglich zu sein scheint." Darauf wappneten sich Sigvaldi und seine Genossen und ruderten mit zwei Schiffen gegen sie aus, und alsbald kam es zu einem heftigen Kampf. Vagn und seine Leute ließen einen so gewaltigen Steinhagel niedergehen, daß Sigvaldi und die Seinen nichts anderes tun konnten als sich decken und doch genug damit zu schaffen hatten. Sie legten Bord an Bord, und sobald der Steinhagel nachließ, ließen ihre Hiebe nicht auf sich warten. Und es kam so weit, daß Sigvaldi zum Lande zurückwich und sich Steine holen wollte, Vagn aber mit den Seinen sogleich hinterdrein. Und nun stießen sie auf dem Lande zusammen, und Sigvaldi mußte zurückweichen, und dieser Kampf war noch viel heftiger. Sigvaldis Kriegsvolk sank dahin. Palnatoki und seine Begleiter standen auf dem Turm und schauten zu. Palnatoki merkte nun, wie es ablaufen würde. Er rief Sigvaldi zu, sie sollten aufhören. „Denn ihr werdet es nicht durchhalten können. Mein Rat ist, daß wir Vagn und seine Leute aufnehmen, obwohl er jünger ist als in unsern Gesetzen bestimmt ist; auch ist gute Hoffnung, daß dieser Mann ein großer Streiter wird, soviel mir scheint." Sie taten nun, wie Palnatoki sagte, stellten den Kampf ein und nahmen Vagn und seine Genossen auf. Sie wurden nun in den Bund eingeführt.

Dreißig Mann waren von Sigvaldis Leuten gefallen, aber nur wenige von Vagn; doch viele waren verwundet. Vagn begleitete sie nun auf jeder Heerfahrt und steuerte ein Schiff; und keiner galt für einen so gewaltigen Kriegsmann wie er.

Die Prüfung der Jomswikinger.

Nun sahen sie, daß da auf der Schäre viele Leute waren. Da befahl der Jarl, ihnen nachzufahren und sie gefangenzunehmen. Sie ruderten nun zu ihnen hinüber, und da wehrten sie sich nicht. Da wurden die siebzig Männer ans Land gebracht. Der Jarl ließ sie alle an ein Seil binden. Dann wurden ihre Schiffe zum Lande geführt und alle ihre Habseligkeiten verteilt. Darauf holten die Leute des Jarls ihre Mundvorräte hervor und aßen und prahlten tüchtig.

Und als sie satt waren, gingen sie dorthin, wo die Gefangenen waren, und Thorkel Leira war ausersehen die Jomswikinger zu enthaupten. Da wurden drei Mann aus dem Strange vorgeführt, die waren sehr verwundet. Es waren aber Knechte dazu bestellt, sie zu bewachen und ihnen einen Stock ins Haar zu drehen.

Thorkel Leira ging nun hinzu, ihnen den Kopf abzuschlagen — und danach sprach er: „Findet ihr etwa, daß ich mich bei diesem Geschäft verändert habe? Denn viele behaupten das ja, wenn einer drei Männer enthauptet." Jarl Erich sprach: „Wir sehen nicht, daß du dich dabei veränderst, und doch kommst du uns sehr verändert vor." Dann wurde der vierte Mann aus dem Strang vorgeführt und ihm die Gerte ins Haar geschlungen. Er war schwer verwundet. Thorkel sprach: „Wie behagt es dir, zu sterben?" „Gut behagt mir mein Tod; es wird mir geschehen, wie meinem Vater." Thorkel fragte, wer das gewesen wäre. Er sagte: „Hau zu. Er starb." Da hieb Thorkel ihn nieder. Dann wurde der fünfte vor-

Danach fuhr Vagn gen Osten nach Vik auf den Rat Jarl Grichs, und der sagte, er solle dort Hochzeit mit Ingibjörg halten, wie es ihm beliebe.

Dort blieb Vagn den Winter über. Aber im Frühling fuhr er gen Süden nach Dänemark heim nach Fünen zu seinen Besitzungen und waltete lange darüber, und viele große Männer sind von ihm und Ingibjörg entsprossen; die galt auch für eine ganz gewaltige Frau.

Kleine Beiträge

Der Blick der Erwartung.

Im Paulusbrief an die Epheser werden drei Verszeilen angeführt, die offenbar einem der ältesten christlichen Lieder entnommen sind, das uns im übrigen verlorengegangen ist:

Wache auf, der du schläfst,
stehe auf von den Toten,
so wird dir Christus leuchten.

Die wenigen Zeilen vermitteln uns einen starken Eindruck von der Stimmung, die in der Apostelzeit die Gemeinden beherrschte. Das Bewußtsein, an der Schwelle eines neuen Lebenstages, ja, eines neuen Weltentages zu stehen, könnte sich nicht einfacher und zugleich eindringlicher aussprechen. Das Lied beweist, daß die ältesten Christengemeinden Ostergemeinden waren. Wir fühlen, was es für sie bedeutete, daß der erste Tag der Woche, der Sonntag, ihnen zum Christustag, zum Auferstehungstag geworden war. Der Feier dieses Tages mußte der Sabbath weichen, bei Menschen, die aus den Kreisen des gesetzestreuen Judentums hervorgegangen waren! Wir spüren die große Freude, von der die Gemeinden getragen waren, die ihnen das Abschiedsmahl Jesu mit seinen Jüngern zu einer Freudenfeier, zur Danksagung wandelte: Der Tag ist angebrochen. Die Sonne ist aufgegangen. Die Wahrheit leuchtet über uns. Stehet auf! Laßt das Tote, die Finsternis, die Nacht hinter euch, Ihr sollt leben!

Es ist, im Grunde genommen, die immerwährende Haltung des Glaubens, die in diesem Lied einen klassischen Ausdruck gefunden hat. Da ist das Erlebnis, das wir alle kennen, wenn uns je die Wahrheit Gottes begegnet ist. Da ist die Befreiung, die wir erfahren, wenn das Licht durch die Seele strömt; wenn, was bis dahin zerpflückt und nur als verworrene Ahnung in uns wartete, sich zu tiefer Erkenntnis zusammenschließt; wenn unser Dasein, diese kleine Welt voller Widersprüche und Rätsel, voller Tasten und Unvermögen, sich in das große Licht der Ewigkeit hebt; wenn unser Wille, unser ganzes Wesen bekennen muß: Es ist gut, es ist sinnvoll und gerecht, was dir geschieht; es ist wohl unerbittlich, aber zugleich erlösend wahr, was du erfährst.

Dann wissen wir: nur in diesem Lichte, das uns leuchtet bis zum Grunde unserer Seele und uns doch zugleich befreit, nur unter dieser Sonne ist Leben. Alles andere war nur ein halbes, krankes, müdes Wesen, ja, es war Flucht und Täuschung; sinnlose Qual und Tod.

In diesem Lied der ersten Gemeinde klingt noch ein anderer Ton an: die große Erwartung. Es ist die Haltung, von der das Gleichnis der klugen und törichten Jungfrauen spricht. Der Bräutigam ist da — ziehet aus, ihm entgegen! Damals hat diese Erwartung in der Form gelebt: In Kürze vergeht dieser Aeon, diese Welt. Wir werden es noch erleben. Dann erscheint die andere, die himmlische Welt, das Reich unseres Herrn. Darum ließ die Urgemeinde in Jerusalem nach dem Bericht der Apostelgeschichte die Arbeit und verkaufte ihren Besitz. Was sollen irdische Geschäfte in den „letzten Tagen"? Wer das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung St. Johannis liest, spürt deutlich: diese glühenden Bilder des Weltendes und der Neuschöpfung einer himmlischen Stadt konnten nur einer unmittelbaren, gespanntesten Erwartung des Endes geschenkt werden.

Wir haben aus dem Gang der Geschichte erfahren, daß diese Erwartung der ersten Gemeinden zu dem Berechnen von Tag und Stunde gehörte, das

vor der Ewigkeit Gottes kein Recht und keine Geltung hat. Aber das alte christliche Gebet, das uns aus jenen Tagen überkommen ist, ist auch heute noch das Gebet des Glaubens: „Es vergehe die Welt, es komme das Reich!“ Die schönsten Lieder, die herrlichsten Gebete der Kirche sind bis in unsere Tage von diesem Klang erfüllt. Der Glaube lebt immer auf der Grenzscheide von Zeit und Ewigkeit. Weil er der Ewigkeit zugewandt ist, ist er der Welt überlegen, ist er im tiefsten nicht mehr an sie gebunden, ist er frei:

Was sind dieses Lebens Güter,
eine Hand voller Sand,
Kummer der Gemüter.

Wir wurzeln durch unseren Glauben in einem Lebensgrund, der nicht von dieser Welt ist. Selbst ein Bismarck, der doch wie wenige Menschen in großer, aufreibender Leidenschaft gestaltend in diese Welt eingegriffen hat, hat sich zu dieser letzten Freiheit bekannt, die auch die höchsten Güter dieses Lebens mit Schmerz und doch im tiefsten gelassen versinken sieht, vor der Ewigkeit Gottes. Ja, seine politische Kraft ist undenkbar ohne diesen Jenseitsglauben.

Karl Bernhard Ritter.

Waffen.

Der „durchs Parlament repräsentierte Volkswille“ hatte entschieden, daß in Zukunft Offiziere bei Vergehen gegen die Duellgesetze aus der Armee entfernt werden müssen. Aber Hindenburg hat das Gesetz nicht unterzeichnet. Obwohl der Reichspräsident kein Vetorecht hat, ist daraufhin das bereits beschlossene Gesetz nachträglich umgewandelt worden, indem es auf alle Staatsbeamten ausgedehnt, aber zugleich seines zwingenden Charakters entkleidet wurde; aus der „Muß“-Vorschrift ist eine „Kann“-Vorschrift geworden.

In dieser Angelegenheit stoßen irrationale Mächte und rationale Tendenzen ganz unvermittelt aufeinander und man fühlt, wie ungemäß die mechanistischen Methoden der Gegenwart solchen Fragen sind, die aus dem organischen Werden entstammen. Der natürliche Lebenstakt gebietet, solche Dinge nicht auf dem Beschlußwege entscheiden zu wollen, sondern durch die Sitte ordnen zu lassen, die bisher dieser Aufgabe auch durchaus gerecht geworden ist. Von einem Duellunfug kann man in unsrer Zeit wirklich nicht reden; der sinnlose Zufall der Verkehrsmaschinerie geht jedenfalls härter mit dem lieben Leib und Leben der gegenwärtigen Menschheit um als die Forderung ständischer Ehre. Man empört sich über die Möglichkeit, daß ein Mensch durch den Druck seiner Standesgenossen gezwungen werden könne, entgegen seiner innersten Ueberzeugung zum Zweikampfe anzutreten. Aber dann bleibt ihm immer noch der Ausweg, dem Stande den Rücken zu kehren, in dem seine Weltanschauung nicht gewürdigt wird. Daß der vom Gewissen vorgeschriebene Weg durch schmerzhafte Erlebnisse führt, trifft ja nicht nur in diesem Falle zu.

Wenn man indessen die Anführer im Wortstreite gegen das Duell betrachtet, so wird man inne, daß sie ganz und gar nicht ihre eigenen Interessen vertreten. Niemand würde auf den Gedanken kommen sie zu fordern, niemand würde von ihnen eine Forderung erwarten. Ihre Stellungnahme entspringt allgemeiner Menschenliebe; die dabei erzeugte Gehässigkeit legt es uns nahe, diese Uneigennützigkeit nach der in unserm Aufsatze „Ressentiment“ dargestellten Deutungsweise zu betrachten. In der Tat richtet sich der Kampf gegen das Duell, eigentlich gegen die ihm zugrunde liegende ständische Gliederung und gegen das besondere Lebensgefühl, das unlösbar mit der Waffe verbunden ist.

Die Waffe gehört wie das Feuer zu den Urelementen der menschlichen Lebensformen. Nur wenige Dinge sind derart in den innersten Bereich der Seele aufgenommen worden und haben im Laufe der Entwicklung ihr Wesen so wenig geändert. Wer einmal einen afrikanischen Speer geschwungen oder ein Florett handhaben gelernt hat, weiß, daß man dabei das gleiche Grundgefühl hat, wie wenn man den geriffelten Griff einer Selbstladepistole umspannt. Eine Erhöhung des Lebensgefühls, eine entschiedene Wendung des Willens nach außen, vor der die lähmende Reflexion unsrer vorlauten Bewußtheit verstummt, kennzeichnen diese Empfindung. Mit ihr verbunden, von ihr durchtränkt ist das ganze Reich der Werte, die sich um die Waffe ordnen.

Mut, Tapferkeit, Kühnheit sind

Stichworte aus dieser Welt, aber sie sind heute vielfach von ihrem kämpferischen Untergrunde gelöst und auf unkriegerische Verhältnisse übertragen worden. Schon wenn wir ihre übertragene Anwendung nachprüfen, bemerken wir, daß sie genau umrissene Seelenbilder meinen, die sich nicht nur quantitativ unterscheiden; so können wir von einem kühnen, nicht aber von einem tapferen Börsencoup reden; wir sagen von einer Frau, daß sie ihr Leid mutig, nicht, daß sie es kühn trägt. Aber erst wenn wir diese Wörter in ihre eigentliche Welt zurückversetzen, zeigen sie sich in ihrer organischen Ordnung, welche bestimmten Lebensformen entspricht.

Wir sehen bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts die Waffe als Ausdruck der ständischen Gliederung. Sie ist weder von der Herrschaft der Kirche noch vom Despotismus aus dem öffentlichen Leben verwiesen worden; erst die aus der Aufklärung hervorgegangene bürgerliche Lebensordnung hat die Entwaffnung durchgeführt. Heute ist, außer dem Heere, nur noch der Polizist und der Verbrecher bewaffnet; der Bürger ruft „Ueberfall!" in seinen Fernsprecher, wenn ihm im Rahmen seiner befriedeten Welt, wie ein Gespenst aus den Urzeiten der Menschheit, der nicht uniformierte bewaffnete Mensch ohne obrigkeitlichen Auftrag entgegentritt.

Aus dieser Ungelegenheit mag sich jeder nach eigenem Gutdünken und Vermögen ziehen; bedeutsamer ist die Prüfung der Lebensauffassung, welche die Waffenlosigkeit nicht nur als praktische Notwendigkeit, sondern als Ausdruck unsres Staats- und Gesellschaftslebens fordert. Die Waffenlosigkeit erklärt sich nicht rational aus der zunehmenden Gefährlichkeit der Feuerwaffen, denn die Pistolen von 1830 waren nicht viel wirksamer als die von 1780. *Nicht die Technik, sondern das Zurücktreten der aristokratischen Lebensformen hat die Waffenlosigkeit herbeigeführt.*

„Von seinen Waffen gehe der Mann
keinen Fuß auf dem Feld.
Nicht weiß man gewiß, wann des
Wurfspießes draußen man bedarf."

So rät die Edda. Nur der wehrhafte Mann ist frei. Und die waffentragenden Freien waren zugleich die politische Körperschaft. Mit dem Schwinden der Zahl der Freien engte sich auch das Waffenrecht ein; es deckte sich abermals mit dem politischen Recht. Selbst die Kirche, die ohnehin manchen streitbaren Fürsten unter ihren Bischöfen zählte, fand in den Ritterorden Lebensformen, welche das kriegerische und das religiöse Wertreich zu verschmelzen suchten. Gleichzeitig mit der Einengung des Waffenrechtes auf die Herrenstände entwickelte sich die Ausbildung der ritterlichen Waffenehre, deren letzter Ausläufer im Duell der Entehrung durch den modernen Staat ausgeliefert werden soll.

Denn in der Welt der Waffe sind die Werte lebendig, welche dem rationalen Denken unsrer ökonomischen Zeit unerbittlich entgegenstehen. Es sind im Grunde zwei Lebensformen, welche sich bekämpfen. Die eine verknüpft *Waffenrecht und politisches Recht*; ihre Wertreihe gipfelt in dem Ideal des Heldentums. Die andere verknüpft *das politische Recht* mit den *Menschenrechten*; ihre Wertreihe gipfelt in dem Ideal der *Gerechtigkeit*. Jene ist aus der Lebenskraft junger Völker von hoher Rasse geboren, denen Eroberung kein Verbrechen, Herrschaft keine Sünde schien. Diese ist aus dem Verfall der religiösen Welt als moralistische Verkümmerung entstanden. Sie hat die Wertordnung des religiösen Reiches behalten, aber die *Werte selbst* sind, nach der Loslösung vom religiösen Lebensgrunde *in sich* unwirklich geworden. (Wie „die Gleichheit" aus der „Gleichheit vor Gott" durch Verkümmerung entstanden und nun völlig beziehungslos geworden ist.) Aber ihrer Herkunft aus dem religiösen Wertreich, die sich noch in Vokabeln und fragmentarischen Zusammenhängen verrät, danken die Scheinwerte der Menschenrechte die Scheu, die ihre Kritik hemmt.

So hat sich diese Lebensform an die Stelle der andern gedrängt, die durch die Waffe symbolisiert wird. Wir alle, in denen das Wertreich der Waffe fortlebt, stehen unter einer ständigen Beeinflussung, die uns unsre Vergangenheit vergessen lassen soll. Denn diejenigen, welche unter der Herrschaft des Waffenrechtes daran verzweifeln müßten, uns unter ihren Willen zu beugen, haben alles Interesse daran,

die Waffe und ihre Welt zu entehren und verächtlich zu machen. Darum nennen ihre Wortführer den Soldaten ebenso wie den Duellanten Mörder (merkwürdigerweise denjenigen nicht, der einen Geldschrankknacker niederschießt). Darum spottet der Feuilletonist darüber, daß dem Sarge der Königin von Dänemark ihre männlichen Angehörigen in Uniform folgen; seine Welt wird nicht mehr durch die Waffe repräsentiert! Und daß einmal Herrschaft und Waffe verknüpft waren, dünkt ihm eine peinliche Erinnerung, während uns ein Präsident, der unterm Regenschirm die Parade abnimmt, das Pathos der Herrschaft zu verletzen scheint. Uns verlangt es nach einer politischen Ordnung, die aus dem Wertreich der Waffe erwachsen ist: das ist es, was die Welt in Haß und Furcht Militarismus nennt. Die Völker, welche den Liberalismus der Menschenrechte hervorgebracht und, widerstandsfähiger gegen ihr eigenes Gift als wir gegen das ihre, ihn zu unsrer Knechtung gebraucht haben, haben nun aus uns das Volk ohne Waffenrecht gemacht, so wie der Staat den Bürger zum waffenlosen Haustier gemacht hat. Darum meinen unsre Politiker, wir müßten nun das Waffenrecht unsrerseits bekämpfen, um auch die andern zur Abrüstung zu bewegen. Was unsre „phantastisch-flügelmännischen Beschwörungsgebärden" in den Arsenalen der bewaffneten Staaten bewirken werden, dürfte nicht viel sein. Wesentlich aber, und für unsre Zukunft verhängnisvoll ist die Propaganda dieser Mentalität für das Volksganze. Denn Deutschland ist auf das Waffenrecht gegründet; der Charakter unsrer Nation ist geformt vom Wertreich der Waffe. Der Angriff, den selbst die deutsche Regierung bei Kriegsausbruch als Unrecht brandmarkte, ist den größten Männern unsres Volkes stets die deutsche Lebensform gewesen, die Macht, welche die Schreier dieser flüchtigen Epoche als die Todsünde beweinen, war ihnen ein „ideales Gut", für das zu kämpfen höchstes Recht eines Volkes ist, das es nicht als Notwehr verkleiden muß.

Dieses wehrhafte Lebensgefühl, das unserm Volke im Tiefsten eigentümlich ist, und das das Deutschtum zum Schrecken alles ältlichen Liberalismus gemacht hat, dürfen wir nicht preisgeben, wie wir die Waffen preisgegeben haben, mit denen wir es vertreten haben. Heute sind wir ein waffenloses, ein geknechtetes Volk, aber ein Knechtsvolk sind wir erst, wenn uns das Wertreich der Waffe entwertet ist.

Albrecht Erich Günther.

Die Jomswikinger.

Von allen Bänden der Sammlung Thule geht der neunzehnte uns Deutsche am meisten an, weil in den Sagas, die darin vereinigt sind, nordische und deutsche Geschichte sich unmittelbar berühren*. Zwar die Erzählung von den Jarlen auf den Orkney-Inseln bleibt durchaus im norwegischen Umkreis, aber die Knytlinga-Saga, d. i. die Erzählung von dem dänischen Königsgeschlechte der Knuts, die mit Harald Blauzahn (936—986) anhebt und bis zu Waldemar dem Großen (1157—1182) und dessen Sohn Knut reicht, zieht die schleswig-holsteinischen Grenzlandkämpfe und die Wendenkriege (Kolonisation des Ostens) in ihren Bereich. Hier sehen wir, wie sich einst dem nordischen Blick die Dinge darstellten. Die Gestalten Knuts des Großen und Knuts des Heiligen, Erichs des Guten, des Schleswiger Herzogs Knut Lavard sowie Waldemars des Großen werden scharf umrissen, wie es die Saga liebt. Das Wikingertum, auch der Glanz des deutschen Kaisertums für den Norden, der Kampf mit den Wenden, die Eroberung Arkonas und die Zertrümmerung des Svantevit und andrer Götterbilder — all das, in einer ganz auf das Persönliche und Heroische eingestellten Weise erzählt, hat einen eigentümlichen Reiz. Aber das größte Interesse hat doch die dritte Saga dieses Bandes, welche die Gründung der Jomsburg und den Untergang der Jomswikinger erzählt (Jomswikingasaga).

Diese Saga ist nicht reine Geschichte, sondern eine Art geschichtlicher Novelle. Walter Baetke hat von den fünf überlieferten Bearbeitungen die kürzeste und geschlossenste, welche der Urfassung am

* Die Geschichte von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg. Uebertragen von Walter Baetke. Geh. 10, geb. 12,50 Mk. Eugen Diederichs, Jena.

nächsten kommen dürfte, seiner Uebersetzung zugrunde gelegt und hat die sachlich überflüssige Vorgeschichte, welche die dänischen Könige behandelt, weggeschnitten. So haben wir eine knappe Geschichte von etwa vierzig Seiten, die in ihrer Wucht und Geschlossenheit in der Tat ein „nordisches Heldenlied in Prosa" ist, „das wie in einem Brennpunkt den Geist der Wikingerzeit, der doch der Geist des altgermanischen Heidentums ist, zusammenfaßt und zum Leuchten bringt".

Die Jomswikingasaga gehört zu den Sippengeschichten. Die beiden Helden sind Palna-Toki und sein Enkel Vagn. Palna-Toki, der Bauer von Fünen und Jarl von Wales, erscheint hier als der Gründer der Jomsburg, während geschichtlich wahrscheinlich ist, daß die Burg schon von König Harald Blauzahn angelegt wurde. Palna-Toki hatte nach der Saga den tödlichen Pfeil auf König Harald abgeschossen, im Dienste des Svend Gabelbart, des Sohnes Haralds. Da er aber gleichwohl Svends Blutrache fürchten muß, geht er außer Landes auf Heerfahrten. Endlich kommt er mit vierzig Schiffen nach Pommern und erhält von König Boleslav den Gau Jom an der Odermündung, um sich dort niederzulassen und „Land und Reich zu verteidigen". In Jom baute er eine feste Burg. „Ein Teil der Burg stand nach der See hinaus. Und darin ließ er einen Hafen bauen, so groß, daß dreihundert Langschiffe darin liegen konnten. Mit großer Kunst war das eingerichtet, so daß dort Tore daran waren und ein großer steinerner Bogen oben darüber. Vor den Toren aber waren eiserne Torflügel, die innen vom Hafen her geschlossen wurden. Auf dem Steinbogen aber war ein großer Turm erbaut, und darin waren Kriegsschleudern." Wo die Jomsburg gestanden hat, ist nicht sicher. Baetke nimmt, wie die meisten, an: bei Wollin. Schuchhardt sucht sie auf der versunkenen Nordwestspitze von Usedom. Jedenfalls ist die Jomsburg gleichzusetzen mit der aus deutschen Geschichtsquellen bekannten Handelsstadt Jumne.

Außer der dänischen Jomsburg haben wir ungefähr zur selben Zeit noch eine zweite Wikingerburg im deutschen Norden, die von schwedischen Nordmännern begründete Oldenburg am Haddebyer Noor gegenüber Schleswig, deren mächtige Erdwälle noch heute zu sehen sind. Von hier aus hat der schwedische Seekönig Olaf (um 990) Schleswig und Jütland beherrscht. Diese Wikingerherrschaften sind soziologisch außerordentlich interessant. Es sind kriegerische Orden mit eigentümlich heroischen Gesetzen. Das Ordensgesetz („Lag"), das Palna-Toki „mit dem Rat kluger Männer" stiftete, lautete nach der Saga: „Kein Mann sollte hier aufgenommen werden, der älter wäre als fünfzig und kein jüngerer als achtzehn Jahre ... Kein Mann sollte vor einem gleich streitbaren und gleich gerüsteten fliehen. Jeder sollte den andern rächen wie seinen Bruder. Keiner sollte ein Wort der Furcht sprechen oder in irgendeiner Lage verzagen, wie hoffnungslos sie auch schiene. Alles, was sie auf Heerfahrten erbeuteten, sollten sie zur Stange bringen, minderes oder größeres Gut, das Geldeswert hätte. Und wenn einer das nicht getan hätte, sollte er fort müssen. Keiner sollte eine Verleumdung ausbringen. (Also keine Agitationsfreiheit.) Wenn aber eine Neuigkeit bekannt würde, sollte niemand so vorlaut sein, sie öffentlich mitzuteilen; denn Palna-Toki sollte dort alle Neuigkeiten verkünden. (D. h. Monopolisierung des Nachrichtendienstes und Pressezensur.) Niemand sollte ein Weib in der Burg haben und keiner länger als drei Nächte auswärts sein ... so sollte Palna-Toki das alles entscheiden, und so auch bei jeder andern Uneinigkeit, die unter ihnen entstünde."

Dieser Orden der Jomswikinger wurde weithin berühmt und hat in der nordischen Geschichte eine große Rolle gespielt. Bis der norwegische König Magnus der Gute 1044 die Burg zerstörte. Welcher Geist diesen (und wohl auch die andern) Wikinger-Orden beseelte, mag man aus den beiden Proben erkennen, die wir unter „Erlesenes" bringen*. Zweifellos ist in der Saga

* Das erste Stück erzählt, wie der jugendliche Vagn von seinem Großvater Palna-Toki Aufnahme in den Orden erzwingt. Das andre schildert das Ende des Zuges der Jomswikinger gegen den norwegischen Jarl Hakon (und seinen Sohn Erich), zu dem sie von dem Dänenkönig Svend angestiftet waren. Vagn hatte das Gelübde getan, die Tochter des Norwegers Thorkel Leira zu gewinnen.

Aus dem Deutschen Volkstum

Josua Leander Gampp, Nach dem Regen

das Wesen des Ordens idealisiert worden, aber eben die Richtung der Idealisierung ist charakteristisch. Man vergleiche mit dem Jomsburggeist den Geist des um zweihundert Jahre später (zwischen 1200 und 1220) von Wolfram von Eschenbach entworfenen idealen Templeisen-Ordens, der von der Gralsburg aus herrscht. Bei den Wikingern die stählerne Härte, die Unterdrückung des Gefühls, Eisesluft. Bei den Templeisen zwar auch das Ideal des Ritters, der „sich gen Härte nie geboug", der ein „Hagelschlag" im Kampfe ist, aber die Härte ist innerlich gemildert durch das quellende Gefühl. Hier läßt sich der Unterschied zwischen dem Heldenideal des nordischen und des deutschen Mittelalters aufs klarste erfassen.

Wir sehen hier in die Anfänge germanischen Staatslebens hinein, die aufs engste mit dem Kriegertum verknüpft sind. Und zweifellos führt uns eine solche historische Betrachtung der Ursprünge tiefer in das Wesen politischer Erscheinungen als die schönste Betrachtung über die Dikaiosyne, die Gerechtigkeit. Wer die Augen aufmacht, sieht überall uralte Motive wieder durchbrechen, wenn auch in anderen Zeitkostümen. Eine Geschichte der politischen Motive wäre vielleicht die aufschlußreichste Geschichte. St.

Panzerkreuzer Potemkin.

Historische Filme sind augenblicklich die große Mode. Auf die „Nibelungen" folgte „Fridericus Rex" und auf diesen wiederum der „Bismarckfilm" und die „Mühle von Sanssouci". Nun tritt auch Sowjetrußland auf den Plan und der „Proletkult" in Moskau beschert uns die Darstellung einer Matrosenmeuterei zur Zeit des russisch-japanischen Krieges, wahrheitsgetreu nach den Akten, wie man uns versichert.

Dieser Film ist die wohl stärkste Leistung, die uns in den letzten zwei Jahren gezeigt wurde. Denn in ihm ist der Lebensrhythmus unserer Zeit zum künstlerischen Bilde gestaltet worden. Wenn Panzerkreuzer Potemkin zum Gefecht sich rüstet, so sehen wir im Bilde kaum einen Menschen. Aber die Maschinenkolben arbeiten, die Schlote stoßen Rauchwolken aus, der Maschinentelegraphh zittert, die Panzertürme drehen sich, die Geschützrohre heben sich und die Munitionslasten rollen die Decks entlang. Oder ein anderes Bild: Die Arbeit erwacht im Hafen von Odessa. Wieder keine Menschen, aber ein einsamer Kran, der seine Ladung hebt, ein Fischerboot, das zum Fang auszieht, ein Dampfer, der loswirft.

Treten Menschen in diesem Film in Erscheinung, so treten sie in Masse auf. Manche Bilder bleiben unvergeßlich: Wenn die Arbeiterschaft der Stadt in langem endlosen Zuge zum Bollwerk hinauszieht, wenn die Besatzung auf das Hinterdeck stürzt um anzutreten, wenn die Meuterer in wirrem Knäuel losschlagen, wenn die Kosaken in stumpfem Gleichschritt gegen die Volksmenge rücken. Dieser Film hat nur einen Helden, den unbekannten Soldaten, der für die revolutionären Ideale den Tod erleidet und dessen Tat die Menge zum Siege führt. So bestimmen Leidenschaften und Bewegungen die Handlung, die wir in einem der bei uns üblich gewordenen Filme aus der hochkapitalistischen amerikanischen Produktion nicht kennenlernen. Dieser Film ist nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv revolutionär. Nicht zum Mindesten auch durch das Tempo, in dem die Handlung vor dem Zuschauer sich abrollt. Hier ist etwas von jenem eigentümlichen revolutionären Schwunge, der seit dem Jahre 1789, als das Volk der Hallen in Paris sein Ça ira um die Guillotine tanzte, von Zeit zu Zeit immer wieder in Europa die bestehenden Ordnungen erschüttert hat und nun zuletzt die russische Seele erfüllt. Dieser Schwung reißt den Zuschauer mit sich fort, und es gibt wohl kaum einen, der nicht der suggestiven Kraft, die von der Handlung ausgeht, erläge, einer suggestiven Kraft, die nicht zum mindesten auch auf die begleitende Musik zurückzuführen ist.

Und doch würden wir es bedauern, wenn dieser Film, wie es in einem Teil der deutschen Presse gefordert wird, verboten werden würde. Denn er ist nicht nur künstlerisch bedeutend, sondern auch politisch ehrlich. Er macht keinen Hehl daraus, daß revolutionäre Bewegungen von materialistischen Entstehungsgründen ihren Ausgang nehmen, er zeigt ebenso mit skrupelloser Deutlichkeit, wie man die Masse durch eine geschickte Agitation aufreizt, und man ist in dieser Ehrlichkeit so weit gegangen, nur Juden als Agitatoren im

Bilde auftreten zu lassen. Wir halten es für keinen Fehler, daß der deutsche Bürger einmal diesen politischen Anschauungsunterricht erhält und von den russischen Sowjetmachthabern darüber belehrt wird, daß es in dieser Welt auch noch etwas anderes gibt als die phantastischen Landsitze amerikanischer Millionäre und die mondänen Vergnügungsstätten großstädtischer Halbwelt.

Aber freilich, eins zeigte sich wieder, wenigstens bei den Berliner Vorführungen, daß nämlich unser deutsches Bürgertum jeder Aufgabe, die ihm gestellt wird, nicht gewachsen ist. Dasselbe Publikum, das noch vor wenigen Wochen frenetisch Beifall geklatscht hatte, als der große König seine Grenadiere zum Sieg bei Leuthen führte, glich jetzt in seinen Kundgebungen einer wütenden Bestie, wenn Meuterer ihre Vorgesetzten in das Meer stürzten, und fühlte sich mitgeehrt, wenn die Musik die Internationale spielte. Daß ein Verbot dieses Films ernsthaft erwogen werden mußte, zeugt nicht gegen diesen selbst, aber es ist ein beschämendes Zeugnis für den kritiklosen Unverstand des deutschen Großstädters, daß er in jedem Augenblick so hemmungslos bereit ist, seine Ueberzeugung zu prostituieren. Heute Amerika, morgen Preußen, übermorgen Rußland. Eine Masse, die so willensschlaff den Einwirkungen geschickter politischer Regie gegenübersteht, ist reif zum Untergange. Aber man muß das Uebel mit der Wurzel ausrotten und darum ist es gut, daß dieser Film heute Deutschland beherrscht. Er wird hoffentlich den einsichtigen Menschen in Deutschland die Augen darüber öffnen, was von Filmpropaganda zu halten ist, und nicht nur von der kommunistischen.

Heinz Dähnhardt.

Meuterer.

„Panzerkreuzer Potemkin" heißt ein bolschewistischer Propagandafilm, der zur Zeit in Deutschland gespielt wird. Die Prüfstelle hat ihn verboten; die Oberprüfstelle — nachdem sie Alfred Kerr als Sachverständigen zugezogen hatte — hat ihn zugelassen.

Nationale Zeitungen haben sich darüber empört, die liberalen haben ernst an die kulturelle Verpflichtung des deutschen Volkes gemahnt: „alles in diesem großen Werk ist beseelt" sagt die „Vossische Zeitung". „Es gibt in der jungen Geschichte des Films, aber auch in der alten Geschichte des Theaters nichts mit diesem Kunstwerk Vergleichbares." (Montagmorgen).

Der Film stellt den Matrosenaufstand in der russischen Schwarzen-Meer-Flotte im Jahre 1905 dar, natürlich unter Weglassung der Vorgänge, die die Tendenz beeinträchtigen könnten. So geht es also los um „einen Löffel Suppe", um verdorbenes Fleisch, dessen Annahme die Matrosen verweigern. Beim Appell entstehen Zusammenrottungen; der Kommandant will eine Anzahl Matrosen erschießen lassen — statt dessen fallen diese über die Offiziere her und bemächtigen sich des Schiffes. Der Anführer der Meuterer fällt; seine Leiche wird nach Odessa gebracht, wo die Bevölkerung, selbst das Bürgertum, mit der Besatzung des Kreuzers sympathisiert. Aber die wehrlosen Menschenmassen werden durch Truppen zerstreut, die unter ihnen ein furchtbares Gemetzel anrichten. Der Panzerkreuzer fährt aus, dem heranmahenden Geschwader, dem sicheren Untergang entgegen. Aber die Besatzungen der andern Schiffe schießen nicht auf ihre Kameraden, und mit wehender weißer Flagge entkommt der Potemkin nach Rumänien, wo er interniert wird.

Diese Handlung ist unter der Regie S. M. Eisensteins gefilmt worden, mit virtuosem Können, das durch die uneitle Leistung der russischen Schauspieler unterstützt wird. Das sind Soldatengesichter, nicht in Uniform gesteckte Komödianten, Menschen, nicht Stars. Die Handlung bringt nicht mehr Krassheiten, als man sie im Kino gewohnt ist, nicht mehr Peinlichkeiten, als jeder ernstgemeinte Film aufweist. Dagegen zeigt der Film eine Fülle hervorragender Einzelheiten; etwa die Blicke in den Maschinenraum, während der „Potemkin" unter Volldampf geht, die Einfahrt in den dämmrigen Hafen, die flüchtende Menge, in der die Getroffenen stürzen, ohne daß man die Schützen sieht; einige Gruppen von großer Lebensechtheit, so die Damen aus den besseren Ständen, die die Neugier an die Bahre des gefallenen Meuterers treibt, und eine prächtige ältere Bürgersfrau mit Kneifer und mutigem Herzen, die dem Gemetzel Einhalt zu

tun versucht und an der sich der ganze Greuel solcher Szenen offenbart, als das Blut über ihr gutes, friedfertiges Gesicht läuft — wer im Felde verwundete Frauen oder tote Kinder gesehen hat, wird das Grausen dieses Kontrastes kennen. Daß das Ganze in greller Schwarz-Weiß-Manier gehalten ist, daß einige Szenen hetzerisch gefärbt sind, will dagegen nicht viel sagen; es sind keine stärkeren Mittel gebraucht, als sie der Kinobesucher kennt. Im Gegenteil berührt es angenehm, daß keine Liebesgeschichte, keine gebeugte greise Mutter am Friedhofsgitter und keine augenaufschlagende Jungfrau vorkommt, Dinge, ohne welche die deutschen Eisensteins die deutsche Seele nicht glauben ausdrücken zu können.

Dennoch ist es auch dem russischen Eisenstein nicht gelungen, die russische Seele sichtbar zu machen. Ich habe Nikolai Kolin in einem dummen französischen Lustspiel gesehen, in dem dieser russische Komiker der läppischen Handlung Momente von ergreifender Schwermut abzwang. Eisenstein hat im „Potemkin" nichts Aehnliches erreicht. Er ist exakt und seine Schauspieler sind treue Diener an einer haarscharf kalkulierten Sache, — aber die Sache packt nicht.

In einem ausgesprochenen „Volkskino" habe ich den Film gesehen. Es war keine Erregung, nicht einmal eine gespannte Atmosphäre vorhanden. Kundgebungen hätten nur künstlich hervorgerufen werden können, wenn man etwa einen Trupp von der Presse bearbeiteter Kommunisten oder Nationalisten geschlossen dorthin entsandt hätte. Der Film wirkte nicht als politischer, sondern als Spielfilm in einem interessanten Milieu, einmal nicht in Texas, in Nachtlokalen oder in der fünften Avenue, sondern auf einem Kriegsschiff, wo es viele technisch und militärisch interessante Dinge zu sehen gab. Der „Panzerkreuzer Potemkin" vermag die Zuschauer nicht aufzuhetzen, wenn er nicht durch den Pressestreit zum umkämpften Symbol für propagandistisch erregte Massen gemacht wird. In sich hat er keine Werbekraft.

Wie konnte sich S. M. Eisenstein so verrechnen? Worin liegt sein Fehlschluß? Um dieser Frage willen beschäftigen wir uns mit dem Film; hier hoffen wir eine lehrreiche Antwort zu finden.

Der Fehler wird am Schlusse unverkennbar. Eine fühlbare Enttäuschung befällt das Publikum, wenn der „Potemkin" kampflos durch das Geschwader hindurchfährt und die Meuterer dem rumänischen Hafen entgegenfahren, um, wie ihre kriegsgefangenen Kameraden in Japan, bessere Suppe zu essen als unter kaiserlich russischer Flagge. Wäre der Kreuzer nach hoffnungslosem Kampfe gesunken, feuernd noch aus den letzten Rohren unter der roten Flagge des Aufruhrs, statt unter der weißen der Friedfertigkeit, wären die Meuterer mit einem Hoch auf die Weltrevolution in die Tiefe, statt mit dem von der Bevölkerung Odessas gestifteten Ferkelbraten im Leibe nach Constanza gefahren — kein Zweifel, daß der Saal von einer jähen Welle der Erregung überflutet worden wäre.

Ob im Kunstwerk, ob auf der Rednerbühne, ob im Kitschroman, — niemals verleugnet man ungestraft die Werte, die in dem Seelengrunde auch der Masse liegen. Im Jahre 1919, als unser Volk seine Werte nicht vergessen, sondern gehaßt hat, konnte man die Sympathie einer Versammlung erwerben, indem man sich als erfolgreicher Deserteur bekannte. Heute wird jeder Pazifist in einer Versammlung der Friedensgesellschaft solche Argumente vermeiden. Es ist unmöglich, mit Kriegsschiffen antimilitaristische Propaganda zu treiben; man kann es mit dem Wozzek, wenn man ihm eine schlechtsitzende Uniform anzieht, aber die unheimlichen Rohre eines kampfbereiten Schiffes erwecken unwiderstehliche Empfindungen, die keine dramatische Entspannung erfahren, wenn die Kartusche mit dem Spanferkel vertauscht wird — das weiß Herr Eisenstein nicht und darum hat er vorbeipropagiert.

Eisenstein kennt die photographischen Möglichkeiten eines Kriegsschiffes, aber nicht ihre seelischen; kein Wunder, daß er auch die militärischen nicht kennt. Eben an dieser Stelle, wo die propagandistische Täuschung liegt, liegt auch ein Regiefehler; Eisenstein läßt, als die Gegner nur noch wenige hundert Meter auseinander sind, die bedrohlichen Langrohre des „Potemkin" ihr Ziel mit einer Erhöhung suchen, welche die Granate zwanzig Kilometer aufs offene Meer hinaussenden würde. Ein symptomatischer Zug: der „Zivilist" verrät

sich, dem Kriegsschiffe nicht „zukommen".

Noch eine Szene sei erwähnt in der S. M. Eisenstein zwar höchst realistisch, aber — für Deutschland wenigstens — äußerst wenig propagandistisch vorgeht. Die Volksmenge, die sich um die Bahre des erschossenen Rädelsführers sammelt, besteht zuerst, am frühen Morgen, nur aus russischen Kleinbürgern und Arbeitern, die eine schlichte Trauer um den Toten ausdrücken, fromm, wie es vor einer Leiche geziemt, ihre Mützen ziehen, die Totenkerze erneuern und in ehrfürchtigem Schweigen verharren. Dann aber tauchen zwei Agitatoren auf, welche sich nicht erst mit Trauern aufhalten, sondern die Menge aufhetzen und ihre fromme Stimmung allmählich in tierische Wut verwandeln, bis die erregten Menschen ihre Kleider zerreißen, augenrollend und säusteballend sich zum Sturmhaufen formieren, in dem der Wahnsinn herrscht. Das Entstehen einer Massenpsychose durch Verhetzung ist ausgezeichnet getroffen. Aber beide Agitatoren heben sich deutlich kenntlich als Juden von der russischen Volksmenge ab. Erst eine jüdische Studentin, — das mag hingehen. Das Publikum ist viel zu sehr gewöhnt bei leidenschaftlichen Schauspielerinnen diesen Gesichtsschnitt zu sehen, als daß er ihm auffiele, obwohl sich die russischen Schauspieler selten aus dem Judentum retrutieren. Aber der zweite Agitator ist ein so schauderhafter jüdischer Hetzer, daß in Deutschland sämtliche jüdischen Vereine gegen solchen Antisemitismus protestieren würden, wenn man diese Rolle so besetzte. Das hätte kein deutscher Eisenstein gemacht. Dieser Agitator, der eine Versammlung in die Psychose hetzt, indem er sich selbst in Ekstase schreit, bis ihm der ölige Schweiß über das von wirren Haarzotteln überhangene Judengesicht läuft, wirkt in Deutschland nicht werbend, — sondern aufklärend. Mitten in dieser Szene erscheint mit zynischem Lächeln noch ein Jude; man ist versucht ihn für Herrn S. M. Eisenstein zu halten. Aber es scheint mir, als ob sein frivoler Realismus diesmal fast zu weit gegangen wäre.

Zum Schluß ein Wort über die Zensur. Hätte der Film verboten werden sollen? In einem nationalen Staate müßte diese Frage nicht aufgeworfen werden. Aber das Deutschland, das Alfred Kerr zum obersten Richter über die Werte setzt, die der Film vor Millionen Deutscher darstellen soll, braucht diese Frage auch nicht aufzuwerfen. Es hat gar kein Recht dazu. Ihm geschieht nach seinem Willen. Solange Kerr den deutschen Kulturwillen repräsentiert, hat S. M. Eisenstein ihn zu erfüllen. Wir sind selbst Meuterer: wir meutern gegen die Werte, aus denen wir leben.

Albrecht Erich Günther.

Josua Leander Gampps Landschaften.

Gampp ist als Graphiker weithin bekannt geworden durch seine gezeichneten Gedichtbüchlein (das Mörike-, Storm-, und Eichendorff-Liederbuch sowie, das schönste von allen, das Gottfried-Keller-Büchlein). Man kennt ihn als Illustrator, als Bilderbuchzeichner („Klein-Irmchen"); ganz besonders aber wird seine Gelegenheitsgraphik geschätzt. Seine Hochzeits- und Geburtstagsblätter, die farbigen Weihnachtsbilder sind so liebenswürdig und innig, daß sie zu dem Besten dieser Art gehören. Aber daß Gampp auch Landschaftsmaler ist, wissen die meisten nicht, die sich an seinen Holzschnitten und Zeichnungen erfreuen. Gampps Graphik wurde 1921 in unserm Maiheft gewürdigt. Die Bilderbeilagen des vorliegenden Heftes sollen nun die Art seiner Gemälde zeigen.

Gampp ist ein Schüler Hans Thomas und zugleich ein Landsmann von ihm. Da ist es selbstverständlich, daß seine Kunst einen gewissen Zusammenhang mit der Kunst Thomas aufweist. Auch der Graphiker Thoma liebte es, mit Symbolen ein gedankenvolles Spiel zu treiben. Aber wer nichts von Gampps Schülerverhältnis zu Thoma weiß, schließt kaum von seinen auf Thomas Zeichnungen, so sehr ist der Schüler innerlich selbständig. Er hat gewisse Anregungen des Meisters auf ganz eigene Art selbständig weitergebildet. Auch die Landschaften Gampps haben einen Zusammenhang mit denen von Hans Thoma. Aber dieser Zusammenhang ist nicht so sehr in der Motivwahl oder in der Malweise zu entdecken, sondern in der Einstellung zur Natur überhaupt, in der Liebe zum weiten Raum, zum luftigen Himmel. So ist Gampp nicht ein Nachfolger der Thomaschen

Kunst, sondern eine, von ihm angeregte, selbständige künstlerische Persönlichkeit.

Die besten Landschaften Gampps sind, soweit wir sehen, im Schwarzwald entstanden. Zwar lebt der Künstler schon seit Jahren in der Nähe Hamburgs, malt auch gelegentlich Motive aus der Heide, aber das beste kommt ihm doch von den Bergeshöhen und aus den Waldtälern daheim, nicht aus der schweren und schwermütigen Heide, eher schon aus den Feldern der Ebene. Er muß immer jezuweilen in die Gebirgsheimat, um dort zu malen.

Gampps Bilder haben kleines oder mittleres Format, so daß sie auch an kleineren Wänden möglich sind, ja, gerade in intimen Räumen ihren Reiz voll entfalten. Die Farbe ist meist mit breiten, zarten Strichen hingesetzt, so daß die Malerei schlicht und fein, zuweilen aquarellhaft wirkt. Und doch ist in dieser Zartheit ein unendlicher Reichtum. Die Zartheit der Farben und die Fülle der Uebergänge erschwert die farbige Wiedergabe. Wir haben eines der kräftigsten Stücke mit klaren Gegensätzen zur Reproduktion gewählt. Gern hätten wir auch eines der leiseren, ganz ruhigen Bilder gezeigt, wenn die Gefahr des Mißlingens bei der Wiedergabe nicht so gut wie sicher gewesen wäre.

Gampp hat eine besondere Vorliebe für das Motiv der freien Bergeshöhe mit hohem, lichten Himmel. Er liebt auch die leis verschleiernde Luft, den Morgennebel, den Wolkendunst, die weiche Feuchte. Wundervoll sind eine Anzahl Bilder, die, auf der Höhe gemalt, den Blick über die ferne Rheinebene zeigen, aus der die Nebel aufsteigen. Außer der freien Höhe malt er intime Ausschnitte aus der Natur, wobei er der Fülle und dem Verhältnis der Farbentöne zueinander aufs liebevollste nachgeht.

Es liegt wohl in der reinen und weichen Art des Künstlers, daß in seinen Landschaften die beiden Elemente Luft und Wasser in ihren mannigfaltigen Verbindungen als Duft, Dunst, Wolke, Nebel usw. so wesentlich sind und die harten Formen der Erde sänftigen. Die beiden Schwarzwaldlandschaften, die wir einfarbig wiedergeben, zeugen davon.

Das künstlerisch Wesentliche der Landschaften Gampps scheint mir die Vereinigung von Weite und Intimität, Klarheit und Zartheit, Festigkeit des Gegenständlichen und Weichheit der Erscheinung. Daß die Bilder seelische Tiefe haben, erweist sich bei längerem Betrachten. Je länger man sich in sie versenkt, um so schwerer kommt man von ihnen los. Es sind keine Ausstellungsblender — an den Riesenwänden der Ausstellungen würden sie zweifellos unter den derberen Effekten anderer verschwinden. Sie gehören in die Stuben, am besten in die Familienstuben gebildeter Menschen, die gerne sinnend verweilen. St.

Der Beobachter

Reifende Frucht.

Unter diesem Titel geben Traubs „Eiserne Blätter" die Zuschrift eines Pfarrers wieder: Es sollte ein neues Pfarrhaus gebaut werden. Man mußte plötzlich den Bauplatz wechseln, so daß man ein Grundstück bekam, auf dem noch Früchte waren. Der Kirchenvorstand beschloß, die zerstörte Frucht zu bezahlen. Darauf antwortete die Pächterin, die Frau eines Lokomotivheizers, in einem Brief:

„Soeben erhalten wir den Bescheid, das Stück Land an der ... straße zu räumen. Wir sind ganz aufgeregt darüber. Gern gönnen wir unseren Pastoren ein neues Heim, aber muß es denn jetzt gerade sein? Die Frucht mag einem ja wohl vergütet werden, aber was nützt das? Wir sind doch alle echt evangelische Christen, das Herz tut einem weh, daß man eine Frucht, welche noch nicht ausgewachsen ist, abpflücken oder ausreißen muß. Die Kartoffel ist noch nicht ausgewachsen, die Vicebohnen stehen in schönster Blüte, die Erbsen hängen brechend voll, aber es sind späte und können erst in ungefähr vierzehn Tagen gepflückt werden. Da betet man täglich zum lieben Gott, daß er es erhalten möge zu unserem Wohle, nun wollen wir es mit unseren eigenen Händen vernichten, ist das nicht Sünde? Ich kann keine Frucht vernich-

ten, die noch nicht ausgewachsen ist. Sollen wir uns als Evangelische von Leuten, die anderen Glaubens sind, auslachen lassen, daß wir in schönster Blüte die Frucht zertreten."

Daraufhin wurde der Bau verschoben. Der Brief der Frau ist aber auch ein Beitrag zum Kampf um den Paragraph 218.

Muttermilch auf kaufmännischer Grundlage.

Wie in der „Umschau" zu lesen war, teilte das Journal of the American Medical Association in Chicago mit, daß in Detroit „auf Veranlassung des Arztes Dr. Holt das Sammeln und der Verkauf von Frauenmilch auf kaufmännische Grundlage gestellt" ist. „Das Unternehmen wird von Dr. Holt und Miß Wadley geleitet. Seitdem haben verschiedene Heime auf die Einstellung von Ammen verzichtet. Sie beziehen vielmehr von stillfähigen Müttern Brustmilch in sterilen Gefäßen. Sie wird mit der gleichen Regelmäßigkeit geliefert, mit der sonst Milch in den Handel kommt. Die Gestehungskosten setzen sich aus der Vergütung für die Mutter, die je 10 Cents pro 38 Gramm erhält, und den Kosten zusammen, die aus der Verbringung der Milch nach der Sammelstelle erwachsen." Zweifellos, der Fortschritt schreitet mit großen Schritten fort. Aber wir haben hygienische Bedenken gegen die Produktion von Frauenmilch in Heimarbeit, man sollte die Frauen in hygienisch gebauten und nach Vorschrift gelüfteten Ställen unterbringen. Erst dann wäre Detroit völlig auf der Höhe.

Reklamesprache.

Aus einem Aufruf:

Bist du Mitglied der Sozialdemokratischen Partei? Bist du Leser der Sozialdemokratischen Zeitung? — Mit des Dichters Worten rufen wir euch, die ihr bisher beiseite gestanden habt, zu:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Abführmittel:

Das schädliche, gewohnheitsmäßige Abführmittel ist eine verderbentriefende Geißel für die Menschheit!

Da leuchtet uns ein Morgenrot! Am aufsteigenden Firmament lesen wir Brotella! Eine fix und fertige Diätsuppe, eine schonende, schlackende, schleimende, quellende, fettende, turnende, belebende usw.

Alfred Kerr über „Panzerkreuzer Potemkin":

... Ein Wunderwerk, ein Wunderwerk ... S.

Aufrufsprache.

Die Reklamesprache der sittlichen und religiösen Erneuerung der Menschheit ist ebenfalls in das Stadium des Superlativs getreten. Diese neueste Ausdehnung des Amerikanismus ist reizvoll zu beobachten. Die „Deutsche Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen" erläßt einen von D. Spiecker und D. Siegmund-Schultze gezeichneten Aufruf, dessen Inhalt wir in wörtlichem Auszug mit einigen Sätzen wiedergeben:

„In der Christenheit ist ein großes Verlangen erwacht, die Christen des ganzen Erdenrunds für die Erneuerung der Menschheit zusammenzuführen. Wir erkennen in dieser Führung die Hand unseres Herrn, der die Glieder seines Leibes mit ihrem Haupte untereinander so zusammenschließen will, wie er es auf Erden von seinem Vater erbeten und seinen Jüngern ans Herz gelegt hat. Die deutsche evangelische Christenheit ist durch die Stockholmer Konferenz machtvoll in die ökumenische Bewegung hineingezogen worden. (Indem die „Macht" bei den andern war.) Angesichts der ungeheuren Nöte, die die Völker der Welt heimsuchen, rufen die Kirchen Christi zu gemeinsamem Kampf gegen alle Mächte des Bösen auf. Die Not der Welt fordert ein vereinigtes Wirken der Christenheit. In der schweren Arbeit, die insbesondere die deutsche Weltbundvereinigung (man spreche dies Wort laut: Weltbundvereinigung) führt und weiter führen muß, wenn sie im Streben nach wahrer Einigkeit den deutschen Forderungen für Gerechtigkeit und Frieden bei den andern Völkern Gehör verschaffen will, müssen wir die deutsche evangelische Christenheit geschlossen hinter uns haben. (Geschlossen hinter uns haben.) Ueber die Möglichkeit der Mitarbeit unterrichtet unsere Vierteljahrszeitschrift „Die

Eiche". Der Jahresbeitrag beträgt 3,— Reichsmark."

Vorne die Hand des Herrn, hinten öffnet sich die Hand des Menschen um drei Reichsmark, damit die Hand des Herrn durchgreifen kann. Warum tritt uns bei der Lektüre solcher Aufrufe ein bitterer Geschmack auf die Zunge? Kommt das von unserm bösen Deutschtum? Würden wir uns Luther als Verfasser eines Aufrufs für die Einführung der Reformation denken können? Wären wir Amerikaner, so hätten wir vermutlich Wohlgefallen an der Aufrufsprache.

„Ein Ehrenmal dem Judentum auf der Gesolei."

Uns ging ein Rundschreiben vom 1. März aus Hannover zu: „Ew. Hochwohlgeboren! Die Beteiligung des deutschen Judentums an der Ausstellung Gesolei in Düsseldorf, über welche Sie Näheres aus der Anlage ersehen, liegt im größten Interesse der deutschen Judenheit ... Die jüdische Abteilung dieser in der ganzen Kulturwelt Aufsehen erregenden Ausstellung soll in besonders schöner eindrucksvoller künstlerischer Form den Beweis dafür erbringen, daß es gerade die uralten Erkenntnisse des Judentums sind, welche die Grundlage für viele socialpolitische und socialhygienische Einrichtungen und Gesetze der gesamten Kulturwelt bilden." Das Hannoversche Propagandakomité erbittet Geldmittel an Rechtsanwalt Ernst Müller III.

Der Aufruf, der dem Schreiben beiliegt, gibt den Ehrenausschuß bekannt. Darunter finden wir: Dr. Oscar Cohn, M. d. L.; Prof. Albert Einstein; Stadtrat Dr. Haas, M. d. R., Karlsruhe; Dr. Holländer, Berlin, Dir. d. Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdisch. Glaub.; Prof. Max Liebermann, Berlin; Hermann Struck, Haifa; Max Warburg, Hamburg; David Yellin, Bürgermeister, Jerusalem.

Es gelangen nach dem Aufruf zur Darstellung: „Die hygienische Auswirkung unseres Religionsgesetzes, der jüdische Mensch in seiner anthropologischen und biologischen Eigenart, die jüdische Fürsorge (Zedakah), die Begründung ländlicher Siedelungen in Deutschland, die Kolonisation, namentlich in Palästina, aber auch in Argentinien und andern Ländern." Im Mittelraum „die künstlerische Darstellung jener großen sozialhygienischen Ideen", „durch deren Erhebung zum Range eines bindenden Religionsgesetzes das biologische Wunder möglich wurde: die Erhaltung unseres kleinen Volksstammes in voller Lebensfähigkeit trotz der Bedrückung und Verfolgung durch Jahrtausende." „Besonders begrüßen unsere Künstler, die sonst gezwungen sind, außerhalb des jüdischen Gebietes zu schaffen, die Möglichkeit, nun aus ihrem eigensten Wesen heraus schöpferisch wirken zu können." „Schon ist der Wunsch laut geworden, unsere Schau später auch anderen Orten in Deutschland und außerhalb Deutschlands zugänglich zu machen." Es sind künstlerische Entwürfe wiedergegeben von Bobrek-Düsseldorf, Leopold Fleischhacker-Düsseldorf, K. H. Isenstein-Berlin, Sascha Bath-Hillel-Düsseldorf, Herzfeld-Dortmund, Wolpert-Frankfurt.

Wir begrüßen diesen Plan, der den Beifall aller Aufrichtigen finden wird. Wenn Prof. Max Liebermann dieses Prinzip auch bei den Kunstausstellungen durchführen würde, und wenn man bei Buchausstellungen ebenso handelte, dann würde das Problem Deutschtum-Judentum mehr und mehr entgiftet werden. Die Klugen halten die Offenheit für dumm und die Dummen halten die Heimlichkeit für klug. Aber Unbefangenheit und Aufrichtigkeit stehen weit über aller Klugheit und Dummheit des Tages.

Auch etwas für die Gesolei.

Uns ging zu gleicher Zeit ein Rundschreiben des Verlags Payne zu, in dem er „mit kollegialer Hochachtung" mitteilt, daß bei ihm ein Werk „Sexual-Katastrophen" herauskäme. Die Autoren dieses Werkes seien:

„Dr. Magnus Hirschfeld, der Leiter des Instituts für Sexual-Pathologie und gerichtlicher Sachverständiger in allen Prozessen, die mit dem sexuellen Triebleben zu tun haben.

Dr. Leo Klauber, ein Gegner des Abtreibungsparagraphen. Er schildert die russischen Einrichtungen, die der Schwangeren eine Fruchtabtreibung durch geschulte Aerzte auf Staatskosten ermöglichen. Dabei ist nicht eine Verringerung, sondern eine Erhöhung der Geburtenzahl eingetreten.

Gotthold Lehnerdt, der bekannte Kriminalkommissar der Berliner Mord-

kommission. Er gibt eine überaus spannende Darstellung des Wesens der Prostitution in ihren verborgenen Tiefen und bringt einen verblüffenden Vorschlag zu ihrer Umgestaltung von Grund aus. Diesen Vorschlag wird man nicht zu den Akten legen.

Dr. Ludwig Levy-Lenz, er ist einer der gesuchtesten Sexualärzte Berlins und erkannte als der ersten einer die Wichtigkeit der Vorbeugung bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Mit wundervoller Prägnanz schildert er den Weg der Lustseuche und die Steinach-Dämmerung; vor allem aber weist er Wege zur leichten und absolut sicheren Verhütung der Ansteckung.

Dr. Johannes Werthauer, Justizrat in Berlin, weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt, auch durch den Prozeß der sächsischen Krone und durch die Barmat-Affäre. Werthauer tritt hier für eine Neugestaltung des heutigen Eherechtes ein und zeigt an Beispielen aus dem Leben, die phantastischer sind, als ein erfundener Roman, die Unhaltbarkeit der geltenden eherechtlichen Vorschriften."

Weiter heißt es: „Wir sind bereit, Ihrem geschätzten Blatte, noch bevor das Werk erscheint, die eine oder andere Partie unseres Buches kostenlos zum Abdruck zu überlassen." Als Gegenleistung erwartet man „einen wirklich günstigen Nachlaß für unsere späteren Inserate." „Wir planen für unser Werk eine großzügige Reklame durch Wanderlicht-Reklame, Kino-Einschalt-Filme, Radio, Litfaßsäulen-Anschlag usw."

Es handelt sich also um eine „großzügige" moralische Generalattaque. Vor allem, scheint uns, gehört das Werk mit seinen „großen sozialhygienischen Ideen" auf die „jüdische Abteilung" der Gesolei.

Wie sie hassen.

Die Gerichtsberichte des Berliner Tageblattes über den Kutisker-Prozeß sind aus Gründen der Völkerpsychologie interessant. Wir lesen da über Michael Holzmann und Iwan Kutisker:

„Schneidend hell tönt die Stimme des Angeschuldigten durch den Saal. Er (Holzmann) steht aufrecht da, mit dunkel glühenden Augen im bleichen Gesicht." „Kutisker duckt sich zusammen. Heiser knarrend ist seine Stimme." Holzmann „steht vor dem Richtertisch, schräg vor Iwan Kutisker, sieht ihn an, haßerfüllt, seine Gefühle nicht mehr meisternd." „Und dann begibt es sich, daß der schwerkranke Iwan Kutisker plötzlich seine ganze Kraft zusammenrafft, um gegen Holzmann die wildesten Anklagen zu schleudern: Mörder, Erpresser! Wenn dieser Mann einmal den Mund aufmacht, kommen eine Million Lügen heraus. Aber nicht allein bei Holzmann verweilt er. Er begeifert auch dessen Verwandte." Holzmann „bricht nun los, zitternd, weißglühend vor Haß und Wut: Verbrecher! Unerhörter Lügner! — Russische und deutsche Worte mischen sich, des Angeklagten Hände zittern. Er hebt seinen Stuhl hoch. ‚Dieser Lump beschimpft mich!'" Dieser Vorfall zeigt, sagt der Berichterstatter, „daß beide Angeklagte von einem so grenzenlosen Haß gegeneinander beseelt sind, daß ihre gegenseitige Belastung alle Vernunft verliert."

Dazu nehme man den Prozeß gegen Sandor Weiß in Wien: Wie die Bosel und Castiglioni sich bekämpfen. Wie die Verteidiger den korrupten Weiß zum politischen Märtyrer machen wollen, wie die Staatsanwaltschaft persönlich angegriffen wird. Wie man einen Privatbrief Castiglionis an einen Freund in die Oeffentlichkeit bringt, in dem der Schieber philosophiert: er „habe neben großzügigen Handlungen von tiefer Güte andere begangen, die sein Gewissen verurteile, so daß er sich bisweilen gefragt habe, ob er einen Fall von moral insanity darstelle." Welche Ausgeburten des Hasses!

Aber unbedenklich beschimpft man uns als unmoralisch und gehässig, wenn wir uns ganz einfach gegen die aus Osten kommende Masseninvasion dieser chasverischen Begabung für den Haß wehren.

Eine neue Deimlingiade.

Der wackere alte Demokratengeneral Berthold Deimling (einst von seinem Kaiser in Gnaden zu einem Herrn „von Deimling" erhöht, an welchem „von" er in zäher monarchistischer Mannentreue festhält trotz sonstiger zuverlässiger Demokraterei) besagter Generalis emeritus pacificus erhält jede Woche einmal den Hausschlüssel, Töchterchen Elisabeth hilft ihm fürsorglich in

den Zivilpelz, und der Herr begibt sich, nachdenklicher Weisheit voll, zu seinen Stammgetreuen im „goldenen Friedenslamm“. Allda läßt er sich ausführlich zum Wohle der Republik vernehmen. Falls seine Weisheit einigermaßen literarisch passabel ist, erscheint sie am nächsten Tag gedruckt in der Frankfurter Zeitung. Ist seine Rede aber gar zu stilechtes „Goldenes Lamm“, dann findet sie immer noch im Berliner Tageblatt Aufnahme, denn der Hebräer Theodor Wolff druckt alles ab, wenn der Autor ein „Herr von“ und arischen Geblütes ist. Gott, wie schmeichelhaft für unseren Volksstaat!

Diesmal hat sich der General, dessen Antlitz zwar martialisch ist wie firner Rheinwein, dessen Herz aber nur die sanfte Milch der frommen Denkungsart treibt, das Thema gewählt: „Sensationelle Enthüllungen über probolschewistische Pläne rechtsradikaler Kreise.“ Dieses Thema bespricht er in einem Leitartikel, der so endlos lang ist, wie man das bei einem alten General, der in diesen friedliebenden Zeitläuften unbeschäftigt ist, nicht anders erwarten kann.

Ja, ja, hebt er an: „Man weiß nicht recht, soll man lachen oder soll man vor Empörung mit der Faust auf den Tisch hauen.“ (Auf den Tisch hauen! Herr General — daß die Gläser wackeln! So machen das die martialischen Generäle immer.) „Die Verhältnisse im Osten sind ein Pulverfaß.“ Denn diese rechtsradikalen Kreise wollen partout in Polen einmarschieren! „Man scheint keine Ahnung zu haben von den katastrophalen Folgen, die über unser Vaterland hereinbrechen würden.“ Man ist halt nicht überall so gut orientiert wie im „goldenen Friedenslamm“! Nämlich: „Die Armeen Fochs würden sofort in Deutschland einrücken und sich freuen . . . Mussolini würde seine Fahne über den Brenner tragen. Die Engländer würden im Baltikum landen. Konzentrische Giftgasangriffe der Flugzeuggeschwader der Entente würden unsere Industriegebiete an Rhein und Ruhr und in Schlesien und unsre großen Städte vergasen. Das Ende wäre die Auflösung des Reiches und ein Entmündigungsverfahren gegen Deutschland.“ (Dies Verfahren würde vermutlich von der Entente beim Amtsgericht Karlsruhe beantragt?) Aber Gott sei Dank, auch die katastrophalsten Bäume wachsen nicht in den Himmel und sogar der Fahne Mussolinis ist ein Riegel vorgeschoben. Nämlich, wissen Sie: „Zur Ausführung gehört vor allem ein F ü h r e r. Und da hapert es. Was sie haben, ist mittleres Format. Tapfere Männer — aber die schaffen es nicht.“ Das große Format sitzt im „goldenen Friedenslamm“. Darum kann die Republik ohne Gefahr schlafen. General von Deimling wacht und paßt auf den bösen „Stahlhelm“. Es entgeht ihm nicht, daß der „Stahlhelm“ schreibt, die Bewegung sei „zu neuem Kampf bereit“ und „großkampffähig“. Zwar die Tageblatt-Redaktion gibt hierzu in Parenthese ihre Auffassung dahin kund, daß nach dem Zusammenhang nicht von einem künftigen K r i e g, sondern von i n n e r politischen Auseinandersetzungen die Rede sei. Aber das große Format kennt seine Pappenheimer besser und hält Wacht, da kann sogar das Berliner Tageblatt ahnungslos und friedlich schlummern.

Nach dieser Leistung streicht sich der wackere General den Schnauzbart, brummt befriedigt und geht heim. Elisabeth ist so lange aufgeblieben und hilft ihm aus dem Pelz. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

G o e t h e u n d R e m b r a n d t a l s S c h a n d d e c k e l.

In der späteren Antike wurde es Mode, nach Skandalen im Leben berühmter Männer zu suchen. Korruptionsgeschichten und Ehegeschichten sensationell auszuspinnen, war eine Lieblingsbeschäftigung erfindungsreicher Autoren. Auch wir treten laut Spengler in ein Zeitalter, das dem der späten Antike nicht unähnlich ist. In der Tat, die biographische Sensation wird Mode. In Amerika, das uns wegweisend voranschreitet, stinkt der Klatsch aus allen Zeitungen zum Himmel. Auch bei uns beginnt es zu stinken, und zwar, dem ernsteren Wesen des Deutschen gemäß, aus Büchern. Schon wird uns Hebbel als der uneheliche Sohn eines Pastors serviert. Und im Lande Schwaben stöbert einer, der sich bald Wolfgang Rath, bald Schulz-Euler nennt, in Mörikes Ehegeschichte herum und kettet die tote Frau Mörike an den Pranger. Dieser „Mörike-Forscher“ hat vordem in Schweinsleder zwei „Werke“ veröffentlicht, die von

Kennern der Materie als pornographisch bezeichnet werden. Eine Anzahl angesehener Dichter und Gelehrter hat sich öffentlich gegen die Mörike-Forschung dieses lieblichen Autors gewendet. (Darunter Michael Conrad, Paul Ernst, Ludwig Finch, Tim Klein, S. G. Kolbenheyer, Isolde Kurz, Auguste Supper, Robert Vischer usw.)

Gustav Manz hatte ebenfalls protestiert, außer durch seine Unterschrift auch durch eine kräftige Abwehr in der Täglichen Rundschau. Da fühlte sich die redliche Seele des Ehrenmannes tief verwundet, er grub sein Ehrenkriegsbeil aus und begab sich, Genugtuung heischend, zu einem Kadi. Wolfgang Rath als flammender Ehrenmann und Wahrheitskämpfer, Gustav Manz als Angeklagter — es gibt merkwürdige Situationen in den Amtsgerichten.

Der Kadi dachte tief nach über diesen erschütternden Fall. Der deutsche Richter muß mit Ernst und Gründlichkeit zu Werke gehn. Statt sich allzu einfach den Fall mit klaren Augen anzusehen und den kecken Schlammaufwühler in das Maulwurfsloch zu scheuchen, in das er gehört, wälzte er die Literatur- und Kunstgeschichte (natürlich die, welche von Emil Ludwig und ähnlichen Meistern geschrieben ist) und kam durch dieses Studium zu folgender Erkenntnis: „Die Literatur- und Kunstgeschichte lehrt, daß eine lange Reihe von Trägern berühmter Namen sich zumeist in ihrer jugendlichen Zeit mit Arbeiten befaßt haben, die den Geschlechtsverkehr in mehr oder weniger ästhetischer Form behandelten, ohne daß doch unter Berücksichtigung ihres gesamten Wirkens von ihnen als Pornographen gesprochen werden könnte. So zum Beispiel Goethe, Rembrandt."

Daß Goethes diesbezügliche Sachen nicht vom Dichter selbst im Buchhandel veröffentlicht worden sind und daß Rembrandt mit solchen Radierungen keinen Ansichtspostkartenhandel trieb, scheint für den Richter unerheblich zu sein. Daß aber Wolfgang Rath „unter Berücksichtigung seines gesamten Wirkens" sozusagen auf eine Stufe mit Goethe und Rembrandt gehört, ist eine Entdeckung von unausmeßlicher Tragweite. Wir schlagen vor, daß die Töchter Schwabens diesem Salomo den Dank der Menschheit dadurch abstatten, daß sie ihm eine liberale Riesenzipfelmütze sticken und feierlich dedizieren.

Nachdenkliche Fragen.

Warum können wir um das Wachstum der Saat, um gute Ernte, um Gesundheit des Viehes, um das Gedeihen in Haus und Hof zu Gott beten, nicht aber um die Einlösung eines Wechsels, um die Erhöhung der Dividende, um das Steigen einer Aktie, um die Prosperität einer Bank?

Warum können wir uns vorstellen, daß die Engel im Himmel singen, Instrumente spielen und tanzen, nicht aber, daß sie malen? Warum denken wir uns himmlische Chöre, nicht aber himmlische Kunstausstellungen?

Neue Bücher

Johanna Wolff, Der Liebe Gott auf Urlaub. Zeitlose Legenden. 337 S. Geh. 6, geb. 8 Mk. Georg Müller, München. — Du schönes Leben. Gedichte. 3. Auflage. 130 S. Geb. 4 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ueber Johanna Wolff hat Paul Wittko im Juliheft 1923 geschrieben. In Ergänzung dazu zeigen wir das neueste Werk der Dichterin an: eine Sammlung kurzer Erzählungen, die durch eine Rahmengeschichte verbunden sind. Gelegentlich sind auch zwei Legenden durch den Zusammenhang der Personen aufeinander bezogen; doch gibt jede ein in sich geschlossenes Bild. Der Liebe Gott verläßt eines schönen Tages das Himmelreich, weil es ihn gelüstet, wieder einmal unter den Menschen zu sein. (Diese Einleitungsgeschichte geben wir vorn unter „Erlesenes" wieder.) In vierzehn Bildern ziehn seine Erlebnisse an uns vorüber.

Gott erscheint als Schützer des aufsteigenden Lebens, das in den Kampf muß, und des sterbenden Lebens, das ins Jenseits hinübergeht. Er gibt den einen frischen Lebensmut für ihren Kampf, den andern einen milden Tod. Die Symbole, die er austeilt, sind die goldenen Knöpfe seines braunen Man-

teils und die Paradiesäpfel. Die Geschichten sind zuweilen stark symbolisch, wie die vom „Kronen-Narr“ („Besser ist, daß ein Narr gefürstet werde, als daß der Stamm der Neunmalklugen Herrschaft übe.“ „Der Narr wuchs und wurde größer und wurde vielleicht der allergrößte Narr und König, der je auf einem Thron gesessen ist. Das Schellenkäppchen aber wurde von unbekannten Kräften den Neunmalklugen zugewandt“), zuweilen stark realistisch. Etliche („Das Nadelöhr“, „Ein Priester und noch ein Priester“) spielen nicht in einer bestimmbaren Zeit, andere (so das schöne Stück „Raff und Schiebke“) sind in eine ganz bestimmte Zeit gelegt. So herrscht trotz des einheitlichen Grundzuges eine bunte Fülle. Es ist aber nicht nur ein Grundgedanke in der Fülle, sondern auch eine gewisse Linie in der Aufeinanderfolge erkennbar: von der Wüste und der Brandstätte, von dem Bettler bis zur Bergeshöhe und zum Dichter, Gottes Ebenbild.

In diesen Geschichten spürt man das warme Herz der Dichterin, das nicht böse urteilt, sondern jeden auf das Gute hin anspricht. Auch wo der Wert so tief versteckt liegt wie im „Bettler“ oder in „Raff und Schiebke“ findet das freundliche Auge ihn heraus. Darin zeigt sich zugleich ein guter Humor. Das ist das Gute an diesem Lieben Gott, daß er gar nichts von Pädagogik versteht und weder mit religions- noch mit moralunterrichtlicher Weisheit bei den Menschen einkehrt. Die Moralinsäure hat er bei seinem braven alten Himmelspförtner zurückgelassen. Es tut einem in dieser Zeit durchaus wohl, einem Lieben Gott zu begegnen, der gar nicht daran denkt, seine Welt zu verbessern, sondern der die Unordnung für ganz in der Ordnung hält. Ein gutes, tapferes Herz, das ist's. Darum hat dieser Liebe Gott auch für den braven Hund Ajax einen richtigen schönen Hundehimmel bereit. (Als der Liebe Gott dem sterbenden Bernhardiner seinen roten Apfel hinhält, meint der Wackere: „Danke, keine anständige Hundespeise!“ und zieht vor, auf den Knopf zu beißen.) So liebenswürdig und weise ist dieser Liebe Gott, daß auch der strengste Theologe alle Theologie darüber vergessen wird. —

Der Band lyrischer Gedichte, den einst Liliencron lebhaft begrüßte, liegt nun in dritter Auflage vor. Die Spannweite dieser Gedichte ist durch die beiden Proben, die wir vorn bringen, bezeichnet. Sie offenbaren ein gutes, tapferes Herz und ein mütterliches Wissen um Leben und Tod. Das Temperament schlägt in flutenden Versen heraus, so daß es nicht zu eigentlichen „Kristallen“ kommt, wohl aber zu starken Rhythmen. St.

Julius Hartmann, Was alte Leute vom Alter sagen. 2. Aufl. 140 S. J. F. Steinkopf, Stuttgart.

„Was von Aeußerungen alter Leute über das Alter in Schriften aller Zeiten ein Siebenziger, sich selbst zur Beschauung und Erbauung, gelegentlich gesammelt hat, ist hier in Auszügen für alte besinnliche Leute zusammengestellt.“ Von Moses und Pythagoras, von Horaz und Cicero, von Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide an bis zu den Gelehrten und Dichtern unsrer Zeit ist eine Menge von Briefstellen, Versen, Aphorismen usw. zusammengetragen und in die beiden Teile „Bürde und Schwächen“ und „Würde und Segen“ geordnet. (Der zweite Teil ist dreimal so stark wie der erste.) Ein Buch zum Drinherumlesen, das viel Interessantes enthält. Aber zwei große „Alte“ sind vergessen: Wilhelm Raabe (er hat manches gute Wort de senectute gesagt, in der „Nachlese“ besonders findet sich einiges sehr Feine) und Hans Thoma („Im Winter des Lebens“). St.

Otto Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. 2. Aufl. 198 S., 2 Karten. Geb. 5,50 Mk. Walter G. Mühlau, Kiel.

Der Kieler Historiker gibt hier einen knappen Ueberblick von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart. Durch die treffende und markante Einteilung wird dieser Ueberblick sehr einprägsam. Wert gelegt ist auf die Herausarbeitung der großen Linie, in der die geschichtlichen Probleme sich entwickeln. Ein Buch von solcher Knappheit ist natürlich nicht ein bequemes Lesebuch, obwohl die letzten Kapitel sich trotz der Gedrängtheit des Stoffes flüssig und spannend lesen. Es ist besonders zur ersten Einarbeitung zu empfehlen, man bekommt einen Rahmen für das Ganze und einen klaren Ueberblick über die

Epochen und ihre Probleme. Reiche Literaturangaben helfen zur Weiterarbeit. St.

Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen, mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. In der Sammlung „Die Bücher der Rose". 480 S. Geb. 4 Mk. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.

Jean Paul. Auswahl von Josef Müller. 146 S. Geb. 2,80 Mk. R. Oldenbourg, München.

Jean Paul im Spiegel seiner Heimat. Festgabe zum 100. Todestag des Dichters von Dr. Eduard Herold. 95 S. Geb. 2,50 Mk. R. Oldenbourg, München.

Diese drei Bücher gehören zu der umfangreichen Literatur, die der hundertste Todestag des Dichters veranlaßt hat. Der Band aus den „Büchern der Rose" bringt in der bekannten Art eine Auswahl von Briefen, die zusammen mit sachlichen biographischen Angaben und mit Briefstellen von Zeitgenossen des Dichters eine lebendige Lebensbeschreibung ergeben. Kann natürlich bei einer verhältnismäßig so knappen Briefauswahl die Seele Jean Pauls nicht in allen Tiefen und seitlichen Ausstrahlungen gezeigt werden, wie sie sich uns beispielsweise in der großen Briefausgabe von Eduard Berend (bei Georg Müller, München) öffnet, so rundet sich doch andererseits in diesem Buch das Bild des Dichters dadurch, daß auch die Menschen durch Stellen aus ihren Briefen zu uns sprechen, mit denen er in Berührung kam. So wirkt das Unmittelbare, dieser besondere Zauber, der den Briefsammlungen eigen zu sein pflegt, hier in mehrerer Hinsicht auf uns.

Der Verlag Oldenbourg hat eine kleine Auswahl aus Jean Pauls Werken gebracht. Für solche, die den Dichter noch nicht kennen und die an diesen Kostproben prüfen mögen, ob er ihnen nicht vielleicht doch noch manches bieten mag. Die Auswahl ist sehr vielseitig. Es liegt aber im Wesen der Jean Paulschen Schreibweise, daß die kurzen Aufsätze, in denen er sich zusammenfassen mußte, für eine solche Probensammlung besser geeignet sind als seine Romane. Bei so kurzen Stücken wird man nichts von Handlung merken und vielleicht annehmen, daß auch die Romane nur aus ausgesponnenen Gedanken beständen.

Herold will in seiner Festgabe zum hundertsten Todestage Jean Pauls den Dichter im Spiegel seiner Heimat zeigen. Wir haben heute viel Sinn für die Verbundenheit der Menschen mit der Erde, aus denen sie gewachsen sind, und darum nehmen wir dankbar hin, was der Verfasser über das eigentümlich Oberfränkische im Wesen Jean Pauls sagt und wie er die Eigenart des fränkischen Landes im Charakter des Dichters wiedererkennt. Diese Hauptaufgabe nimmt allerdings nur einen Teil des Buches ein. Es ist ein sehr persönliches Werk, in dem sich ein gründlicher Kenner und hoher Verehrer Jean Pauls eigentlich selbst mehr charakterisiert als den Dichter. Bezeichnend dafür ist, daß er eine Reihe eigener Gedichte einfügt, von denen er, wohl kaum mit Recht, annimmt, daß sie von Jean Paul beeinflußt seien. Die vorgetragenen Gedanken in dem Buch — mögen sie vom Thema auch oft recht weit abgehen — sind frisch und bestimmt und darum wohltuend. Es wird allerdings wohl kaum einen Leser geben, der ihnen in allem zustimmt. G. K.

Friedrich Eberhard von Rochow, Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen. Genaue Nachbildung des Urdruckes vom Jahre 1776. Mit einem Geleitwort von Dr. Ernst Wiegandt. Ernst Wiegandt, Leipzig.

Auch den Pädagogen mangelte bei ihrem Studium der Geschichte der Pädagogik durchweg die Kenntnis der Quellen. Zu wissen, daß von Rochow das erste Lesebuch für die Landschulen stammte, nützt nichts. Aber dieses Büchlein einmal selbst in der Hand gehabt und durchgesehen zu haben, ist förderlam. Darum ist dieser Nachdruck des Originals sehr nützlich für die Lehrer. Es gibt einen wundervollen Einblick in den Geist der Aufklärungszeit. Diese endlose Reihe langweiliger moralischer Erzählungen, bei denen das Geschehnis kurz und uninteressant, die moralische Betrachtung aber lang und erbaulich ist; dazu die etlichen Gedichtchen und Gebetchen, die zuweilen an die Grenze des unfreiwilligen Humors

streifen; und bei alledem doch ein so ehrbarer, hoch sittlicher, strenger Geist, daß wir nicht zu gering von diesem Zeugen früherer Unterrichtsweise urteilen sollten. Es lohnt schon, solch altes Kinderlesebuch mit Bedacht und Muße durchzusehen. G. K.

Paul Th. Hoffmann, Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. 452 Seiten. Geb. 8,50 Mk. Georg D. W. Callwey, München.

In glänzender Ausstattung herausgebracht füllt diese Anthologie einen stattlichen Band. Die Absicht der Sammlung besteht nach den Worten des Herausgebers darin, „dem religiös Suchenden anzudeuten, wie sich in unserer Dichtung der religiöse Weg der Zukunft anzubahnen scheint." Das konnte ihm nicht gelingen, weil er nie trennt zwischen dem Offenbarungscharakter der Religion und der Formengebung, die der Glaube in der geschichtlichen Frömmigkeit gewinnt. Statt dessen spricht er von einer internationalen Identität des Göttlichen und dem individuell verschiedenen Weg des Gottsuchens. Letzten Endes kennt er nur Religion von unten her. „Heute wissen wir, daß dieser Weg von der Erde auszugehen hat und nur mit und durch die Erde — denn wir sind Erdgeschöpfe — gegangen werden kann." Diese Anschauung drückt der Sammlung den Stempel auf. M. E. ist vieles darin, was mit Religion nichts mehr zu tun hat. Es ist nicht Schuld des Prinzips der Auswahl, daß freilich auch Stücke darin sind, in denen das Offenbarungsmoment überwältigend zum Ausdruck kommt. Auf einzelnes gesehen hätten die Chinesen, Inder, Babylonier, Aegypter usw. ruhig fehlen können. Eine solche Auswahl muß allzu bruchstückhaft bleiben, wenn sie den Rahmen des Ganzen nicht sprengen soll. Daß z. B. Luther und Paul Gerhard so kärglich bedacht sind, Tauler, Böhme, Tersteegen, Schleiermacher, Raabe u. a. ganz fehlen, ist schade, liegt aber mit in der Anlage des Buches begründet. Karl Witte.

Zwiesprache

Da der Umfang unsrer Hefte so gewachsen ist, daß an die Stelle der Jahresbände Halbjahrsbände treten müssen, geben wir für die Hefte von Januar bis Juni das Inhaltsverzeichnis bei. Man kann jetzt vom Verlag feste leinene Einbanddecken für je sechs Hefte bekommen. Preis 1,50 Mark.

Just nachdem wir im vorigen Heft von der Aussichtslosigkeit der Putsche geschrieben hatten, kam Severings große Sensation. Man muß sich nicht sensationieren lassen. Projektenmacher gibt es natürlich. Aber es gehört zum Wesen des Projektenmachens, daß es immer beim Projekt bleibt. Das Schicksal verfährt eben bei der Austeilung des Erfolges nach ganz bestimmten Grundsätzen. Wer sich ein wenig mit diesen Prinzipien des Schicksals beschäftigt hat, beurteilt manche Dinge gelassen, über die sich die Parteibesorgten erregen. Man überlege: ein Putsch von rechts hat keine Möglichkeit des Gelingens, weil eine Zufallslage, in der er gelingen könnte, nicht zu ersehen ist. Ein Staatsstreich von rechts wäre freilich denkbar, wenn nicht — Hindenburg wäre. Hindenburg ist ein Felsen des Rechts, an dem alle Leidenschaft und aller Wunsch zerbricht. Hindenburg spielt nicht mit dem Recht und dem Gewissen. (Es würde ein unausdenklicher Konflikt stattfinden, wenn Hindenburg gezwungen werden sollte, etwa durch eine Volksabstimmung, Unrecht zu tun und etwas gegen sein Gewissen zu sanktionieren.) Ein Putsch von links ist ernster zu nehmen, weil die Kommunisten — im Gegensatz zu den Nationalisten — die Unterstützung einer auswärtigen Macht haben. Zwar sind die Verhältnisse zur Zeit nicht so, daß diese Dinge Aktualität gewinnen könnten. Aber in Zukunft mögen sich wohl politische Lagen ergeben, die ein Eingreifen Rußlands und damit einen „Fortschritt der Weltrevolution" ermöglichen. Darum, wenn wir auch nicht an einen Pfingst- oder Hundstags- oder einen sonstigen Termin-Putsch glauben, so glauben wir doch an den Sinn und die Zweckmäßigkeit der kommunistischen

Propaganda. Die nationale Propaganda hat nicht den Ausblick auf einen bestimmten außenpolitischen Kairos, wohl aber die kommunistische. Daraus ergibt sich ein verschiedener „Gefährlichkeits"grad.

In den Zusammenhang zielsicherer Propaganda (die von einer bloßen allgemeinen Stimmungspropaganda wohl zu unterscheiden ist) gehört der Film „Panzerkreuzer Potemkin". Die Frankfurter Zeitung sieht in ihm die Tendenz der „Befreiung unterdrückten Menschentums", also eine echt liberale Tendenz. Das ist ein Irrtum. Wollte der Film diese liberal-soziale Idee propagieren, so müßte er das Revolutionsthema ganz anders angreifen. Seine Tendenz ist Glorifikation der Meuterei. Meuterei ist aber etwas wesenhaft andres als Befreiung unterdrückten Menschentums, beides ist so verschieden wie Liberalismus und Bolschewismus. Es liegen zwei Probleme vor. Das eine ist dies, ob ein Staat (gleichviel welcher) Meuterei, und seien die Gründe noch so „menschlich", verherrlichen lassen darf. Das andre Problem ist, ob ein Staat eine Agitation, die im außenpolitischen Interesse eines andern Staates liegt, dulden kann. Das sind die beiden politischen (nicht moralischen) Probleme, die angesichts des Potemkin-Films zur Diskussion stehn.

Wir bringen zum Potemkin-Film zwei Beiträge, die zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander geschrieben wurden. Zur Beurteilung ist nicht unwichtig zu wissen, daß Dähnhardt den Film am Berliner Kurfürstendamm, Günther am Hamburger Steindamm (Stankt Georg, also proletarisierte Gegend) sah. Ich selbst habe den Film ebenfalls am Steindamm gesehen. Das Publikum war ruhig, nicht im mindesten hingerissen. Eisenstein scheint mir auf „östliche" Seelen spekuliert zu haben. Der Film hat einen Zug von Größe und imponiert dadurch. Störend aber ist es, daß in das große epische Geschehen immer wieder sentimentale Feuilletonmätzchen hineingebracht sind (das Kreuz des Popen, der rührselige Kinderwagen — Gott, wie geistreich!) Diese Abstürze von Homer zu Kerr rufen die Ironie wach. Und zum andern: die Motivierung der Meuterei ist kleinlich. Immer wieder erscheint die sentimentale Feuilleton-Ueberschrift „Um einen Löffel Suppe!" Jeder Verständige sagt sich: um einen Löffel Suppe werden keine Matrosen erschossen; da muß etwas andres in Frage kommen. Ebenso ist das Nichtschießen der andern Kriegsschiffe mangelhaft motiviert. Es wird also der Eindruck erweckt, daß Wesentliches verschwiegen wird. Darum werden nur solche Menschen ergriffen, die bereit sind, auf gewisse Ansprüche zu verzichten. —

Günthers Aufsätze über „Ressentiment" und „Waffen" in diesem Heft wolle man mit seinem Aufsatz im vorigen Heft „Blut, Feuer und Geist" als eine Einheit fassen. Auch wolle man die Jomswikinger-Geschichten unter „Erlesenes" dazu in Betracht ziehn. —

Dr. Kayßers Aufsatz über „Berufsstand und Staat" stammt aus einer ungedruckten Freiburger Dissertation „Die Staatsanschauung Ludwigs von der Marwitz." Vgl. den Auszug „Die staatliche Machtbildung in Deutschland und die Selbstbestimmung Mitteleuropas" in der Zeitschrift für Geopolitik. 1925, Heft 10.

Die Frage, ob der Reichsinnenminister Dr. Külz „von den Beamten mehr verlange als das, was für den Reichspräsidenten genügt" („Unsre Stellung zur Republik", Aprilheft S. 253) hatte ich auf Grund der Zeitungsberichte über die bekannte Reichstagsrede gestellt. Der Minister weist uns demgegenüber auf seine (uns nicht bekannten) Aeußerungen im Hauptausschuß des Reichstags hin. Er betonte da: „er verbleibe auf seinem Standpunkt, daß der Beamte die Republik im Dienste bejahen und innerlich mit dem Staate verbunden sein müsse." Und dann: „Wenn jemand von den Beamten ein Vorbild in der Vollendung des Treuverhältnisses zum gegenwärtigen Staat brauche, so kenne er in der Geschichte der jungen Republik Deutschlands kein besseres als die beiden ersten Reichspräsidenten des Deutschen Reiches, von denen der eine von der Linken, der andere von der Rechten gekommen sei. Keine von diesen beiden Persönlichkeiten habe auch nur einen Augenblick ihre frühere Gesinnung verleugnet, und doch ständen sie da als ein Muster restloser Pflichterfüllung gegenüber dem gegenwärtigen Staate; und wenn jemand im Zweifel bezüglich seiner Einstellung zum Staate sei, dann

rufe er ihm das schlichte Wort zu: Gehe hin und tue desgleichen." Wir teilen diese Stelle unsern Lesern mit, ohne die Diskussion fortzusetzen. Sie würde in die Kasuistik der Begriffe „bejahen" und „innerlich" führen. Auch die Parallelisierung der beiden Reichspräsidenten scheint uns historisch und psychologisch unmöglich.

Zu meinem kleinen Beitrag über die „Theologie der Krisis" schrieb mir Herr Professor Karl Barth eine persönliche Antwort, die mir sehr gefällt und aus der ich darum, mit seiner Genehmigung, das Wesentliche wiedergebe:

„ad 1) Ist es billig, Leuten, die sich doch wahrlich nicht als Propheten und Reformatoren ausgegeben und benommen haben, vorzuwerfen, daß ihnen die „seelische Tiefe" Luthers abgehe?

ad 2) Die Welt mitsamt dem Teufel in Gott aufzunehmen, diese Einladung Böhmes und der Theosophen insgesamt dürfen Sie einem christlichen Theologen säuberlicherweise eben nicht zumuten.

ad 3) Es geht doch nicht an, mir (ich fühle mich hier wohl mit Recht besonders angegriffen) unter der Anklage auf „akademische" Begrifflichkeit im Besonderen das vorzuwerfen, daß ich den Nationalismus speziell der Mehrzahl der deutschen Akademiker irgendwie rein physisch nicht mag und ihm gegenüber dem, was Sie „soziale Dialektik, rationalen Pazifismus" nennen (ich bin als sozialistischer Pfarrer immerhin ein Jahrzehnt lang als ein bißchen ungesicherte „Existenz" auf dem „Kampfplatz" gewesen!) immer noch den Vorzug gebe. Darüber kann man verschieden denken; aber daß man ein „begriffsspitzer Belehrer" sei, weil man diese Theorie (Sie wissen welche ich meine!) nicht mitmacht, das scheint mir eine parteiische Ketzermacherei, die ich fröhlich ablehne.

ad 4) Hier gebe ich Ihnen recht. Auf die Ehrfurcht vor den Schmerzen des Lebens kann man sich nicht genug hinweisen lassen, auch nicht genug darauf, daß man unrecht hat, auch wenn man recht hat. Wer vergäße das nicht beständig?

ad 5) Wilhelm Raabe, den Sie besser kennen als ich, in Ehren, aber daß es ein Christentum ohne Christus gebe, damit ist es sicher nichts. Was sich so heißt, wird sich immer wieder als ein (vielleicht sehr ehrenwertes) Heidentum entpuppen, das dann die Erinnerung an ein bißchen dogmatische oder historische Heilsgeschichte gar sehr nötig hat.

Zum Schlußabsatz. Ich beschäftige mich „sozusagen handgreiflich mit der verworfenen Welt" — nun ja, indem ich mich mit Kirche und Theologie beschäftige und folglich mein Kolleg so ernst nehme wie Sie Ihre Zeitschrift — um nachher, wie Sie gewiß auch, mit der übrigen Welt zum Mittagessen zu gehen. Die „Erneuerung" aber erwarten gewiß weder Sie noch ich von dem, was wir lehren, also weder von den Theologen noch von den freien Rednern über Religion, zu denen ich wie Raabe so doch Sie rechne."

Darauf folgende Antworten:

ad 1) Barths und Gogartens Probleme reichen in ungewöhnliche Tiefen, in die Luther zuweilen hinabdrang. Ich vergleiche nicht die Persönlichkeiten, sondern das Pleroma, das zu dem Gang zu den „Müttern" nötig ist.

ad 2) Wenn man nicht das, was der christliche Theologe für christlich hält, sondern „die Wahrheit" will, so schlägt der Einwand nicht durch. Die Einheit ist so ewig wie die Doppelheit.

ad 3) Ich unterscheide zwei Menschenarten: die, welche hungern müßten, und die, welche höchstens freiwillig hungerten. Aber freilich, dieser Unterschied ist hier nicht das Wesentliche, darum ist Barths Einwand treffend. Es handelt sich um biologische Unterschiede. (Daher das „physische" Mögen und Nicht-Mögen.) Ich selbst, durch den Liberalismus hindurchgegangen, „mag" die pazifistischen und akademisch-sozialen Seelen nicht mehr und nehme eine gewisse Rauheit und Gradlinigkeit in Kauf, wenn ein redliches Herz und ein fester Charakter dabei ist. Barth gehört nicht zu den „weichlichen" „Intellektuellen", aber in der Gefahr, die mit der Begrifflichkeit gegeben ist, scheint er mir immerhin zu stehn.

ad 5) Das würde vielleicht mein Raabe-Buch entscheiden, das ich schreiben würde, wenn ich sechzig Jahre alt werden sollte.

ad 6) Zu meiner Lebensstimmung gehört das Wort: „Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren." (Darum

geben sich freundliche Menschen Mühe, mich von meinem „Pessimismus“ zu bekehren.) Ich erwarte das Heil ebensowenig von mir (und andern Journalisten) wie von den Theologen der Krisis. Ich erwarte es von denen, die so unmittelbar im Leben stehn, daß sie überhaupt keine Zeit haben zu philosophieren und theologisieren, sondern daß sie nur kurz beten können. Ich erwarte es von solchen, denen es der Herr, weil es denn so sein muß, wohl oder übel im Schlafe geben muß. —

Die „Politische Wochenschrift“ Dr. Ullmanns erließ ein Preisausschreiben, das gerade auch unsre Leser interessieren wird. Die Frage lautet: „Kann Deutschland innerhalb der bestehenden Grenzen eine wachsende Bevölkerung erhalten?“ Gefordert wird eine wissenschaftliche Behandlung des Problems. Vier Preise von 1000 bis 3000 Mark. Preisrichter: Prof. Sering, Prof. Sombart, Minister a. D. Schiele, Frhr. v. Gayl, Dr. Kämper, Dr. Ullmann. Die Bedingungen findet man in Nr. 18 der „Politischen Wochenschrift“. —

Josua Leander Gampp wohnt in Bergedorf (bei Hamburg), Jungfernstieg 11.

Wir bitten Herrn Hubert Krüger um seine Anschrift, die uns verlorengegangen ist.

Im Maiheft waren zwei ärgerliche Druckfehler. In meinem Aufsatz über Riehl muß es Seite 366 Zeile 31 v. o. heißen: Romantisches Mittelalter (statt Romanisches). In der Probe aus Sohnreys „Düwels“ sind sechs Zeilen versetzt worden. Die Zeilen auf S. 382, Zeile 19 bis 13 v. u. gehören auf S. 381, hinter Zeile 19 v. u. St.

Zur Notenbeilage.

Die Guitarre ist von Anfang an eng mit der Pflege der volkstümlichen Kunst verbunden: im achten Jahrhundert gelangt die arabische Laute auf dem Umweg über Unteritalien nach Spanien und von da aus durch die Kunst der Troubadours nach Frankreich und Deutschland. Unter der Einwirkung der aus der Diskantviola entwickelten Violine entsteht dann in Südspanien die flachgebaute Guitarre, ebenso wie in Süditalien als Gegensatz zu derselben Violine die Mandoline herausgebildet wird. Während die Laute bis in Bachs Trauerode nachweisbar bleibt, wird die Guitarre zum Instrument der Romantiker, die bei Schubert sogar ins Streichquartett aufgenommen wird. Webers Guitarrenlieder, die er, als Guitarrist wie als Pianist gleich ausgezeichnet, selbst spielte und sang, entstanden teils in Stuttgart, teils auf Reisen und in München. Weber hält hierin mehr die strengere norddeutsche Liedstilrichtung inne, wobei er sich in der Behandlung der Stimme wie der untermalenden Begleitung wie endlich des Instruments als der Meister bekundet, als der er dem neuen Klavier- und Orchesterstil den Weg gewiesen hat. H. U.

Stimmen der Meister.

Sparrenwerk alter Bauernhäuser ... Wenn ein Winddruck auf dem Reihdach liegt, beginnt ein Wiegen und Rauschen, man kann, vorausgesetzt, daß einem die alten Kasten lieb sind, ihre Sprache deuten. „Ein Jahrhundert,“ so raunt es, „dauert unser Leben, wenn es hoch kommt, etwas mehr. Und dann ist das Ende da, aber davon ist nicht zu reden ... der Welt Lauf. — Nur ein paar eichene Balken, doppelt zäh und stark vor Alter, Ruß und Rauch, wird man, so hoffen wir, für gut genug halten, dem einzufügen, was über unserer Herdstätte neu entsteht.“ —

Es gibt Landschaften, die ihre Schönheit verlieren, wenn die Einsamkeit fehlt. Was wäre die windverwehte Heide ohne sie? Was das Unheil brütende Moor ohne Verödung? Was wäre ein am Rande von Wald und Heide belegenes Häuschen, wenn es nicht so verlassen und einsam in die Welt hinausgestellt wäre? Küchenrauch schwält aus Dach und Fenster und erzählt von Bratkartoffeln und Milchreis und von genügsamen, sich daran gütlich tuenden Leuten. Da paßt die Einsamkeit hin, nicht aber in die Kulturgärten strotzenden Segens. Da will ich bunt hingestreuten Reichtum lachender, reicher, fröhlicher Dörfer ...

Timm Kröger.

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE
JUL 12 1963

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YE 19826